PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

21

JAHRGANG 1927

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag:
Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“

82396

v.21
1927

Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1927

I. Predigten und Andachten.

	Seite
A. Bietenholz: Von Anfang, Fortgang und Ziel	1
L. Ragaz: Die Erlösung vom Bösen	57
Rob. Lejeune: Die Heilung des Blindgebornen	105
L. Ragaz: Die Erlösung von der Angst	117
Ernst Hubacher: Die Torheit des Kreuzes	153
L. Ragaz: Der Sieg über den Tod	171
L. Ragaz: Erlöst	201
Walter Lüthy: Spirit of St. Louis	257
L. Ragaz: Unsere Fehler	277
Rob. Lejeune: Die Speisung der Fünftausend	313
L. Ragaz: Versöhnung	393
L. Ragaz: Menschenfurcht	441
Christian Holzer: Das Gericht des Menschensohnes	497
L. Ragaz: Das Ich	518
L. Ragaz: Das Sakrament der Weihnacht	553

II. Religion, ethische und kulturelle Fragen.

	Seite
Paul Trautvetter: Unser Glaube an das kommende Reich Gottes	3
L. Ragaz und **Clara Peter:** Zum Kampf gegen die Trunksucht	12
L. Ragaz: Zum Gedächtnis Pestalozzis: Gruss an Pestalozzi, Eine Probe aus Pestalozzi	63
L. Ragaz: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes	161
L. Ragaz: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes	204
L. Ragaz: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes	262
Rudolf Boech: George Fox und William Penn	220
L. Ragaz: Ueber den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems	319
S. Dieterle: Die Verkündigung der sozialen Botschaft	355
E. Thurneysen u. L. Ragaz: Zum religiös-sozialen Problem	400
Valentin Hack: Karl Hilty und die soziale Frage	449
Valentin Hack: Karl Hilty und die soziale Frage	503
L. Ragaz: Glauben und Arbeit	556

III. Politische und soziale Fragen.

	Seite
L. Ragaz: Demokratie und Demagogie	31
L. Ragaz: China	76
Christian Schulz: Das Elsass	125
L. Ragaz: Die Ueberwindung des Marxismus	179
Hans Kohn: Das Judentum und die europäische Welt	225
L. Ragaz: Russland und England	289
L. Ragaz: Sacco und Vanzetti	424
L. Ragaz: Wo ist die Schweiz?	460
Emil Fuchs: Das deutsche Volk und der Friede	522
L. Ragaz: Ein Manifest des religiösen Sozialismus	526
Emil Fuchs: Der Kampf um die Schule in Deutschland	531
L. Ragaz: Die Welt am Jahresschluss	579

IV. Aussprache.

Seite

Du sollst nicht töten! **Ludwig Köhler, E. S. und Fritz Christen** 27
Du sollst nicht töten! **Waldus Nestler, F. C. B.** 68
Zum Kampf gegen den Alkoholismus. **H. Leuthold** 111
Du sollst nicht töten! **G. Scherrer** 113
Du sollst nicht töten! **L. Ragaz** 170
Vegetarismus. 1. Vorbemerkung der Redaktion. 2. Votum von **R. M.** 276
Zum Vegetarismus. **Wally Klassen** 515
Zur Frage: Wo ist die Schweiz? Brief von **E. S.** 517
Vegetarismus. **A. Bietenholz-Gerhard** 576
Lebensreform. **O. Ewald** . . . 578

V. Biographisches.

Seite

Alfred de Quervain. **L. Ragaz** . 70
E. Pieczynska. **Clara Ragaz** . . 115
Rudolf Boeck. **Oskar Ewald** . . 219

VI. Berichte. Aus der Arbeit.

Seite

Vorträge über den Sozialismus in Bern 25
Arbeit und Bildung in Basel . . 26
Casoja 102
Volkshochschulheim Neukirch a. d. Thur 102
Freunde der „Neuen Wege“ . . 104
Volkshochschulheim Habertshof. 147
Freunde der „Neuen Wege“ . . 152
Mütterwoche in Bendeli, **C. Ragaz** und **L. Wettler** 194
Arbeit und Bildung. Sommerprogramm 200
Arbeit und Bildung im Sommer 1927. **L. R.** 241
Aus der Arbeit Bern. Freunde der „Neuen Wege“ 256
Aufruf a. d. aargauischen Freunde d. „Aufbau u. d. Neuen Wege“ 283
Alkoholfreies Volkshaus und Jugendherberge in St. Moritz . 284
Ferienkurse im Volkshochschulheim Casoja 285
Weltkonferenz für Erziehung in Locarno 285
Eine Jugendzusammenkunft im Zeichen des Heiligen Franz . 288
Ein internationaler Freundschaftskalender 288
Kurs d. Schweiz. Predigergesellschaft im Bad Lauterbach. **R. Lejeune** 370
Mütterwoche im Bendeli. **Marta Früh** 377
Arbeit und Bildung Sommer 1927 378
Ferienkurs für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen . . 386
Heimatwoche im Turbachtal . . 387
An die Freunde des freiwilligen Zivildienstes 388
Reichenauer Konferenz 389
Berichtigung 389
Casoja. **G. R.** 423
Herbstferienkurs auf der Lüdernalp 423
Versammlung in Bern. Miliz-System und Abrüstung 440
Die Reichenauer Konferenz. **G. Felix** 474
Gruppe Basel des „Aufbau“ und der Freunde der „Neuen Wege“ 477
Volksschulheim für Mädchen in Neukirch a. d. Thur. **E. S.** . 478
Im Heimetli Obersommeri. **Isa Stähelin** 478
Volkshochschulheim Habertshof. **E. Blum** 479
Versammlungen Aarau, Basel, Bern 491

Seite
Berichtigung 49, 495
Arbeit und Bildung. Winterprogramm 495
Versammlungen Bern und Basel 549
Vom Weltkongress für Erneuerung der Erziehung in Locarno, Christian Holzer . . 587

VII. Rundschau.

Seite
Charles Naine † 44
Zur Chronik 46
Das Getreidemonopol 47
Grimmrummel 49
Zur Pfarrwahl in Mitlödi . . . 50
Ein Familienschulheim . . . 53
Zur Chronik 92
Zur Frage des Anschlusses Oesterreichs a. d. deutsche Reich 94
Nochmals Evangelisch-Sozial und Religiös-Sozial 96
Politik und Kirche. H. Hartmann 99
Die Neusonnefelder Jugend . . 100
Bern 101
Zur Chronik 136
Wie Krieg gepflanzt wird . . . 138
Gegen eine religiöse Verleumdung 141
Kirche und Geschäft. A. K. mit Nachschrift von L. R . . . 144
Ein Gegner des Sozialismus . . 146
Nachklang zur Pestalozzifeier . 146
Zur Chronik 192
Von der Frauenliga für Frieden und Freiheit 193
Zur Chronik 242
Vom modernen Götzendienst . . 247
Zum Artikel gegen die religiöse Verleumdung. Grossmann und C. Ragaz 254
Seite
Die Religiös-Sozialen und die Stoa 256
Zur Chronik 301
Gegen den Maschinenmenschen . 306
Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz: „Das Judentum und die europäische Welt". Von Hans Kohn 310
Zur Chronik 379
Ein Jubiläum 383
Der christliche Soldat und die Kreuzritter 384
Zur Chronik 435
Zur Chronik 480
Von Krieg und Frieden 489
Zur Chronik 538
Ultramontane Verlogenheit . . . 541
Nochmals die Kreuzritter . . . 543
Dienstverweigerer. A. Descoeudres und L. R. 546
Aufruf an die evangelischen Pfarrer in Deutschland. Hans Hartmann 542
Chronik 592
Zwei Dienstverweigerer. Clara Ragaz und E. N. 595
Erwerbsbetriebe der Stiftung Albisbrunn. Hans Anderfuhren 597

VIII. Gedichte und Sprüche.

Seite
Jakob Hess: Der Geistespflug . 29
Jakob Hess: Aussaat 30
Alfred de Quervain †: Isaac Newton in der Kirche 124
Seite
Sprüche Pestalozzi, Montesquieu, Treitschke 551, 552
Carolina Lutz. Der Advent . . 587

IX. Von Büchern und Bildern.

Seite
Die Seele Chinas. E. N. . . . 53
Hans Denk. Christian Holzer . . 54

	Seite
La Crise de la foi. E. H. W.	55
Pestalozzi - Literatur. Christian Holzer	103
Christentum der Tat. Christian Holzer	103
Ein Aufruf an das Schweizervolk. L. R.	148
Zwei wertvolle Schriften. Oscar Ewald	149
Du sollst nicht töten. (J. Madlener.) G. Rieger	195
Eingegangene Bücher	311
Die Alkoholfrage in der Religion. Willi Kobe	390
Karl Hilty. L. R.	492
Eine Schwedin (Ebba Pauli) Gottfried Rieger	494
Von Tolstoi. G. Rieger	549
Der Orient. E. Stückelberger	551
Weihnachtseinkäufe	551
Friede auf Erden. L. R.	598

X. Redaktionelles.

	Seite
Zum neuen Jahrgang	56
Redaktionelle Bemerkungen	104
„ „	152
„ „	199
„ „	256
Redaktionelle Bemerkungen	312
„ „	392
„ „	440
„ „	552

XI. Briefkasten.

	Seite
An E. A. und an E. E.	199
Eine Antwort für Viele	390

Von Anfang, Fortgang und Ziel.

I.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ (1. Mose 1, 1 und 2.)

Aller Anfang ist schwer. Sogar für Gott. Wüst und leer war Seine Schöpfung zuerst und in Finsternis gehüllt. Und Gottes Geist schwebte über dem Wasser, fast möchte man meinen wie ein Vöglein über einem Meer, auf dem es keinen Ruheplatz findet.

Was Wunder, wenn auch für uns der Anfang schwer ist, wenn auch wir, so wir in unserem Leben etwas neu machen, mit einer alten Gewohnheit brechen, einer neuen Ueberzeugung folgen, innerlich oder äusserlich irgendwie unserm Schifflein einen neuen Kurs geben wollen, wenn auch wir da zuerst in eine tiefe Dunkelheit hineinkommen, mit müden Flügeln über einem uferlosen Meer herum irren?

Und wo nun gar ein Volk, eine Klasse, eine Schar etwas Neues will und beginnt, sei es nur in brodelnder Bewegung, sei es gar in hellem Umsturz, was Wunders, wenn es da zuerst durcheinandergeht, Chaos entsteht?

Aller Anfang ist schwer.

Wenn es nur doch Gottes Geist ist, der über dem Werdenden steht! Nicht das entscheidet über den Wert oder Unwert von etwas Neuem, ob sein erster Anblick schreckhaft, unruhig, unbequem ist, sondern ob es Gottes Geist ist, der es wirkt, oder ein anderer Geist, ob es Gottes Walten ist oder Menschenmache, getrieben von dämonischen Begierden.

II.

Und Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. (1. Mose 1, 3 bis 5.)

Gott lässt sich vom anfänglichen Chaos Seiner Schöpfung nicht entmutigen.

Und wenn auch wir uns nicht entmutigen lassen von den Anfangsschwierigkeiten, in die uns eine aus innerer Ueberzeugung und Erkenntnis kommende Wendung in unserem Denken und Leben hinein wirft, dann bricht auch für uns das Licht einmal durch. Es kommt Klarheit über den Weg, den wir weiter zu gehen haben.

Wohl bleibt die Dunkelheit noch da. Gott vernichtete sie an jenem ersten Schöpfungstage nicht, sondern wies ihr die Nacht zum

Bereich. Sie verhüllt den Weiterweg zuweilen, so dass wir warten müssen. Aber sie ist nicht mehr unabsehbare Schrecknis, sondern die stille Nacht, die mit dem Tag abwechselt, nach der wieder ein heller Morgen anbricht. Sie ist das Ausruhen nach der Arbeit und vor neuer Anstrengung. Macht sie uns schon manchmal Angst, so brauchen wir sie doch, weil wir das Licht und den Drang des Tages nicht ständig ertrügen.

Und wenn wir, gar in einer solchen Zeitenwende wie unser Jahrhundert wohl zu sein berufen ist, auf Gottes, des grossen Schöpfers und unentwegten Immer-wieder-Erneuerers Seite stehen, wir auch unentwegt bei aller scheinbaren Weglosigkeit, hoffend und glaubend in aller anscheinenden Hoffnungslosigkeit, dann helfen wir sandkorngross mit die unabsehbar über die Welt ausgegossene Finsternis lichten.

III.

Folge mir und lass die Toten ihre Toten begraben. — Wer die Hand an den Pflug legt und hinter sich blickt, der ist für das Reich Gottes untauglich. (Matth. 8, 22, Luk. 9, 60 und 62.)

Jesus, Gottes Sohn, treibt des Vaters Werk vorwärts, dem Ziele, Gottes Reich zu. Er ruft auf: Folge mir, vorwärts; bleib nicht hängen an dem, was hinter dir ist.

Mit äusserster Schärfe scheidet sich Jesus von dem, was tot ist. Hier er — da die Toten und die Totengräber.

Reichtum, Ueppigkeit, Luxus, die Macht, die Reichtum gewinnt und mehrt und sichert, dergleichen Dinge sind das Bereich des Todes, und tote Seelen sind es, die diesen Dingen ihr Leben widmen. Tote Stunden sind es, in denen wir uns diesen Dingen hingeben. Davon ruft Jesus uns scharf fort.

Aber es ist zugleich ein Trost in seinem Ruf. Wir haben alle Totes genug in unserer Vergangenheit, tote, dunkle, vergeudete Stunden, tote Hoffnungen, totes Glück, tote Unternehmungen, tote, vergangene Verfehlungen und Irrtümer. Wir sollen einen Strich darunter machen können, davon los kommen. Nicht immer wieder darnach zurückschauen, darum trauern, daran herumstudieren, uns damit plagen und darob verzagen. Wir sollen nicht lebenslang Totengräber der toten Dinge unseres Lebens sein.

Sondern vorwärts wollen wir, Jesu nach. Eine grosse Aufgabe ist da, ein grosses Feld wartet des Pfluges, darnach der Saat, dann des Wachstums und endlich der Ernte. Hand an den Pflug — wie fern die Ernte auch sei. Vorwärts, nicht hinterwärts, los von allem Toten, Jesu nach, dem Ziele zu, dem Reiche, der Herrschaft Gottes zu, wie fern es auch sei.

Alfred Bietenholz-Gerhard.

Unser Glaube an das kommende Reich Gottes.[1])

Wenn wir versuchen, uns immer von neuem über die Gottesreichshoffnung klar zu werden, mag es das Natürlichste sein, dass wir — wie es so oft getan worden ist — ausgehen von dem ganz eindeutigen Wort Gottesreich. Dieses Wort sagt alles; es handelt sich nur darum, dass wir alles hören. Und zwar scheint es mir, dass die Schwierigkeit nicht in erster Linie darin bestehe, dass wir die Mannigfaltigkeit, welche der Reichsgottesgedanke in sich schliesst (wie er sich in der Mannigfaltigkeit der neutestamentlichen Aussprüche wiederspiegelt) begreifen, sondern dass wir eine Ahnung gewinnen könnten von seiner Intensität. Vielleicht würden wir dann von da aus all jene Mannigfaltigkeit der Aussagen verstehen, von dem schlichten Vergleich mit dem Sauerteig bis zu den Schilderungen der Katastrophen, die mit dem Durchbruch des Reiches verbunden sein werden.

Diesem Ahnen der Intensität steht aber eine Jahrhunderte alte Erkrankung des religiösen Denkens in der Christenheit entgegen. Mit geschwächtem Augenlicht hat sie die Bibel gelesen und mit geschwächtem Gehör auf jene Botschaft gehört. Diese Krankheit, welche das christliche Denken überfallen hat, kann man als Un-Realismus oder ähnlich bezeichnen. Der Gedanke, der aus dem Wort Gottesreich als dessen selbstverständlicher Sinn heraussprингt, nämlich der eines Sieges Gottes über die Welt — dieser Gedanke ist diesem unrealistischen, christlichen Denken viel fremder geworden als es selber weiss. Dieses „christliche Denken" kennt eigentlich nur noch — mit Marx zu reden — Veränderungen des Bewusstseins, aber nicht des Seins. Die Sphäre, in der Gott wirkt, ist die Sphäre des Intellektes und der Psyche. Vom biblischen Denken mit seinem Realismus ist die Christenheit abgekommen — und zwar lange bevor es einen Liberalismus gab. Wir sagen das nicht in einem Tone, als ob w i r selbstverständlich in der Lage wären, auf die Christenheit deshalb Steine zu werfen. Höchstens e i n Vorwurf ist vielleicht möglich, nämlich der, dass die Christenheit allzu unbeirrt fortfuhr, ihr Denken als biblisches Denken auszugeben. Sie hätte die Bibel nicht auf ihr Niveau herunterzerren sollen; es wäre wahrhaftiger gewesen, wenn sie dieselbe auf ihrer einsamen Höhe gelassen hätte. Gemieden zu werden ist nicht das Schlimmste; unter dem Schein der Freundschaft vergewaltigt zu werden ist schlimmer, und dieses Schlimmere ist der Bibel widerfahren. Indem man sie auf diese Weise zu behandeln wähnte, hat man sie schlimmer verloren.

[1]) Vortrag, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Romanshorn am 9. Oktober 1926.

Sicherlich sind alle Versuche der Menschen, sich mit den unabänderlichen und unerforschlichen Tatsachen des Weltlaufs abzufinden, ehrfurchtheischend, weil sie schliesslich alle die Würde des Leidens haben. So auch die Versuche des christlichen Denkens. Aber diese Ehrfurcht darf uns nicht hindern, es zu sehen und laut auszusprechen, dass all jene religiösen Formen, sich mit der Unerlöstheit der Welt abzufinden, nicht der Weg der Bibel sind, und dass die Art der Bibel unverstanden ist, solange wir nicht die völlige und unbegreifliche Andersartigkeit ihres Weges erkennen. Ihr Weg ist nicht der Weg der Frömmigkeit, nicht der Weg der Religion, nicht der Weg der Psyche, sondern ein ganz realistischer, vielleicht sogar materialistischer, ein ganz massiver Weg. „Und er berief die Zwölfe zu sich und gab ihnen Macht über die Dämonen, dass sie sie austrieben und heilte jede Seuche und jede Krankheit. Diese Zwölf sandte Jesus aus, gebot ihnen und sprach: Gehet aber und predigt und sprechet: das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Machet die Kranken gesund, reinigt die Aussätzigen, wecket die Toten auf, treibt die Dämonen aus!“ Das ist der biblische Weg. Es ist uns angesichts dieses Weges vorerst nichts anderes möglich, als ohne Begreifen stille zu stehen. Das also ist die Reichsgottes-Hoffnung: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird die frohe Botschaft verkündigt.“ „Wenn ich durch die Macht Gottes Dämonen austreibe, dann ist das Gottesreich nahe zu euch gekommen.“ — Versuchen wir unsere christlichen Augen auszureiben und solche Worte unabgeschwächt, unvergeistigt, unmodernisiert anzuschauen. Darum handelt es sich; es kann sich ja nicht um weniger handeln, das ist die Wahrheit, die uns zu dämmern beginnt. Es kann sich nie um weniger als um Alles handeln, wo es sich um Gott handelt. Können wir das verstehen? Vielleicht würde das der Anfang des Verstehens sein, wenn uns das Gefühl überkäme, dass eigentlich erst hier, wo so geredet wird, wirklich von Gott geredet wird. Dass also überall dort, wo die blossen Tatsachen dieses unerlösten Lebens erklärt oder verklärt werden, gerade deshalb nicht von Gott geredet wird, sondern von dieser Welt. Nun wird uns die Tatsache verständlich, dass alle diejenigen Menschen, die den Blick auf das Reich Gottes gerichtet hielten, den Sinn verloren für viel frommes Wesen, für viele religiösen Schöpfungen des Menschen. Sie sahen das, was wirklich den Namen „göttlich“ verdiente und konnten darum nur noch mit Staunen auf das fromme Treiben der Menschen schauen. Warum — das war ihre erstaunte Frage — warum bekennt ihr nicht eure Armut, sondern spielt euch und andern Reichtum vor? Und dabei ist ja Armut ein zu schwaches Wort, um euren Zustand zu kennzeichnen, denn Armsein heisst wenig haben,

aber es ist ja ein Nichts-haben. Wie erstaunt sind die Menschen, die auf das Reich Gottes schauen, über das, was die frommen Menschen sagen über die erloschenen Augen der Blinden, an der Tragbahre des Lahmen, angesichts des Aussätzigen und am Grabe. Erstaunt sind sie, dass hier überhaupt noch geredet wird, dass gerade hier so viel, so schön, so leicht fliessend, geredet wird, dass hier die Menschen nicht sieben Tage und sieben Nächte schweigen wie Hiobs Freunde und nachher dann n i c h t reden wie jene redeten. Am allermeisten erstaunt sind sie darüber, wie hier das Wort „Gott" ertönt, immer und immer wieder, nirgends so ungeniert, nirgends so hemmungslos wie gerade hier, während sie, die Reichsgottes-Menschen, das Gefühl haben, dass dieses Wort nirgends so unmöglich ist wie hier, dass es jedenfalls aus solchen Situationen niemals mit solch selbstverständlicher Erbaulichkeit herausspringt, dass jedenfalls niemals eine derartige Sache mit jenem Wort erklärt oder verklärt werden kann. Denn es müsste ja im Gegenteil in solchen Situationen das Eine klar werden, dass von Gott reden heisst von einer a n d e r n Welt reden, die brennende Empfindung in die Seele senken, dass wir hier Gott n i c h t haben.

Wir verstehen nun, warum Reichsgottes-Menschen in gewissem Sinne weltliche Menschen gewesen sind. Die Ehrfurcht vor dem frommen Wesen ist von ihnen abgefallen, sie sind davon ganz frei geworden. Ach, wir müssen ja gar nicht fromm tun, wir kommen ja damit Gott in keiner Weise näher. Das fromme Wesen ist ja nicht Gott, denn er ist allein da, wo sein Reich ist und nirgends sonst. Unsere Stimmungen, unsere Andachten, das dringt ja alles nicht hinüber. Darum dürfen wir herzhaft natürlich, herzhaft weltlich sein. Wir müssen ja gar nicht alles, was geschieht, erklären und verklären können. Wenn nichts anderes zu sagen ist gegenüber den furchtbaren Tatsachen dieses Lebens, wenn die dunklen Abgründe nur durch erbauliche Beleuchtungen erhellt werden können, dann ist Schweigen so viel besser, so viel wahrer. Wenn aber die Frage nach Gott aufgeworfen wird, dann soll derjenige, der es tut, wissen, was er tut. Er soll wissen, dass er dann nicht ein religiöses Register zieht, dem nun wie von selbst die Trostmelodie entquillt. Er soll wissen, dass die Frage nach Gott keine andere Frage sein kann als die nach seiner Hilfe. Es ist nicht die Frage nach dem Trost, es ist nicht die Frage nach der Kraft, das Unvermeidliche zu tragen, nach der Erleuchtung, das Unverständliche zu verstehen, sondern es ist immer nur die Frage nach der Hilfe, nach dem Siege Gottes, nach seinem Reiche. Dann weiss man, dass mit einer Fälschung der Wirklichkeit nichts gewonnen ist, dann wird die Not nicht mehr verklärt, sondern als Not angeschaut, der Tod wird nicht mehr in etwas Seliges umphantasiert. Und aus dieser schlechthinigen, aus dieser nicht erklärten und nicht verklärten Not heraus

wird die Frage nach Gott erhoben, das heisst die Frage nach seiner Hilfe, nach seinem Siege.

Wir haben von der biblischen Reichsgotteshoffnung geredet. Das Thema spricht aber von unserer Reichsgotteshoffnung. Das „unser" kann nur den Sinn haben, dass wir diese Hoffnung bejahen, dass wir uns vielleicht nach ihr ausstrecken. Mehr kann es nicht bedeuten. Wir treten hier nicht auf als diejenigen, die etwas, und zwar das Allergrösste, haben gegenüber den andern, die es nicht haben. Gerade wenn uns eine Ahnung erfüllt von der Grösse dieser Hoffnung, ist es uns klar, dass es ein ganz besonderes Problem sein muss, sie zu besitzen. Es ist kein schweres Problem, sich eine Theologie anzueignen. Wir könnten deshalb auf den Gedanken kommen, die Reichsgotteshoffnung in eine Theologie zu verwandeln, um sie in dieser Form in unsern Besitz überzuführen. Wir würden viel Grund zu dem Verdacht geben, dass wir so etwas gemacht haben, wenn wir allzu zuversichtlich von „unserer" Reichsgotteshoffnung redeten. Gerade dies muss unser Hauptanliegen sein, dass wir niemals diesem tötlichen Irrtum verfallen.

Es gibt ja eigentlich nicht Schrecklicheres als Menschen, welche dem Leben mit einer Theologie oder sonst einem Schema gegenübertreten. Das Leben schreit nach ihren Herzen und sie antworten mit einer Theologie. Das Entsetzlichste geschieht in der Welt, sie aber sind nie verlegen, denn sie haben eine „Theologie der Hoffnung". Der Tod begeht irgend eine schauerliche Gewalttat, er mordet ein Kind — sie aber kommen mit ihrer Theologie der Auferstehung. Keine Not bringt sie aus der Fassung, denn sie haben ihre Theologie; sie haben ihre allzeit gebrauchsfertigen Formeln für den Tod von Betagten und von Kindern, von Jünglingen und Jungfrauen und „für besonders schwere Fälle". Wir wollen damit nicht die Menschen anklagen um ihrer Herzensarmut und selbstischen Gebundenheit willen, um ihres robusten Lebenswillens willen, der sie schliesslich — wie Tolstoi einmal sagt — hinter jedem Sarge aufjauchzen lässt: „Ich lebe, dieser ist gestorben, aber ich lebe, das ist schliesslich das einzig Wichtige." Nicht das klagen wir an, dass der Mensch innerhalb der Natur und der Todesherrschaft steht, sondern dies, dass auch noch das Göttliche durch die Theologie zur Verklärung der Todesherrschaft herangezogen wird, dass es dazu dienen muss, das Unerträgliche erträglich zu machen. Man kann sagen was man will, aber wir sehen uns gedrungen, es laut und immer lauter zu sagen, dass Auferstehung als Theologie nicht mehr Auferstehung ist, sondern das Gegenteil: Versöhnung mit dem Tode. Alles theologische Reden von der Auferstehung hat die Wirkung, den Menschen von der Auferstehung wegzuführen. So ist wohl auch das Wort vom Kreuz meist nicht in dem „Wort vom Kreuz". Wo ist es denn? Wir werden es immer suchen müs-

sen — und dann werden wir es finden, oft wohl an erstaunlich unerwarteten Orten.

Wenn das Reich Gottes nur eine Theologie der Hoffnung ist, dann sind wir betrogen, wir betrügen uns selbst damit. Ich habe immer deutlicher das Gefühl, dass der gefährlichste Bestandteil der Hoffnung die Idee der Zukünftigkeit ist. Zum Reichsgottes-Gedanken gehört wesentlich seine Nähe, sein Anbruch, sein unmittelbar bevorstehender Durchbruch. Es handelt sich nicht darum, zu denken, dass „einmal" etwas geschehen soll. Warum soll denn „einmal" etwas geschehen, was jetzt nicht geschehen kann? Ist das nicht die hoffnungsarme theologische Flucht in die Zukunft? Blosse Zukunftshoffnung ist verkappte Hoffnungslosigkeit. Hoffnung haben heisst eine göttliche Möglichkeit setzen, und diese göttliche Möglichkeit darf nicht durch den Begriff der Zukünftigkeit um ihre Aktualität gebracht werden. Z u k u n f t s-Möglichkeit, das ist ein anderes Wort für Unmöglichkeit. Darum haben wir es bereits nur noch mit Theologie zu tun, wenn das Reich Gottes als Zukunftshoffnung auftritt. Darum ist auch eine gewisse, zeitlich verstandene Eschatologie nichts anderes als schriftgelehrte Träumerei. Solche Dinge allerdings lassen sich leicht besitzen. Vielleicht haben wir eine Zukunftshoffnung, vielleicht eine Eschatologie. Aber das alles ist nicht Reichsgotteshoffnung.

Die Menschen der ersten christlichen Zeit lebten in einer Atmosphäre, die wie mit einer gewaltigen elektrischen Spannung geladen war. Einmal war das so sehr der Fall, dass Flammen auf ihren Häuptern erschienen. Die Herrschaft Gottes war angebrochen. Sie war inwendig in ihnen und mitten unter ihnen; sie wirkte still wie ein Sauerteig und sie drohte wie eine Katastrophe; sie war verborgen, man konnte nicht sagen: siehe da, siehe dort ist sie, und sie war vor aller Augen in allen geschehenen und geschehenden Siegen Gottes. Das ist jedenfalls eindeutig, dass diese Menschen mit ihrer Reichsgotteshoffnung in ihre Gegenwart hineingestellt waren. Sie waren nicht in der Lage, sich mit einer Zukunftshoffnung über die Tatsachen der Gegenwart zu trösten, sie waren diesen Tatsachen merkwürdig wehrlos preisgegeben. Es mag paradox klingen, wenn wir sagen, dass der Mensch mit der Gottesreichshoffnung den furchtbaren Tatsachen des Lebens innerlich am wehrlosesten gegenübersteht. Bei den andern prallen diese Schrecknisse ab an dem geschickt vorgehaltenen Schild ihrer Theologie, ihrer Jenseitshoffnungen, ihrer Eschatologien oder auch ihres Optimismus, ihres Aktivismus, ihrer frommen oder unfrommen, jedenfalls aber alles irgendwie erklärenden und damit rechtfertigenden Weltanschauungen. Die Menschen des Gottesreiches dagegen stehen da mit entblössten Herzen; sie haben kein Schild mehr vorzuhalten. Sie haben keine Erklärung mehr für irgend eine dieser Nöte, sie haben

kein stylisierendes Schema mehr, mit welchem sie den Schrecknissen dieses Lebens eine erträgliche Form geben können. Sie haben keine Weltanschauung mehr, sie haben keine dieser Abfindungsmethoden, dieser Beschwichtigungskünste mehr. Sie haben nur Gott, der die N i c h t-Abfindung, die N i c h t-Beruhigung ist, durch dessen Gegenwart die Not n i c h t verhüllt, sondern in ihrer nackten Entsetzlichkeit den Blicken dargeboten wird. Ueber dem Menschen des Gottesreiches ist das religiöse Schutzdach abgebrochen; er steht unter freiem Himmel. Sein Auge sieht alles in schrecklicher Deutlichkeit, weil alles in ungehemmtes Licht gestellt ist. Die farbigen Scheiben der Religion brechen die Strahlen des Lichtes nicht mehr, das auf die Dinge dieser Welt fällt. Es ist alles unheimlich einfach, kindlich einfach geworden. Die Not ist Not, und Gott ist Gott. Und zwischen diesen beiden Mächten steht wehrlos der Mensch. So stand Joh. Christoph Blumhardt da. Das war seine Situation am Krankenlager der Gottliebin Dittus. Er hatte hier nichts zu sagen als: Gott, aber er sagte es nicht, um damit etwas zu erklären, d. h., um damit einen Ausweg zu finden, sondern er fühlte, dass er sich damit im Gegenteil den Ausweg versperrte. Dass Menschen in einer solchen Situation den Rückzug antreten, dürfen wir ihnen nicht verargen, aber dass sie ihren Rückzug mit frommen Worten in einen Triumph umphantasieren, das ist die Unwahrheit ihres Tuns. Blumhardt aber musste in dieser entsetzlichen Situation ausharren mit der Frage nach dem Unmöglichen, nach der Hilfe.

Was heisst also nun Reichsgotteshoffnung besitzen? Es heisst viel Trost nicht besitzen, viel Beruhigung, viel seelischen Reichtum entbehren, es heisst die Not sehen und sie nicht erklären können, es heisst keine Methode haben der Sache beizukommen; es heisst keine schönen Litaneien haben, sondern nur mühsame Gebete, schmerzvolle Schreie zu Gott. Es heisst arm sein neben all den geistlich Reichen, einseitig neben den imponierend Vielseitigen, „lächerlich mit der Grösse seines Anspruches“[1]) und der Blösse von allen Mitteln, lächerlich besonders neben den Menschen mit ihren Rettungstechniken. Es heisst ein Fragender sein unter solchen, die um Antworten nie verlegen sind, ein Anklopfender, ein Hungriger unter Satten, es heisst einer kleinen Herde angehören.

Nach dem Gesagten wird es nun nicht mehr zu ungebrochen, z u positiv verstanden werden können, wenn wir es jetzt positiv sagen: die Reichsgotteshoffnung ist die Gewissheit, dass Gott die Hilfe ist. Sie ist ganz ausschliesslich diese Gewissheit des Sieges, die frohe Botschaft, dass seine Herrschaft anbricht, es ist die Gewissheit, dass diese Hilfe keine Einschränkung hat, dass wir für kein Gebiet des Lebens die Hoffnung aufgeben müssen. Diese Hoff-

[1]) Vergl. Eduard Thurneysen „Christoph Blumhardt“.

nung bedeutet: vor nichts zurückschrecken müssen, weil Gott vor nichts zurückschreckt, alles sehen dürfen, weil man alles hoffen darf; nicht optimistisch sein müssen, weil man — glauben darf, auch dort, wo nur der Pessimismus wahr ist.

Dieser Glaube kann aber niemals sicherer Besitz werden. So wenig wie die Erkenntnis Christi. Christus erkennen heisst: täglich durch die immer wechselnden Verhüllungen seiner Niedrigkeit hindurch seine Gottessohnschaft erkennen. Gegenüber Christus ist die Gefahr der Kreuzigung auch für den Frömmsten täglich akut. Es gibt keine Sicherung davor; die Kirchen mögen machen was sie wollen; sie mögen taufen und konfirmieren und Abendmahl feiern und Weihwasser spritzen so viel sie wollen, die Gefahr, dass ihre Gläubigen Christus kreuzigen ist nicht gebannt. Die Schriftgelehrten mögen am Neutestamentlichen Bilde Christi arbeiten, die Theologen mögen ihre Dogmen bilden und verfestigen, das alles hilft nichts, rettet nicht vor der Gefahr der Verkennung Christi. Es wird sich immer wiederholen, dass gerade die Sicheren, die Wissenden ahnungslos an ihm vorübergehen, und dass andere kommen vom Aufgang und Niedergang der Sonne, Menschen ohne Dogmen, ohne Bibel, ohne Tradition — und Christum erkennen. Die starke Einsicht in diese Situation mag uns gegenüber der immer von neuem einsetzenden theologischen Zudringlichkeit ruhig und kühl machen, während sie uns für das lebendige Geschehen, in welchem wir zu urteilen und zu handeln haben, in Unruhe und grosse Spannung versetzt.

Diese selbe, niemals in sicheren Besitz zu bringende Art hat der Reichsgottesglaube. Es wird deshalb auf ihn niemals eine Partei zu gründen sein. Man kann alles sein, nur nicht Blumhardtianer, das heisst, man kann seine Sache, die Reichsgottessache, niemals so übernehmen wie theologische Schüler die Erkenntnisse ihrer Lehrer übernehmen. Dogmen kann man sich aneignen, aber Glauben nicht; es mag überall Virtuosität geben, nur im Beten nicht. Ein Verstehen Blumhardts führt wohl zu allererst zu einem scheuen, von Ferne stehen bleiben. Wer sich ihm naht, wird spüren, dass er nicht in einen Hörsaal und nicht unter eine Kanzel tritt, sondern in ein Heiligtum. Um dieser Scheu willen muss es uns auch ferne liegen, das analysieren zu wollen, was in seiner Seele war, wenn er irgend einer Not gegenüber stand. Aber vielleicht dürfen wir doch, ohne etwas Heiliges zu verletzen, das sagen, dass es eine äusserst aktive, eine ringende Haltung war. Daran kann uns nochmals das eine klar werden, dass Reichsgottesglaube keine Theorie, sondern ein Kampf ist, ein Angriff auf die Welt.

Was sollen wir tun, dass solch lebendiger, ringender Glaube in uns selbst lebendig werde? Das ist wohl die brennendste Frage, die wir zu stellen haben. Ich glaube, dass wir etwas, dass wir sehr

viel dazu tun müssen. Dieser Glaube ist kein Geschenk, das dem müssig Träumenden in den Schoss geworfen wird. Wir müssen etwas tun. Wir müssen uns vor allem der Not des Lebens stellen. Das ist sehr bald gesagt. Wie viel es aber bedeutet, beginnen wir zu ahnen, wenn wir sehen, dass ein Mensch wie Blumhardt davon redete als von einem Sterben. Unser natürliches Leben ist ein Leben der Vereinzelung, ein Leben ohne Solidarität, ein unsachliches Leben, ein Leben ohne Hingabe, das sich immer um sich selber dreht. Von da aus gibt es keinen Zugang zu einer lebendigen Hoffnung, denn es gibt nur eine Reichshoffnung, an der wir nicht Teil haben können, solange wir vom Ganzen abgesprengte Individuen sind. Persönliche Seligkeitshoffnungen sind Ausgeburten unseres Egoismus. Das Christentum muss verstehen lernen, was mit dem dreifachen Dein des Unservaters gemeint ist. „Sterbet, dass Jesus lebe", ruft uns Blumhardt zu. Dieses Wort hat keinen asketischen Sinn, aber es ruft uns zu einer grossen Sachlichkeit des Lebens, zur Abkehr von der durchgängig egozentrischen Einstellung. Ohne dass wir uns immer neu von uns selbst weg zur Sache Gottes rufen lassen, kann uns keine Hoffnung gegeben werden. Diese Sachlichkeit wird sich vor allem manifestieren in einer leidenschaftlichen Hinwendung zu der Not der Welt und dem gehorsamen Ergreifen der Aufgaben, die sich daraus ergeben. Es bleibt immer wahr, dass in diesem Tun sich etwas von dem Wesen des Reiches Gottes offenbart. Das Wort „Verwirklichung" mag missverständlich sein, weil es der Lebendigkeit und der über alles Menschliche hinausgehenden Grösse des Reiches Gottes nicht gerecht wird, indem es die falsche Vorstellung erwecken kann, als ob das Reich Gottes „die Summe der in Organisationen erstarrten Liebesanläufe der Menschheit" wäre. Und doch muss das sachliche, hingegebene Wollen der Menschen immer auf diese Verwirklichung hindrängen. Sie sollen es so tun, dass die Leute ihre guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen. Wer etwas Besseres zu tun findet in dieser Welt, der soll es tun. Wer beten kann, der soll es tun. Wer in der Verborgenheit, in Busse und Gebet die Menschheit vertritt als ihr Priester vor Gott, der tut Allergrösstes. Aber das glauben wir nicht, dass diese priesterlichen Menschen, diese in Sehnsucht Harrenden und Wartenden geringschätzig auf das Tun derer schauen werden, die in sachlicher Hingegebenheit etwas vom Reiche Gottes zu verwirklichen streben, sondern wir glauben viel eher, dass gerade diese priesterlichen Menschen immer wieder kommen werden, um sich in die Reihen der Arbeitenden zu stellen. In der Trennung der beiden Reichsgotteswerke, des Betens und des Arbeitens, liegt die sichere Entartung beider — das ist eine oft erlebte und oft ausgesprochene Wahrheit.

Die Gefahr, dass der tätige Kampf um das Reich Gottes und

seine Gerechtigkeit in „Reformismus“ und „Aktivismus“ ausartet, ist da. Es gibt sicher nichts Furchtbareres, als die Reichsgotteswerke, welche der Tummelplatz menschlicher Eitelkeit und menschlichen Machttriebes sind, Reichsgotteswerke, in denen der Mensch nicht zu sterben bereit ist, sondern in besonderem Stolz sein Haupt erhebt. Ebenso gross ist die Gefahr der Eigenwilligkeit, die es verlernt hat, Befehle zu empfangen und auf Befehle zu warten, zu lauschen und gehorsam zu sein, ein Idealismus, der seine Grenzen nicht kennt, sondern in unkritischem Selbstvertrauen darauf los stürmt. Ganz zu schweigen von den Bewegungen, die ohne seelische Kräfte, durch die automatische Funktion ihres Mechanismus oder durch sehr weltliche Mittel eine zeitlang noch im Gang gehalten werden, bis sie an ihrer tiefsten Korruption zu Grunde gehen. Für diese Gefahren bedarf es allerdings einer höchst wachen, nie aussetzenden Selbstkritik, und diese wird nur geweckt werden durch Einkehr, Stille und ein grosses Aufmerken. Wer den Blick auf das Ziel geheftet hält, nicht seine Ruhe sucht und darum die unendliche Grösse dessen nicht vergisst, was mit dem Reich Gottes gemeint ist, der wird gerade durch die Arbeit in jener lebendigen Spannung erhalten, die das Kennzeichen der Reichsgotteshoffnung ist. Er wird in seinem Tun nicht vergessen, dass das Reich Gottes nicht das Werk von Menschen ist, sondern Gottes Hilfe. Aber diese Erkenntnis wird ihm auch niemals die an den Menschen gerichtete Forderung erweichen, er wird nie in die Versuchung kommen, selbst beurteilen zu wollen, bis wohin sein Tun zu gehen und wo die Hilfe Gottes einzusetzen hat.

Das muss uns allerdings immer klar vor Augen stehen, dass die Hoffnung des Reiches Gottes über alles Menschenmögliche hinausgeht. Wir denken dabei nicht nur an die kosmischen Veränderungen, die in den Neutestamentlichen Aussagen angedeutet sind, sondern wir denken auch an die Wirklichkeit, welche Mensch heisst. Wir sind keine Optimisten, wir machen uns keine Illusionen über die Möglichkeiten des Menschen. Wir ahnen die Tiefe der Entartung, die mit dem Wort Sünde bezeichnet werden soll. Auf den Menschen schauen heisst: auf Alles gefasst sein müssen, es heisst: die grössten Verruchtheiten nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit sehen. In diesem Zusammenhang erkenen wir auch, dass der Mensch vom Tode, als der seinem Wesen durchaus angemessenen Vernichtung, nicht gerettet werden kann. Wir schauen auch auf die Geschichte nicht in optimistischer Art; wir rechnen stets mit der Möglichkeit von Katastrophen, welche uns samt unserer Hoffnung verschlingen. Darum wissen wir, dass auf das Reich Gottes hoffen heisst: ein unbegreifliches Wunder erhoffen, ein Wunder der Vergebung und der Gnade, die Ausgiessung des heiligen Geistes über alles Fleisch, die Auferstehung der Toten.

Mit Gott und seiner Hilfe rechnen heisst wissen, dass die Menschengeschichte nicht eine endlose Weiterentwicklung, ein ewiger Fortschritt, eine endlose Wiederholung des Gestrigen sein kann. Mit Gott rechnen heisst Erfülltwerden von der Ahnung, dass etwas bevorsteht, von einem Gefühl höchster Dringlichkeit, dass kein Augenblick verloren werden darf, dass wir wachen müssen und Busse tun auf das Erschütternde hin, das bevorsteht, dass wir kämpfen müssen gegen unsere Neigung, mit schlafenden Sinnen in den Weltlauf hineinzusehen, alle Zeichen der Zeit übersehen, ohne Leidenschaft, ohne Angst, ohne Hoffnung zu leben, zurückzusinken in jenes Denken, von dem der 2. Petrusbrief spricht: „Und wisset das aufs erste, dass in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheissung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es alles wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist. Aber in ihrem Mutwillen wollen sie nicht wissen, dass der Himmel vor Zeiten auch war, dazu die Erde aus Wasser und im Wasser bestanden durch Gottes Wort, dennoch war zu der Zeit die Welt durch dieselben mit der Sintflut verderbt. Also auch der Himmel, der jetzund ist, und die Erde werden durch sein Wort gespart, dass sie zum Feuer behalten werden auf den Tag des Gerichtes und der Verdammnis der gottlosen Menschen. Eines aber sei euch unverhalten, ihr Lieben, dass Ein Tag vor dem Herrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag. Der Herr verzieht nicht zu kommen, wie es etliche für einen Verzug achten, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, dass jemand verloren gehe, sondern dass alle sich zur Busse kehren. Es wird aber der Tag des Herrn kommen wie ein Dieb in der Nacht, an welchem die Himmel zergehen werden mit grossem Krachen. Die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden verbrennen. So nun das alles soll zergehen, so sollt ihr geschickt sein mit heiligem Wandel und gottseligem Wesen, dass ihr wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach seiner Verheissung, in welchen Gerechtigkeit wohnt."

Paul Trautvetter.

Zum Kampf gegen die Trunksucht.

Vorbemerkung der Redaktion.

Mit dem Beitrag von Klara Peter beginnen wir den Abdruck einer Reihe von Vorträgen, die während eines Jahres (im Winter 1925/26 und im Sommer 1926) an den „Monatsabenden" von „Arbeit und Bildung" gehalten worden sind. Das Gesamtthema dieser Vorträge lautete: „Meine Arbeit". Die Redner erläuterten die sozialen Probleme, die aus ihrer be-

sondern Arbeit erwüchsen, sei diese nun gewöhnliche Berufsarbeit in Bureau oder sonstwo, sei sie sog. Liebestätigkeit. Es war eine neue Art, das soziale Problem anzufassen, eine von allen Partei- und anderen Schablonen freie, eine menschliche Art; die Teilnehmer an diesen „Monatsabenden" haben aber gewiss das Gefühl gehabt, dass ihnen damit das soziale Problem auf viel lebendigere, umfassendere Weise entgegentrete und dass die Aufgabe, es zu lösen, nicht nur in viel grössere Weiten und Tiefen weise, sondern auch mehr Begeisterung erwecke, als jene oft so erstarrte und schlagwortmässige Behandlung zu tun imstande ist. Möchten auch die gedruckten Vorträge eine ähnliche Wirkung haben!

Es trifft sich, dass zuerst der Kampf gegen die Trunksucht an die Reihe kommt. Da möchte der Redaktor denn gern erklären, dass es ihm schon lange anlag, gerade dieses Thema in den „Neuen Wegen" wieder einmal ausführlicher erörtert zu sehen. Nun hat in den letzten Jahren die Abstinenzfrage besonders die Kreise der Pfarrer insofern wieder lebhafter bewegt, als durch die Tatsache, dass ausgerechnet einige der eifrigsten Wortführer der Abstinenzbewegung unter den Pfarrern nicht nur diese Führung, sondern auch die Abstinenz aufgegeben haben, ja gelegentlich zu ostentativen Befürwortern des Trinkens geworden sind, eine gewisse Aufregung und ein starkes Aergernis erzeugt worden war. Die „Vereinigung abstinenter Pfarrer" sah sich dadurch veranlasst, an eine grössere Zahl von abstinenten „Theologen" mit der Bitte zu gelangen, sich über dieses Thema auszusprechen. Auch an den Schreiber dieser Zeilen ist eine solche Aufforderung ergangen und er hat ihr mit dem Votum Folge geleistet, das man im Folgenden findet. Wenn er es veröffentlicht, so geschieht dies in erster Linie, um auch seinerseits wieder einmal auf die ganze Wichtigkeit gerade dieses Kampfes hinzuweisen. Er stellt sein Votum deswegen voraus, weil es das prinzipielle, religiöse und sittliche Problem aufwirft und der Beitrag von Klara Peter neben seinem selbständigen Wert ihm auch eine Antwort, und zwar eine besonders treffende, auf jene Frage zu sein scheint.

Im übrigen sei auf die Broschüre „Pfarrer und Abstinenz" hingewiesen, in der Pfarrer A. Schädelin in Bern die eingelaufenen Voten bespricht und selbst zu dem Problem Stellung nimmt. Es geschieht dies auf vortreffliche, gerechte und tiefdringende Weise. Die Schrift hat nicht nur für Pfarrer, sondern für alle diejenigen, die von dieser so wichtigen Frage unseres sittlich-sozialen Lebens bewegt werden, einen grossen Wert. Sie behandelt nicht nur ihr besonderes Thema mit Meisterhand, sondern wirft auch Licht auf seine grossen Zusammenhänge. (Die Schrift ist zu beziehen beim Blaukreuz-Verlag in Bern oder beim Alkoholgegner-Verlag in Lausanne.)

Zum Schlusse dieser Vorbemerkung sei noch erklärt, dass gerade die Probleme, die durch alle die Vorträge über das Thema: „Meine Arbeit" berührt werden, geeignet sind, eine lebhafte Aussprache hervorzurufen, für welche die „Neuen Wege" gerne offen stehen, soweit der Raum reichen mag.

I. Von Recht und Pflicht der Abstinenz.

(Ein Votum.)

Parpan, 8. September 1926.

An die Leitung des Vereins abstinenter Pfarrer.

Verehrte Herren!

Sie richten an mich die Anfrage, wie ich mich zu der Tatsache stelle, dass eine Reihe von einstigen Vorkämpfern der Abstinenz diese aufgegeben hätten, und wie ich überhaupt das Problem

„Pfarrer und Abstinenz" beurteile. Ich weiss nicht, ob die Ursache dieser Anfrage der Umstand ist, dass ich aus dem Verein abstinenter Pfarrer ausgetreten bin. Sollte dies etwa der Fall sein, so möchte ich sofort erklären, dass ich diesen Schritt durchaus nicht etwa getan habe, weil ich die Abstinenz oder gar den Kampf gegen den Alkohol aufgegeben hätte, sondern einmal weil ich auf keine Weise mehr Pfarrer bin oder sein möchte,[1]) sodann aber auch ein wenig, weil ich froh bin, wenn ich die Abstinenz üben darf, ohne in irgend einer Form von aussen her daran gebunden zu sein.

Was nun das Problem betrifft, so will ich zuerst meine sozusagen mehr persönliche Stellung beschreiben und dann auf das Prinzipielle eingehen.

Ich bin seit dreissig Jahren Abstinent. Erschütternde Erfahrungen von den Folgen des Alkoholismus, die ich als Pfarrer von Chur besonders an Kindern machte, haben mich damals zu einem Schritte bewogen, der zu jener Zeit und in jener Stadt und Landesgegend bei einem Pfarrer meiner „Richtung" noch sehr auffallend und anstössig war und ein starkes Stück meiner damals noch sehr grossen Popularität zerstörte. Es schien mir, nur das Zeugnis eines sehr sichtbaren Protestes könne die Gewissen gegen dieses furchtbare Uebel in Bewegung bringen und ich glaube mich darin nicht getäuscht zu haben. Auch meine Schrift: „Der Kampf gegen den Alkohol" erregte grosses Aufsehen. Ich bin dann lange einer der Vorkämpfer dieser Sache gewesen, bis ich sie zugunsten noch wichtigerer, umfassenderer, zentralerer etwas in den Hintergrund treten lassen musste, ohne sie aber je zu vergessen. Sie war ja inzwischen von Vielen aufgenommen worden und das ganze Problem in das Licht allgemeiner Erkenntnis getreten. Aber seit längerer Zeit, besonders seitdem ich, in einem Arbeiterquartier wohnend, den ganzen Fluch dieses Alkohol- und Wirtshauswesens wieder unaufhörlich vor Augen habe, ist mir dieser Kampf wieder dringlichere persönliche Aufgabe geworden, erscheint mir ein neuer, verschärfter, umfassender Angriff gegen diesen Lindwurm, der unser Land verheert, immer mehr wieder als eine unserer grossen Notwendigkeiten. Die Schweiz könnte ja schon allein an ihrem Wirtshaus zugrunde gehen.

Ich denke, darin werden doch wohl wir Alle einig sein. Auch jene „Abgefallenen" werden diesen Kampf führen wollen; mit Einem, der hierin anders stünde, würde ich überhaupt nicht verhandeln. Die Frage kann darum nur sein, w i e er am besten zu führen sei.

Damit wären wir zum Prinzipiellen gekommen.

[1]) Die Pfarrer unter den Lesern mögen mir diese Bemerkung nicht übel nehmen. Ich schätze nicht ihr Amt gering, da ich nun aber nicht mehr Pfarrer b i n, will ich auch nicht als solcher g e l t e n.

Ich möchte hier zuerst das Zugeständnis machen, dass auch ich schon lange den Eindruck habe, dass wir auf der direkten Linie, durch die Abstinenz und andere unmittelbare Propaganda gegen den Alkohol, nicht mehr nennenswert weiter kommen. Der Kampf muss, wie mir scheint, nun mehr auf indirekte und damit umfassendere, zentralere Weise geführt werden. Wie ich dies meine, will ich nur andeuten. Der Alkoholismus stammt aus einer tiefen Störung des Lebens; der Alkohol ist ein Betäubungsmittel, ein Ersatz für etwas das fehlt, für wirkliches Leben. Drei Quellen des Uebels kann man nennen: die Verderbnis eines Wirtschaftslebens, das durch Mammonismus und Mechanismus, Gier und Ausbeutung beherrscht wird; die Geistesleere des ganzen heutigen Lebens; die Gottesferne unseres Geschlechtes. Dass diese drei Quellen im Grunde nur Eine sind, brauche ich in unseren Kreisen wohl nicht extra zu sagen. Die Aufgabe scheint mir also immer mehr darin zu bestehen, dass wir diese Quellen des Alkoholverderbens abgraben, also soziale Umgestaltung, die im Wirtschaftsleben den Menschen, die Seele, die schöpferische Freude der Arbeit wieder zur Geltung bringt; Erfüllung des Lebens mit Geist, Würde, Schönheit, Freude, echter Bildung — ich persönlich denke mir dies als Wirkung einer recht, das heisst tief verstandenen „Volkshochschule" —; und vor allem: Erweckung zu Gott hin — Busse und Reich Gottes. Dass sich schliesslich alles auf dieses Letzte konzentriert, brauche ich wohl wieder nicht zu sagen. Ich erwarte die Rettung aus dieser wie aller andern sittlichen Not, die uns verschlingen will, in letzter Instanz nur von einer revolutionären Bussbewegung auf das Reich hin und von ihm her.

Damit rücke ich zum Herzen der ganzen Kontroverse vor. Es sind ja im wesentlichen religiöse Gründe, die jene „Abgefallenen" bewegen, nebenbei freilich auch, wie es scheint, solche die aus der Psychanalyse stammen. Es wäre nun sehr wünschenswert, dass man diese psychanalytischen wie jene religiösen Gründe genauer kennen lernte, am besten durch eine Darlegung von Seiten jener „Abgefallenen" selbst. So ist man darauf angewiesen, sie mehr oder weniger zu erraten.

Auf die psychanalytische Begründung der Abstinenzgegnerschaft will ich mich nicht weiter einlassen. So viel ich höre, soll sie darauf hinauslaufen, dass die Abstinenz von einer tieferen Ergründung des Uebels abhalte und „Komplexe", „Hemmungen" erzeuge. Dem möchte ich die Frage entgegenhalten, ob nicht vielmehr die Abstinenz erst den Nebel und Sumpf beseitige, die auf jenen tieferen Gründen liegen und uns den Zugang zu ihnen verwehren und ob nicht der Alkoholismus die üppigste Brutstätte von „Komplexen" und „Hemmungen" sei? Ich frage das gerade vom Standpunkt der Psychanalyse aus, deren Gegner ich im übrigen bin.

Vielleicht wäre noch hinzuzufügen, dass ein gewisser Naturalismus, der zum mindesten einigen Formen der Psychanalyse anhaftet, überhaupt vor allem, was irgendwie nach Abstinenz oder gar Askese aussieht, zurückschreckt und dem gegenüber das Sich-Ausleben vertritt. Auf dieses Motiv brauche ich wohl nicht einzugehen.

Was aber das religiöse Problem betrifft, das allein ich in dieser Sache ernst nehme, so möchte ich zunächst zwei Vorbemerkungen machen.

Zum ersten scheint mir — und das mag man ja auch „Analyse" nennen — jener „Abfall" erkläre sich zum Teil daraus, dass die „Abgefallenen" einst viel zu viel von der Abstinenz erwartet haben. Sie haben zum Teil alles auf diese Karte gesetzt; sie waren wirklich Fanatiker der Abstinenz. Der „Abfall" ist darum teilweise als Rückschlag auf diese Haltung zu erklären. Ich darf gestehen, dass mir eine solche Ueberschätzung der Abstinenz, vielleicht von einigen Flitterwochen abgesehen, stets fern gelegen hat.

Zum Zweiten möchte ich, um das Feld für eine sachliche Aussprache frei zu bekommen, betonen, dass ich niemals der Meinung war und auch jetzt nicht bin, dass Abstinenz ein notwendiger Bestandteil „christlicher Ethik" oder auch nur pfarrerlicher Amtsethik bilde. Die „libertas christiana" ist also für mich nicht im Spiel. Die Frage ist, wie ich nochmals hervorhebe, wie wir den Alkoholismus wirksam bekämpfen und was für eine Rolle für diesen Kampf die Abstinenz spiele.

Wenn ich nun dem „Abfall" völlig auf den Grund zu kommen suche — jene Reaktionsmotive genügen ja als Erklärung des Phänomens doch nicht völlig, es tritt ja auch in andern Formen auf — so stosse ich auf die ganze Zeitbewegung, die man allfällig auch Zeitmode nennen könnte. Auf eine Periode starken Glaubens an die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Veränderung der vorhandenen Weltverhältnisse und starken Dranges nach solcher Veränderung ist eine der ebenso starken, ja leidenschaftlichen Bejahung dieser Verhältnisse gefolgt. Die Abstinenzbewegung ist ein Ausfluss und Teil jener ersten Tendenz, die neu erwachte Gegnerschaft umgekehrt der zweiten. Wir wissen nun ja, wie stark sich die zweite Tendenz auch im religiösen Leben äussert und in der Theologie zum Ausdruck kommt, hier besonders in Form einer gewissen neuen Bibelorthodoxie und dann — was eine subtilere Art ist — in Form jener Theologie, die zwar den Gegensatz zwischen Gott und Mensch stark, nach meiner Meinung sogar überstark, unbiblisch stark betont, aber gerade dadurch sich veranlasst sieht, die Versuche der Menschen, durch politische, soziale, ethische Anstrengungen den Zustand der Welt zu ändern, eher geringschätzig zu beurteilen und vor allem Vertrauen auf „Werke" zu warnen.

Diese veränderte Stimmung äussert sich bei Einzelnen darin, dass sie besonders an einer gewissen Werkgerechtigkeit, einem gewissen Pharisäismus, die sie in der Abstinenzbewegung zu beobachten glauben, Anstoss nehmen. Von Andern sodann habe ich, offen gestanden, den Eindruck, dass sie nun auch den Abfall von der Abstinenz mitmachen, einfach weil sie unfähig sind, einer herrschenden Zeitströmung zu widerstehen. Die lächerlichen Sophismen, womit sie ihre Haltung rechtfertigen wollen, sind ein allzu dürftiger Deckmantel ihrer Charakterschwäche. Non parliamo di loro! Für nicht allzu viel besser freilich muss ich diejenigen halten — sie sind unter den geistlichen Intellektuellen besonders zahlreich — denen es ein Bedürfnis ist, die Ueberlegenen zu spielen und die einer einfachen, von Vielen ergriffenen Sache gegenüber ihre Gescheitheit zeigen müssen. Möchten sie diese Art nur ja nicht etwa mit der Ueberlegenheit dessen verwechseln, den des Volkes jammerte!

Was aber soll man zu jenen prinzipiellen Argumenten sagen?

Was jene Bibelorthodoxie betrifft, so sind gegen sie wohl nicht allzu viele Worte zu verlieren. Es gibt aber einen mir wohl bekannten, damit verwandten Biblizismus, der auf das Beispiel Jesu Gewicht legt und an diesem die Wahrheit erläutert sieht, dass im Reiche Gottes auch Wein ohne Schaden genossen werden könnte, als Gabe der Schöpfung Gottes, während die Trunksucht bloss eine vorübergehende Verderbnis der Schöpfung sei. Ich möchte diese Denkweise nicht bekämpfen; sie ist tief und schön. Man könnte zwar einwenden, dass der Wein, überhaupt der Alkohol (Bier und Schnaps spielen ja in dieser Frage eine grössere Rolle als der Wein, der übrigens heute auf alle Fälle nur zum kleinsten Teil aus der „Schöpfung Gottes", zum grössten Teil aber aus dem Laboratorium stammt!) so wenig eine unmittelbare Gabe der Schöpfung Gottes sei als Opium, Morphium, Kokain, Haschisch, und so wenig als diese dazu bestimmt, ein Genussmittel zu werden. Aber zugegeben, dass jene biblizistische Auffassung Recht hätte, so bliebe die Tatsache bestehen, dass wir nicht im Reich Gottes, sondern in einer verderbten Schöpfung leben, und dass wir vielleicht gegen die Alkoholverderbnis ebenso durch Enthaltung von Alkohol protestieren müssten, wie gegen die entsprechende der sexuellen Prostitution durch Enthaltung von Unzucht. Denn auch das geschlechtliche Leben gehört zur Schöpfung Gottes, seine Verderbnis durch die Sünde aber, die in der Unzucht zum Ausdruck kommt, zur abgefallenen Welt, wie ja übrigens diese beiden Formen der Sünde bekanntlich aufs engste zusammenhangen. Gegen eine solche Haltung aber etwa die „libertas christiana" anzuführen, wäre unstichhaltig. Sagt doch der grösste unter deren Vertretern: „Wenn mein Essen den Bruder ärgert, will ich in Ewigkeit

kein Fleisch essen, dass ich meinen Bruder nicht ärgere." (1. Kor. 8, 13.) Wie sehr wir heute statt „Essen" „Trinken" sagen müssen, weiss jedermann und es muss denn auch offen ausgesprochen werden, dass jener Abfall einer Reihe von geistlichen Führern im Kampf gegen den Alkohol für Viele ein schweres Aergernis bedeutet. Sie müssen schon sehr ernste, sehr zwingende Gründe haben, wenn sie das verantworten wollen. Wer weiss, wie entsetzlich viel Elend daraus folgt, dass schwache Brüder gegenüber Versuchung und Anfechtung aller Art sich nicht halten können, darf wohl die Frage aufwerfen, ob der selbstgefällige Uebermut einer geistreicheren, vielleicht paradoxen Theologie oder Philosophie in den Augen Gottes wirklich höher steht als das bescheidene Opfer der Rücksicht auf den schwer gefährdeten Mitmenschen.

Aber ich komme damit auf das Letzte und Tiefste. Als dieses kann ich freilich nicht etwa jenes Anstossnehmen an der Werkgerechtigkeit und sonstigen pharisäischen Haltung der Abstinenten gelten lassen. Es ist zwar selbstverständlich zuzugeben, dass die Abstinenzbewegung da und dort mit Borniertheit jeder Art, religiöser, sozialer, ethischer verbunden ist. Gewiss gibt es etwa unter ihren Vertretern solche, die der Meinung sind, „wenn die Leute nur nicht tränken, wäre alles recht," wäre zum Beispiel die soziale Frage gelöst, und die dann etwa die ganze soziale Bewegung für unnötig halten; gewiss vergessen diese, dass auch das Gegenteil richtig ist, dass das Trinken erst aufhört, „wenn alles recht ist", dass es nicht nur soziale Uebel erzeugt, sondern auch von solchen erzeugt wird, dass es mehr auf ein Gesamtübel und eine Wurzel alles Uebels hinweist, als selbst alles Uebel darstellt. Aber abgesehen davon, dass solche Borniertheit alles Tun bornierter Menschen begleitet, zum Beispiel auch die Handhabung einer korrekten Theologie und Ethik, ist doch auch auf die Erfahrung hinzuweisen, dass die Abstinenzbewegung auch viele den umgekehrten Weg geführt hat: an einem Punkt den Sumpf unserer Verderbnis angrabend, sind sie bis zu seinen Quellen vorgedrungen, haben Augen bekommen für die sozialen Zusammenhänge des Alkoholübels und haben zuletzt das Eine erkannt, von dem aus auch dafür allein Hilfe kommen kann. Warum nicht lieber auf diese Erfahrung sehen, als auf jene andere? Wobei ich übrigens persönlich gestehen muss, dass ich während meiner dreissigjährigen Abstinenzzeit von jener Selbstgerechtigkeit nicht gar so viel bemerkt habe. Die Abstinenten waren lange Zeit in ihrer grossen Mehrheit angefochtene, verlachte Leute, dazu stets eine nur allzukleine Minderheit des Volkes. Wohl aber habe ich sehr viel bemerkt den Pharisäismus der Trinkenden, das Philistertum des Wirtshauses, die Sattheit und Selbstzufriedenheit, die der Alkoholnebel über

unser ganzes Volk ausbreitet, und die mehr als vieles andere Selbsterkenntnis, Selbstgericht, Busse, geistige Spannung verhindert. Ja, ich habe auch sehr viel Selbstgerechtigkeit solcher bemerkt, die auf die Gnade pochen, Selbstgerechtigkeit einer erhabeneren Theologie. Ob diese Selbstgerechtigkeit nicht sogar auch in jener heutigen Theologie anzutreffen ist, welche die „Werke" so sehr gering schätzt? Jede Theologie, jede Systematisierung und Dogmatisierung der Wahrheit, sei sie noch so geistvoll, ist ihr ausgesetzt. Man entrinnt dem Pharisäismus nicht durch Theorien von der Gnade, von Worten, vom Ganzanderssein Gottes — ist doch gerade diese Systematisierung und Theoretisierung des Lebens vor Gott das Wesen des Pharisäismus. Weil dem so ist, meine ich, es sei vielleicht noch sicherer und schütze eher gegen Pharisäismus, in aller Bescheidenheit politische, soziale, ethische „Werke" zu tun, die sich dem Gewissen aufdrängen. Man braucht ja wirklich nicht zu meinen, dass man damit „das Reich Gottes mache." Zu solchen Werken darf auch die Abstinenz gehören. Sie berechtigt gewiss zu keinem Hochmut, wohl aber kann sie, wie schon bemerkt, über alle Sattheit des Versinkens in die bürgerliche Alltagswelt hinaus zu dem Einen führen, das allein erlöst — ein Gesichtspunkt, der für alles Arbeiten gilt. Mir imponiert also jener Einwand von der Werk- und Selbstgerechtigkeit hier nur mässig.

Nein, was mir Eindruck macht, ist ganz allein die Haltung Jesu. Er steht tatsächlich in heiliger Freiheit auch über der Abstinenz. Ich glaube durchaus, dass wir, wenn wir die Haltung Jesu hätten, auch am wirksamsten den Alkoholismus bekämpften.

Aber ich frage: Wer von uns besitzt den Mut, zu behaupten, dass er diese Haltung habe? Es ist die Haltung des Reiches Gottes, aber ich frage: Sind wir im Reich Gottes? Bist du, Abgefallener, im Besitze seiner Kräfte? Bedenke: du müsstest, um dich auf die Haltung Jesu berufen zu dürfen, unendlich viel heiliger sein, als wir Abstinenten, so heilig, dass dein Beispiel wie ein Feuer den Alkoholismus rings um dich herum und dazu noch vieles Andere verzehrte. Nur aus dieser Heiligkeit des Reiches Gottes ist die Freiheit des Reiches Gottes in Jesus zu erklären, und umgekehrt wirkt diese Freiheit jene Heiligkeit. Wenn du in der Erkenntnis dieses Sachverhalts doch diesen Weg gehen willst, so versuche es; bedenke bloss, was das bedeutet. Wenn du ihn gehst, wirst du freilich den Alkoholismus wirksamer bekämpfen als Hunderte von uns.

Wir Anderen aber ziehen vor, einen bescheideneren Weg zu gehen. Es ist nicht der Weg Jesu, sondern der Weg Johannes des Täufers; es ist nicht der Weg des gekommenen Reiches Gottes, sondern der Weg des Wartens! Wir protestieren mit den Kräften, die wir heute haben, gegen das Reich der Dämonen, zu dem auch

der Alkoholismus gehört, und tun es auch durch die Abstinenz; einst, wenn dieses Reich zerstört ist, mögen auch wir den „Wein neu trinken in des Vaters Reich", aber dann gibt es keinen Alkoholismus mehr!

Wir sind uns natürlich alle darüber klar, dass wir mit solchen Argumentationen einander nicht bekehren. Wie sollten Theologen einander bekehren, es sei denn zu einer neuen Theologie? Jene Zeittendenz ist nun einmal mächtig und stärker als Argumente. Ich sage dem gegenüber bloss: Zeittendenzen, und gar Zeitmoden, gehen vorüber. Der Glaube an das Reich, das die Welt verändert, der Drang, solche Veränderung zu sehen, die Sehnsucht, sie zu erleben, der Wille, darin durch Verständnis und Gehorsam Gottes Mitarbeiter zu sein, sie werden nach einer Zeit der Ermüdung wiederkehren, in mächtigeren und tieferen Wellen, und damit auch die Entscheidung im Kampf gegen den Alkoholismus und vieles Andere bringen.

Und nun zum Schlusse noch einen ganz einfachen Gedankengang. Ich setze, wie gesagt, voraus, dass wir alle, die „Abgefallenen" so gut wie die Abstinenten, den Kampf gegen den Alkoholismus kämpfen wollen; streitig ist also nicht, ob wir es tun sollen, sondern wie wir es tun sollen. Ich setze auch voraus, dass wir diesen Kampf, seiner Wichtigkeit entsprechend, mit dem äussersten Ernst und der grössten Schärfe führen wollen. Aber dann frage ich: Werden wir das tun können, ohne in aller Freiheit, fern von Gesetzlichkeit, Abstinenten zu sein? Werden wir es tun können, wenn wir die heutigen Trinksitten mitmachen, seis auch auf noch so bescheidene Weise? Ich zweifle daran. Alle Erfahrung spricht dagegen. Wir können das ebensowenig, als wir den Krieg ernstlich bekämpfen können, so lange wir Schiessübungen und Handgranatenwerfen mitmachen. Ich habe noch nie einen gesehen, der es gekonnt hätte!

Damit aber möchte ich schliessen: Versuchen wir, jeder auf seinem Wege dieses furchtbare Uebel zu bekämpfen — mit äusserstem Ernst und äusserster Anspannung. Wir werden dann sehen, wer weiter kommt, „Abgefallene" oder Abstinenten. Wir werden dann jedenfalls nicht weit voneinander weg sein, werden vielleicht sogar zusammen kommen.

Das ist, verehrte Herren, meine bescheidene Ansicht über diese Sache. Ich freue mich, dass die Aussprache darüber aufgenommen worden ist. Die Frage ist an sich wichtig, aber sie führt zu noch wichtigerem. Mit freundlichem Gruss bin ich Ihr L. Ragaz.

II. Wir und der Kampf gegen den Alkoholismus.

Meine Arbeit im Blaukreuz, im Kampf gegen den Alkoholismus,

ist mir so wichtig geworden, dass sie neben meiner Schularbeit den grössten Teil meiner Zeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Es ist diese Arbeit eine ganz freie; ich bin darin nicht gebunden, weder durch einen Arbeitsvertrag noch durch Programme; Konkurrenz und Lohnfragen spielen da keine Rolle. Ich komme nicht als amtliche oder halbamtliche Fürsorgerin; ich komme weder im Namen der Armenpflege noch der Vormundschaftsbehörden. Ich tue die Arbeit als einfacher, ganz gewöhnlicher Mensch, ohne jegliche Machtbefugnisse, aus innerem Müssen heraus, von Mensch zu Mensch.

So möchte ich heut Abend nicht vom Alkoholismus und seiner Bekämpfung im allgemeinen reden; nicht davon, was Staat und Gemeinden tun sollten und tun können, sondern davon, ob wir als Glieder und Freunde von „Arbeit und Bildung" im Kampf gegen den Alkoholismus mittun sollen oder nicht.

Es gab eine Zeit in meinem Leben, da hatte ich die naive Auffassung, dass jeder Sozialist auch Abstinent, jeder Pazifist auch Sozialist sei, dass die drei Mächte Alkoholismus, Kapitalismus und Militarismus zusammen gehörten und von jedem Menschen, dem es ernst sei im Ringen um eine neue Welt, bekämpft würden. Nun habe ich längst schmerzlich erlebt, dass dem nicht so ist; dass es führende Sozialisten gibt, die der Abstinenz nichts nachfragen und dass es eifrige Abstinenten gibt, die kein Verständnis weder für Antimilitarismus noch Sozialismus haben. Ich kann es verstehen, wenn man sich auf dem einen oder andern Gebiet mehr betätigt, ein Rätsel aber ist es mir, wenn man in diesen Fragen prinzipiell verschieden denkt, wenn man den einen Kampf für nötig hält, den andern aber ablehnt.

Woher kommt das? Vielleicht habe ich die eine Not stärker kennen gelernt, ihre Folgen klarer durchschaut, mich mehr damit beschäftigt? Ich war bereits Lehrerin und hatte von Alkoholismus und den Folgen unserer Trinksitten noch keine Ahnung. Ich kann mich aus meiner ganzen Schulzeit, auch aus dem Seminar, an keine einzige Stunde erinnern, wo man über solche Fragen gesprochen hätte. Erst in den Büchern von Scharrelmann, dem deutschen Schulmann, traf ich auf die Zusammenhänge von Schule und Alkohol. Er erwähnt darin, wie wir in unseren Lehrplänen die unbekanntesten Dinge behandeln, an den wichtigsten Lebensfragen aber vorbeigehen. Das hat mich bestimmt, dem Verein abstinenter Lehrer beizutreten. Eines Tages aber kam ein Kollege mit der Bitte, ich solle ihm helfen, eine Frau zu trösten. Es war eine Trinkerin, die wieder einmal eine Hilfe, einen Ausweg aus ihrem Elend suchte. Da tat ich zum erstenmal Blicke in die Not, vor allem in die seelische Not dieser Menschen. Ich lernte ihre Sehnsucht kennen, frei zu werden von diesem Zwang, aber auch ihre Schwach-

heit und oft Unfähigkeit, davon loszukommen. Nun habe ich im Lauf der letzten Jahre wohl in hundert und mehr Trinkerfamilien hineingesehen. Einige Beispiele mögen sprechen!

Ein junger Kaufmann hat durchs Trinken sein Geschäft ruiniert; er bedroht im Rausch seine Frau. In der Not sucht sie Arbeit; es gelingt uns, ihr in einem Geschäft solche zu verschaffen; da sie tüchtig ist, wird der Mann bald im Büro angestellt unter der Bedingung, dass er sein Abstinenzgelübde hält. Der Mann ist fleissig, die Familie kommt vorwärts, kann eine rechte Wohnung mieten, Anschaffungen machen. Nach etwa 1½ Jahren bricht der Mann seine Abstinenzverpflichtung auf einer Geschäftsreise, er vertrinkt alles Geld, das er bei sich hat, wird entlassen, die Wohnung gekündigt, und in kürzester Zeit ist die ganze Familie ärger im Elend drin als früher — allein durch die Trunksucht des Mannes.

Ein zweiter Fall: Ich komme in eine düstere Zweizimmerwohnung; die Frau sitzt an der Nähmaschine, die sie auf Abzahlung gekauft hat, um etwas zu verdienen. Der Mann hat in letzter Zeit wiederholt ein Drittel bis die Hälfte des Zahltags vertrunken. Eine Zeitlang lebt der Mann abstinent, alsobald geht es besser in der Familie; schon hegen wir Hoffnung, sie kommen in geregelte Verhältnisse; da fängt der Mann wieder an zu trinken; die Familie wird in die Heimatgemeinde abgeschoben, die drei Kinder werden verkostgeltet.

Ein dritter Fall: Ein junger Schmied, ein ausgezeichneter Arbeiter, trinkt von Zeit zu Zeit, schlägt im Rausch seine Frau und wütet wie ein Wahnsinniger. Er ist einverstanden mit einer Kur in einer Trinkerheilanstalt, er hat Freude, dem Trinkerzwang nicht mehr unterworfen zu sein; nach seiner Entlassung aus der Heilstätte muss er sich einem Abstinenzverein anschliessen und häufig besucht und ermuntert werden, sonst erliegt er den grossen Versuchungen unserer Trinksitten und den vielen Wirtshäusern. So wusste ich aus eigener Anschauung: Es gibt eine Trinkernot; es gibt unendlich viel Leid, Hunger, Elend aller Art, hervorgerufen durch unsere Trinksitten.

Gerade dieser persönliche Kontakt mit den Trinkern, das unmittelbare Erleben, scheint mir der kürzeste und eindrücklichste Weg zu sein, um auf diesem Gebiet unsere Pflicht zu erkennen. Vor allem hat er wohl für Frauen etwas viel packenderes und überzeugenderes als irgendwelche Statistiken. Gewiss, Zahlen sind wertvoll. Es sagt uns etwas, wenn wir wissen: das Schweizervolk gab im letzten Jahr 745 Millionen für Alkohol aus, eine Familie von Mann, Frau und drei Kindern 1000 Franken im Durchschnitt; oder: jeder zehnte Mann stirbt an Alkoholismus; oder: ca. ein Drittel aller Irren sind infolge von Trunksucht krank geworden. Aber wir müssen einmal gesehen haben, wie ein Trunkener

schmutzig und schwankend heimkommt, wie die Frau um ihr Leben und das ihrer Kinder bangt, wie sie enttäuscht das Zahltagssäcklein leert, in dem mehr als die Hälfte fehlt. Wenn wir das miterlebt haben, muss in uns der heilige Wille wach werden, unsere ganze Kraft dafür einzusetzen, dass solches nicht mehr geschieht. Wir bekennen uns zu den Geringen und Schwachen; zu ihnen gehört auch der Trinker. Wir hoffen und glauben, dass es auch da, ja gerade da, wo es am dunkelsten ist, licht werde; diese Hoffnung wollen wir auch in Trinkerfamilien hochhalten. Der Trinker kommt uns ja entgegen; sie alle möchten gerne frei werden. Und wenn sie über Abstinenz und Abstinenten noch so höhnen und spotten, die Sehnsucht frei zu werden, ist doch in ihnen. Nur versuchen sie es oft auf ungeschickte Weise. Immer wieder probieren sie's mit Mässigkeit, weniger Bier, keinem Schnaps usw. Sie sehen ihre Arbeitskameraden, ihre Vorgesetzten ihr Gläschen trinken, sie hören das Lob der edlen Mässigkeit. Diese wird ihnen zur Versuchung; sie können nicht zur rechten Zeit aufhören. So ist die Mässigkeit unser grösster Feind im Kampf gegen die Trunksucht. Es sagte mal jemand: „Ja, wenn ich durch meine Unterschrift einen Trinker retten könnte!" Wann aber sind wir sicher, ob wir mit unserem Gläschen nicht einen zum Straucheln bringen, auf dem Arbeitsplatz, bei Sitzungen, an einer Hochzeit? Hier gibt es nur eine Hilfe: die persönliche Abstinenz, ein Opfer, wenn Sie wollen, aber ein kleines und doch ein viel zu seltenes. In unserer Zeit, da man so oft meint mit Geld alles machen zu können, ist es fast ein Glück, dass man hier mit Geld fast alles nur schlimmer macht; dass es andere Kräfte braucht, um zu helfen; dass Wohltätigkeit nichts nützt. Alles Gerede von „christlicher Freiheit" verstummt und an ihre Stelle tritt die Liebe, die nicht will, dass irgend ein armer Mensch um unseres Genusses willen zu Grunde geht. Die Alkoholfrage ist nicht in erster Linie eine wissenschaftliche Frage, sie ist nicht nur eine Frage der Gesundheit und Sparsamkeit, sondern vor allem eine Frage der Verantwortung der Menschen gegen einander.

Wenn wir in dieser so klaren, eindeutigen Sache versagen, wie wollen wir die Fragen der Wirtschaft und des Völkerlebens lösen? Dass aber in weitesten Kreisen unseres Volkes dieses Verantwortungsgefühl nicht da ist, ist mir eine der grössten Enttäuschungen in dieser Arbeit. Wie kommt es, dass die Frau selbst eines Trinkers, die doch die ganze Not am eigenen Leibe zu spüren bekam, ruhig weiter trinkt, auch dann, wenn sich der Mann zur Abstinenz verpflichtet? Das war mir die ersten Male ein Rätsel. Ja leben denn die Menschen so nebeneinander, wie wenn sie isoliert wären, wie wenn keine Beziehungen, keine Fäden hin- und hergingen, oder ist es ihnen so gleichgültig, welchen Einfluss sie ausüben? Wie eine

weiterwuchernde Volkskrankheit kommt mir dieser grosse Mangel an Verantwortung vor. Das gleiche sehen wir bei der Wohnungs-, bei der Militärfrage. Hier haben Erziehung und Schule vollständig versagt. Sicher ist es Aufgabe einer neuen Bildung, wie auch wir sie erstreben, dass die Menschen sich ihres Zusammenhanges, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit wieder bewusst werden. Wir möchten wieder zeigen, dass es stark und gut ist, dem Schwachen zu helfen und dass man das eigene Leben so gestalten soll, dass es dem Schwachen nicht zur Versuchung wird. Nur solch eine neue Gesinnung wird eine radikale Lösung der Alkoholfrage bringen. Diese neue Art zu suchen und zu verwirklichen ist sicher eine der besten Waffen, besonders unter der Jugend. Wollen die Menschen einmal wieder Eins sein, schlagen ihre Herzen für einander in Liebe, dann sind die Wege klar und einfach, die man gehen muss, um des Uebels Herr zu werden. Aus diesem neuen Geist heraus werden wir dann auch die Militärfrage, die wirtschaftlichen Fragen lösen. Denn im tiefsten Grund kommen all die Nöte doch aus der Begehrlichkeit und diese aus der Leere. Fülle und Leben aber empfangen wir alle aus der gleichen Quelle. Darum denke ich, ist der Kampf um ein nüchternes Volk, um gerechte wirtschaftliche Verhältnisse und friedliches Zusammenleben doch Ein Ringen; wo wir eine Stellung aufgeben, fällt auch eine andere, wo wir eine gewinnen, wird auch die andere gestärkt. So glaube ich, dass wir, die wir an eine neue Welt glauben und sie herbeisehnen, auch im Kampf gegen den Alkoholismus nicht beiseite stehen dürfen. Es bedeutet das keine Zersplitterung, vielmehr eine Erweiterung und Vertiefung alles dessen, was wir erstreben. Trotz vieler gegenteiliger Tatsachen halte ich es doch für wahr, dass der Kampf gegen Krieg, Geldherrschaft und Alkoholelend zusammengehört. Diese zeugen alle von unserer Gottesferne und können nur durch Seinen Geist und Seine Liebe überwunden werden. Klara Peter.

Nachwort der Redaktion. Wir möchten bei dieser Gelegenheit doch auch den folgenden Aufruf, den ein schweizerischer Vorkämpfer der Abstinenzbewegung vor einiger Zeit veröffentlicht hat, zur Kenntnis unserer Leser bringen und warm empfehlen.

„Der 1. August ist wieder einmal vorüber. Bei Becherklang, Festreden und rauschenden Fanfaren hat der Schweizer sein Vaterland, d. h. sich selber, gefeiert; kein Pintenwirt, der leer ausging. Und nun halte man daneben die Tatsache, dass die „Zentralstelle zur Bekämpfung des Alkoholismus" letzthin in einem Inserate eine Bureauhilfe suchte mit der Bemerkung: „Bezahlung schlecht." Es ist bezeichnend: Für hundert Feste und Festchen, für jeden Tamtam und Kinoschmarren hat der Schweizer Geld übrig, nur seine Führer, die sich Tag und Nacht um die Not des Volkes mühen, und an seiner Entsumpfung arbeiten, lässt er darben. Wenn ein Geschäft nicht imstande ist, ein richtiges Budget aufzustellen, so schliesse man die Bude. Doch was soll aus unserem Karren werden, wenn der Vorspann fehlt? — Durchgehe nur einmal den letzten Jahrgang der „Freiheit", wenn Du ihn noch nicht in den Papierkorb geworfen hast. Welch gründliche Arbeit steckt

hinter diesen Aufsätzen! Keine Nummer, woraus nicht ein Ausschnitt ans schwarze Brett unserer Schule wanderte! Und dass sie gewirkt haben, bewies mir der kürzliche Besuch eines Schülers, der Oberturner ist und der mich bat, ihm für einen Vereinsvortrag über „Turnen und Alkohol" Material zu liefern. Und was noch alles neben dieser wissenschaftlichen Tätigkeit unserer Zentralstelle hergeht, davon erzählt der Jahresbericht, der leider stets in die Worte ausklingt: „Wir haben keine Mittel; helft uns!" Was die Abstinenten beisteuern, langt bei weitem nicht; die Gesamtheit muss aufgeboten werden zur Heilung der Volksschäden: gilt doch unsere Arbeit in erster Linie dem kranken Bruder. Eine grosszügige Propaganda, z. B. in den Schulen, erfordert entsprechende Mittel; es ist höchste Zeit, diese finanzielle Hilfe zu organisieren. Andere Vereine, z. B. die Heilsarmee, haben dies längst begriffen; kein Mensch fasst ihre alljährlichen Kollekten als Bettelei auf. Auch die am 1. August veranstalteten Sammlungen haben sich eingelebt. Freilich überpflastert man da gewöhnlich nur die Folgen des Uebels, eine der Hauptursachen, die Alkoholisierung unseres Volkes, lässt man ruhig weiterwuchern. Daher schlagen wir eine alljährliche, am eidg. Bettag zu erhebende Kirchenkollekte für die Bekämpfung des Alkoholismus vor. In den angelsächsischen Ländern hat niemand unsere Bewegung mehr gefördert als die Methodisten; sollte unsere Landeskirche weniger Sinn dafür haben? Unser Vorschlag würde manchen Pfarrer zur Besprechung der Alkoholfrage veranlassen, der er bis jetzt sorgfältig ausgewichen ist . . . Und das Bettagsmandat, hinter dem oft so wenig steckt, wird auf einmal eine neue Würze erhalten." H. B.

Mitteilungen

Werte Gesinnungsfreunde!

Es gibt heute wohl nur wenige Aufgaben, die so wichtig und dringlich wären wie ein erneutes Durchdenken der Probleme des Sozialismus, vor allem jener, die mit seiner Weltanschauung und seiner Taktik verbunden sind. Der letzte Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie hat viele auf diese Notwendigkeit aufmerksam gemacht, die sie vorher noch nicht gesehen hatten. Die taktische Doppelfrage: Demokratie oder Diktatur, Pazifismus oder Bolschewismus weist auf tiefere Gegensätze hin, die in der Weltanschauung liegen.

Es handelt sich also darum, die Grundlagen des Sozialismus klarer zu erkennen, um daraus ein richtiges Bild zu gewinnen für die sozialistische Arbeit und den sozialistischen Kampf. Dieser Aufgabe möchte ein Vortragszyklus, betitelt „Grundfragen des Sozialismus", dienen, den die Gruppe „Neue Wege und Aufbau" in Bern nach Neujahr veranstalten wird. Entsprechend den angedeuteten Problemen sind die Themen der Referate gewählt. Es werden sprechen:

Sonntag, den 16. Januar: Prof. Dr. L. Ragaz, Zürich, über: **Welche Weltanschauung gehört zum Sozialismus?**

Freitag, den 21. Januar: Pfr. E. Hubacher, Bern, über:

Was halten wir vom Geschichtsmaterialismus?
Freitag, den 28. Januar: Pfr. Gerber, Langenthal, über:
Wie verhalten sich Sozialismus und Christentum zu einander?
Sonntag, den 6. Februar: Dr. M. Gerwig, Basel, über
Warum muss der Sozialismus demokratisch sein?
Samstag, den 12. Februar: Dr. M. Weber, Bern, über:
Wie stellen wir uns eine sozialistische Wirtschaftsordnung vor?
Sonntag, den 20. Februar: Prof. Dr. L. Ragaz, Zürich, über:
Was heisst sozialistisch leben?

Die Vorträge finden im Volkshaus statt (Unionssaal oder Grüner Saal) und beginnen jeweilen abends 8 Uhr.

Sie wenden sich sowohl an solche, die schon Sozialisten sind, wie an solche, die den Sozialismus kennen oder tiefer verstehen lernen möchten.

Es wird jedesmal Gelegenheit zu freier Aussprache gegeben werden. Die grosse Bedeutung des ganzen Themas wie aller einzelnen der zu behandelnden Fragen lässt uns auf eine zahlreiche und lebendige Beteiligung hoffen. Wir bitten besonders unsere engeren Gesinnungsgenossen, nicht nur selbst regelmässig zu kommen, sondern auch andere dafür zu gewinnen. Es gilt einer Sache von grosser Wichtigkeit. Der Ausschuss der Gruppe Bern
„Neue Wege und Aufbau."

Arbeit und Bildung in Basel?

Seit einiger Zeit besteht in Basel ein Lesekreis, der sich mit den Werken von Tolstoj, M. Gandhi, R. Rolland, H. Pestalozzi usw. zu beschäftigen vorgenommen hat. Der Ansicht, dass es nötig ist, neben dem parteimässigen Denken auch die ethisch-soziale Arbeit zu pflegen, gelangt der Lesekreis an Freunde- und Gesinnungsgenossen, um sie einzuladen, an diesen Bestrebungen teilzunehmen. Es wird gewiss von dieser oder jener Seite schon als Mangel empfunden worden sein, dass in Basel keine Gruppe „Arbeit und Bildung" besteht, weshalb der Lesekreis den Gedanken hegt, Gesinnungsgenossen und weitere Freunde zu einer solchen zu sammeln.

Wir gelangen daher mit dem ebenso freundlichen wie dringenden Appell an alle Interessenten, sich zu einer solchen Gruppe zusammenzufinden, deren weitere Richtlinien natürlich in einer ersten Zusammenkunft besprochen werden sollen.

Melden Sie sich also baldmöglichst bei untenstehender Adresse, von wo Ihnen mit jeder Auskunft gerne gedient wird.

Anmeldungen nimmt entgegen: Emil Lüscher-Odolon, Davidsbodenstr. 71, Basel.

NB. Bis anhin fanden die Zusammenkünfte wöchentlich bei einem Teilnehmer zu Hause statt, ein grösseres Lokal steht aber bei genügender Beteiligung gerne zur Verfügung.

Zur Aussprache

Du sollst nicht töten!

Zu der Frage, wie wir uns zu dem Gebot: „Du sollst nicht töten!" zu stellen hätten, besonders soweit es mit der Kriegs- und Militärfrage im Zusammenhang steht, sind eine Reihe von Aeusserungen eingegangen. Sie sollen, wie die zu den andern Themen, alle erscheinen, die eingegangenen wie die künftig noch eingehenden, es sei denn, dass ganz besondere, formelle Gründe es unmöglich machten. Denn diese Rubrik soll behandelt werden, wie die mündliche Diskussion in einer Versammlung, wo das freie Wort gilt. Es werden also auch Voten gebracht, die den Ansichten der Redaktion nicht entsprechen oder ihr vielleicht in dieser oder jener Hinsicht ungenügend vorkommen. Auch solche gewähren ja ein Bild des unter uns vorhandenen Denkens und bilden so einen Ansatzpunkt für weitere Geistesarbeit. Auch tut eine einfache Aussprache dessen, was im Gemüte lebendig ist, nicht nur dem Redenden wohl, sondern mag auch für andere einen Wert haben, besonders in Angelegenheiten, die Gegenstand schweren Kampfes sind. Eine solche Aeusserung bedeutet dann zugleich ein Bekenntnis.

Die Aussprache über das jetzige Thema hat also mit den folgenden Voten erst begonnen. Man wird sofort sehen, an welchen Punkten eine Fortsetzung noch nötig ist.

Zuerst hat, wie sichs gebührt, der Fachmann das Wort, um uns zu sagen, wie das Gebot in richtiger deutscher Uebersetzung lautet. Es hat unser Freund, Dr. Ludwig Köhler, Professor für alttestamentliche Wissenschaft an der Universität Zürich, die Freundlichkeit, uns über den Sachverhalt aufzuklären. Man sieht, dass das Fündlein der militärischen Theologen und theologischen Militärs sich in nichts auflöst. Die Red.

I. Unter der Voraussetzung, dass der Fachmann, den die „Neuen Wege" 1926, S. 485, im Auge hatten, den Lesern sagen soll, wie die Sache philologisch und nicht „philosophisch" steht,[1]) ist folgendes zu bemerken:

Es gibt im Hebräischen zwei Wörter für töten. Das eine heisst harag, das andere heisst ratzach. Das zweite davon steht in der Stelle aus den zehn Geboten (2. Mose 20, 13 und 5. Mose 5, 17). Dass dieses Wort ratzach nicht morden, sondern schlechthin töten heisst, beweist der Umstand, dass es zum Beispiel 4. Mose 35, 19—29 durchgehends verwendet ist, obwohl dort sachlich scharf zwischen „mit Absicht töten" und „ohne Absicht fahrlässig töten" unterschieden wird. Das hebräische Wort ratzach wird für beides verwendet und somit heisst das Gebot: „Du sollst nicht töten!" und nicht bloss: „Du sollst nicht morden!"

Wie das Gebot zu verstehen sei, das ist eine Frage für sich. Für Christen gilt da die vorbehaltlose Norm der Bergpredigt. Ludwig Köhler.

II. Wie sind nun diese klaren, bestimmten Worte des 6. Gebotes (vielleicht besser „Verbotes") zu verstehen? Wollen wir sie so auslegen, wie sie den damaligen Sitten und Verhältnissen entsprachen oder darf ich vielleicht versuchen, zu zeigen, wie es nach meiner bescheidenen Meinung auf den heutigen Tag lauten würde? Heisst das „Du sollst nicht töten" nur „Du sollst keinen Menschen morden"? Und die Tiere? Sind sie dazu erschaffen, des Menschen verirrte Gaumenlust zu befriedigen? Sind sie dazu da, dass sich eine verrohte Wissenschaft ihrer bedient, um den Menschen die Folgen ihres lasterhaften Lebens zu erleichtern? Ist es ein Zufall, dass wohl die meisten Antimilita-

[1]) Freilich sollte es heissen: „philologisch", nicht „philosophisch", was ein ärgerlicher Druckfehler ist. D. Red.

risten eine vegetarische Lebensweise befolgen? Sollte nicht wieder etwas mehr die Fruchtnahrung („paradiesische Nahrung" nennt sie W. Zimmermann) berücksichtigt werden?

Wie ist nun unser Wort weiter zu verstehen? Das Neue Testament gibt uns an einigen Stellen ganz klare Antworten: so Matth. 5, 21—26 und 38—48. Nicht mehr töten, nicht mehr Aug' um Auge, Zahn um Zahn, nicht mehr hassen, nein, lieben sollen wir, sogar die Feinde sollen wir lieben. Wer seinen Bruder hasst, der ist ein Menschenmörder (1. Johannesbrief,3, 15). Darf ich vielleicht noch auf Gandhi hinweisen? Sein Leben ist ein neues, hehres Beispiel, wie die Liebe, die stärkste Macht, Hass und Rache überwindet.

Aus der klaren Erkenntnis, dass jeder Krieg ein Verbrechen ist, sind die antimilitaristischen und pazifistischen Verbände entstanden. Ich möchte nun im speziellen auf etwas hinweisen, das in dieser Anti-Kriegsbewegung gewöhnlich etwas zu wenig beachtet wird, ich meine den wirtschaftlichen Krieg. Wenn ganze Völker auf den Schlachtfeldern verbluten, ist es gewiss ein schrecklich trauriges Zeichen unserer Kultur. Ist es aber nicht ebenso traurig, wenn in der Jagd nach dem Golde ganze Volksschichten in einer Art und Weise ausgebeutet werden, die nicht zu beschreiben ist? Denken wir daran, wie Unzählige durch Unterernährung, unhygienische Wohnungen, ungesunde und gefahrvolle Berufe einem frühen Tode verfallen sind, und zwar nicht etwa darum, weil keine Möglichkeit zur Abhilfe bestünde, sondern nur darum, weil das Geld für diese Zwecke zu wenig „rentiert". Auch hier ein: „Du sollst nicht töten!" Vergegenwärtigen wir uns die im Wirtschaftsleben herrschende Anarchie, auf der einen Seite Ueberproduktion, Absatzkrise, auf der andern das verarmte Volk, das nicht in der Lage ist, den notwendigsten Bedarf zu decken. Entspricht das der christlichen Nächstenliebe? Die mächtigen Schätze der Erde sollen allen Völkern zugänglich gemacht werden, dadurch könnte manch künftiger Krieg verhütet und viel soziale Gerechtigkeit geschaffen werden.

Denken wir auch daran, wie manch blühendes Menschenleben durch Ausschweifung und Alkohol an Leib und Seele zu Grunde gerichtet wird. Auch hier: „Einhalt dem Morden!" So verstehe ich das: „Du sollst nicht töten!" E.-S.

III. Zum voraus: ich schreibe als gänzlicher Laie. Es will ja nicht sagen, dass ein Laie, dessen Verstand ungebildet und unentwickelt ist, auch unvernünftig sein muss. Wenn Moses oder wer auch uns die zehn Gebote des Alten Testamentes als unumstössliche Wahrheit und edelste Menschlichkeit in Form von Geboten aufgeschrieben und überliefert hat, uns darin auch das Töten verbietet, so empfindet man, dass es sehr gerecht ist. Ob im Krieg oder im Zivilleben getötet wird, darin besteht kein grundsätzlicher Unterschied; denn einem Menschen oder Tausenden von Menschen wird durch das Töten das ihnen natürlich innewohnende Leben gewaltsam vernichtet. Darin besteht die Grausamkeit. Nach meinem Dafürhalten, steht das Recht, Leben ein- und auszusetzen, nur Gott allein zu. Christus hat, so viel ich weiss, keinen Mord und keinen Krieg gerechtfertigt, wohl aber bedauert und bekämpft. „Stecke dein Schwert in die Scheide", „liebet eure Feinde" usf. sprechen deutlich. Um meine Meinung so klar wie möglich zu sagen, vergegenwärtige ich mir zwei Situationen:

Ich nehme an, ich stehe an der Grenze in einem sog. Abwehr- oder Verteidigungskrieg, wie er uns vielleicht glaubhaft vorgelogen wird. Ein Soldat aus dem Nachbarlande, dessen Sprache ich nicht einmal verstehe, wäscht sich in Schussweite von mir entfernt in einem Bächlein die Füsse und stillt sich hernach seinen Durst. Ich habe diesen Mann nie gesehen, ihn auch jetzt nur aus der Ferne betrachtet. Ich weiss nicht, hat er Weib und Kinder, hat er eine Braut, die mit Sehnsucht und Liebe auf ihn wartet, ist er die einzige Stütze einer vielleicht alten und schwachen Mutter, alles das weiss ich nicht. Ich weiss

auch nicht, mit was und wieviel er seinem Volke oder auch der ganzen Menschheit schon gedient hat, und, wenn er am Leben bleibt, noch wird dienen können. Aber man hat mir plausibel gemacht, dieser Mann sei mein Feind und ich habe ihn zu töten oder zu verwunden. Das, was man im Militärdienst Disziplin nennt, erfordert diese Handlung. Aber bei dem blossen Gedanken, dass ich vielleicht schiessen werde, steht das Gebot: „Du sollst nicht töten" vor meiner Seele. Ohne weiteres lehnt sich mein Gewissen auf; dumpf oder schneidend macht es mir das Schurkenhafte, das in meinen Gedanken liegt, die mich zur Tat verführen wollen, klar.

Eine andere Annahme. Ich setze voraus, dass dem Leser die Greuel, die in den kriegführenden Ländern hinter der Front verübt worden sind, im Wesentlichen nicht unbekannt sind. Nun: als Landwehrsoldat stehe ich im Ordnungsdienst hinter der Front. Ich erhalte den Befehl, irgend einen alten Mann zu holen — versteht sich, einen Gefangenen — damit er erschossen werden soll. Nicht ich soll ihn erschiessen; das besorgen andere; nur holen soll ich ihn. Warum? Hat er etwas verbrochen? Ich weiss es nicht. Und wenn er etwas verbrochen hat, aus welchen Gründen? Das weiss ich wieder nicht; trotz meiner Frage: „Warum?" erteilt man mir die Antwort doch nicht. Ich erhalte einfach den Befehl, diesen vollkommen wehrlosen Menschen zu holen. Die militärische Pflicht, die Disziplin verlangt von mir, den Befehl auszuführen. Aber weil ich mich zur Lehre Christi bekenne, weil ich Ehrfurcht habe vor dem Allerhöchsten und Heiligen — vor Gott, vor dem Leben, vor den Gesetzen der Natur, vor den Geheimnissen, die von niemanden gelöst werden können, gebietet mir mein Gewissen, diesem Befehl den Gehorsam zu verweigern. Wenn ich diesen Mann hole, bin ich der Mörder — in erster Linie der Mörder! Und man will mir weis machen, im Krieg sei das Töten unpersönlich! Wahrlich, auch eine Fata morgana!

Es ist schon wahr: Unter Militarismus meint man gemeinhin Soldaten, Schiffe, Kanonen, Gewehre, Stacheldrähte, Feuerbomben, Gas- und Handgranaten, Tanks usf. Ja, diese Erzeugnisse aus Stahl und Eisen kosten dem Volk viel Zeit und Geld. Sie kosten auch viel Arbeitsschweiss, sie rauben auch unbeschreiblich viel seelische und körperliche Ruhe. Und doch — es sind eigentlich nur Begleiterscheinungen des Militarismus. Weit gefährlicher als die oben angeführten Sachen ist der militärische Geist, dieser geistige Zwang, dieser negative, dieser absorbierende Kollektivstaatsgeist, der sich gegen das Gewissen des einzelnen Menschen richtet, ihm zu töten befiehlt, ihn im Bestreben, gut zu sein und gut zu handeln hindert. Das ist das Gefährliche und Tötliche. Darum: „Du sollst nicht töten!" Das gilt ein für allemal, wo und wann es auch sei. Fritz Christen, Burghof (Dielsdorf).

(Fortsetzung folgt.)

Der Geistespflug.

Durchfurcht ein kühner Geistesheld
Der Zeiten bunten Trug,
Dann knirscht der Erde Heuchlerbrut
Wie Schollen unterm Pflug.

Doch er beachtet kaum den Lärm;
Er flieht der Menschen Rat
Und reiht, als riss er Furchen auf,
Entschlossen Tat an Tat.

Zwar lastet mitleidlos auf ihm
Des Tages Not und Pein;
Doch seiner Tatkraft Schneide dringt
Nur um so tiefer ein.

Und endlich deckt der Schollenwurf
Das Pflänzlein „Unverstand",
Und frischer Zukunftsamen fällt
Aufs wüste Ackerland.

Gesundes Grün entsteigt dem Grund
Nach Zeiten dumpfer Qual;
In goldner Morgensonne glänzt
Des Pfluges blanker Stahl.

Aussaat.

Ich sah die weite Erde
Als Riesenfeld im Traum.
Sie hob, der Saat gewärtig,
Den Blick zum Sternenraum.

Schon glomm der Tag im Osten,
Der Himmel stand in Brand;
Da wandelten zwei Riesen
Durchs öde Ackerland.

Der eine grüsste heiter,
Ein gütig milder Greis;
Der andre schaute finster
Und schlich gespensterleis.

Sie streuten ihre Körner
Zugleich mit mächt'ger Hand,
Und ruhten erst beim Dämmern
Fern an des Feldes Rand.

Dort massen sie einander
Wie Fechter, ernst und kalt.
„Wer bist du?" murrte drohend
Die düstere Gestalt.

„Man heisst mich Segen", lachte
Der Güt'ge wundersam;
Der Schatten aber höhnte:
„Ich bin der Erde Gram!"

Die Abendschatten wuchsen.
Gleich Dunst verschwand das Paar.
Das Saatgut aber keimte
Empor ins neue Jahr.

Jacob Hess.

Zur Weltlage

Demokratie und Demagogie.

Zu den deutlich hervorstechenden Zügen der heutigen Weltlage gehört zweifellos der Kampf zwischen Demokratie und Demagogie. Es mag darum angebracht und nützlich sein, sie einmal unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten. Es ist dabei wohl nicht zu vermeiden, dass dieses und jenes berührt wird, was in diesen Betrachtungen nicht zum ersten Mal auftaucht, aber es erscheint dann in diesem besonderen Zusammenhang und hat für die Aufhellung dieses besonderen Problems vielleicht einen Sinn, den es anderswo nicht hatte.

Unsere erste Frage ist

1. Worin besteht der Unterschied zwischen Demagogie und Demokratie?

Es ist, um die Antwort zu finden, vielleicht richtig, von der Demagogie auszugehen.

Worin besteht das Wesen der Demagogie?

Die Antwort scheint zunächst nicht schwer. Demagogie, können wir sagen, ist überall dort vorhanden, wo man Einfluss auf die Massen zu gewinnen sucht nicht um der Wahrheit, sondern um der Macht willen.

Wir sehen also gleich, dass zur Demagogie die Masse gehört. Das ist freilich in jeder Beziehung charakteristisch und wird im Verlauf der Erörterung weiter erläutert werden. Es sei bloss sofort bemerkt, dass der Begriff der Masse nicht an eine bestimmte numerische Grösse gebunden ist. Auch in einem kleinen Dorfe kann es Demagogen geben; ihnen ist eine Gemeindeversammlung oder unter Umständen auch eine Wirtshausgesellschaft „Masse". Das Gleiche gilt von ähnlichen Verhältnissen. Mit dieser Einschränkung aber bleibt es dabei: die Demagogie hat es immer mit der Masse zu tun, sie will auf die Masse wirken, sie treibt einen mehr oder weniger aufrichtigen Götzendienst mit der Masse. Einem richtigen Demagogen ist es erst dann recht wohl, wenn er auf einer grossen oder kleinen

Tribüne vor einer grossen oder kleinen Volksversammlung steht. Der Einzelne als solcher interessiert ihn nicht, er kommt für ihn bloss in Betracht, insofern er eine Masse repräsentiert und nur vorübergehend. Er ist bloss Mittel und wird auf die Seite geworfen, wenn er dazu nicht mehr taugt. Man kann sich einen Demagogen nicht als „Seelsorger", im weitesten Sinne des Wortes, denken; man kann sich ihn nicht denken als einen, der in aller Stille eine gründliche, tiefgreifende, weitausschauende Gedankenarbeit, Erziehungsarbeit, Rettungsarbeit täte, etwa nach Art eines Pestalozzi; man kann sich ihn nicht denken als einen, der um die Seele eines einzelnen Menschen ränge, als gelte es die Rettung der Welt, etwa nach der Art eines Blumhardt. Was schiert ihn eine Seele? Er sucht doch überall nur sich selbst. Denn er sucht Macht. Diese Macht aber ist im letzten Grunde seine eigene. Selbständige könnten ihm nur im Wege sein. Sein Ziel ist die möglichst grosse Zahl, und sein Mittel die Agitation.

Es gibt zwar innerhalb der Kategorie des Demagogischen Unterschiede des Grades. Die niedrigste Stufe ist die, dass man sich einer Sache bemächtigt, um durch sie persönlich vorwärts zu kommen. Die „Idee" ist in diesem Fall ein blosses Mittel für die Gewinnung persönlicher Macht. Man ist Sozialist, weil man nach seiner ganzen Art und Lage auf diesem Wege am ehesten Aussicht hat, rasch emporzukommen, aber man könnte im Grunde ebensogut ein bürgerlicher Reaktionär sein, ohne am Grundstock seines Wesens das Geringste zu ändern, man müsste bloss etwas an der Geberde und Phraseologie umstellen; oder man ist bürgerlicher Reaktionär, weil man nun einmal in diese Rolle hineingeboren oder hineingeraten ist, könnte aber durch einen ganz leichten roten Anstrich über Nacht ein Revolutionär werden. Darum erfolgt auch so oft der Umschlag aus dem einen ins andere mit erstaunlicher Leichtigkeit, wobei eigentlich nichts zum Erstaunen ist, weil man ja im Grunde in beiden Fällen den gleichen Menschen vor sich hat. So haben wir ja im Verlaufe des letzten Jahrzehntes manchen Revolutionär, der die halbe Welt fressen wollte und dem jeder ein „Kleinbürger" war, der einen etwas weiteren Horizont hatte, sehr rasch zu einem revolutionären Philister werden sehen, der zu seinem Staunen das tiefe Recht der bestehenden Ordnungen entdeckt hatte, merkwürdigerweise genau in dem Augenblick, wo alle Welt die gleiche Wendung machte. Ein Ueberbeispiel dieser Verwandlung, das für Zahllose als Typus gelten kann, ist Mussolini. Denn nichts ist gewöhnlicher, als dieser Uebergang vom Bolschewismus zum Faschismus. Solche Verwandlungen sind freilich häufiger bei den Objekten der Demagogie, bei denen die durch den Wind der Demagogie hin- und hergeweht werden. Es gibt ja sozusagen neben der aktiven eine passive Demagogie, worunter ich eine Art ver-

stehen möchte, der es eine Wonne ist, von irgend einer demagogischen Macht ergriffen und ein Stück mitgerissen zu werden, gerade wie es der aktiven Demagogie eine Wonne ist, selbst zu ergreifen und mitzureissen.

Diese Art von Demagogie äussert sich gewöhnlich durch eine Uebersteigerung. Sie übertut sich in revolutionärem oder reaktionärem Radikalismus. Das ist ein Grund mehr, gegen allen zur Schau gestellten Radikalismus jeder Art (und es gibt viele Arten davon!) auf der Hut zu sein. An diesem Ton einer lauten, aber etwas gemachten Leidenschaft vor allem kann man den Demagogen erkennen. Er kann nicht reden, er muss schreien, vor allem damit er sich selbst glauben könne und freilich auch damit andere ihm glauben. Es kommt jedoch selten vor, dass eine Sache rein nur aus solcher Machtspekulation ergriffen wird, etwa so wie die beiden Notare Weidelich in Gottfried Kellers „Martin Salander" der eine die demokratische, der andere die liberale Sache ergreifen. Gewöhnlich gesellt sich ein Element natürlicher und echter Leidenschaft dazu, nur dass diese eben auch persönlicher Art ist. Man ist von der einen Seite beleidigt, hintangesetzt, gedrückt worden und wendet sich aus Opposition der andern Seite zu, um sich zu rächen, nicht aus Liebe also, sondern aus Hass. So hat sogar ein Lasalle, der im übrigen mehr als ein Demagoge ist, aber doch auch ein wenig ein Demagoge, als sein Werben um die Kreise der Mächtigen und Oberen keinen Erfolg hatte, ausgerufen:

Flectere si nequero superos, Acheronta movebo.[1])

Ehrgeiz und Ressentiment sind ein starkes Ingrediens aller Demagogie. Besonders strömen einer in Opposition zu der bestehenden Welt befindlichen Partei gern solche Menschen zu, die irgendwie, vielleicht gerade im Begehren nach den Gütern, Ehren, Genüssen dieser Welt, Schiffbruch gelitten haben. Es sind die Naturen, die ich katilinarische nenne. Catilina ist ja der Typus eines solchen Demagogen. Cäsar, Mussolinis Vorbild, gehörte ursprünglich auch mehr oder weniger zu dieser Art. Verwandt damit sind jene Nihilisten, die, weil sie vor einer gähnenden Leere stehen, sich entweder im Machtrausch betäuben oder in der Zerstörungswut das suchen wollen, was Menschen mit einem Glauben und Hoffen im Schaffen suchen. Alle diese Menschen dienen nicht einer Sache, sondern benützen eine Sache für die Befriedigung persönlicher Wünsche und Leidenschaften. Sie sind darum für jede Sache gefährlich. Nur die selbstlosen Menschen, die Menschen, die in Liebe zu ihr sie ergreifen (oder vielmehr von ihr ergriffen werden!), die aus einem Glauben ihr dienen, bringen ihr wirklich Gewinn.

[1]) Kann ich den Himmel nicht für mich gewinnen, so werde ich die Hölle in Bewegung setzen.

Der Name Lasalles, den wir vorhin genannt, kann uns sozusagen in einem Sprung zum entgegengesetzten Pol innerhalb der Kategorie des Demagogischen führen. Es gibt auch eine Demagogie idealer Art, fast dürfte man sagen: eine Edeldemagogie. Hier ergreift man eine Idee, vielmehr: man wird wirklich von ihr ergriffen, aus Liebe zu ihr, nicht bloss aus Drang nach persönlicher Macht. Aber nun will man für diese Idee Macht, vor allem Macht. Nicht dass ihre Reinheit gewahrt werde, ist die Hauptsache, sondern dass sie Macht gewinne, Macht um jeden Preis. Wobei der Weg oft genug der ist, dass man mit der reinen Liebe zur Idee beginnt und dann fast unvermerkt auf den Machtweg gelangt. Gross ist die Gefahr. „Und der Versucher führte ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Im Hintergrund aber des der Demagogie entgegengesetzten Weges steht das Kreuz! — So sucht man denn Macht für die Idee, aber die Macht der Idee wird eben unvermerkt persönliche Macht. Denn man ist ja Träger der Idee und wenn der Träger mächtig ist, dann ist auch die Idee mächtig. Und allmählig verzehrt der Machtgedanke die Idee. Es entsteht eine dämonische Mischung beider Elemente, vor der eine psychologische Analyse nur schwer sagen kann, wo noch Sachlichkeit und Idealismus oder wo bloss persönlicher Machtdrang ist. Wir stehen vor dem Grossinquisitor, stehen vor Gregor dem Siebenten, vor Cromwell, vor Napoleon, vor Marx, Lasalle, Lenin, vielleicht aber auch, wenigstens für bestimmte Lagen ihres Lebens, vor Luther, Zwingli, Calvin und damit dann freilich auf jenem Gipfel, wo Christus und der Versucher zeitweilig hart nebeneinander stehen. Denn liegt uns, als Menschen, nicht allen in diesem tiefsten Sinne die Versuchung der Demagogie nahe, weil es uns nahe liegt, uns selbst zu suchen oder die Macht, den Erfolg anzubeten, und ist es nicht Christus allein, der den Versucher überwindet?

Und worin besteht nun das Wesen der Demokratie?

Ich will die Antwort vorausnehmen: Demokratie, im Gegensatz zur Demagogie, ist dort, wo man nicht in erster Linie eine Macht sucht, sondern eine Wahrheit.

Es gilt, diesen Satz zu erläutern und zu beweisen.

Demokratie heisst Volksherrschaft. Ich möchte die beiden Teile dieses Wortes jeden besonders unterstreichen. Es handelt sich um das „Volk" und handelt sich um seine „Herrschaft". Also handelt es sich nicht um eine Masse und nicht um ihr Beherrschtwerden durch den Demagogen. Damit tauchen sofort zwei weitere Bestimmungen auf, welche die Grundlage aller wirklichen Demokratie bilden: die Freiheit und der Einzelne. Die

Freiheitsidee ist für die Demokratie entscheidend. Und zwar handelt es sich nicht um jene mystische Freiheit des Absolutismus eines Hegel oder Mussolini (um die hochgeistigste neben die brutalste Art zu stellen), wo Freiheit eben die absolute Unterwerfung des Einzelnen unter eine mehr oder weniger ideale Macht bedeutet, sondern umgekehrt um die Freiheit gerade des Einzelnen. Der Einzelne ist Träger und Verkörperung dieser Wahrheit. Immer wieder muss gegen alle Verflachungen des Begriffes der Demokratie betont werden, dass dies ihr Grundsinn ist: die Freiheit des Einzelnen, in der Gemeinschaft, jedes Einzelnen, eine möglichst grosse Entwicklung dieser Freiheit. Diese Freiheit stammt aber aus dem Unbedingten und Unendlichen. Daher kann es in ihr letztlich keine Unterschiede geben. In diesem Sinn gehört zur Freiheit die Gleichheit und auch die Brüderlichkeit. Damit ist aber auch schon angedeutet, dass diese Freiheit des Einzelnen nicht egoistisch und anarchisch (was nicht mit anarchistisch zu verwechseln ist) verstanden werden darf; sie stammt vielmehr aus einer obersten geistigen Wahrheit, der der Einzelne sich unterwirft, aber so, dass er sich doch wieder in Freiheit unterwirft und durch die Unterwerfung frei wird. Das ist der echte Individualismus, der zur Demokratie gehört, wie der Sozialismus zu ihr gehört; das auch ihr Liberalismus, im tiefsten und weitesten Sinne dieses Wortes.

Wir sehen: Demokratie ist in erster Linie eine Wahrheit, die Verkörperung einer Wahrheit, und zwar einer geistigen Wahrheit. Sie ist unbedingte Ehrfurcht vor dem Heiligtum der persönlichen Freiheit. Sie ehrt in der Freiheit das Unbedingte, Heilige — Gott selbst. Diese geistige Wahrheit wird zu einer entsprechenden Ordnung. Denn diese Freiheit der Einzelnen muss sich in den politischen, sozialen, kulturellen Lebensformen der Gesellschaft ausdrücken. Es muss darin überall so viel als nur möglich der Wert und die Heiligkeit der Persönlichkeit zur Geltung kommen. Hier ist darum nicht die Masse das letzte Wort, sondern das Volk. Während die Masse immer bloss Mittel für einen Zweck ist, der ihr eigentlich fremd bleibt, ist das Volk Selbstzweck, nämlich Ausdruck der organischen Gemeinschaft Freier; während die Masse bloss Material ist für eine Pyramide, die den Pharao verherrlicht, ob dieser nun ein Mensch sei oder eine Idee, oder ein Mensch der eine Idee verkörpert, ist das Volk der Tempel selbst, in dessen Allerheiligstem Gott tront.

Aus diesem Grundunterschied der beiden politisch-sozialen Tendenzen, um die es sich handelt, ergeben sich auch alle andern Unterschiede. Wir müssen, um sie hervorzuheben, noch einmal zur Demagogie zurückgreifen.

Die Demagogie sucht Macht und opfert je nach dem Grade

ihrer Folgerichtigkeit die Ideen mehr oder weniger der Macht. Macht aber ohne Idee ist Masse. Masse aber ist Quantum. Darum geht alle Demagogie auf das Quantum. Sie wird im allgemeinsten und im prinzipiellen Sinn des Wortes imperialistisch. Und sie wird selbstverständlich zentralistisch, denn die Individualität des Lebens gilt ihr nichts. Das ist darum in verschiedenen Gestaltungen der Weg Cäsars, Napoleons, Lenins, Mussolinis — man verzeihe wieder die Zusammenstellung! Echte Demokratie aber geht nicht aufs Quantum, sondern auf den Geist. Sie geht auf die Entfaltung freien, reichen Einzellebens. Sie ist antiimperialistisch. Und sie ist föderalistisch, denn sie trägt mit ihrem geistigen Ziel sozusagen die Unendlichkeit in sich selbst.

Das Stichwort „imperialistisch" führt zu einem weiteren Unterschied. Imperium heisst Herrschaft, und zwar Herrschaft über andere. Da die Demagogie Macht sucht, und zwar Macht um ihrer selbst willen, so sucht sie Herrschaft, und zwar Herrschaft über andere. Die grossen Demagogen werden zu Imperatoren. So ist es typisch in Rom gegangen; so geht es auf diesem Wege jederzeit. Demokratie aber will Freiheit. Freiheit aber ist nicht Herrschaft über andere, sondern Selbstherrschaft. Demokratie als Lebensform eines Volkes gibt es darum in dem Masse, als es darin selbst Herrschaft des Volkes gibt.

Dementsprechend gestalten sich weiter die taktischen Methoden der beiden Geistesrichtungen. Wir haben schon hervorgehoben, dass die Methode der Demagogie die Agitation ist. Die Methode der Demokratie aber ist dem gegenüber die Erziehung. Pestalozzis Gestalt ist für diesen Sachverhalt ganz ausserordentlich bezeichnend, während an Rousseau sich schon etwas mehr die Demagogie anschliessen kann und erst recht an Marx, in dessen sämtlichen Werken man vergeblich ein Wort suchte, das sich auf die Erziehung (ich sage Erziehung, nicht Organisation) der Massen oder gar des Einzelnen für eine neue Ordnung bezöge. Rousseau und Pestalozzi führen freilich auf Zwingli und Calvin zurück und damit auf die Tatsache, dass Demokratie einer tiefsten geistigen Grundlegung bedarf.

Noch bezeichnender aber ist ein anderer Unterschied. Die Demagogie führt mit Notwendigkeit zu irgend einer Form von Gewalt. Denn wenn man nicht überzeugen will, dann muss man vergewaltigen. Die Demagogie aber kann nicht überzeugen wollen, da es ihr ja nicht auf den Einzelnen ankommt, sondern auf die Masse; überzeugen aber kann man nur den Einzelnen, auch den Einzelnen in der Masse; die Masse als solche kann man nur hinreissen. Das bedeutet: man kann sie nur betrügen; denn wenn es nicht letztlich auf die Wahrheit ankommt, dann benützt man auch die Wahrheit, wo man sie zu Worte kommen lässt, als Mittel

und macht sie damit doch wieder zur Lüge. Das letzte Wort dieses Weges ist dann die Diktatur. In ihr tritt der Sinn dieser ganzen Methode deutlich hervor. Umgekehrt gehört die Ablehnung der Gewalt durchaus zum Wesen der Demokratie. Denn sie will Freiheit, sie ehrt das Heiligtum der Ueberzeugung des Einzelnen. Darum will sie überzeugen, nicht vergewaltigen. Wenn der demagogische Redner mit Aufgebot aller Künste hinreissen will, so will der demokratische unter Verachtung alles Betruges belehren; während der Demagog, auch wo er den Einzelnen vor sich hat, bloss an die Masse denkt, wendet sich der Demokrat, auch wo er zur Masse redet, immer an den Einzelnen. Denn die Demokratie will Gestaltung der anorganischen Masse zum organischen Volk. Immer und immer macht der Demokrat Halt vor dem Heiligtum des individuellen Gewissens, dieser Gottesburg aller Freiheit. Immer ist es ihm in letzter Instanz um die Wahrheit zu tun und nicht um die Macht. Die Wahrheit rein zu erhalten ist ihm wichtiger, als um jeden Preis Macht zu gewinnen.

So unterscheidet sich auch der demokratische Führer vom demagogischen. Demagogie heisst Volks-Führung, Demokratie Volks-Herrschaft. Der Unterschied ist bezeichnend. Auch der Demokrat will das Volk führen, aber zur Herrschaft des Volkes, nicht seiner Person, also vor allem auch zur Herrschaft jedes über sich selbst, ohne die es keine Freiheit gibt. Demagogie ist also im Grunde Volks-Verführung, nicht Volks-Führung. Der demokratische Führer benutzt nicht die Masse zu irgend einem Zweck, sondern liebt sie. Darum schmeichelt er ihr nicht, wie der Demagoge immer tut, sondern dient ihr mit der Wahrheit, wie er selbst der Wahrheit dient. Er ist wirklich ein Führer, weil er voran geht und Ziele weist, während der Demagoge sich bloss von der jeweilen herrschenden Strömung zu den Zielen tragen lässt, denen diese Strömung sich zubewegt. Darum findet jener auch die Kraft, sich solchen Strömungen entgegenzustemmen, wo er es für nötig hält, unbeliebt, einsam zu werden. Denn er dient einer Wahrheit, nicht einer Popularität, einer Sache, nicht einer Person. Er wirkt aus der Liebe und kann darum das Opfer der Liebe bringen.

Endlich leuchtet ein, dass das Parteiwesen immer mehr oder weniger ein Organ der Demagogie sein wird. Auch in der Demokratie wird es natürlich kämpfende Ansichten, Richtungen, Gruppierungen geben, aber das Parteiwesen, so wie wir es heute kennen, ist ein Zeichen des Ueberwiegens der Demagogie und des Zerfalls der Demokratie. Denn in dieser Form ist es ein Werkzeug der Macht, nicht ein Organ der Wahrheit. Alles Parteiwesen wird aber stets in Gefahr sein, auf diesen Weg zu gelangen. Auch von einer andern Seite her gesehen, erscheint das Parteiwesen als mit der Demagogie verbunden. Die Demokratie will ein Volk,

also eine organische Gemeinschaft, die Demagogie aber hat es mit der Masse zu tun. Masse ist anorganisch, ihre Form ist also am ehesten die Partei, die im Grunde stets nur Einzelne als solche, seien es Personen oder Klassen und Kreise, für die Durchsetzung ihrer Einzelzwecke vereinigt; Demokratie wird immer darauf aus sein, nach Möglichkeit das Ganze einer Gemeinschaft zu erhalten und sich am Wohl des Ganzen zu orientieren. Gemeinschaft kennt eigentlich nur sie und sie kennt sie, weil sie eine Wahrheit, eine Idee hat und damit eine Seele für die Gemeinschaft. Die Masse als solche ist ja keine Gemeinschaft und kann keine bilden, sie ist ein blosses Aggregat; aber die Demagogie kennt nur die Masse und nicht die Idee oder die Seele. Wo man aber bloss Masse will, da herrscht der Egoismus; dieser ist immer Atomismus, und Atomismus ist das Kennzeichen des Materialismus; denn die Materie kennt nur das Atom, nicht die Seele.

Die Entwicklung und Gestaltung des Parteiwesens in einem Volke und Zeitalter ist also ein gutes Kennzeichen dafür, wie sich darin Demagogie und Demokratie verhalten.

Fragen wir uns nach dieser Analyse der beiden Geistesrichtungen noch nach ihrem Verwandtschaftsverhältnis zueinander. Man ist gewohnt, Demagogie mit der Demokratie zu verbinden, in dem Sinn, dass es Demagogie sozusagen nur auf dem Boden der Demokratie gebe. Das ist insofern richtig, als Demagogie nur dort einen Sinn hat, wo die Massen etwas bedeuten. Aber Massenwesen ist ja eben nicht Demokratie, sondern eher ihr Gegenteil. Cäsar war ursprünglich ein Demagoge, aber war denn das römische Reich seiner Zeit eine Demokratie? So kann die Demagogie auch ebenso gut reaktionären als revolutionären Zwecken dienen. Als Lenin die russischen Bauern aufforderte, sich die Güter der Grossgrundbesitzer anzueignen, da war dies das Werk einer revolutionären Demagogie in riesigem Masstab, einer Demagogie, deren verhängnisvolle Frucht wahrhaftig nicht Sozialismus ist; aber es war auch Demagogie, nur reaktionäre, als Bismark dem deutschen Volke das Stimmrecht gab. Und erst die Demagogie Mussolinis! Weil es der Demagogie nicht auf eine Wahrheit, sondern auf eine Macht ankommt, so kann sie in jede Hand als Werkzeug passen. Aber am besten passt sie in die Hand der Reaktion. Denn alle Demagogie ruht auf Verachtung des Volkes.

Wir haben, um das Wesen der beiden Tendenzen darzustellen (wobei wir natürlich nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen), diese in prinzipieller Schärfe einander gegenübergestellt. Nun sei aber noch einmal bemerkt, dass sie in der Wirklichkeit des Lebens so wenig rein vorzukommen pflegen, als alle ähnlichen Grundtypen des menschlichen Lebens. Die Wirklichkeit zeigt uns natürlich nur selten den reinen Gegensatz von Demagogie und Demo-

kratie, sondern mannigfache Mischungen der beiden Tendenzen. Ein Hauch von Demagogie mag auch an einem echten Demokraten zu spüren sein und einem echten Demagogen braucht nicht alles demokratische Empfinden ganz und gar abzugehen. Immerhin treten sich manchmal diese entgegengesetzten Geistesarten in sehr reinen Formen gegenüber. Ein Demagoge war etwa Danton, ein Demokrat Washington; ein Demagoge ist Loyd George, ein Demokrat Ramsey Macdonald; ein Demagoge ist Millerand, ein Demokrat war Jaurès. Der ausgeprägteste demagogische Politiker unserer Epoche ist Mussolini, der ausgeprägteste demokratische Staatsmann war Wilson.

2. Die demagogische Gefahr der Gegenwart und die Rettung der Demokratie.

Blicken wir mit der nun gewonnenen Einsicht in unsere Zeit hinein, so ist sofort klar, dass sie der Demagogie günstiger ist als der Demokratie.

Einmal wissen wir ja genugsam, dass in ihr der Geist der Gewalt mächtig ist, ihm aber entspricht die Demagogie. Aber freilich entsteht die Frage, wie und warum denn dieser Gewaltgeist so mächtig geworden ist.

Die Antwort scheint nicht schwierig: Der Geist der Gewalt ist so stark geworden, weil die Gewalt des Geistes so schwach geworden ist. Der Gewaltgeist ist der legitime Sohn des Materialismus. Wo die Materie das letzte Wort ist, da muss man auf die Gewalt vertrauen, die Gewalt suchen, denn auf was sollte man sonst vertrauen? Was sollte man sonst suchen? Da gibt es nur einen Kampf Aller gegen Alle, ein Ringen um die brutale Obmacht, und als Gesellschaftsform irgend eine von aussen her eisern bindende Autorität, also eine Diktatur. Wie speziell das Ueberwuchern des Parteiwesens mit diesem Materialismus zusammenhängt, ist vorhin gezeigt worden.

Wenn man dieser materialistischen Entartung weiter nachginge, so käme man wohl zuletzt beim Abfall von Gott an. Und wenn man von dort wieder zurückkehrte, so würde man auf eine Verbindung des Gewaltgeistes mit dem unverlierbaren Drang der Menschenseele nach dem Göttlichen stossen und gelangte damit zu jenem Element des Dämonischen, wie es sich heute etwa in einem Mussolini verkörpert, aber für die ganze Zeit das letzte Wort der Charakteristik bildet. Viel grossartiger freilich tritt uns dieser Ursprung der Zeiterscheinungen, die wir im Auge haben, in jener abgründigen Gestalt eines Staurogin, der Schöpfung Dostojewskys, entgegen. Dessen „Dämonen" sind überhaupt das Dokument, auf dem man jene Erscheinungen am besten verstehen

lernen kann. In diese Tiefen reicht unser Problem. Gehen wir ihm immer wieder dorthin nach!

Wenn wir von dieser allgemeinsten Erklärung der Sachlage mehr ins Einzelne fortschreiten, um nach den Ursachen des Zerfalls der Demokratie und des Wachstums der Demagogie zu fragen, so tritt uns zuletzt wieder eine umfassende Tatsache entgegen: der Niedergang der Freiheit in unserer heutigen Welt. Was aber diese Tatsache für unser Problem bedeutet, brauchen wir nun nicht mehr weitläufig zu zeigen. Das Erdreich, worin Demagogie allein gedeihen kann, ist die Unselbständigkeit der Masse. Wo ein Volk ist, das auf seiner Scholle oder in seiner Werkstatt Freiheit geniesst, (soweit Freiheit etwa im menschlichen Wesen möglich ist) und das auch im Geistigen eigenen Boden unter den Füssen hat, da kann Demagogie wohl etwa wachsen wie Unkraut in guter Saat, aber sich nicht fast an die Stelle der Saat setzen. Demagogie ist, wie wir gesehen, Volksverachtung; diese aber kann nur aufkommen, wo die Völker sinken und sich selbst nicht mehr achten. Wo ein Volk sich achtet, wo ein Volk selbständig arbeitet und selbständig denkt, da wird der Demagoge verachtet.

Und nun, wie steht es heute mit dieser Grundlage der Demokratie?

Von zwei Seiten her wird sie heute aufgelöst, von der sozialen und von der geistigen Seite her.

Von der sozialen Seite her. Es zerbröckelt heute für die grosse Masse der Menschen im sozialen Leben immer mehr der Boden der Selbständigkeit, ohne den es keine Demokratie gibt, unter den Füssen. Demokratie ist nur möglich, wo freie Bauern und freie Handwerker sind, um es ganz kurz zu sagen, wo, allgemeiner ausgedrückt, der Mensch frei ist in seiner Arbeit, frei in seinem Besitz, frei in diesem Grundelement des Lebens — frei, soweit dies unter Menschen möglich ist; frei in alten oder in neuen Formen. Das war die Grundlage der älteren schweizerischen Demokratie und jeder andern, die diesen Namen verdiente. Wo ist heute diese Freiheit? Verwandeln sich die Völker nicht mit schwindelerregender Eile in eine ungeheure Masse von Lohnarbeitern und Angestellten, denen eine immer kleiner werdende Zahl von Dirigenten des Wirtschaftsprozesses, dem sich immer mehr Politik und Kultur unterwerfen, gegenübertritt? Werden diese Massen nicht immer wurzelloser in ihrer Arbeit, ihrer Wohnung, ihrem Recht? Schwingt nicht immer brutaler, immer unheimlicher der Dämon der Unsicherheit des Lebens seine Peitsche über sie? Sind sie nicht in der furchtbaren Angst vor dieser Unsicherheit bereit, sich jeglicher Tyrannei zu unterwerfen, wenn sie nur Sicherheit verspricht?

Aber diese Angst hat noch einen anderen, einen geistigen Grund. Denn der sozialen Auflösung der Grundlage der Demokratie entspricht eine geistige. Die geistige Grundlage der Demokratie ist, wie wir gesehen, eine Wahrheit, jene Wahrheit, aus welcher der unbedingte Wert stammt, der den Einzelnen zum Heiligtum macht. Die Demokratie ruht auf einer sittlichen Weltanschauung; ja sie ruht in letzter Instanz auf dem Glauben an den heiligen Gott und Vater der Menschen. Aus diesem tiefen, heiligen Grund ist sie geschichtlich erwachsen. Denn was wir Demokratie nennen, das ist das Erbe des Christentums und speziell der Reformation. Aus diesem tiefen, heiligen Grund allein kann jener Stolz und Trotz der Freiheit und jene Autorität des Gewissens stammen, ohne die es keine echte Demokratie gibt. Aber wo ist heute diese geistige Grundlage hin? Ist sie nicht so gut zerbröckelt wie die soziale? Die Massen stehen auch im geistigen Leben auf Treibsand oder Sumpfmoor — und zu diesen Massen gehören die „oberen Stände" erst recht. Darum sind sie auch von dieser Seite her reif für jegliche Knechtschaft.

Wir können den Sachverhalt auch so ausdrücken: Was wir heute beobachten, ist der Weg, der dem zur Demokratie führenden entgegengesetzt ist, die Auflösung des Volkes in Masse. Oder wie wir es schon früher etwa formuliert haben: was wir beobachten, und mit tiefstem Seelenschmerz beobachten, ist die Verwandlung des Volkes in Pöbel. Zum Pöbel wird das Volk in dem Masse, als es unselbständig, wurzellos wird. Unfrei in der Arbeit und im Besitz verliert es auch die geistige Freiheit. An Stelle des Denkens tritt das Mitschwingen im Rhytmus der Massenleidenschaften; an Stelle einer Lebensfreude, die aus der Gesundheit des Lebens von selber quillt, die Genusssucht; an Stelle der sittlichen Zucht des Lebens eine nihilistische Zügellosigkeit. Das alles aber macht zur Knechtschaft reif. Alle Tyrannen haben gewusst, dass man die Menschen zur Genussucht und sittlichen Zuchtlosigkeit verführen muss, wenn man sie leichten Spiels beherrschen will. Demokratie ist Selbstherrschaft des Volkes. Selbstherrschaft aber gibt es nur, wo es Selbstbeherrschung gibt. Volk — Menschen, die in Arbeit, Geist und Zucht frei sind — kann man nicht mit Gewalt regieren; Pöbel aber — unselbständige, wurzellose Menschen — ist immer für die Diktatur reif. Diese Massen, das Objekt der „Dämonen", werden ebenfalls dämonisiert. Mit dämonischer Leidenschaft fallen sie, ihrer Seele beraubt, dem Mann zu, der stark scheint, der Autorität zu haben scheint. Er gibt ihnen ja eine Seele. Von Gott losgekommen müssen sie Götzen dienen — es ist, wie gesagt, ein dämonischer Zug. Zermürbt von der Angst, an ihren höheren Rechten verzweifelt, lassen sie sich mit Brot und Spielen beruhigen. Und doch

nicht ganz beruhigen. Es fallen Psychosen über sie her, sie können bald von reaktionären, bald von revolutionären Demagogien mit fortgerissen werden, aber immer von Demagogien; für Demokratie ist da, scheint es, kein Boden.

Blicken wir nun aus der Vogelperspektive in die Zeit, so gewahren wir, wie dieser Kampf zwischen Demokratie und Demagogie sie charakterisiert. Da ist auf der einen Seite die reaktionäre Demagogie des Faschismus, die sich immer weiter ausbreitet; da ist auf der andern die revolutionäre des Bolschewismus, die in mancher Beziehung ebenfalls wächst. Daneben gibt es freilich auch noch Demokratie. Es gibt ganze Länder, wo sie auch in der bürgerlichen Welt lebendig ist. Es gibt einen demokratisch gesinnten Sozialismus. Es gibt einen Völkerbund, der bei all seiner Unvollkommenheit doch das demokratische Prinzip verkörpert. Aber ich habe den Eindruck, dass dieses überall im Zurückweichen sei. Im sozialen Leben treten ihm Faschismus und Bolschewismus gegenüber, im internationalen auf der einen Seite jene ungeheure Demagogie, die wir Imperialismus nennen, auf der andern jene Bewegung, die Asien und Afrika aufstachelt. Denn auch diese ist in der bolschewistischen Form Demagogie, so berechtigt an sich die Erhebung und Befreiung der beiden Kontinente ist.

Die gleiche Beobachtung machen wir in bezug auf die Art und Weise, wie heute im innern Leben der Völker Politik getrieben wird. Was auf den ersten Blick auffällt, ist die Tatsache, wie sehr diese allen Geist verloren hat und nur noch ein brutales Ringen um die Macht geworden ist. Gewiss hat dieses im politischen Leben stets eine grosse Rolle gespielt. Es gab aber eine Zeit, und sie liegt noch nicht so weit hinter uns, wo die politischen Probleme doch noch mehr Gegenstand eines idealistischen Wahrheitsuchens waren und daher auch der politische Kampf noch viel mehr ein Element des Ringens um die Wahrheit enthielt. Es gab, mit andern Worten, darin einst doch noch mehr Demokratie und weniger Demagogie. Wir sind auch hierin materialistisch verroht und dämonisiert. Wie herrlich wird es sein, wenn nach einer tiefgehenden Regeneration wieder eine Zeit kommen wird, wo auch in der Politik wieder der Geist eine Rolle spielt und das politische Ringen wieder mehr ein Kampf um die Wahrheit wird!

Gibt es eine solche Aussicht? Gibt es jenen Erscheinungen gegenüber eine Hoffnung für die Demokratie? Und welches ist wohl der Weg zu ihrer Rettung? Denn dass sie gerettet werden muss, wenn die Welt nicht in die Hölle versinken soll, ist klar, vorausgesetzt, dass das, was wir von ihrem Sinn und Wesen gesagt, richtig ist.

Die Antwort ist, abstrakt gesprochen, leicht: Die Demokratie wird dadurch gerettet, dass ihre soziale

und geistige Grundlage wieder hergestellt wird. Die Masse muss wieder in Volk verwandelt werden. Die Menschen müssen im wirtschaftlichen Leben wieder Boden unter die Füsse bekommen. Sie müssen eine neue Freiheit erhalten und eine neue Sicherheit. Das Heiligtum der Persönlichkeit muss in allen sozialen Ordnungen besser zur Geltung kommen. Die Menschen müssen in Arbeit, Wohnung, Gemeinschaftsleben wieder starke Wurzeln bekommen. Das alles will ein echter, demokratischer Sozialismus. Und zu diesem sozialen Boden muss ein geistiger kommen, ein neuer Glaube an eine tragende geistige Welt, und daraus erwachsend eine neue Lebenssicherheit, eine neue Freude an der Freiheit, ein neuer Glaube an die Macht des Geistes im sozialen Leben wie im Völkerleben. Um das Höchste zu sagen: Gott muss wieder an die Stelle der Götzen und Dämonen treten (er allein kann sie besiegen) und damit auch der Mensch für ihn und den Bruder frei werden.

Dass das alles eine Erneuerung der Demokratie nach Form und Inhalt bedeuten wird, braucht wohl nicht gesagt zu werden.

Das alles ist gewiss einleuchtend. Aber die grosse Frage ist, wie das geschehen soll. Wo nehmen wir dafür die Kräfte her? Wie sollen wir auf so Grosses hoffen dürfen?

Ich habe darauf nur die eine Antwort: Die ganze Umkehr, die nötig ist, damit das alles wirklich werde, kann ihrerseits nur durch eine geistige Umwälzung gründlichster und gewaltigster Art kommen. Dass sie kommt, ist mein Glaube. Gerade die Grösse der Not macht sie mir glaubhaft, aber auch viele, viele Zeichen der Verheissung. „Du sendest deinen Geist aus und erneuerst das Antlitz der Erde.“ Aus dem Schosse einer solchen Bewegung wird eine neue Freiheit und eine neue Demokratie geboren werden.

Aber wie? Sollen wir inzwischen die Hände in den Schoss legen? Keineswegs! Wir wollen für die Demokratie gegen die Demagogie kämpfen. Jeder sozial oder geistig selbständige Mensch und jede Lebensform, die solche Menschen schaffen, ist ein Wall für sie. Wir wollen alles retten, was von ihr zu retten ist, wollen eine neue bauen, wollen vor allem ihre Grundlagen neu schaffen helfen. Wir wollen die Erkenntnis dessen, was uns not tut, in uns und andern vertiefen. In dem Versuch einer neuen geistigen Begründung der Demokratie, die an die soziale anschliessen und mit ihr verbunden sein muss, besteht nach meiner Auffassung der eigentliche und allein wertvolle Sinn der „Volkshochschule“. Das alles ist die beste Vorbereitung dessen, was wir nicht machen können. Dieses aber bleibt das, woran doch letztlich alles hängt.

31. Dezember 1926. L. Ragaz.

Charles Naine.† Als eine Botschaft, die für Viele auf Weihnachten rückwärts und auf das neue Jahr vorwärts einen tiefen Schatten wirft, kommt die Kunde vom plötzlichen Hinschiede Charles Naines zu uns. Sie trifft uns ahnungslos; denn niemand unter uns wusste um seine Erkrankung. Wir dachten ihn uns als den rüstigen Kämpfer, der seinen so wacker und so erfolgreich begonnenen Feldzug für einen wirklichen Sozialismus gegen die sozialistische Demagogie fortsetze, und währenddessen kämpfte er den Kampf gegen jenen „letzten Feind", dem der noch nicht Dreiundfünfzigjährige nun erlegen ist. Jene Grippe, der man in der Schweiz nun glücklich eine politische Bedeutung zu verschaffen wusste, hat einen hingerafft, der nach menschlichem Ermessen für die Zukunft der Schweiz und ganz besonders des schweizerischen Sozialismus noch eine bedeutsame und segensreiche Rolle zu spielen berufen war. Die Guten gehen und die Schlechten bleiben — so möchte man manchmal sagen.

„Denn Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück."

Es ist auf den ersten Blick ein tragisches Sterben, mitten aus einem Kampf heraus, worin sein innerstes Wollen offenbar werden und sein Leben sich krönen sollte; es scheint ein ganz besonders trauriges und unverdientes Los zu sein. Und doch ist es das vielleicht nicht, sondern eher das Gegenteil. Es ist eine alte Meinung, nicht nur, dass früh zu sterben ein Glück sei, sondern auch, dass es etwas Schönes sei, als Held im Kampf zu fallen. Wer früh stirbt und auf diese Weise stirbt, der lebt um so länger; wer allzurasch weggeht, wird um so schmerzlicher vermisst. Und es ist vielleicht auch falsch, wenn wir ein unvollendetes Lebenswerk bedauern. Welches Lebenswerk eines bedeutenden Menschen ist je „vollendet"? Verderben wir nicht oft unser Werk dadurch, dass wir es „vollenden" wollen, dadurch, dass uns wirklich gegönnt wird, es zu „vollenden"? Und besitzt nicht umgekehrt ein „unvollendetes" Werk eine merkwürdige Suggestivkraft, eine gewisse schöpferische Lebendigkeit, so dass es, das für den ursprünglichen Schöpfer „unvollendet" blieb, sich in denen, die davon um so tiefer angeregt werden, immer wieder fortführt, dass gleichsam das, was ihm an Zeit zum völligen Ausreifen versagt blieb, ihm nun als ewige Jugend geschenkt wird? Gewiss hat Charles Naine uns noch vieles sagen wollen, das geistvoll, neu, impulsgebend gewesen wäre, aber ist das Wesentliche an seiner Erscheinung und an seinem Denken im Grunde nicht doch auch so schon hervorgetreten? Vielleicht war also dies Sterben doch eher eine Gunst als eine Tragik — eine als Tragik verkleidete Gunst.

Die wesentliche Bedeutung von Charles Naines Persönlichkeit und politischer Rolle steht in plastischer Klarheit vor uns: er war der I d e a l i s t unter den Führern unseres politischen Sozialismus. Damit soll nicht gesagt sein, dass unter den andern keine Idealisten sich befunden hätten und jetzt befänden, (es wäre, um bei diesem Anlass auch noch eines früh Verstorbenen zu gedenken, zum Beispiel Nationalrat Professor S c h e n k e l zu nennen), sondern bloss, dass an ihm der Idealismus seines sozialistischen Wollens als die eigentliche differentia specifica, als das, was ihm die Eigenart verlieh, hervorgetreten sei. Weil wir diesen Idealismus aber im Grossen und Ganzen heute innerhalb wie ausserhalb der sozialistischen Parteien doch so sehr vermissen, war Charles Naine eine so erquickende Erscheinung. Er wurde damit sozusagen zu einem schweizerischen Jaurès. Dieser Idealismus war freilich bei ihm wie bei Jaurès durchaus keiner der Wolkenhaftigkeit und der schönen Phrase, sondern durchaus realistisch, auf der Erde fussend, den Tatsachen zugewendet, viel mehr als der Pseudo-Realismus gewisser Demagogen und Demagöglein, die

bloss irgend ein Dogma zu retten suchen, weil es das Schiff ist, das ihren Machtanspruch trägt. Und mit diesem realistischen Idealismus verband Charles Naine eine reiche Dosis von welschem Esprit, welscher Klarheit des Denkens und des Ausdrucks. Seine berühmten Artikel gegen Grimm sind kleine stilistische Meisterwerke. Aus diesem Idealismus strömte eine Beredsamkeit, die fortreissen musste, weil darin das Herz sprach, nicht bloss die berechnende Machtleidenschaft. Was aber mehr ist als das alles: dieser Idealismus wurde in Charles Naine zur Selbstlosigkeit. Er befähigte ihn, für den Sozialismus um des Sozialismus, als um einer heiligen Sache willen, zu kämpfen, und darum für ihn auch gegen ihn, das heisst: gegen gewisse Formen seiner Vertretung, gegen das darin, was für ihn Entwertung und Verfälschung des Sozialismus bedeutete, zu kämpfen, und, wenn nötig, allein zu stehen. Denn um dies tun zu können, muss man einen Glauben haben, nicht bloss eine Taktik. Aus dieser ganzen Art heraus hat Charles Naine einen idealistischen Sozialismus vertreten, das heisst: einen Sozialismus, der nicht bloss einen neuen Machtanspruch, sondern ein neues menschliches Ideal vertritt. Das Wesen eines solchen idealistischen Sozialismus trat an ihm zwar mit individuellen Zügen, die nicht auf Nachahmung berechnet waren, aber doch auch wieder auf typische Art hervor. Es ist natürlich bloss ein demagogischer Trick, der wie alle Demagogie auf die Dummheit spekuliert, wenn man einen solchen Sozialismus als Revisionismus, Kleinbürgertum oder wie die Ketzer- und Schimpfnamen des vulgärmarxistischen Wörterbuches alle heissen, charakterisieren will.

Diesem Sozialismus eignet vielmehr der echte Radikalismus. Es ist eine bedeutsame Tatsache, dass Charles Naine in der Oeffentlichkeit zuerst als Dienstverweigerer bekannt wurde. War er doch, wenn ich nicht irre, der erste der schweizerischen Dienstverweigerer. Das war Sozialismus, während der Gewaltglaube seiner sozialistischen Gegner nur rötlich angestrichenes bürgerliches Philistertum ist. Aber dieser Sozialismus, der auf der Grundvoraussetzung und Grundempfindung von dem heiligen Recht der Persönlichkeit ruhte, musste zugleich demokratisch sein; denn Demokratie ist eben Glaube an das oberste Recht der Persönlichkeit in jedem Einzelnen. Und als Demokratischer musste er weitherzig sein. So war es ganz folgerichtig und keineswegs ein Abfall von einem echten sozialistischen Radikalismus, wenn der gleiche Mann, der gegen den bürgerlichen Militarismus und den bürgerlichen Klassenstaat auftrat, auch gegen einen sozialistischen Militarismus und einen sozialistischen Klassengeist kämpfte. Er tat dies im Namen des gleichen Ideals, er vollendete darin seinen sozialistischen Glauben. Denn die höchste Treue gegen eine Sache und Ueberzeugung zeigt sich nicht darin, dass man die Gegner bekämpft — das ist keine schwere Leistung — sondern dass man sie gegen sie selbst verteidigt und um ihretwillen sich die Freunde entfremdet. Das ist die höchste Probe der Selbstlosigkeit einer Liebe.

Es gehört zur Charakteristik dieser Art von Sozialismus, wenn er in Charles Naine, wie eigentlich immer, einerseits ganz besonders die Anfeindung der bürgerlichen Gegner erweckte, anderseits aber deren innere Achtung gewann. Der als Dienstverweigerer und Radikaler einst mehr als sonst einer aus den Reihen der Sozialisten Geschmähte ist zuletzt der geworden, auf den, neben Greulich, auch Nichtsozialisten am ehesten mit Vertrauen hörten. Charles Naine war, als er so jäh dahingerafft wurde, das weitaus wertvollste moralische Kapital des politischen Sozialismus der Schweiz.

Für diejenigen, die innerhalb und ausserhalb der Sozialdemokratie unermüdlich den Atheismus als deren wahres Wesen und Bekenntnis erklären, sei noch bemerkt, dass Charles Naine diese seine Kraft und wahrhaft sozialistische Art aus einer offen aufgesprochenen religiösen Ueberzeugung schöpfte. Sein Idealismus war im letzten Grunde Glaube.

Diese Leistung von Charles Naines Persönlichkeit und Kampf ist so klar

und gross, dass sie als sein Werk und seine Tat leben wird, nicht trotz seines frühen Todes, sondern gerade infolge desselben. Freilich werden wir ihn gerade jetzt aufs schwerste vermissen. Denn er war innerhalb der Partei der eigentliche Führer des so notwendigen Kampfes gegen das System, das heute noch den Anspruch macht, den schweizerischen Sozialismus darzustellen und zu leiten. Aber deswegen darf uns um den Fortgang dieses Kampfes nicht im geringsten bange sein. Es werden ihm aus dem gleichen Geiste, den Charles Naine vertrat, immer neue, und immer zahlreichere Streiter erstehen. Sie alle werden in dem früh geschiedenen Kämpfer eine der hellsten und liebenswertesten Gestalten des schweizerischen Sozialismus verehren. Er ist gestorben, aber er lebt. L. R.

30. Dez. 1926.

Zur Chronik. Der weltpolitische Ausblick, der sich in der zweiten Hälfte des letzten Jahres so stark aufgehellt hatte, ist augenblicklich wieder etwas düsterer. Die Verdüsterung geht von zwei Punkten aus: von Rom und Moskau. Das liegt in der Natur der Dinge; denn Faschismus und Bolschewismus sind, wenigstens auf der Oberfläche, die beiden Unfriedenstifter der heutigen Welt. Rom wühlt in aller Welt, besonders aber in Europa. Sein Werk sind jene schmählichen Umtriebe, die in der Garibaldi-Affäre ans Licht kamen, sein Werk die Vorgänge mit Albanien, die einen neuen, politischen Kriegsherd schaffen. Dabei soll Chamberlain mitgewirkt haben; ob er wohl dafür den Nobelpreis für Verdienste um den Frieden erhalten hat? Er hat ja noch andere Verdienste von ähnlicher und noch wichtigerer Art! Rom wühlt in Bulgarien, Ungarn, Polen, in der Tschechoslovakei und den baltischen Staaten. Dort rumort überall der Faschismus und die Verbindung mit Rom stellt sich her. Rom sucht auch die deutsch-französische Verständigung zu stören. Diese ist im Grunde durch das Urteil von Landau wohl eher gestärkt worden. Denn dessen Aufhebung durch die französische Regierung zeigt doch, dass in diesen Dingen ein neuer Stil begonnen hat. Ebenso ist sie gestärkt worden durch die Rede Scheidemanns im deutschen Reichstag, welche die deutschen Geheimrüstungen vor aller Welt (und besonders vor dem deutschen Volke!) aufdeckte und damit mancherlei frühere Sünden dieses Politikers ein wenig gut machte. Weiter bedeutet auch die Aufhebung der alliierten Militärkontrolle über Deutschland einen Beitrag zur Verständigung. Freilich bleibt die deutsche geheime militärische Rüstung, deren Tatsächlichkeit wohl kein Ehrlicher und Orientierter mehr zu bestreiten wagt, eine schwere Beunruhigung. In den pazifistischen Kreisen Deutschlands besteht ein Meinungsunterschied bloss darüber, ob diese Rüstungen sich bloss gegen innen, d. h. gegen die Republik, oder ob auch gegen aussen, d. h. vor allem gegen Frankreich und Polen kehrten. Mir scheint auch das Zweite sehr wahrscheinlich. Es wäre ja sehr zum Verwundern, wenn diejenigen deutschen Kreise, deren Werk die geheime Rüstung ist (die übrigens nun kein Geheimnis mehr darstellt) nicht auch gegen aussen die alte deutsche Militärmacht wieder herzustellen versuchten. Doch kommt es im Endergebnis auf das Gleiche hinaus, wenn diese Vorbereitungen zunächst bloss gegen die Republik gehen. Denn ein monarchistischer Umsturz in Deutschland würde selbstverständlich zu einer neuen, grossen Kriegsgefahr nach aussen. Es bleibt also im Angesicht dieser Tatsache der deutschen „Aufrüstung" den Friedensfreunden nur die Hoffnung, dass die Friedenskräfte im deutschen Volke sich um so stärker regen möchten, je mehr die Kontrolle von aussen aufhört oder unwirksam wird. Diese Hoffnung aber dürfen wir wohl hegen; sie hat vielleicht mehr Grund, als man gewöhnlich glaubt.

Es bleibt im übrigen dabei, dass sich die Gefahrzone vom Rhein weg nach dem näheren und ferneren Osten verschoben hat. Dunkle Wolken steigen

immer wieder über dem pazifischen (= friedlichen!) Ozean auf. Das grosse Ereignis ist Chinas Befreiung vom europäisch-amerikanischen Joch. Das ist, wie wir schon oft und schon lange gesagt, eine gute und heilige Sache. Aber es ist natürlich eine Ursache grosser Gärung. Denn hungrige Raubtiere, die um ihre gemeinsame Beute kommen, können in ihrer Wut leicht selbst über einander herfallen. Und Moskau wühlt in aller Welt. Es hat dabei, wie wir auch schon oft betont, viel Recht auf seiner Seite; nur dass in seinen Händen dies Recht sich wieder in Unrecht und Fluch verwandelt. Es ist infolge dieser Rolle des Bolschewismus bei der Erhebung Asiens (und Afrikas) bekanntlich der alte Gegensatz zwischen Russland und England im Ringen um die Welt neu entstanden. Er bietet in der Tat einen Teilaspekt der gesamten heutigen Weltlage. Dieses Verhältnis würde sofort eine gründliche Aenderung erfahren, wenn in England wieder eine Arbeiterregierung aufkäme. Inzwischen versucht die konservative, wie es scheint, eine Schwenkung ihrer Politik zu Gunsten der chinesischen nationalen Revolution zu vollziehen, aber sie kommt vielleicht nach Torschluss. Chamberlain ist der formelle Träger einer englischen Politik, die es mit der starken Hand versuchen wollte und will, wie man sie in Aegypten gezeigt hat — ein weiterer moralischer Rechtstitel auf den Nobelpreis!

Auf diese Erteilung des Nobelpreises für den Frieden an Briand, Chamberlain, Dawes und Stresemann, muss der Chronist noch mit einem Worte eingehen, weil sich darin die ganze Unwahrheit spiegelt, welche gewissen Formen der Friedenssache anhaftet. Briand, der noch jener Ehre am würdigsten erscheint, ist der Minister des Marokkokrieges gewesen; Stresemann war während des Weltkrieges ein wilder Annexionist, und es ist sehr fraglich, ob er sich innerlich geändert hat; Dawes ist verbunden mit einer Sache, die zwar relativ notwendig und nützlich, an sich aber misslich und bösartig ist; Chamberlain aber hat neben den schon aufgezählten andern, das Verdienst, das Genfer Protokoll, dieses Friedensinstrument ersten Ranges, zerstört und damit dem Kampf um den Weltfrieden eine der schwersten Niederlagen bereitet zu haben, die er je erlitten. Dafür bekommt er den Nobelpreis für Verdienste um den Frieden, wegen Locarno, das für ihn doch nur ein diplomatisches Schachspiel war. Diese vier Leute bekommen den Friedenspreis, nicht Förster, Wehberg, von Gerlach, Charles Richet, Stephen Hobhouse, Richard Catchpole, Walther Ayles, Runham Brown, Kirby Page und so viele andere wirkliche Bekenner und Märtyrer des Friedens — man hatte sogar im Jahre 1925 keine Verwendung dafür! Nun, es ist ja gut, dass die wirklichen Bahnbrecher des Guten zum Lohn stets die Dornenkrone haben; was aber diese Heuchelei in der Friedenssache betrifft, so ist sie nur möglich, weil diese auch in der echten und ehrlichen Form eine Macht geworden ist.

Daran schliesse ich noch die Bemerkung, dass die Weltlage nicht bloss nach den Zeitungen zu beurteilen ist. Diese sind meistens (Ausnahmen also abgerechnet) der Ausdruck der politischen Oberfläche und die Weltlage erscheint in diesem Spiegel zu düster. Es sind andere Kräfte vorhanden, als die in den Diplomatenstuben, Kasernen und Munitionsfabriken (geistiger wie materieller Art) wirksamen, und diese Kräfte haben heute schon Macht. Freilich sind die Zeitungen auch wieder zu optimistisch; sie sehen die wirklichen Gefahren meistens zu wenig. Diese müssen wir sehen. Das wahre Bild der Weltlage wird sein: gewaltiger Kampf zweier Mächte, Notwendigkeit, wachsam und gerüstet zu sein, aber dafür Aussicht auf Sieg.

6. Jan.

Schweizerisches. 1. Das Getreidemonopol. Zu der Abstimmung über das Getreidemonopol sind zunächst ein paar Bemerkungen allgemeiner Natur zu machen.

Ich schicke voraus, dass nach meinem Urteil auch diesmal nicht die Ver-

werfung der Vorlage an sich so sehr zu bedauern ist (obschon ich nach langer Ueberlegung für sie gestimmt habe), als vielmehr die Art und Weise, wie man sie bekämpft hat. Meine Kritik entspringt nicht einer Verärgerung über das Ergebnis der Abstimmung. Wären es andere Motive gewesen, die dazu geführt, so hätte ich mich sogar, ohne das Ergebnis zu begrüssen, doch über die Ursachen der Verwerfung freuen können.

Was bei diesem Abstimmungskampfe wieder einmal mit erschreckender Krassheit hervortrat, war die demagogische Verachtung des Volkes. Denn eine solche liegt in der Wahl der Kampfmittel, die immer mehr üblich werden. Diese rechnen immer ungescheuter mit der Dummheit und Gemeinheit der Massen, und leider nicht ohne Grund. Einen ernsthaften Kampf um die Wahrheit gibt es nicht mehr, nur noch einen um die Macht. Die Hauptwaffe ist die Lüge, besonders in der Form der Verleumdung. Jede Lüge ist recht, auch die dümmste, wenn sie nur wirkt. Man hat nachgerade ein ganzes Zeughaus damit angefüllt. Wenn irgend eine Vorlage kommt, die den grossen Geldsack wirklich bedroht und den kleinen vielleicht zu bedrohen scheint, dann heisst es: Moskau, Diktatur, Generalstreik 1918, Grippetote; obs passe oder nicht passe, ist ganz gleichgiltig. Diesmal kam noch, auf Seite einer katholischen Demagogie — die Religionsgefahr dazu; man denke: Getreidemonopol und Religionsgefahr!

Diese ganze Tatsache gilt es zu bedenken; so weit also sind wir durch das Prinzip des reinen Machtkampfes gelangt, dass die Wahrheit nichts mehr und die Lüge alles ist.

Das Zweite, was mir an diesem Abstimmungskampfe bedeutsam vorkam, war der Ansturm gewisser bürgerlicher Kreise gegen den Staat, ausgerechnet gegen den Staat, der sonst ihr Gott ist.

Das ist nun eine ganz merkwürdige Sache. Gegen den Götzen Staat kämpfen sonst doch wir andern. Und offen gestanden: meine Bedenken gegen jede Verstärkung der Staatsallmacht und Staatsbürokratie hatten auch mich lange gehindert, mich für das Getreidemonopol zu erwärmen. Wäre es nun aus diesem Motiv, aus einer Verneinung des Staatsgötzentums heraus verworfen worden, so hätte ich, wie ich schon bemerkt, das Ergebnis bedauert, aber des Motivs mich gefreut.

Aber wir stossen in Wirklichkeit auch hier wieder bloss auf eine grosse Lüge. Eine grosse Lüge ist diese Wendung gegen den Staat zwar nicht etwa bei allen Monopolgegnern, aber bei jenen, die schon am Tage nach der Abstimmung dem Götzen Staat sofort wieder räuchern, sobald er mit seiner brutalsten, empörendsten Forderung auftritt, die im Militarismus sich darstellt. Sofort ist dieser Staat, an dem man kein gutes Haar liess, als er nach dem grossen Geldsack zu greifen schien, wieder der grosse Gott, wenn er nach dem Menschen greift. Eine heilige Entrüstung erhebt sich wider die, welche erklären, dass es ein Gewissen gebe, das man unter Umständen sogar gegen ein Staatsgesetz behaupten müsse. Auf einmal ist der Staat das Absolute, vor dem sogar Gott sich beugen muss. Man sieht, was es mit der Opposition gegen den Staat bei diesen Leuten auf sich hat: sie behaupten gegen den Staat ihren Mammon, aber sie geben ihm willig ihre Kinder. Was ist denn aber wohl in letzter Instanz ihr Gott? Der Staat oder etwas anderes?

Wieder blicken wir in einen Abgrund sittlicher Auflösung.

Zu diesen Bemerkungen über den Abstimmungskampf seien noch einige über das Getreidemonopol gefügt. Was mich an diesem, dessen technische Seite zu beurteilen ich mich nicht kompetent fühlte, angezogen hat, war Dreierlei. Zum Ersten: Ich habe mich von Dr. Gadient überzeugen lassen, dass nur auf diesem Wege unsern Bergbauern zu helfen sei. Dr. Gadient ist berufen, dies zu beurteilen. Die Erhaltung und Förderung unseres Bergbauernstandes dünkt mich aber eine nationale Notwendigkeit ersten Ranges. Wenn einer das

nicht schon von sich aus einsähe, so müsste er es nach der Lektüre des Buches über das Prättigau von Dr. Gadient einsehen. Weil aber der Mensch wichtiger ist, als die Wirtschaft oder, besser gesagt, weil der Mensch auch der Hauptfaktor der Wirtschaft ist, so haben gegen diesen Gesichtspunkt die nur wirtschaftlichen, vom Menschen absehenden, zurückzutreten. — Zum Zweiten: Es dünkt mich ebenso eine nationale Aufgabe, dass unsere Landwirtschaft nicht zu einseitig werde, also zum Beispiel nicht bloss in Milchwirtschaft oder Aufzucht von schönem Vieh aufgehe. Das Bauerntum verlöre damit viel von seinem seelischen Reichtum und diesen betrachte ich immer noch als den Hauptreichtum. Auch unser ganzes Land und Volk verlöre einen nicht kleinen moralischen Wert, wenn das Getreidefeld aus dem Schweizerland verschwände. Hüten wir uns davor, solche Grundelemente des Lebens gering zu schätzen! Das ist auch ein gut sozialistischer Gesichtspunkt. Denn je einseitiger der Bauer wird, desto mehr wird ihm das Produkt seines Stalles und seiner Felder bloss Ware, wird er Kapitalist. Darum muss man ihm helfen, dass er ein Bauer bleiben kann, dass die Landwirtschaft Seele und geistigen Reichtum behält. Auch hier ist der Mensch mehr als die Wirtschaft, ist die beste Wirtschaft die, welche mit dem lebendigen Menschen rechnet. Das zu betonen, z. B. gegen ein abstraktes Freihandelsprinzip (das ohnehin nicht sozialistisch ist) bedeutet allerbesten Sozialismus. Freilich, das muss man betonen, nicht, wie bezeichnenderweise auch „Sozialisten" taten, die Notwendigkeit, uns für den Kriegsfall zu sichern! Jene moralischen, seelischen, menschlichen Güter müssen bei jeder künftigen Regelung dieser Sache gewahrt werden. Das ist lebenswichtig! Zum Dritten: Ebenso lebenswichtig für unser Volk ist das Zusammengehen von Bauer und Arbeiter, das sich bei diesem Anlass zum ersten Mal seit langer Zeit, in grösserem Masstabe zeigte. Das ist eine Wendung von allergrösster Tragweite. Gewiss, diesmal war es noch vorwiegend der Opportunismus, der diese beiden sonst so sehr getrennten Heere zu einer Front vereinigte; gewiss ist auf beiden Seiten der Wille zum Zusammengehen noch nicht tief und aufrichtig, und zwar ist der Widerstand auf der bäuerlichen Seite sehr viel grösser als auf der Seite der Arbeiterschaft. Trotzdem, es wäre schön gewesen, wenn die Arbeiterschaft einmal den Bauern in ihrer Notlage zu Hilfe gekommen wäre. Auf dieser Linie muss es unbedingt weiter gehen. Es gibt für unser Volk wie für unsern schweizerischen Sozialismus nur auf dieser Linie Zukunft. Der Bund von Bauernschaft, Arbeiterschaft und Angestelltenschaft, wozu noch starke Kontingente aus andern Kreisen, besonders denen der „Intellektuellen", stossen müssten und stossen werden, das ist das Volk, das die politische und soziale Zukunft der Schweiz tragen wird. Jeder Sozialismus, der das verkennt, wird bald auf den Sand geraten. Dass in diesem Sinne ein weiterer Zerfall der alten, überlebten und unwahr gewordenen politischen Gruppierung und die Bildung einer neuen, besseren, sich darin deutlich abzeichneten, ist das grosse Aktivum dieses Kampfes.

2. **Der Grimmrummel.** Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Getreidemonopol und dem „Fall Grimm". Man weiss, dass dieser „Fall" zum guten Teil als eine Kampfwaffe gegen das Monopol gedacht war. Aber es ist auch zu sagen, dass es jene Taktik ist, die sich vor allem mit dem Namen dieses Mannes verbindet, durch welche allein es möglich geworden ist, dass die bürgerliche Demagogie sich jener Schlagwörter wie „Moskau", „Diktatur", „Generalstreik 1918" und so fort mit solchem Erfolg bedienen kann.

Doch wiederhole ich: auch wir Gegner Grimms hatten nichts gegen seine Wahl zu der weltbedeutsamen Würde eines Präsidenten des schweizerischen Nationalrates. Nicht dass wir Freude gehabt hätten, gerade diesen Mann als Vertreter der Sozialdemokratie oder gar des Sozialismus dort zu sehen, aber es sind dort schon manche gesessen, die als politische Gestalten nicht besser waren als er. Und auch das meine ich mit gutem Gewissen sagen zu dürfen:

am Generalstreik von 1918 ist Grimm unschuldig.[1]) An dem sind die bürgerlichen Politiker und Militär direkt und indirekt schuldig, und sie also auch an den Grippetoten, sofern man es nicht lassen kann, diese irgend jemand zur Schuld zu machen. Der Generalstreik ist in Zürich erzwungen worden als Protest gegen das Auftreten des Militärs, das heisst gewisser militärischer Führer, vielleicht sogar gegen Grimms Willen. Und die Forderungen, die mit ihm verbunden wurden, waren nur zu harmlos. Grimms grosse, sehr grosse Schuld ist seine sonstige Politik. Eine seiner schlimmsten Sünden ist sein „Memorial". Er hat damit unserer Sache unermesslich geschadet. Aber eine praktische Bedeutung für die Politik der Arbeiterschaft hatte es in jenen Tagen nicht. Grimm galt damals infolge seiner russischen Affäre in der Partei selbst nicht allzuviel. Jedenfalls, was er gesündigt hat, das hat er gegen den Sozialismus, nicht gegen das Bürgertum gesündigt. Dieses hat alle Ursache, ihm dankbar zu sein.

Zweierlei hebt sich auch aus diesem Kampf um Grimm als allgemein bedeutsam heraus.

Da ist einmal der Umstand, dass man einen solchen Präsidentensitz im Berner Bundeshaus so wichtig nimmt. Das ist ein Stück unseres schweizerischen Elends. Solche Sitzfragen und solche Personenfragen nehmen wir leidenschaftlich wichtig, aber die wahrhaft wichtigen Dinge lassen uns kühl. Und dabei ist es ja keineswegs so, dass wir Personenfragen im richtigen Sinne wichtig nähmen. Sonst wären allerlei Leute nicht mehr an der Spitze unseres Landes und unserer Partei! So lange dieses Verhältnis sich nicht umkehrt, wird es bei uns nicht besser werden.

Der zweite, noch bedeutsamere und noch verhängnisvollere Zug an dieser Geschichte ist der Umstand, wenn scheinbare Gegner sich wieder ganz wunderbar in die Hand arbeiten. Die Reaktionäre, die Grimms Wahl verhinderten, haben Grimms im Sinken begriffenen Einfluss gestärkt und Grimms Einfluss stärkt wieder den der Reaktionäre. Diese können einen Sozialismus von der Grimmschen Observanz leicht bekämpfen und dieser kann sich leicht auf die Haltung jener Reaktionäre berufen. Es ist als ob sie sich verabredet hätten. Im Kleinen ist es das Gleiche, wie wenn deutsche und französische Nationalisten einander in die Hände arbeiten, auch sie wie auf Verabredung. In Wirklichkeit gehören sie ja auch zusammen; sie sind aus demselben Teig, nur ist dieser das eine Mal rot, das andere Mal schwarz, das eine Mal weiss und blau, das andere Mal schwarz-weiss-rot angestrichen. Es ist ein circulus vitiosus; dass er zerbrochen wird, öffnet allein den Weg in die bessere Zukunft.

28. Dez. 1926.

Zur Pfarrwahl in Mitlödi. Vom Vorstand der Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer ist uns folgende Erklärung zugestellt worden:

Die Vorgänge in der glarnerischen Gemeinde Mitlödi, die zur Demission von Herrn Pfarrer Kobe geführt haben, haben eine persönliche und eine prinzipielle Seite. Zur persönlichen haben die glarnerischen Pfarrer in einer Erklärung an die Presse schon das Nötige gesagt und wir begnügen uns damit, hier ihre Kundgebung dringend zu unterstützen.

Was die prinzipielle Seite betrifft, so wird die ganze Angelegenheit von beiden Parteien natürlich in eine sehr verschiedene Beleuchtung gerückt, so dass es dem Fernestehenden ungemein schwer wird, ein sicheres Urteil zu gewinnen. Aber unwidersprochen ist die Tatsache, dass in der Kirchgemeinde-Versammlung vom 29. Mai, an der die Wahlhandlung vorgenommen und Pfarrer Kobe auf drei Jahre wiedergewählt werden sollte, der Präsident den Antrag stellte, die Gemeinde solle beschliessen:

[1]) Wenn ich in diesem Zusammenhang von „Schuld" und „Unschuld" rede, so will ich damit nicht jenen Generalstreik als eine „Schuld" hinstellen. Ich habe damals jenen Generalstreik weder einfach verurteilt, noch für eine besonders glückliche Aktion gehalten und denke darüber auch jetzt so.

1. Der Pfarrer hat im kirchlichen Unterricht jede antipatriotische Beeinflussung der Kinder zu unterlassen;

2. dem Pfarrer ist im Amt und neben dem Amt jede antimilitaristische Propaganda untersagt.

Die Gemeinde nahm diese Anträge an. Pfarrer Kobe, dem vorher davon nichts mitgeteilt worden war, erklärte in der Aufregung zunächst, mit Rücksicht auf seine Familie, sich diesen Bedingungen zu unterziehen. Darauf wurde er im Amt bestätigt. Bei nachheriger Ueberlegung aber sagte er sich, dass er eine solche Beschränkung seiner Lehrfreiheit um seines Amtes willen nicht annehmen dürfe und dass sie gegen die Verfassung sei. Er reichte Rekurs an die Regierung ein. Diese hiess ihn gut, soweit in dem Beschluss eine Bindung für die Betätigung neben dem Amt liege, die der durch die Verfassung garantierten politischen Meinungsfreiheit widerspreche, kassierte die Wahl und ordnete Vornahme einer neuen Wahlhandlung an. Als für diese die Gemeindebehörde Nichtwiederwahl beantragte, kam Pfarrer Kobe derselben durch Demission zuvor.

Wir können hier nicht die Frage aufrollen, ob wir mit unserer Bekämpfung von Krieg und Kriegsvorbereitung mit dem Evangelium in Uebereinstimmung stehen. Hier steht Ueberzeugung gegen Ueberzeugung, und es gibt für die Entscheidung keinen andern Weg, als den für Wahrheitsfragen immer und überall gemeinsamen. Aber wir müssen die Kollegen, auch diejenigen, die unsere antimilitaristische Ueberzeugung nicht teilen, darauf hinweisen, dass hier die Frage der Lehrfreiheit des Pfarrers in einer Weise beantwortet wird, die für jeden Kollegen verhängnisvoll werden könnte. Ist es nicht eine unerträgliche Fessel, wenn die Gemeinde in dieser Weise dem Pfarrer vorschreibt, was er zu predigen habe? Heute darf er den Militarismus nicht angreifen, morgen den Alkohol, übermorgen allerlei kapitalistische Auswüchse, wieder ein ander mal versucht man ihn nach amerikanischem Muster auf die biblische Schöpfungsgeschichte als naturwissenschaftliche Autorität zu verpflichten. So stellen uns die Vorgänge in Mitlödi vor die Frage: hat die Gemeinde zu bestimmen, was der Pfarrer zu predigen hat? Ist die Freiheit der pfarramtlichen Verkündigung, die ihre Schranke nur im Evangelium und der Verantwortung vor Gott hat, damit nicht in verderblicher Weise eingeschränkt?

Wir wollen die pfarramtliche Freiheit gewiss nicht übertreiben und dem Pfarrer keine absolute Willkür einräumen. Eine Gemeinde soll das Recht haben, den Pfarrer zu wählen, dem sie ihr Vertrauen schenkt, dessen religiöse Haltung mit der ihrigen harmoniert. Auch der Gemeinde soll die Freiheit nicht verwehrt sein, da wo diese Harmonie und das Vertrauen völlig fehlt, einen Wechsel eintreten zu lassen. Es wäre unbillig, wenn der Pfarrer völlig ungebunden, die Gemeinde aber gebunden wäre, sich von seiner Seite alles vorsetzen zu lassen, was ihm beliebt.

Aber anderseits ist es falsch, wenn der Pfarrer einfach wie der Angestellte der Gemeinde betrachtet wird, ganz entsprechend dem Angestellten eines Betriebes, der sich von seinem Chef seine Vorschriften muss machen lassen. Dabei geht die kritische Funktion des Evangeliums verloren, das eben nicht einfach das Bestehende sanktionieren, die Menschen in ihrem alten Wesen, auch ihrer gewohnten Frömmigkeit befestigen, sondern in jene tägliche Busse hineinführen soll, aus der nach Luthers erster These unser ganzes Christenleben bestehen soll. Hier gilt es den Anfängen zu wehren, sonst kommt es so weit, dass der Pfarrer nur noch sagen darf, was die Gemeinde oder ihre massgebenden Persönlichkeiten wünschen. Es werden sich immer Schwierigkeiten daraus ergeben, dass die Pfarrer einerseits von den Gemeinden gewählt, oft sogar direkt von diesen besoldet sind, und anderseits als Verkündiger der göttlichen Botschaft, nur ihrem himmlischen Herrn verantwortlich, durch gar nichts als das Evangelium gebunden, durch keine menschliche Rücksicht gehemmt, den Gemeinden gegenüber treten sollten. Sie dürfen auf nichts anderes als das Evangelium ver-

pflichtet werden. Wenn eine Gemeinde, wie in Mitlödi, den Versuch macht, den Pfarrer auf etwas anderes zu verpflichten, so ist dagegen grundsätzlich Verwahrung einzulegen. Soweit unserm Kollegen Kobe auch für die Betätigung seiner politischen Ueberzeugung neben dem Amt Schranken auferlegt werden sollten, hat die Glarner Regierung ja seinen Rekurs gutgeheissen. Wir müssen aber auch gegen diese Beschränkung seiner Freiheit im Amte protestieren. Es sei denn, dass er durch klare Gründe der heiligen Schrift seines Irrtums überführt oder ihm ein Verstoss gegen die Amts- und Kirchenordnung nachgewiesen werde, darf sich der Pfarrer eine solche Bindung nicht auflegen lassen. Es kann sich zunächst ja um etwas handeln, das der Pfarrer glaubt, versprechen zu können, wie Kollege Kobe im ersten Augenblick auch meinte, darauf eingehen zu sollen. Aber er weiss nicht, ob sich seine Ueberzeugung nicht im Lauf der Zeit ändert; darf da seinem Gewissen eine solche Fessel angelegt werden? Es wird so dem Pfarrer seine Eigenschaft als Zeuge des Evangeliums genommen. Sein Ordinationsgelübde hat es ihm auferlegt, dass seine Verkündigung im Evangelium seine Quelle und zugleich seine Schranke hat. Dass die Kirche auch eine gewisse Ordnung braucht, zu deren Einhaltung der Pfarrer verpflichtet wird, ist ja auch unbestreitbar. Aber weitere Bestimmungen aufzustellen, hat eine Gemeinde kein Recht, denn das geht gegen die Grundsätze der Reformation. Das führt dazu, dass die Gemeinde auch den Widerstand gegen das Evangelium, den Glaubensungehorsam durch Gemeindebeschluss sanktionieren kann.

Wir widerholen, auch die Gemeinde soll nicht gegen pfarrherrliche Willkür wehrlos sein. Aber es sei auch daran erinnert, dass die Gemeinde die völlige Freiheit behält, der Verkündigung ihre innere Zustimmung zu versagen. Bei der evangelischen Glaubensselbständigkeit ist der Einzelne nicht auf Gedeih und Verderb der Verkündigung des Pfarrers ausgeliefert. Das Vertrauen aber zur Ueberzeugtheit der Verkündigung ist auch davon abhängig, ob diese in der völligen Freiheit der Ueberzeugung geschieht. Die Kraft der Verkündigung ist von der Freiheit der Ueberzeugung wesentlich abhängig. Darum bedeutet die Antastung dieser Freiheit eine Gefahr für unsere Kirche.

Wir erlauben uns, die Frage aufzuwerfen, ob nicht eine Instanz geschaffen werden könnte, die solche Konflikte seelsorgerlich beiden Teilen gegenüber zu behandeln hätte, ehe zur ultima ratio der Wegwahl gegriffen werden dürfte. Sie hätte unbedingt da einzugreifen, wo eine kirchliche Gemeindebehörde den Antrag auf Nichtwiederwahl stellt, und zwar bevor die Gemeinde darüber abgestimmt hat.

Es sei uns aus Anlass dieses Falles noch eine besondere Bemerkung gestattet. Ueberall wird uns gegenüber verlangt, dass der Pfarrer die Hände von der Politik lasse. Wenn der Pfarrer im Sinne des Bestehenden sich politisch betätigt, wenn er zu Gunsten unseres Militärs sich ausspricht und den üblichen Patriotismus vertritt, da lässt man sichs ruhig gefallen. Aber sobald der Pfarrer Oppositionspolitik treibt, will man uns das verbieten, als ob es gegen unser Amt verstosse. Entweder es werden dem Pfarrer seine politischen Rechte genommen; dann sollen aber auch alle davon betroffen werden. Lässt man sich das aber nicht gefallen — und die grosse Mehrzahl unserer Kollegen wird dazu nicht gewillt sein — so ist das, was dem Militärfreunde recht ist, auch dem Antimilitaristen billig. Denn wir beanspruchen die Anerkennung, dass unsere Stellung nicht minder als die unserer Gegner der Sorge um das Wohl unseres Landes und Volkes entspringe.

So erlauben wir uns, als die in diesem Falle unmittelbar Betroffenen auf die grundsätzliche Bedeutung der Vorgänge in Mitlödi aufmerksam zu machen. Ueber unser inneres Recht innerhalb unserer evangelischen Kirche wird noch oft zu reden Gelegenheit sein.

Der Vorstand der Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer:
R. Liechtenhan, Basel; J. Oettli, Derendingen; P. Trautvetter, Höngg;
K. von Greyerz, Bern; E. Waldvogel, Les Eplatures.

Ein Familien-Schülerheim. Einige Leser erinnern sich gewiss jenes Pfarrers Eberlein, der mit seinem Kollegen Buchwald in Stettin für den Sozialismus und die Arbeiterschaft eintrat und infolge davon sein Amt aufgeben musste. Nach schweren Leiden in einem staatlichen Schülerheim gelandet, wird er nun durch eine neue, nationalistisch gesinnte Regierung auch von dort vertrieben. Er übernimmt dafür das Schülerheim von Prof. Hoppe in Schwedt an der Oder (Karlsplatz 6). Das kleinere Haus nimmt Kinder auf, die für das Realgymnasium der Nachhilfe bedürfen, daneben aber auch schulmüde Kinder, die im Hause selbst Gesamtunterricht erhalten. Wir möchten hiemit Leser, die in die Lage kommen könnten, ihre Kinder in ein solches Heim zu schicken und denen der Ort gelegen wäre, auf das Haus unseres Gesinnungsgenossen aufmerksam machen. Er verdient als tapferer Kämpfer und Märtyrer für einen religiösen Sozialismus und eine soziale Religion gewiss alle Unterstützung der Mitkämpfer.

Von Büchern

1. Der bekannte Sinologe Richard Wilhelm hat soeben ein Buch herausgegeben, dem man einen grossen Leserkreis wünschen möchte. Die Seele Chinas, so lautet der vielsagende Titel dieses interessanten Buches. (Verlag Reimar Hobbing, Berlin.)

Richard Wilhelm, jetzt Professor in Frankfurt, schreibt darüber in seinem Vorwort: „Ich habe das grosse Glück gehabt, 25 Jahre meines Lebens in China zu verbringen. Ich habe Land und Volk lieben gelernt wie jeder, der lange dort weilte. Aber gerade die jetzt vergangenen 25 Jahre waren besonders wichtig, weil sie es waren, in denen Altes und Neues sich trafen. Ich habe noch das alte China gesehen, das für die Jahrtausende zu dauern schien. Ich habe seinen Zusammenbruch miterlebt und habe gesehen, wie aus den Trümmern neues Leben blühte. Im Alten wie im Neuen war doch etwas Verwandtes: eben die Seele Chinas, die sich entwickelte, die aber ihre Milde und Ruhe nicht verloren hat und hoffentlich nie verlieren wird."

Vorurteilslos kam der Verfasser diesem Volke entgegen. Nicht nur als Lehrer, sondern vor allem auch als Mensch im Verkehr mit Hoch und Niedrig bot sich ihm Gelegenheit, mit den Chinesen und ihrer Kultur vertraut zu werden. Er sah eben auch im verachteten Kuli den Menschen und behandelte ihn mit der gleichen Achtung wie den höchsten chinesischen Würdeträger. Dies war der Zauberstab, der ihm die Herzen dieses Volkes öffnete. Wilhelm beherrscht auch das Chinesische wie wenige Europäer und hat umfassende Studien gemacht; daher ist er der berufene Vertreter, diese uns fremde Psyche unserem Verständnis näher zu bringen, damit wir innere Fühlung zu diesem eigenartigen, hochgebildeten Volke und seiner Kultur gewinnen.

Heute ist das Reich der Mitte am Erwachen. Eine neue Zeit bricht an. Diese Neugestaltung Chinas aus der Tiefe heraus kann von grösster Bedeutung für Europa und seine Zukunft werden, wenn es diesem Volke auf menschlichem Boden entgegentritt und nicht als Ausbeuter in brutalem Egoismus. Es handelt sich dabei nicht um die sogenannte „gelbe Gefahr", dieses Schreckgespenst, das in den Köpfen vieler Europäer spukt, und das mehr oder weniger auf Unkenntnis der chinesischen Verhältnisse beruht, sondern um das Freiwerden geistiger Kräfte und ihre Beeinflussung des Geisteslebens im Westen.

Wie Wilhelm in seinem Buche veranschaulicht, dringt die Mechanisierung des Lebens von Westen her mächtig in China ein und nimmt immer

mehr überhand. Dieser Prozess kann nun nicht mehr aufgehalten werden, obgleich viel Wertvolles ihm zum Opfer fällt. Es war zu befürchten, dass China an dieser Materialisierung des Lebens seelisch zu Grunde gehen würde und seine kulturelle Selbständigkeit einbüssen könnte. — Da kam der Weltkrieg. Er öffnete den Chinesen die Augen über die vielgerühmte westliche Zivilisation, deren Glanz und äussere Macht den kindlichen Sinn der Chinesen bestrickt hatte. Nun offenbarte sich so recht, wie morsch und hohl diese westliche Kultur innerlich war. Der Nimbus fiel. China besann sich noch in letzter Stunde auf sich selbst und seine eigenen Werte.

Wir fragen uns nun: was hat uns China zu geben, uns modernen westlichen Kulturvölkern? In genialer Weise zeigt uns nun der Verfasser die Besonderheit Chinas und seine Aufgabe in der Welt einerseits und anderseits, was der Westen mit seinen geistigen Werten für die Menschheit bedeutet.

Die chinesische Kultur hat ihren Schwerpunkt im Inneren, in der Seele. Das Leben deckt sich dort mehr oder weniger mit seiner Religion. China, dem Konfutse sein geistiges Gepräge bis zu einem gewissen Grade gegeben hat, ist auf patriarchalischen Verhältnissen aufgebaut. Die Pietät gegen die Familie, die Ahnen, ist das Fundament der Religion und Sitte. Als Agrarstaat ist seine Kultur eine bodenständige, in sich ruhende, naturgebundene — doch auf kosmischer Grundlage, und das gibt ihr die geistige Weite und Tiefe. In ihren edelsten Vertretern sucht die chinesische Kultur die kosmischen Gesetze in Einklang zu bringen mit dem Leben. Himmel, Erde und Mensch sind die drei Weltkräfte. Der Mensch soll sein Leben in Harmonie bringen mit diesen ewigen Kräften. Der Chinese ist uns an Lebensweisheit überlegen. Seine Ruhe all dem Geschehen gegenüber ist die Folge dieser Weltanschauung, da Mensch und Weltall, Individuum und Gesellschaft im Einklang miteinander stehen. Für den Chinesen ist daher nicht das, was er leistet in erster Linie bedeutsam, sondern das, was er als Wesenskraft ist. Recht verstanden ist dies keineswegs eine passive Einstellung zur Welt, sondern ein Ausströmen von Kräften und Einflüssen, die viel wirkungsvoller sind, weil sie unmittelbar und unbewusst aus der Tiefe steigen.

Besinnen wir uns nun, was der Westen an Höchstem dem Osten zu geben hat. Die westliche Kultur und Religion in ihrer reinsten Form macht den Menschen frei, innerlich unabhängig von allen äusseren Verhältnissen und Bindungen; frei von Familie, Gesetz, Sitte, Schicksal. Der Mensch des Westens ist in seiner Haltung der Welt gegenüber mehr aktiv, schöpferisch mitarbeitend an ihrer Umgestaltung. Er ist in seinem Wesen eine Ergänzung zu der mehr beschaulichen Art des Seins im Osten.

Zum Schlusse möchte ich noch erwähnen, wie sehr es dem Verfasser gelungen ist, uns ein anschauliches Bild von Land und Leuten zu geben. In lebendiger Weise führt er uns ein in die Familie, die Gesellschaft und das Volksleben im weiteren Sinn und zeichnet uns die Landschaft mit all ihrem Zauber und ihrer Melodie, die Landschaft, die nicht nur alles umgibt, sondern hineinverwoben ist ins Ganze als ein Teil dieser geheimnisvollen, harmonischen Seele Chinas. E. N.

2. **Hans Denck**, ein Vorkämpfer undogmatischen Christentums, 1495—1527, von A. M. Schwindt. Neuwerkverlag Schlüchtern, Habertshof.

Etwas unendlich Erquickendes, ein Trunk lauteren Wassers ist dieses Schriftchen. — Wir sind gewohnt, die Reformationszeit als eine Zeit anzusehen, wo das Ringen um die Religion schliesslich überall in eine schlimme, dogmatische Rechthaberei ausartete, der selbst die grössten damaligen Geister verfielen. Und nun lernen wir da einen gänzlich anderen Geist aus jener Zeit kennen. Wie ein Wesen aus einer andern, einer viel stilleren und reineren Welt erscheint uns der Jüngling, der als ein überall Vertriebener, von Ort zu Ort fliehend, früh stirbt. Seines Bleibens war nicht in dieser Welt, von der er so völlig verschieden war. Wie ergreifend wirken die im Mittelteil des Büch-

leins wiedergegebenen kurzen Auszüge aus seinen Werken! Wenn es da heisst, dass ein Mensch keinen Bissen Brot essen solle, dabei er nicht betrachte, wie lieb ihn Gott habe und wie lieb er Gott haben soll; wenn Denck bekennt, dass er seinen Mund wider seinen Willen auftue und ungern vor der Welt von Gott rede, aber dass dieser ihn dringe, so dass er fröhlich reden müsse, wie schwer es immer sein möge; wenn er die Liebe als das hinstellt, worauf es eigentlich allein ankomme, und dabei beklagt, dass diese Liebe fast in allen Menschen der Gegenwart erloschen sei; wenn er seine Gegner um Verzeihung bittet und ihnen alle Unbill, die sie ihm zufügt, in schlichten Worten verzeiht — da freuen wir uns, einem reinen und grossen Menschen und Jünger Jesu ins Auge und ins Herz schauen zu dürfen. Und dieser gleiche, tieftromme Mann gesteht von sich selber: „Die Finsternis meines Unglaubens ist von Natur tief. Die Schrift, die Latern in der Finsternis, vermag von sich selbst nicht (wie sie mit Menschenhänden geschrieben, mit Menschenmund gesprochen, mit Menschenaugen gesehen und mit Menschenohren gehört wird) die Finsternis ganz hinweg zu nehmen, sondern — wenn der Tag, das unendliche Licht anbricht, wenn Christus in unserem Herzen aufgehet, dann erst ist die Finsternis des Unglaubens überwunden. Das ist in mir noch nicht." Wie viel mehr wert ist dieses demütige Bekenntnis des „Noch nicht glauben könnens" als manches stolze „Glaubens"bekenntnis! — Eine Ahnung steigt in uns auf, wie grosses Unrecht wohl die offizielle Reformation diesen Einsamen, abseits vom grossen Haufen ihren Weg Suchenden, getan habe. Die Welt war noch nicht reif für ihren ceremonien- und dogmenlosen Glauben. Aber um so mehr müssen wir Heutigen diese frühen Vorläufer der modernen Zeit in ihrer Bedeutung erkennen, damit wir sie lieben und ihnen im Geist danken können. Darum kann das Verdienst derjenigen, die diese Gestalten uns auf so fassliche Art, wie dieses Büchlein es tut, nahe bringen, nicht hoch genug angeschlagen werden. Vivat sequens!

Holzer.

3. **La crise de la foi d'Edmond Scherrer,** un problème actuel, par F. Subilia, Pasteur. Lausanne, Imprimerie La Concorde, 1925, 150 S., brosch., 3 Fr.

Wer den 1815 in Paris geborenen und 1899 dort gestorbenen Theologen Edmond Scherrer (Sohn eines St. Gallers und einer Engländerin) noch nicht kennt, der erhält aus der knappen Broschüre des Waadtländer Pfarrers Subilia einen lebendigen Einblick in die geistige Entwicklung dieses eigenartigen Zeitgenossen Alexandre Vinets, Charles Sécretans und Ernest Renans. Anfänglich streng orthodoxer Theologieprofessor, wird er mit den Jahren, mit hartnäckiger Redlichkeit dem Wahrheitsbedürfnis seines scharf sondernden Intellekts folgend, immer liberaler; schliesslich verzichtet er bewusst auf jede theologisch-wissenschaftliche Wahrheitserkenntnis, entsagt der Theologie, um sich in den letzten dreissig Jahren seines Lebens lediglich literarkritischen Untersuchungen zu widmen.

An dem Einzelfall der Glaubenskrise Scherrers wird der ewig latente Widerstreit zwischen Glauben und Wissen mit strammer Logik sauber analisiert. Darin liegt die im Untertitel angedeutete Aktualität des Buches, auf die der Verfasser sichtlich Gewicht legt. In einer Hinsicht gleicht die Schrift dem Schleiermacherbuch Brunners. Es ist eine Hinrichtung, mit ausgesprochen moralistischem Beigeschmack. „Dein Glaube hat Schiffbruch gelitten, erstens weil er zu sehr nur frommes Gefühl war, zweitens weil du ein unverbesserlicher Intellektualist bist, den sein Wahrheitsdrang auf falsche Geleise führt. Den Glauben hast du aber eigentlich gar nicht verlieren können, weil du ihn überhaupt nie recht besessen hast, denn dir fehlte die Hauptsache: das Gefühl einer sittlichen Pflicht, der kategorische Imperativ. Statt nach Heiligung strebst du nur nach Wahrheit, darum wird dir weder das eine noch das andere. Das ist dein Schicksal."

In dieser etwas schulmeisterlichen Art wird der Mann „erledigt" und noch posthum mit allerhand seelsorgerlichen Räten bedacht. „Wer Ohren hat zu

hören, der höre!" das tönt allenthalben heraus. Vielleicht wird es bei der Lektüre manchem gehen wie mir: dass ihn nämlich am Ende der Hingerichtete stärker interessiert als die mitgemachte Exekution. E. H. W.

* * *

Zum neuen Jahrgang.

Zu der neuen Fahrt nur ein ganz kurzes Wort. Wir haben im Schlusswort zum letzten Jahrgang ja für die bisherigen Leser das Nötige gesagt, die neuen aber werden es zunächst einmal versuchen müssen. Die vorliegende Nummer möge ihnen, wie den bisherigen Lesern, ungefähr zeigen, welches unser Kurs sein wird. Mit dem Vortrag von Trautvetter, der hoffentlich die gleiche Aufmerksamkeit erregen wird, wie sein Aufsatz über „Die theologische Gefahr", beginnt die Veröffentlichung einiger Vorträge und Reden der Romanshorner Konferenz. Wir hoffen, dass damit ein Anstoss zur Weiterentwicklung, Belebung und Vertiefung der ganzen „religiös-sozialen Bewegung" gegeben und dass dieser Anstoss weiter wirken werde. Die religiösen Grundfragen werden damit auch noch mehr in den Mittelpunkt rücken, zugleich aber sollen die politischen, sozialen, ethischen, auch die pädagogischen und andere, auf mehr zusammenhängende Weise behandelt werden. Für das alles liegt viel Stoff schon vor, so dass es sich nicht bloss um Versprechungen handelt. Die Rubrik „Aussprache" wird weitergeführt und hoffentlich ebenso lebhaft benutzt werden wie bisher. Die „Von Büchern" soll wieder mehr zu ihrem Rechte kommen als in der letzten Zeit. Der Redaktor wird eine neue Reihe von religiösen Betrachtungen beginnen, die wie die des letzten Jahrganges, sich um eine Hauptfrage bewegen und in einem innern Zusammenhang stehen werden. Es ist auch geplant, einzelne Hefte besonderen wichtigen Themen ganz oder vorwiegend zu widmen.

So besteht gegründete Aussicht, dass wir die „Neuen Wege" im Jahre 1927 in der Erfüllung ihrer Aufgabe ein gutes Stück weiterführen und damit der Sache, der ihre Arbeit gilt, immer besser dienen können, alles in menschlicher Unzulänglichkeit, aber in der Hoffnung auf Segen. Wir bitten die alten und neuen Leser um Geduld und Nachsicht und den Willen zum Verständnis auch da, wo dieses oder jenes nicht ihrem Sinn und Denken entspricht. Davon hat man ja oft am meisten. Zur Gegenrede ist bei uns immer das Wort frei, natürlich innerhalb der Schranken des Möglichen. Und selbstverständlich wiederholen wir die Bitte, dass die Freunde der Zeitschrift und ihrer Sache die „Neuen Wege" fortwährend als ihre eigene Angelegenheit betrachten und bei jeder guten Gelegenheit Menschen auf sie aufmerksam machen möchten. Solcher Gelegenheiten gibt es manche. Es wissen noch sehr viele nichts von uns, die doch zu uns gehören. Und es sind Zeichen vorhanden, dass da und dort wieder im Sinn unseres Glaubens und Hoffens neues Leben erwacht.

Erlösung vom Bösen.

Und erlöse uns von dem Bösen.
Matth. 6, 13.

Was uns beim Beginn eines neuen Jahres vielleicht doch am meisten zu schaffen macht, besonders wenn wir älter geworden sind und schon viele Neujahrsmorgen voll glühender Vorsätze für ein neues Wesen in unserem Leben gesehen haben, das ist die wirkliche oder vermeintliche Beobachtung, dass in unserem sittlichen Leben doch alles beim alten bleibt, dass die heiligsten Vorsätze sich als ohnmächtig erweisen, dass die heissesten Gebete unwirksam bleiben, dass wir unsere alten Mängel, Fehler, Laster weiterschleppen, dass wir bloss müde, ja hoffnungslos, aber nicht besser, heiliger werden, kurz, dass es keine Erlösung vom Bösen gibt.

Keine Erlösung vom Bösen? Aber dann wäre ja die ganze Botschaft von Christus und dem Reiche Gottes ein Trug. Denn das Herz ihrer Verheissung ist doch gerade die Erlösung vom Bösen für die Welt und für jeden Einzelnen von uns. Sollte es nicht auch ein Zeichen der Verflachung und Verweltlichung unseres „Christentums" und der Gottesferne unseres Geschlechtes sein, dass wir so wenig mehr von dem wissen, was Erlösung bedeutet, so wenig wissen, weil so wenig erfahren, dass es eine Erlösung gibt?

Sollte es nicht doch eine Erlösung vom Bösen geben? Sollte dieses Grosse, dieses Grösste uns nicht doch beschieden sein, dir und mir? Ich glaube, dass es dir und mir verheissen ist und dass diese Verheissung so gut Erfüllung werden soll und kann, wie jede andere. Es kommt bloss darauf an, dass wir sie recht verstehen und uns recht darauf einstellen.

Eines ist jedenfalls notwendig: Von altersher hat man das Wort von der Erlösung mit dem Wort von der Versöhnung verbunden. Die Versöhnung bedeutet vor allem Vergebung der Sünden. Ohne sie gibt es keine Erlösung. So lange die Last des Geschehenen auf uns drückt, der Berg der Schuld auf der Seele liegt, können wir keinen Schritt vorwärts tun in das Land der Siege über das Böse. Es fehlt uns dazu aller Mut und alle Kraft. Darum auch im Unservater die Bitte um die Vergebung der Schulden der um die Erlösung vom Uebel vorausgeht. Dieses Eine muss vorausgehen. Ja, dieses Eine ist so entscheidend, dass man wohl sagen darf: die Vergebung der Sünden ist schon die Erlösung, die ganze Erlösung. Denn sie bedeutet ja, dass der Kerker geöffnet wird, dass die Bergeslast von der Seele fällt, dass wir frei, froh und unschuldig wie Kinder in einem neuen Leben wandeln dürfen.

Diese Erlösung ist Wirklichkeit. Sie kann immer erlebt

werden, heute, wie vor tausend Jahren, am Neujahrsmorgen und an jedem andern Morgen. Sie ist der ewige Morgen des Lebens. Durch sie dürfen wir immer wieder aufjubeln in der Morgenfrische des Kindes. Sie ist es, von der wunderbar der 103. Psalm redet: „Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Der dein Leben erneuert, dass du wieder jung wirst wie ein Adler." Sie ist das unbegreifliche Wunder der Liebe Gottes, die uns durch das Blut Christi versiegelt ist, dieses so unglaubliche Wunder, das doch so wirklich und einfach ist, wie die Mutterliebe. Noch einmal: dieses Wunder kann man durchaus erleben und damit die volle Erlösung von dem Bösen. Dieses Wunder tritt uns aus dem Worte Gottes im alten Bunde als so feste Verheissung und in Christus als so sichere Wirklichkeit entgegen, dass unser Herz sich darauf verlassen darf. Damit aber, ich wiederhole es, ist das Böse überwunden, wir sind erlöst, sind vom Bösen zum Guten, von der Welt zu Gott erlöst. Wir jubeln als Sieger. „Gott sei Dank, der uns den Sieg geben hat durch Jesus Christus, unsern Herrn." Er hat am Kreuze das Böse überwunden und wir atmen mit ihm verbunden frei in seinem Siege.

Hier möchte ich eine lange, lange Pause machen.

Nach dieser Pause aber beginnt nochmals das Fragen. „Das Böse, ist es wirklich überwunden? Macht es uns nicht doch immer noch zu schaffen und wie! Gewiss, es ist sozusagen prinzipiell überwunden durch die Vergebung der Sünden, durch das Kreuz Christi, aber lastet es tatsächlich nicht noch auf uns als grausame Macht, als tägliches Fehlen, als immer neues Erliegen vor sündigen Trieben, immer neues Versinken in Schuld? Gilt das nicht vom Einzelnen, wie es von der ganzen Welt gilt?"

Die Frage ist berechtigt, ist notwendig. Man hat auf Grund dieser Tatsache nicht nur zwischen Versöhnung und Erlösung, sonden auch zwischen Erlösung und H e i l i g u n g unterschieden. Wie in bezug auf die Welt das, was als Wahrheit des Reiches Gottes erschienen ist, erst noch vollendete Verwirklichung und damit auch Offenbarung in der Welt werden muss, wie für diese die g r u n d s ä t z l i c h e Erlösung vom Bösen, die am Kreuze geschehen ist, zu t a t s ä c h l i c h e n Erlösungen im Einzelnen werden muss, bis Gott allein herrscht, so muss es mit jedem Einzelnen von uns gehen.

Die Erlösung muss zur Heiligung werden. Und sie k a n n es, sie soll es nicht bloss, sie k a n n es wirklich. Es gibt auch d i e s e Erlösung.

Auch hier ist vor allem Eines nötig: Wir müssen einsehen, dass mit Vorsätzen allerdings nicht viel ausgerichtet ist. Mit ihnen ist freilich in j e d e m Sinne der Weg zur Hölle gepflastert. Es muss sehr viel tiefer hinabgehen, bis zu den Wurzeln unseres Wesens,

und sehr viel höher hinauf, bis zu dem Quell des Guten. Was wir nötig haben, ist nicht Besserung, sondern Bekehrung. Ich scheue mich nicht, auch dieses für viele sehr altväterisch, ja pietistisch und methodistisch klingende Wort zu brauchen. Dieses harte Wort bedeutet tiefste, rettende Wahrheit. Denn Bekehrung ist gründliche Umkehr, Bekehrung ist Abkehr vom Falschen und Hinkehr zum Wahren; Bekehrung ist Abkehr von der Welt und dem „Fürsten dieser Welt" und Hinkehr zu Gott. All unser Elend im grossen und im kleinen stammt aus Gottesferne und all unsere Erlösung kommt aus Gottesnähe — aus richtender und rettender Gottesnähe. Das ist darum der Weg: dass wir den Abgrund in uns aufdecken und uns damit dem Lichte zuwenden, nicht mit einzelnen Fehlern zu einzelnen Erlösungen, sondern mit unserer ganzen Fehlbarkeit zu der ganzen Erlösung. In dem Augenblicke, wo dies geschieht, beginnt sich der Stein von unserer Grabestür zu wälzen, beginnen die alle Todesbande zerbrechenden und alle Finsternisse erhellenden Ostertaten des lebendigen Gottes an uns.

Als Erstes ist auch hier zu sagen: Wir bekommen nicht nur nach und nach einzelne Erlösungen, sondern sofort die ganze Erlösung. Und hier tut wieder ein Wunder sich auf: Wir bekommen diese Erlösung sofort — im Glauben! Im Glauben wissen wir, dass wir erlöst sind. Wir sind gewiss, dass die Liebe Gottes, die uns das Wunder der Vergebung schenkt, an uns auch das Wunder der Erlösung im Einzelnen tun wird. Im Glauben haben wir schon diese ganze Erlösung, die sich an der Tatsächlichkeit unseres Lebens entfalten wird — ins ewige Leben hinein! Der volle Sieg ist geborgen in Gottes Treue. Unsere ganze Erlösung ist versiegelt durch das Blut Christi. Ich brauche mit Absicht auch diese in der frommen Sprache so sehr dogmatisierte und versteinerte Wendung, die doch so gewaltige und ewige Wahrheit ausdrückt. Denn das Blut Christi musste vergossen werden, muss sozusagen immer wieder vergossen werden, damit uns dieses Wunder glaublich werde. Nun werden wir von hier aus durch eine Kraft erfasst, die uns ganz sichere Bürgschaft ist für ihren endgiltigen Sieg über alles Böse in uns. Wir wissen, dass diese Kraft das letzte Wort haben wird. Das Wort des Gerichtes ist gesprochen über alles Böse in uns. Das Wort der Gnade strahlt in die Nacht des Bösen. Seine Ketten sind zerbrochen, der Kerker ist geöffnet; wir sind frei — im Glauben. Darum sind wir im Glauben schon selig. Diese Macht, die als Gericht Gnade ist und nur als Gnade Gericht, wird ihre Verheissung erfüllen, ihr Wort halten und uns einst auch in der Verwirklichung im Einzelnen die ganze Erlösung geben.

Diese ganze Erlösung, die wir im Glauben schon haben,

und ganz haben, wird aber auch zu Erlösungen im Einzelnen. Auch das ist Wirklichkeit und kein Trug. Wenn wir einmal, losgekommen von dem Wahn, dass wir es durch Vorsätze und Besserungen schaffen könnten, uns mit dem Ganzen unseres Wesens, mit all seiner gottfernen Finsternis in echter Busse (auch dies Wort scheue ich nicht) ihm zuwenden, dann beginnt unser ganzes Wesen sich zu verändern. Dann wird es hell, wo es vorher dunkel war; dann fallen von selbst Ketten, an denen wir vorher umsonst gerüttelt; dann tauchen wir in das Licht einer Wahrheit auf, die wir vorher kaum geahnt. Vor diesem Lichte fliehen die Dämonen, die uns in der Finsternis beherrschten. In diesem Lichte stirbt ganz von selbst manches, was wir vorher mit aller Macht nicht zu töten imstande waren; in diesem Lichte geht von selber als Frühlingswunder göttlicher Schöpfung auf, was wir mit allem Fleiss nicht zu pflanzen vermochten.

Das ist der Weg! Es gibt einen Sieg über die Gewalten des Bösen in uns. Wie für die Welt, so erweist sich Gott auch für den Einzelnen als der Lebendige, als der, der Taten tut, und seine Taten sind immer Wunder, weil sie Schöpfungen sind, wozu auch Gericht gehört, das aber auch Wunder ist, so wie es in den Zusammenhang unseres Lebens eingreift. Wir dürfen diesem Gott durchaus zutrauen, dass er einen Stein wegwälzen kann, den wir selbst nicht zu heben vermöchten, dass er uns von einem Mangel, einem Fehler, einem Laster befreien kann, denen wir durch keine sittliche Anstrengung, keine Vorsätze und Besserungen beikommen können. Auch das ist eine Erfahrung, die man wirklich machen kann, die unzählige gemacht haben und fortwährend machen. Das bedeutet natürlich nicht, dass wir den eigenen Kampf gegen das Böse aufgeben und untätig auf Gott warten, dass er uns den Sieg gebe. Eine Tätigkeit wird jedenfalls von uns verlangt und es ist die wichtigste von allen: Unser Glaube — der Glaube, dass uns geholfen werden kann. Auch hier sind Glaube und Unglaube das Entscheidende. Gerade hier heisst es: „Wenn ihr Glauben hättet eines Senfkornes gross, so würdet ihr zu diesem Berge sprechen: Hebe dich weg, und er würde sich wegheben; und nichts würde euch unmöglich sein.“ Oder sollen wir sagen, dass noch wichtiger sei der unbedingte Wille, frei zu werden? Denn ist nicht das die Kette, die uns an ein Böses bindet: dass wir es im innersten Willen eben doch nicht lassen mögen, dass doch unsere verborgene wahre Liebe immer noch ihm gehört? Wäre dann nicht Abkehr, Busse das Erste und Wichtigste? Aber es wird sich wohl so verhalten, dass Busse und Glauben zusammengehören. Sittliches Arbeiten aber — und in diesem Zusammenhang mögen auch Vorsätze und Besserungen ein Recht haben — bedeutet, wenn es ernsthaft ist, ein Aufdecken dieser

Zusammenhänge, ein Aufgraben dieser Wurzeln, ein Rütteln an diesen Ketten. Sein Wert besteht in der Erkenntnis ihrer Festigkeit. Es muss sein, denn Gott gibt uns zwar alles aus Gnade — sola gratia — aber nichts ohne unsern Willen, der eben Arbeit heisst. Auch das Gebet ist sicher nicht unwirksam; kein rechtes Gebet bleibt ungehört. Im Gegenteil: Wir sollten nur viel kraftvoller und zuversichtlicher Gott gerade um dies bitten: um die Erlösung von dem Bösen. Wir würden das Wunder erleben, an uns und an andern. Es ist nicht bloss fromme Form, wenn die Bitte: „Und erlöse uns von dem Bösen" neben der andern: „Gib uns heute unser täglich Brot" im Unservater steht.

Vor allem aber ist auf ein Geheimnis hinzuweisen: auf die Gemeinschaft mit Christus. Denn Christus bedeutet die Lichtkraft des Guten, die Heilkraft des Guten, die Siegeskraft des Guten, das grosse Gnadenmittel des Guten. Es ist eine einfache Erfahrungstatsache, dass die Berührung mit ihm, die Vereinigung mit ihm sofort sittliche Möglichkeiten eröffnet, wo vorher reine Unmöglichkeiten standen — zum Beispiel gewisse Möglichkeiten der Bergpredigt — wie es eine Tatsache ist, dass das Brot, das er spendet, das er ist, die Seele so sättigt, dass sie nicht mehr nach dem Brot der Dämonen hungern muss. Das Gute in ihm, das am Kreuze die ganze und grundsätzliche Erlösung schafft, weil es die Versöhnung und damit die Vergebung schafft, schafft auch die Erlösung vom Bösen im Einzelnen und Tatsächlichen. „Ich bin das Brot des Lebens."

Aber wenn das alles gesagt ist, dann darf und muss freilich hinzugefügt werden — was sich nun zwar von selbst versteht — dass auch die Erlösung vom Bösen zuletzt nicht unser, sondern Gottes Werk ist. Er, der Allmächtige, der Gott aller Wunder, tuts und tut es gewiss. Und in diesem Sinne ist es auch richtig, wenn wir uns und anderen, die in heftiger Ungeduld an den Ketten des Bösen rütteln, sagen: Lerne einmal, statt dich selbstquälerisch abzumühen, in Geduld das Böse zu tragen, in schmerzlicher Geduld, und auf Gott zu warten, der dann wunderbar den Stein wegwälzen wird, wenn es Zeit ist. Vielleicht musst du warten, bis etwas reif wird. Aber eines Tages geschieht das Wunder und du bist frei. Dieses Warten ist vielleicht das Höchste, was wir tun können; es liegt darin tiefste Wahrheit; aber es ist doch wieder ein Tun, das Ende des Tuns, so wie die Krone das Ende ist! Wir können von der Herrschaft des Bösen frei werden. Und das ist das, worauf es ankommt. Das ist Erlösung. Denn Erlösung ist Befreiung. Es handelt sich darum, dass wir spüren, wenn auch, wie sichs gebührt, in „Furcht und Zittern", dass das Böse nicht mehr die Macht ist, die über uns regiert, deren Knechte, ja Sklaven wir sind, dass etwas da ist, was über ihr ist, dem sie sich beugen muss. Ein Gefan-

gener ist erlöst, wenn er aus dem Kerker heraus ist, wenn er frei die Sonne Gottes über sich sieht und die Luft Gottes sich umwehen fühlt. Damit ist ja nicht gesagt, dass er nun nicht mehr zu sorgen und zu kämpfen habe, aber er tut es nun aus der Freiheit und um die Freiheit; die Fesseln sind gebrochen, die Kerkertür offen, der Stecken des Treibers zerbrochen. So mögen wir noch mit Fleisch und Blut und andern Gewalten des Versucherischen und Bösen zu kämpfen haben, aber wenn wir wissen, dass durch die Vergebung das Alte vergangen ist und immer wieder Vergangenheit werden kann, dass Gott uns fest in seiner Hand hält, dass er uns erkauft hat und nicht fahren lassen wird; wenn wir in der Gemeinschaft mit Christus die ganze überlegene Siegesmacht des Guten erleben; wenn wir endlich in vielen einzelnen Erlösungen die Hand des Lebendigen, Starken und Getreuen erfahren, dann stehen wir aufatmend in der herrlichen Freiheit der Söhne Gottes über der Tyrannei des Bösen, seiner Herrschaft entronnen, in der Seligkeit des Siegers jubelnd, zu dem wir erhoben sind — durch Gnade!

Ich meine also, dass wir auch in dieser schwersten Sache keinen Grund zum Verzagen haben. Es gibt eine Erlösung vom Bösen. Glaube nur daran und lass diesen Glauben nicht fahren! Es gibt eine Erlösung vom Bösen, möchte ich noch erläuternd hinzufügen, die ganz wohl nur auf der ewigen Linie sich entfaltet, hier aber, soweit es nötig ist. Verstehst du, was ich meine? Auf alle Fälle: sei getrost, sei ganz froh, du wirst erlöst und du bist erlöst!

Vielleicht aber müssen wir noch eine weitere Erläuterung hinzufügen: Diese Erlösung geschieht nicht ohne das Reich Gottes. Wir weisen damit auf eine Grundwahrheit hin, die wir schon zum Eingang des letzten Jahres ins Licht gestellt haben.[1]) Ein entscheidender Fehler in unserem Suchen der Erlösung vom Bösen besteht oft darin, dass wir diese Erlösung zu sehr bloss für uns selbst suchen, zu sehr bloss unter dem Gesichtspunkt unseres individuellen Lebens, unseres individuellen Heils. Daraus kann leicht eine Art frommer Selbstsucht werden und ist es, wie die christliche Geschichte zeigt, im Riesenmass geworden. Aber alle Selbstsucht entfernt von Gott und damit von der Erlösung, und die „fromme" vielleicht am meisten. Alle Selbstsucht ist Gebundenheit und Fluch. Vielleicht ist gerade auf dem Wege dieser Verirrung das Christentum in jene Finsternis der Gottesferne geführt worden, worin es so wenig mehr von Erlösung weiss. Vielleicht werden die grossen Erlösungen — die aus der Einen Erlösung quellen — nur in dem Masse wieder zu Wirklichkeiten werden, als das Christentum sich von seinem heilig-unheiligen Egoismus abkehrt und erkennt, dass nur in der Gemeinschaft der

[1]) Vergleiche die Betrachtung: „Ganze Menschen".

Brüder Gott seinen Kindern alles geben kann und will. Der Segen der Gemeinschaft wird die Erlösung sein, und das Reich Gottes ist Gemeinschaft. Darum wird zwar auch der Einzelne, und zwar jetzt schon, Erlösung von dem Bösen bekommen, als wunderbarste und sicherste der Gaben, aber nur, wenn sein Ringen darum sich einordnet seinem ganzen Dienst am Reich und nicht bloss ein Raub für sich selbst sein will. Dann aber ist die Verheissung doppelt und dreifach gewiss. Und so mündet auch diesmal, wie immer unser Weg in den grossen Hauptweg ein: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch auch dieses zufallen — Erlösung vom Bösen! L. Ragaz.

Zu Pestalozzis Gedächtnis.

1. Gruss an Pestalozzi.

Lieber Vater Pestalozzi — den ich zwar nicht ohne Widerstreben Vater nenne, da du doch so jung bist, jünger als wir alle — es wird nun der Versuch gemacht, auch dich durch ein Jubiläum noch einmal zu beerdigen oder doch deine Auferstehung zu verhüten. Denn darauf kommt ein solches Jubiläum natürlich hinaus. Und s o l l es auch hinauskommen, den meisten der Feiernden unbewusst, einigen vielleicht halb bewusst. Es soll dir durch das Jubiläum ein so gewaltiger Abfindungstribut bezahlt werden, dass man dann für lange wieder vor dir Ruhe hat. Ja, man beruhigt das schlechte Gewissen, das man bekommt, wenn man bedenkt, dass du vielleicht aus dem Grab steigen könntest, so wie du wirklich warst. Es feiern dich die gleichen Leute, die dich, als du unter uns warst, nicht nur im Stiche liessen, nein, dich verhöhnten, verleumdeten, auf jede Weise peinigten und dein Werk hemmten, und die es heute, wenn du dein Werk unter uns tun wolltest, so wie es heute aussähe, genau gleich, ja noch mehr, mit den modernsten, raffiniertesten Mitteln verhöhnen, verleumden, peinigen und hemmen würden; es stehen an der Spitze von Komitees zu deinen Ehren Leute, die dich, wenn du heute als ihr Zeitgenosse wirktest, dich mit kaltem Hass verfolgen und nicht versäumen würden, dir, geistig verstanden, den Dolch ins Herz zu stossen, wenn sie könnten. Diese aufgeblasenen Liliputer, die einst von ihrer eingebildeten Höhe auf dich, den Riesen, herabzusehen meinten, die dich in ihrer Kleinlichkeit, ihrer Geistes- und Herzensenge, ihrer selbstzufriedenen Sattheit und ihrer philiströsen Angst so behandelten, dass du immer wieder nach dem Ausland blicken musstest, um für dein Wollen eine Stätte zu finden und die erst ein wenig Respekt bekamen, als das Ausland dich zu feiern begann und grosse, wahrhaftig nicht von ihnen bewirkte Umwälzungen dich zeitweilig

zu Ehren brachten — sie tun heute, als ob du Fleisch von ihrem Fleische wärest. Sie entblöden sich nicht, zu behaupten, unser heutiges Bildungssystem sei die völlige Verwirklichung deiner Gedanken (da es viel eher deren Mausoleum ist) und meinen wohl im stillen, sie seien heute die rechten Pestalozzi, nur natürlich viel vernünftiger als du, und sie würden dich doch an keiner ihrer Schulen anstellen, dich im besten Fall für einen Narren halten. Lass es dir sagen, Vater Pestalozzi: das ist ganz sicher! Lass dich durch den Jubiläumsschwindel nicht täuschen! Sie schmücken wieder einmal das Grab eines toten Propheten, n a c h d e m sie den lebenden gesteinigt und auch d a m i t sie den wieder lebendig Gewordenen, überhaupt j e d e n Lebendigen, desto ruhiger steinigen dürften.

Du bist ja enthusiastischen Gemütes immer gewesen. Wenn dich ausnahmsweise einmal der Beifall der Menschen umgab, dann nahmest du ihn als echt und dein liebevolles Herz hatte alles, was du vorher von den Menschen erlitten, sofort vergessen. Es vergass ja solche Dinge so gern! Aber du warest doch auch, weil du ganz lauter warst und allen Schein durchschautest, herber Kritik fähig. Darum würdest du, nachdem du diesem Treiben ein wenig zugeschaut und diese Reden ein wenig mitangehört hättest, jedenfalls aber, wenn du eine Weile nach dem Jubiläum, vierzehn Tage nachher, wieder kämest und einige deiner revolutionären Gedanken aussprächest, ganz gewiss ausrufen: „Freunde, ihr spielt ein arges Spiel mit mir, ich glaube, ihr wollt mein armes Grab mit Blumen und Kränzen bergehoch zudecken, um meine Auferstehung zu verhindern. Weg damit, ihr Geruch ist übel; es ist der Geruch der Heuchelei, den ich stets am wenigsten ertragen mochte."

Damit träfest du, das grosse Kind, das die Wahrheit sagte, wie Kinder sie sagen, und das mit seinem Kinderherzen die Welt erfrischte, wieder einmal genau den Nagel auf den Kopf. Das ists! Deine Auferstehung wird verhindert. Sie war ja im Gange. Seit einiger Zeit — es sind immerhin Jahrzehnte her — regte sich unter uns eine Ahnung, dass du eigentlich ein anderer seiest, als man bisher fast immer gemeint, und zwar ein viel Grösserer, viel tiefer Grabender und weiter Ausgreifender. Man hat dich zu einem Oberheiligen der Schulstuben und Schulmeister der Schulmeister gemacht, aber du bist dieses nicht, du bist eher ein Zerstörer der Schulstuben und Einer, der mit der geschwungenen Geissel die Wechsler und Krämer aus dem Tempel der Kindheit vertreibt. Und du bist viel, viel mehr: du bist ein Erzieher des g a n z e n Volkes, du bist ein sozialer Prophet, der wie kaum einer sonst hinabgeschaut hat in die Tiefen der Volksnot, erkannt hat ihre wahren Wurzeln, durchschaut hat besonders die Verflechtung der politischen und sozialen mit den sittlichen Zuständen; du bist ein Seher, ein Seher vor allem in die Tiefen der Seele und in alle Tiefen, freilich auch ein Seher zu den im

Morgenglanz leuchtenden Gipfeln; du bist vor allem ein Mensch der Liebe zu dem armen Volk fast ohne gleichen, ein Bruder des Franziskus in der modernen Welt, der Träger eines brennenden Christusherzens in diese Welt des Industrialismus, Kapitalismus, Etatismus und Militarismus hinein, einer der grössten Nachfolger des Allergrössten.

Das haben einige seit einer Weile zu sehen angefangen. Es begann deine Auferstehung. Der wahre, ganze Pestalozzi schickte sich an, aus dem Grabe dort in der Nähe des Neuhofes, der doch deine eigentliche Stätte bleibt, zu steigen. Darum ist es so tragisch, dass gerade jetzt diese grosse zweite Beerdigung erfolgt. Man wird jetzt so viel von dir reden, es wird jetzt so laut „Pestalozzi" tönen von allen Seiten — und tönt schon lange — dass man nachher ein paar Jahre lang nicht mehr von dir reden darf. Nun, so seis denn! Wir wollen dann von dir schweigen, wollen uns in heiliger Stille in dein Werk, deinen Sinn, dein Herz, deine Liebe vertiefen und dann wieder reden. Dann werden wir die Antwort an dich vernehmen: „Mit dem Fall Ihrer Wiederkunft ward nicht gerechnet." Du wirst dann wieder der Verachtete und Verhöhnte sein, wie vorher, der Freund der Armen und der Tor für die Welt. Und dann ists wieder gut. Denn das ist deine wahre Gestalt. So bist du der Nachfolger dessen, von dem doch dein Herz sein Licht und seine Kraft hatte. Bleibe so, bleibe der grosse Beunruhiger, werde es immer mehr.

Wir aber, ein kleines Häuflein von Ketzern, die wir seit Jahrzehnten lauter und lauter von dir, dem ganzen Pestalozzi, Zeugnis abgelegt haben, als dem wahren Führer und Helfer, ohne dass man auf uns gehört hätte, es sei denn mit Hohn und Zorn — denn es war ja noch nicht Jubiläum! — die wir jetzt bei dem grossen Lärm um dein Grab still beiseite stehen, wir wollen uns durch dich beunruhigen, vertiefen, führen und auch trösten, ermuntern, erwärmen lassen, der du uns einzigartig zeigst, wie eine in der Gegenwart verkannte, verhöhnte, zertretene Sache doch gross werden kann, wenn sie nur echt und lauter ist. Wir wollen jetzt keine pompösen Jubiläumsreden halten und Jubiläumsartikel schreiben — obschon, wenn einer von uns dazu berufen ist, er ein gutes Werk tut, indem er inmitten all des Schwindels die Wahrheit über dich und aus dir sagt — aber nachher, wenn die andern schweigen, wollen wir wieder reden und wills Gott, immer besser reden. Freilich wird es nicht in erster Linie auf das Reden ankommen. Wir wollen lieber versuchen, dein Werk aufzunehmen, so gut wir können. Wir haben es ja schon bisher versucht, wir wollen es weiter versuchen. Das sei u n s e r e Art, dich zu ehren. Aber du musst uns dabei helfen. Du musst uns immer wieder die Augen reinigen, dass sie besser sehen; du musst uns jene grosse Augenreinigung verleihen, die allein recht sehen lehrt: die Liebe. Ja, deine Liebe — die haben wir nötig. Dein Herz muss unter uns er-

wachen, dieses grosse, leuchtende Kindesherz, dieses ringende, brennende, leidende Christusherz. Ja, darum bitten wir: mache unser Auge hell an deinem grossen, durch alle Uebel und Finsternisse auf den Grund der Wahrheit und zu der Einfachheit der Wahrheit dringende Auge; mache unser Herz gross und brennend an deinem grossen, brennenden Heilandsherzen; mache unsere Liebe stärker, lauterer, göttlicher an deiner wunderbaren Liebe — worin du ein Abglanz warest des Vaterherzens Gottes und Dessen, der dieses auf Erden voll offenbart hat. L. Ragaz.

2. Eine Probe aus Pestalozzi.

Vorbemerkung. Das nachfolgende Stück ist den „Revolutionsschriften" Pestalozzis entnommen und trägt dort den Titel: „Dazwischenkunft des Menschengefühls im Streit einiger Meinungen über das tierische, das gesellschaftliche und das sittliche Recht unserer Natur." Wir empfehlen es einer nachdenklichen Lektüre. Es zeigt die ganze Tiefe des Urteils Pestalozzis über die gewaltige Erscheinung der französischen Revolution. Eigentlich ist es eher ein prophetisches Urteil über den Sinn der heutigen Revolution. Man setze bloss für „Sansculottismus" (so hiess bekanntlich das radikale Jakobinertum der Revolution, das diese durch seine wilden Greuel befleckte) etwa „Kommunismus" und man sieht sofort, wie aktuell das ist. Aber so aktuell ist der ganze Pestalozzi, wenn man ihn recht liest.

Ich erinnere mich nicht mehr deutlich, wie mich das Gespräch gestern auf die Aeusserung gebracht, ob das Christentum nicht etwa selber einer Art von Sansculottismus günstig scheine; aber das weiss ich, dass mein Zweck war, den Grad der Liebe und Sorgfalt, den das Christentum zum Fundament seiner brüderlichen Vereinigung setzet, im Kreise meiner wohlehrwürdigen Herren zu repetieren. Ich erwartete, dass mich einer von M. W. E. Herren frage, wie ich das verstehe, aber der Herr Pfarrer Birr, weiser als ich, trank in diesem Augenblick dem Culottismus Gesundheit und damit nahm das Gespräch die Richtung, die den Umständen angemessen war.

Indessen konnte meine abgebrochene und unerläuterte Frage Missverstand veranlassen, und die Zeiten sind so, dass redliche Leute in solchen Fällen keinen Augenblick versäumen sollen, über ihre Gesinnungen klaren Wein einzuschenken und jede Möglichkeit der Verbreitung wirklich bürgerlich schädlicher Grundsätze zu verhüten. Also nehmen Sie, Me. Wohlerw. H., es nicht für eine Zudringlichkeit, sondern für eine den Umständen schuldige Pflicht an, dass ich die ersten Augenblicke des heutigen Erwachens dafür verwende, meine Gesinnungen über den gestern abgebrochenen Artikel mit der Offenheit und Wahrheit vorzulegen, die meiner Natur, welche einige von Me. Wohlehrw. an mir kennen, (eigen ist).

Ich halte den Namen Sansculottismus, wie alle solche Parteinamen, für einen unbestimmten Begriff.

Bürgerlich glaube (ich), ist er schlechterdings eine Ketzerei. Ich

halte dafür, der Mensch als Bürger dürfe in Sachen des Eigentums und des Rechtes ganz und gar nicht luck lassen; ich halte dafür, Sansculottismus, insofern er als Anspruch der Bürger gegen das Eigentum und das Recht eines dritten Mannes zum Vorschein kommt, müsse in einem jeden gut regierten Staat mit ganzer Gewalt der öffentlichen Macht zurückgezäunt und seine Quellen mit der ganzen Weisheit der öffentlichen Bildung abgelenkt werden. Sansculottismus ist insoweit Fundament aller bürgerlichen Infamie, gegen die sich der Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit nie stark genug ausdrücken kann.

Aber hingegen gibt es in den Sachen des bürgerlichen Rechts und der Gesellschaft ein sittliches Luck-Lassen, das die Menschheit in ihrem Innersten veredelt und zu welchem der Geist des Evangeliums den Menschen mit vorzüglicher Kraft hinzulenken scheint. Dieses sittliche Nachgeben in seinem Recht und der Edelmut, seine Anhänglichkeit an das Eigentum der Liebe unterzuordnen, ist unstreitig Geist des Christentums.

Die ersten Christen lebten offenbar in einem moralischen Sansculottismus, d. h. sie gaben, was der bürgerliche Sansculottismus stiehlt; sie liessen ihn töten, der bürgerliche Sansculottismus tötet die andern.

Indessen sind alle bürgerlichen Verirrungen des Christentums, in der Möncherei etc., Folgen der Naturneigung zum bürgerlichen Sansculottismus, insoweit sie sich in die Kutte des Moralisten gesteckt hat.

Aber was ich eigentlich gestern wollte und was ich heute suche, Me. Wohlehrwürdigen, ist dieses, Ihnen zu bemerken:

Das, was man moralischen Sansculottismus heissen kann, ist das einzige wahre Mittel, den Geist des bürgerlichen Sansculottismus im Innern der Menschennatur auszulöschen, und Me. Wohlehrwürdigen Herrn erlauben meiner Vaterlandsliebe noch dieses Wort: Ich halte dafür, dass der Geist des bürgerlichen Sansculottismus in unsern durch Geld und Eitelkeit immer mehr verderbenden Zeiten immer mehr Nahrung findet, und glaube, die Christentumslehre des Zeitalters, wie sie wirklich ist, habe wesentlich Mangel an der Wahrheit des moralischen Sansculottismus, durch die Jesus das Innere unserer Natur über die Lügen des bürgerlichen Sansculottismus, den unser tierlischer Egoismus in allen Lagen anzusprechen sucht, emporzuheben sucht.

Die Quellen des Elends steigen immer mit dem Reichtum des Landes und der Druck des Volkes immer mit der Masse des Geldes, daher wird das Lucklassen in seinem Recht und Gemeingeist in dem Gebrauch des leicht gewinnenden Geldes immer mehr Bedürfnis (der) Zeit, es (ist) ganz und gar unmöglich, dass dieser Gefahr, den Geist des Landes mit dem Gift bürgerlicher sansculottischer Ge-

sinnung angesteckt zu sehen, durch den Einfluss der öffentlichen Gewalt und des öffentlichen Rechts vorgebogen werde.

Dieses muss ganz gewiss durch den Einfluss der Religionslehre auf die Individualstimmungen der Menschheit in Sachen des Eigentums und des Rechts erzielt werden.

Eine grosse, weit und tief verbreitete Masse von Edelmut und teilnehmender Sorgfalt für den niederen Menschen im Land und ein wachsames Auge gegen alles, was das Gefühl der Unschuld kränken und den Sinn der Liebe in der niedersten Hütte ersticken könnte, ist nach meinem Gefühl das einzige wahre Mittel, den Geist des bürgerlichen Sansculottismus bis in seine innersten Wurzeln auszulöschen.

Zur Aussprache

Du sollst nicht töten!

I.

Du sollst nicht töten! — Und auf der andern Seite steht die Tatsache, dass wir doch fortwährend töten. Diese Tatsache sollten wir erst einmal in ihrer ganzen Wucht und Furchtbarkeit sehen. Sonst bilden wir uns vielleicht ein, mit Vegetarismus und Kriegsdienstverweigerung, mit Gegnerschaft gegen Vivisektion, Abtreibung und Todesstrafe der Forderung der Bibel Genüge zu leisten. Wodurch wir wahrscheinlich in einen schönen Pharisäismus hineinkommen, aber nicht in die Nähe Gottes.

Vorerst ein kurzes Wort über den Begriff des Tötens. — Im Grunde genommen ist alles Leben ein Töten, denn es ist ein ständiges Zerstören und Auflösen bestehender individueller Formen und ein Umwandeln derselben in neue Bildungen. Kein Werden ohne Sterben: das ist der Lauf der Natur, der lebendigen, unermüdlich schaffenden. — Wenn die Bibel gegen das Töten spricht und auch wir uns vielleicht rein gefühlsmässig, instinktmässig gegen Töten und Getötetwerden auflehnen, so verstehen wir darunter wohl zumeist ein vorzeitiges, gewaltsames Zerbrechen der Form, die ihre volle Reife, das natürliche Ziel ihres Lebens, wo der Tod Erfüllung und Vollendung ist, noch nicht erreicht hat. Das ist das bittere am Sterben eines jungen Menschen. Ja, selbst eine frische Apfelblüte zu brechen, dagegen werden feinempfindende Menschen innere Hemmungen haben. Den reifen Apfel zu essen ist dagegen etwas ganz Natürliches. So ist uns sogar das Leben der Pflanze heilig und wir fühlen uns verpflichtet, zur Ehrfurcht vor ihr zu erziehen. Aber wenn wir das nun bedenken, dass alle Lebewesen, von den höchstorganisierten bis zu den niedersten, den Drang nach ihrer Reife in sich haben und wir ihnen entsprechend Lebenswillen und Lebenslust zusprechen, so müssen wir doch anderseits feststellen, dass nicht nur in der Natur die einzelnen Wesen einander ständig auch vor der Reife gewaltsam vernichten, sondern dass auch wir Menschen einfach dadurch, dass wir leben, bewusst und unbewusst, absichtlich und unabsichtlich, fortwährend in unserer Umwelt Lebendiges zerstören. Auch der strengste Vegetarier entgeht dem nicht, dass er mit jedem Schritt allerhand Leben tötet; ja auch er nimmt sich das Recht — und wir alle mit ihm— zur Erhaltung und zum Schutz des eigenen Lebens gar viele „Feinde“ in der Tierwelt, kleinste und grösste, ihres Lebens zu berauben. Und sie sind doch nach des heiligen Franz Auffassung unsere „Brüder“ und „Schwestern“, haben auch ihres Lebens

Ziel und Zweck und sind ganz gewiss nicht sinnlos in der Gesamtschöpfung, und leiden gewiss auch unter ihrem Todeslos. Wo ist da nun eine klare Grenze zwischen Recht und Unrecht des Tötens? Und mit welchem Rechte soll etwa der Mensch eine Ausnahmestellung erhalten? Ist nicht ein Argument der Verteidiger des Krieges dies, dass sie das von uns allgemein beanspruchte Recht, die „Feinde" in der Tierwelt zu töten, auch auf die Menschenwelt übertragen? Ist der Gorilla, der mich bedroht, etwas so Grundanderes als der Mensch, der sich feindselig meinem Leben in den Weg stellt? — Oder gilt das Gesetz: Du sollst nicht töten! eben doch aller Schöpfung gegenüber? Dann handeln wir jedenfalls ständig dagegen; denn wir töten Pflanzen und Tiere und wüsten in der herrlichen Schöpfung.

Und genau gesehen verhalten wir uns den Menschen gegenüber auch nicht anders. Zwar werden die wenigsten unserer Leserfreunde schon irgend einen Menschen mit eigener Hand getötet haben. Aber indirekt ist jedes von uns an unendlich vielem frühzeitigen Zerbrochenwerden und Getötetwerden anderer mitschuldig geworden. Unser ganzes Zusammenleben ist ja ein ständiges, gegenseitiges Berauben des Lebenslichtes. Wie wenige Menschen erreichen noch das Alter, in dem der Tod natürlicher Abschluss ist! Wie viele Millionen werden durch Konkurrenz und Arbeitshast, durch Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit, durch Hunger, Krankheit und Laster, durch Gefängnis, Zuchthaus und Schafott frühzeitig zerbrochen! Und hatten doch auch heissen Lebensdrang und bäumten sich auf gegen ihr hartes Schicksal! Was ist aber das: das Schicksal? Sind das alles unpersönliche Mächte, die das wirkten oder muss nicht jedes von uns voll Entsetzen sich sagen, dass es ja selbst mit an all den mörderischen Zuständen schuldig ist? — So ist überall Mord, Mord; und ich bin der grösste Mörder!

Kann sich eines etwas darauf zugute tun, dass es den Kriegsdienst verweigerte und ins Gefängnis ging? Gewiss wird seine Tat Leben wirken. Und ganz gewiss hat seine Hand auf diese Weise keinen Feind getötet. Aber an seiner Statt ging ein anderer hinaus, der es vielleicht hundertmal schlimmer trieb, als er es draussen getrieben hätte. Und vielleicht hätte er auch als umsichtiger und verantwortungsbewusster Kamerad und Führer Hunderte der eigenen Leute retten können, die, da er nicht da war, rücksichtsloser und brutaler Führerehrgeiz in unsinnigen Tod trieb. Hätte selbst manchem „Feind" das Leben retten können. Nicht retten heisst aber doch auch töten. Ein anderer aber, der hinausging und so rettete, wurde er nicht wieder in anderer Weise hundertfacher Mörder, selbst wenn er keinen Schuss abgab und seine Seele Kreuzesqualen litt um die gemordeten und mordenden Brüder hüben wie drüben? — Wo ist ein Ausweg aus dieser furchtbaren Verstrickung in die Sünde, aus dieser Hölle, dass wir ständig an den Brüdern schuldig werden? Und dabei haben wir das Wort vom Töten noch nicht einmal in der Tiefe genommen, in der Jesus es auslegte, sondern ganz oberflächlich, bloss in seiner physischen Bedeutung! Wie müssen wir erst vor uns erschrecken, wenn wir mit Jesu Augen unser Leben betrachten!

Ich möchte absichtlich mit diesem Ausblick in furchtbare Dunkelheiten schliessen. Denn ich fürchte, unsere Seele tötet sich selbst, wenn sie sich nicht erst einmal auf diesem Wege sieht. Waldus Nestler.

II.

Sehr viele Stellen des Alten Testamentes lassen uns erkennen, dass das Gebot: „Du sollst nicht töten" nicht als ein starres göttliches Prinzip verstanden werden darf. „Wenn jemand seinen Nächsten schlägt (tötet), nicht vorsätzlich und hat vorhin keinen Hass auf ihn gehabt," an dem ist „kein Urteil des Todes, weil er keinen Hass vorhin zu ihm getragen." 5. Mose 19, 4, 6. Als Pinehas vorsätzlich aus eigenem Antrieb ein das ganze Volk herausforderndes,

hurendes Paar ersticht, nicht aus Hass, sondern aus Eifer für den Herrn (4. Mose 25, 11), da wird er von Gott hoch gelobt und belohnt. An andern Stellen gebietet Gott dem Mose als dem Leiter seines Volkes, dass Gotteslästerer von der ganzen Gemeinde zu steinigen seien und die Völker Kanaans, die das Mass ihrer Sünden erfüllt hatten, ausgerottet werden sollten. Wir sehen aus diesen wenigen Stellen, dass es schon im Alten Testament nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist des Gesetzes ankam. Deshalb schalt später Jesus: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben" (Matth. 23, 23). Als diesem Tadel zugrunde liegenden Tatbestand vermute ich, dass die Pharisäer, diese „verblendeten Leiter" (Vers 24), bei ihren Urteilssprüchen kalten Herzens, echt wissenschaftlich, nach dem Buchstaben des Gesetzes verfuhren. Nach dem Buchstaben des Gesetzes sprachen sie über den einen das Gericht aus, und liessen einen andern — wegen eines Buchstabens der Barmherzigkeit im Gesetze — frei ausgehen. Nach dem Gesetzesbuchstaben zu urteilen, ist weder schwer noch verantwortungsvoll, aber in den Geist des Gesetzes einzudringen, so dass man genau im Geiste des Gesetzgebers die tausend- und abertausendfältig verschiedenen Fälle des praktischen Lebens zu beurteilen, Gericht und Barmherzigkeit gerecht zu verteilen vermag, das ist das Schwerste im Gesetz. Und gerade diese geistige Reife des Menschen ist die erzieherische Absicht desselben. —Was ist nun aber der geistige Sinn des Gesetzesbuchstabens: „Du sollst nicht töten?" Die Antwort geht schon ganz deutlich aus der erst angeführten Bibelstelle 5. Mose 19, 4 und 6 hervor. Sie lautet: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Totschläger" (1. Joh. 3, 15). Oder positiv gesagt: Die Liebe — einzig und allein die Liebe — ist des Gesetzes Erfüllung (Röm. 13, 10). Pinehas tötete nicht aus Hass gegen die Erstochenen, sondern aus Liebe zu Gott und seinem der Verführung ausgesetzten Volk und darum wurde er nicht nur frei gesprochen, sondern sogar belobt und mit einem ewigen Priestertum belohnt. Wir sehen daraus: Nicht die Werke an sich, sondern der Geistes- und Herzenszustand, aus dem jene herausgeboren, ist für Gott das Wesentliche und sollte es darum auch für unser Urteilen in persönlichen, wie öffentlichen Angelegenheiten sein. F. C. B

(Fortsetzung folgt.)

Alfred de Quervain.[1])

Verehrte Versammlung!

Ich bin gebeten worden, im Namen der Freunde und der Freundschaft an dieser Feier ein Wort zu sagen, und wer wollte sich einem solchen Auftrag entziehen? War doch der Verstorbene in dem überquellenden Reichtum seines Wesens auch auf

[1]) Wenn ich diese Rede, die ich an der akademischen Trauerfeier für den verstorbenen Freund, am 15. Januar dieses Jahres, in der Kirche von Fluntern in Zürich gehalten, in den „Neuen Wegen" veröffentliche, so geschieht dies, damit ich auch auf diese Weise ein wenig mithelfen könne, Gerechtigkeit für einen Mann zu schaffen, an dem in der Schweiz, speziell in Zürich, auf eine Weise, die ans Unbegreifliche grenzte, Unrecht getan worden ist. Wiederholt hat man ihn bei der Besetzung von Lehrstellen übergangen, für die er einzigartig berufen war. Er ist nach zwanzigjähriger Lehrtätigkeit an beiden Hochschulen als Privatdozent gestorben; freilich mit dem Titel eines Professors, aber nur dem Titel! Ueber die Gründe, die jeweilen die massgebenden Personen

seltene Weise ein Freund! Denn wenn man mit der Vorstellung eines Gelehrten sonst gern etwa die der Abstraktheit verbindet, so war er ein durch und durch persönlicher Mensch, ein Mensch, der selbst das Leben in seiner Fülle und Mannigfaltigkeit sehr persönlich und mit stärkster Kraft des Gefühls, ja mit Leidenschaft erlebte und davon tief und heftig ergriffen wurde, aber deswegen sich nicht in seiner Subjektivität vergrub und verzehrte, sondern die gleiche Kraft, ja Leidenschaft des Gefühls dem Wesen und Erleben Anderer als Anteilnahme, und zwar nicht nur des Gefühls, sondern auch des Willens und der Tat, zuwendete. Dabei lebte in der, wie wir wissen, für den oberflächlichen Blick manchmal etwas rauh erscheinenden Schale seines Wesens der süsse Kern einer sehr grossen, ja aussergewöhnlichen Zartheit des Herzens und adeligen Feinheit des Empfindens. Trotzdem er selbst eine so grosse Eigenart besass — eine Eigenart, knorrig wie eine Arve der Hochalpen — mit dem Mut, ihr zu gehorchen, vielmehr wohl gerade darum, wusste er auch die Eigenart Anderer zu verstehen und gelten zu lassen, wie denn ein sehr seltenes Mass von Gerechtigkeit zu den Hauptzügen seines Wesens gehörte. Er liess sich durch allerlei Schwächen und Fehler seiner Freunde nicht von ihnen abbringen, zum mindesten nicht, so lange er keinen Grund hatte, an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln. Wo es galt, für einen Freund mit Einsatz seiner selbst etwas zu tun, da liess er sich nicht erst bitten. Denn Ritterlichkeit, dieses in der heutigen Welt fast mythisch gewordene Charakteristikum einer adeligen Natur, war wieder ein Hauptzug seines Wesens. Und da er selbst das Menschenlos so tief und reich und, was damit fast gleichbedeutend ist, in vielen Schmerzen erlebte, konnte er den Freunden diejenige Gabe geben, die fast das Kostbarste ist, was der Mensch vom Menschen empfangen kann: tiefes und zartes, gütiges und freies Verständnis. Darum ist das Leben für seine näheren Freunde um vieles dunkler, kälter und ärmer geworden dadurch, dass er nicht mehr unter uns ist. Es ist eine Quelle der Wärme, des Lichtes und Lebens für sie irdisch versiegt.

Aber all das, verehrte Versammlung, was der verstorbene Freund uns, seinen Freunden, zugewendet hat, das hat er Allen ge-

---

und Kreise zu diesem Verhalten bewogen haben, wollen wir lieber schweigen; sie sind ja nicht allzu schwer zu erraten. Wer mit akademischen Verhältnissen vertraut ist, weiss, was eine solche Zurücksetzung zu bedeuten hat. Sie bedeutet in jeder Beziehung eine Verstümmelung des Lebens. Dass dieses Schicksal an der Zürcher Hochschule auch andere hatten und haben, ist ein geringer Trost. Wir haben gegenüber diesem Manne eine schwere Schuld abzutragen und müssen, als „Mitarbeiter Gottes", jeder das Seine tun, damit dieses Leben über das Grab hinaus zu der Wirkung gelange, die es verdient.

schenkt, hat er der Welt geschenkt. Denn der Mann, dessen gutes Auge nun geschlossen und dessen heisses Herz gebrochen ist, war im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes ein Freund der Menschen und ein Freund der Welt. Auch ihnen hat er die ganze Gefühlskraft, ja Leidenschaft seines reichen Herzens zugewendet. Es gab nichts Menschliches, das ihn nicht im tiefsten bewegte, das er nicht als das Seinige empfunden hätte. Auch darin war er so gar nicht das, was man sich mit Recht oder Unrecht unter einem Gelehrten vorzustellen pflegt. Trotz seinem grossen Verstand war doch keine Verstandeskälte in ihm, um gar von der Ueberheblichkeit und skeptischen Haltung eines gewissen Intellektualismus zu schweigen. Er war ein tief demütiger Mensch, ein trotz schwersten Ringens mit den Rätseln der Welt und des Lebens frommer Mensch. Aus dem heiligen Grund in ihm stammte die Fähigkeit, immer wieder mit Begeisterung zu erfassen, was recht, gut und schön war. Solche Art ist ewige Jugend und jugendlich war das Feuer, mit dem er immer wieder ergriff, was von Ansprüchen und Offenbarungen des Wahren und Guten an ihn herankam. Er war ein Mensch, vor allem ein Mensch. All seine grosse Gelehrsamkeit war gar nichts anderes als ein bescheidenes Organ seiner menschlichen Aufgabe. Nie fiel es ihm ein, dass er als ein Gelehrter von Weltnamen eine Distanz zu wahren habe. Er war immer zuerst und vor allem Mensch, Mitmensch, Bürger, Schweizer, Glied der ganzen Menschenfamilie, und als solches fühlte er sich durch sein starkes und feines Gewissen verpflichtet, persönlich einzugreifen, wo es galt zu helfen, zur Wahrheit, zum Recht und zur Liebe zu stehen. Auch in diesen Teil seines Wirkens, den wir doch ja nicht als einen blossen Anhang, sondern als einen charakteristischen Hauptbestandteil seines Lebens betrachten wollen, trug er, verbunden mit der Menschen- und Weltfreundschaft seines grossen Herzens, jene zwei edlen Eigenschaften hinein, von denen ich geredet habe: Gerechtigkeit und Ritterlichkeit. Diese strenge und gütige Gerechtigkeit war bei ihm umso höher zu schätzen, als er eine leidenschaftliche Natur war. Sie war eben nicht Naturgabe, sondern die Frucht tiefer Wahrhaftigkeit und — darf ich das fast veraltete und doch so edle Wort brauchen? — tiefer Gottesfurcht. Damit vereinigte sich die Ritterlichkeit zu einem edlen Bunde. Aus dieser mit der Gerechtigkeit verbundenen Ritterlichkeit heraus hat er im politischen, sozialen und allem Leben die Sache der Leidenden, Kämpfenden, Untenstehenden zu der seinigen gemacht. Das war auch wieder besonders ergreifend, für die, welche wussten, wie konservativ im guten und besten Sinne des Wortes er durch Natur, Erziehung und Herkunft war, wie sehr er an dem Bestehenden hing, soweit darin Gutes, Echtes

und Heiliges enthalten ist. Wieder schlossen damit Elemente, die sonst nur getrennt zu finden sind, in ihm einen seltenen Bund, dessen häufigeres Vorkommen die Welt so viel schöner und erfreulicher gestalten würde.

Einen Zug muss ich hier ganz besonders hervorheben, nicht etwa bloss, weil er mir persönlich wichtig ist, sondern weil er wirklich am Bilde des Verewigten so stark hervortrat, dass man nicht davon schweigen darf: das ist die Kraft, Leidenschaft und Treue, womit er die Sache des Friedens ergriffen hat. Es gibt gewiss nicht allzuviele, denen diese Sache so wie ihm — und seiner vielgetreuen Gattin, wie ich wohl hinzufügen darf — ein heiliges persönliches Anliegen geworden ist. Das Schicksal des Völkerbundes lag ihm als ein Stück dieser Sache innig am Herzen. Noch seine letzten Leidensjahre, wo bei fast allen andern Menschen der Egoismus des schweren persönlichen Geschickes allen Sinn für die allgemeinen menschlichen Angelegenheiten verschlungen hätte, erfüllte die heisse Herzensleidenschaft dieses Interesses für diese Sache des Friedens. Es war eine der letzten grösseren Freuden seines Lebens, als er mit Erlaubnis des Unternehmens, das ein von ihm selbst, in Gemeinschaft mit zwei Freunden, erfundenes, besonders feines Instrument zur Registrierung von Erdbeben herstellte, darauf in lateinischer Uebertragung die biblische Verheissung setzen durfte: „Et conflabunt gladios suos in vomeres et lanceas suas in falces." (Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spiesse zu Winzermessern.) Wahrlich, sein eigen Herz war auch ein solches Instrument, das mit wunderbarer Feinheit die Bewegungen empfand, die fern und nah durch die Seele der Menschenwelt zittern. Wie dankbar sind wir, dass dieses Herz wenigstens noch einige erste Verwirklichungen jener Verheissung als Bürgschaft für die ganze erleben durfte. In dieser zentralen Teilnahme an der Friedenssache, die jetzt ja der Brennpunkt des Ringens um Gott und den Menschen geworden ist, leuchtete das innerste Wesen dieses Freundes der Menschen und der Welt herrlich auf.

Aber es kam darin eben nur jenes Element zum Ausdruck, das die Seele seines ganzen Wirkens war. Er war nicht nur als Gelehrter nebenbei auch Mensch, sondern es gehörte zum Eigenartigen, Vorbildlichen und Seltenen seines Wesens, dass er gerade als Gelehrter Mensch war. Was ihn als Forscher im tiefsten trieb, möchte ich wieder sagen, war seine Freundschaft zur Welt. Er erforschte die Welt mit Leidenschaft, weil er sie liebte. Die Liebe zu ihr trieb ihn auf unsere Berggipfel, die Liebe zu ihr in das Reich der Luft, der Wolken und Winde, die Liebe zu ihr in Grönlands ewiges Eis. Diese Liebe zur Welt floss aus der Liebe zu Gott, zu dem Gott, dessen Schöpfung ja für ihn

die Welt war. Die Spuren seiner Hand, die Linien seines Weges suchte seine Seele, bewusst und unbewusst, auf ihren Forscherpfaden. Sein wissenschaftlicher Erkenntnisdurst war Durst nach Gott, dem lebendigen Gott, sein wissenschaftliches Arbeiten in seiner Leidenschaft ein geistiges Nachschaffen der Schöpfung Gottes. Und das ist ja doch wohl der tiefste Sinn aller Forschung. Aber diese Liebe zu Gott in seiner wissenschaftlichen Arbeit, dieser amor Dei intellectualis, wurde wieder Liebe zum Menschen. Er war als Gelehrter immer Mensch. Das bekannte Göthesche Wort, dass des Menschen eigentliches Studium doch immer der Mensch sei, erfuhr an ihm eine ungesuchte, wundervolle Verkörperung. Der Frage des Menschen ging er nach, wenn er Grönlands unberührte Gletschereinsamkeit erforschte, wie wenn er die Bahnen der Gestirne verfolgte, erschauernd im Gefühl der menschlichen Kleinheit ob der Unermesslichkeit von Raum und Zeit, die er wie wenige empfand, mit dem Problem ringend, wie sie mit einer grossen Bestimmung des Menschen vereinbar sei. Wenn er seine Grönlandsfahrt mit der grossen Darstellungs- und Erzählungsgabe, die ihm eignete, in seinen Reisebüchern beschrieb[1]) oder vor einfachen Menschen in einem volkstümlichen Kurse mit ganz genialer pädagogischer Kunst die Wunder des Sternenhimmels enthüllte, immer war der Mensch das letzte Wort, immer brachte er Frucht für den Menschen, Brot für seine Seele, Licht für seine Bestimmung heim. So soll es ja auch sein, so wird die Wissenschaft eines Tages wieder viel mehr sein als jetzt. Niemand wird sagen können, dass bei unserem Freund ob dieser Art die Strenge der wissenschaftlichen Forschung gelitten hätte, vielmehr ist aus dieser Quelle ihre Fruchtbarkeit geflossen. Wohl aber war es ganz folgerichtig, wenn dieser Gelehrte, der vor allem Mensch war, in seiner Welt- und Menschenfreundschaft sich nicht bloss auf sein Fach beschränken konnte, sondern auch sein theoretisches Interesse der ganzen Fülle der Welt zuwenden musste. Er, der Naturforscher auf zum Teil besonders abstrakten Gebieten, liebte und kannte die Poesie, er liebte und kannte die griechischen und römischen Klassiker und las sie in der Ursprache. Selten fehlte es in seinen Briefen und Gesprächen an einem Zitat aus ihnen. Aber freilich, viel tiefer noch auf den heiligen Grund seines Wesens liess ein anderer Zug blicken: auf seinem Arbeitstisch lag zwischen Karten und Instrumenten stets das griechische Neue Testament.

Verehrte Versammlung! Ich hoffe, sie werden mir nicht zürnen, wenn ich meine Aufgabe etwas weiter gefasst und von dem Manne, dessen verklärtes Bild in dieser Stunde vor uns steht, aus der Fülle

[1]) Vgl. Alfred de Quervain: „Quer durchs Grönlandeis", „Durch Grönlands Eiswüste". Beides sind populäre Bücher, wundervoll erquickende und belehrende, die wissenschaftlichen Ergebnisse sind anderwärts niedergelegt.

des schmerzbewegten und dankbaren Herzens geredet habe, nicht bloss wie er uns wenigen, sondern auch wie er Ihnen allen, wie er der Welt ein Freund war. Denn das ist, ich wiederhole es, etwas ganz Grosses und Seltenes, und davon können nur wir, die Freunde, die in die Tiefen dieses Lebens schauen durften, richtig reden; die andern haben es meistens zu wenig gesehen. Wir aber fühlen uns auch darum zum Reden gedrängt, weil dieses Leben, so reich es war und so schön, aus einem besonderen Grund doch auch so furchtbar schwer gewesen ist. Denn es muss gesagt werden, mit der Ehrlichkeit, die ihm selbst strengstes Gesetz war: Dieser Mann ist schwer verkannt worden, an diesem Manne hat man schwer gesündigt. Sein Wert als Gelehrter, Lehrer, Mensch hätte unter uns ganz anders zur Geltung kommen müssen, als das geschehen ist, und zwar zu seinen Lebzeiten, nicht erst an einer Trauerfeier über dem Grab, in das wir ihn zu früh gebracht. Wir haben diesem grossen Freund der Menschen und der Welt gegenüber eine schwere Schuld. Dieses grosse Herz ist auch darob, nicht zum mindesten darob, zart wie es war, so früh gebrochen. Freilich, es ist auch so früh gebrochen, weil es sich in seinem Feuer, seiner Liebe, seinem Durst nach Wahrheit und Gerechtigkeit verzehrt hat. Aber mindert das unsere Schuld? Haben wir es nicht gerade darum misshandelt und gebrochen, weil es ein so echt menschliches, brüderliches, freies, wahres, gutes Herz war? Denn solche Herzen sind stets unbequem, solche Herzen, die doch der einzige wirkliche Wert der Welt sind.

Wir stehen, verehrte Versammlung, vor einem Erdenlose voll schwerer Tragik. Schwer hat der Freund gelebt. Sein goldener Humor und köstlicher Witz strömte, wie dies ja fast immer der Fall ist, aus dunklen Tiefen. Schwer war sein Lebenslos und schwer ist sein Todeslos. Es scheint ein Leben, das nicht zu seinem Recht gekommen sei. Das hat uns in den letzten Jahren und mit verstärkter Wucht in den letzten Tagen oft stark bedrücken und verdüstern wollen. Aber nun, gerade da wir den ganzen Reichtum und die ganze Schönheit dieses allzu kurzen und allzu schweren Lebens bedenken, müssen wir doch sagen: es ist doch etwas Edles und Grosses gewesen, und seine Tragik, die Tragik seines Weges und seines frühen irdischen Endes, wird seine ewige Jugend sein. Was ihm an Erfolg und Gerechtigkeit vorenthalten worden ist, wird in seiner Nachwirkung, in dem zweiten, verklärten Wirken unter uns, überreich hinzugefügt werden. Zu diesem neuen Leben und Wirken unter uns wie über uns, du treuer, von Arbeit und Leid verzehrter, allzu müde gewordener Freund, unser Freund, wie der Welt und der Menschen Freund, schlafe wohl!

L. Ragaz.

China.[1])

Schon lange sollte in den „Neuen Wegen" über China das Notwendigste gesagt werden, aber andere Aufgaben haben diese immer wieder auf die Seite gedrängt. Inzwischen hat die Entwicklung der Weltgeschichte dafür gesorgt, dass dieses Thema nicht an Aktualität verliere. Denn mit jedem Jahre mehr tritt dieses ungeheure Land und Volk uns näher, nimmt seinen Platz in der grossen Menschenfamilie in Anspruch, wird ein Hauptfaktor der Menschengeschichte.. Es ist uns, wie es einst den Seefahrern gewesen sein muss, die sich einem bisher ungekannten Kontinente näherten. Zuerst in unbestimmten, märchenhaften Umrissen, dann immer deutlicher und näher, endlich mit aller Klarheit des Morgens, mit der Wucht des ragenden Hochgebirges, der frischen Brandung des Meeres an den jungfräulichen Ufern und dem Aufsteigen einer neuen Welt des Menschen — so tritt es uns entgegen, dieses Stück Erde und Menschenwelt, mit dem wir nun gemeinsam Geschichte machen und Geschichte erleben sollen.

1. Die Entdeckung Chinas.

Man darf schon von einer Entdeckung Chinas reden. Wie die Entdeckung Amerikas in die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts fällt, so die Entdeckung Chinas in die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts und wie jene Entdeckung ungeheure geschichtliche Folgen hatte, so wird diese sie nicht weniger haben. Selbstverständlich handelt es sich im Falle Chinas nur um eine geistige Entdeckung. Denn die physische ist längst gemacht. Auch ist mir wohl bekannt, dass diese Entdeckung schon längere Zeit vorbereitet ist. Schon seit Jahrzehnten haben weitblickende Männer uns über China, seine Kultur, seine Kunst, seine Philosophie und Religion die Augen zu öffnen versucht und nicht ohne Erfolg. Trotzdem tritt nun, als ein Er-

[1]) Es wäre lächerlich, wenn ich den Anspruch erheben wollte, aus erster Hand über China zu reden. Ich schöpfe aus den besten mir zugänglichen Quellen. Neben den chinesischen „Klassikern" haben mir vor allem zwei Werke geholfen: Richard Wilhelm: „Die Seele Chinas", das im letzten Hefte empfohlen ist, und Henry T. Hodgkin: „China in the family of nations" (China in der Völkerfamilie). Wilhelm ist der Schwiegersohn Blumhardts, ein Kenner Chinas ersten Ranges; Hodgkin aber einer der besten Vertreter des heutigen Quäkertums, der wie Wilhelm viele Jahre in China gewirkt hat und jetzt noch wirkt. Beide Männer kenne ich genau, seis durch persönlichen Verkehr, seis durch Vermittlung von Freunden. Ihr Urteil ist mir ausserordentlich massgebend.

Den Zweck meines Aufsatzes wird der Leser von selbst erkennen.

eignis, das einen Teil der Weltkatastrophe und Welterneuerung bildet, dieses China mit der Plötzlichkeit und Erstaunlichkeit eines Wunders in unseren Gesichtskreis, um sich in unserem Bild der Welt zu behaupten und es entscheidend zu bestimmen. Denn man bedenke: es handelt sich um ein Volk von 350 bis 400 Millionen Menschen. Da man im Ganzen bloss etwa 1500 Millionen Menschen zählt, so ist jeder vierte Mensch ein Chinese.

Ist es nicht unbegreiflich, dass wir Alleswisser bis vor kurzem dieses Volk kaum gekannt haben? Die Art, wie wir davon einiges erfuhren, ist mit ihrer Mischung von kindischen und bösartigen Vorstellungen sehr typisch für die Art überhaupt, wie bisher die Völker (und freilich nur zu häufig auch die einzelnen Menschen) sich zueinander stellten. Was haben wir denn in unseren Kinder- und Jugendtagen von China erfahren? Hauptsächlich einiges Lächerliche und Schlimme. Da war vor allem der Zopf — wie können auch Männer einen Zopf tragen? Als ob sie bei uns nicht lange genug auch einen getragen, und zwar auch einen körperlichen! Da waren die verstümmelten Füsse der Chinesinnen. Als ob das, was ein grosser Teil unserer Frauen in Sachen von Tracht und Sitte sich leisteten, nicht schon damals es an Unsinnigkeit damit hätte aufnehmen können und an Unanständigkeit die Chinesinnen vollends weit hinter sich gelassen hätte! Da waren die seltsamen langen Kleider auch der Männer. Als ob die der westlichen Männer für die Chinesen weniger seltsam wären und die Griechen und Römer nicht auch jene langen Kleider getragen hätten! Da waren die Pagoden mit ihren Glöcklein, die Papierdrachen, die ganze seltsame Religion mit ihrem Ahnendienst und anderem. Als ob unsere Religion und unsere religiösen Sitten den Chinesen nicht ebenso unverständlich und lächerlich erscheinen müssten, falls sie nämlich nicht verständiger wären als wir! Denn in Wirklichkeit handelte es sich doch nur um jene kindische Art, das lächerlich zu finden, was anders ist als wir und unser Wesen. Aber wenn es nur bei dieser kindischen Art zu urteilen geblieben wäre! Es gesellte sich dazu jedoch, nicht ohne Schuld der Mission, wie wir noch sehen werden, allerlei Verleumdung, zum Teil ästhetischer, zum Teil ethischer Natur. Man erzählte uns, wie diese Menschen Regenwürmer und faule Eier als Leckerbissen genössen, noch dazu — man denke! — mit Stäbchen, statt mit Messern und Gabeln, und verwunderte sich dann weiter nicht, dass solche Menschen auch sonst zu allem fähig wären, dass sie die Gefangenen auf raffinierte Weise quälten und dergleichen. Was w i r mit den Gefangenen anstellen, wurde dabei wieder nicht gefragt. Wir erfuhren auch Wahres, das nicht schön war, zum Beispiel von dem Laster des Opiumrauchens, dem die Chinesen fröhnten, vergassen aber dabei, einmal, was unser Alkoholismus und unsere Prostitution bedeuten, denen China nichts „Gleichwertiges“ an die Seite

zu setzen hat, sodann, dass Europäer den Chinesen das Opium förmlich aufgezwungen haben, wovon noch zu reden sein wird.

Freilich hörten wir auch Anderes, Günstigeres. Wir erfuhren in der Schule von jener Zeremonie des Pflügens, die der Kaiser selbst an einem bestimmten Tage ausübte und das imponierte uns — ein Kaiser, der pflügte! Immerhin, etwas sonderbar blieb auch das. Wir hörten sodann von chinesischer Weisheit und chinesischen Weisen, lernten den Namen des Konfuzius kennen. Aber von dieser Weisheit selbst erfuhren wir doch nichts, was der Rede wert war, und Konfuzius blieb uns ein Name — und dazu so ein seltsamer Name! Ueberhaupt diese chinesischen Namen, diese chinesische Sprache und Schrift. Wie seltsam und lächerlich alles! Und dass man in China durch Examen, von Stufe zu Stufe vorrückend, ein Mandarin (= Beamter) werden, den goldenen Knopf bekommen könnte — wie seltsam und lächerlich! Die chinesischen Klassiker, die diese Studenten lernen mussten, statt Physik und Chemie, Latein und Griechisch — das mussten saubere Klassiker sein! Dazu hatten diese Leute kein ordentliches Heer, uralte Flinten und lächerliche Kanonen, keine Fabriken und Eisenbahnen. Sie hatten das Pulver erfunden und nicht einmal gemerkt, was man damit anstellen könnte! Dabei aber dieser Hochmut, das Volk der Mitte, also der Mittelpunkt der Welt, vielleicht gar uns überlegen zu sein — konnte man sich etwas Lustigeres denken? Die chinesische Mauer war die Krönung all dieser Lächerlichkeit. Sie gehörte zum Zopf, den Regenwürmern und faulen Eiern. Aber was wollte man: es waren eben Gelbe, Mongolen, Schlitzaugen, also nicht Menschen wie wir, sondern untergeordnete Wesen. Jedenfalls hässliche Wesen: wie konnten die gar noch von Schönheit reden, von schönen Männern, schönen Frauen, schönen Dingen, diese grinsenden Fratzen? Man konnte sich ja besinnen, ob man ihnen doch einige menschliche Fähigkeiten zutrauen dürfe; es schien angezeigt, ihnen das Christentum zu bringen, falls sie es verstehen könnten, aber inzwischen war es natürlich sehr am Platze, wenn sie ruppig wurden, ihnen mit Kriegsschiffen und Kanonen unsere ganze Ueberlegenheit zu zeigen.

Das war das China des kindisch-bösartigen Jugendwahns der europäischen Völker. Oder habe ich das Bild etwa verzeichnet?

Und nun haben wir das wirkliche China entdeckt und treten in eine neue Periode unseres Verhältnisses zu diesem Volke ein. Das wahre Bild hat sich, wie ich schon bemerkt, nach und nach in die Höhe gehoben und steht nun plötzlich als eine Art Wunder da. Ich kann mich an einige Hauptetappen erinnern, in denen sich bei mir persönlich dieser Prozess vollzogen hat. Das Zusammentreffen mit gebildeten Japanern während der Studienzeit und das ganze Phänomen Japan öffnete den Weg für ein neues Verständnis Chinas. Einen starken Stoss gab mir ein Vortrag des ehemaligen Missionars

und späteren Religionshistorikers Heinrich Hackmann, den ich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts an einer Missonsversammlung in Zürich hörte. Damals zum ersten Male ging mir der Sinn des Taoismus auf, jener Denkweise, die das Chinesentum ungefähr so beherrscht, wie der Platonismus das spätere Griechentum und dann die ganze abendländische Kultur. Damals hörte ich zum ersten Mal das Urteil, dass diese chinesische Welt der griechisch-römischen an weltgeschichtlicher Bedeutung ebenbürtig und die chinesische Kultur der griechisch-römischen gleichwertig sei. Es war für unsereins eine erstaunliche Kunde, aber sie kam mir sofort glaubhaft vor. Dazwischen fielen, früher und später, die politischen Ereignisse in der chinesischen und japanischen Welt, das Wort des deutschen Kaisers von der gelben Gefahr und der „Wahrung unserer heiligsten Güter" gegen sie, dazu seine Hunnenrede bei Anlass des Boxerkrieges, beides der Gipfel des Kindischen und Bösartigen in unserem europäischen Verhalten gegen den fernen Osten. Dann kam die grosse Entdeckung der chinesischen Klassiker. Ich las Laotse, Kungfutse, Dschuangdsi und die andern, zum Teil in den Uebersetzungen, die Richard Wilhelm im Sinne Blumhardts geschaffen und denen man einen Geist der liebevollen Kongenialität anmerkt, und sah nun freilich mit eigenen Augen, dass diese den Vergleich mit Sokrates, Plato, Aristoteles, Zeno, Plotinus nicht zu scheuen brauchten. Ein ganzer neuer geistiger Erdteil stieg vor mir auf, den ich seither nie mehr aus den Augen verloren habe. Endlich will ich noch, viele andere Erlebnisse und Zwischenetappen überspringend, erwähnen, dass mir im Jahre 1914, unmittelbar vor der Katastrophe, an den reichen Schätzen des Kensington-Museums in London der Sinn der chinesischen Kunst aufging. Auch das war ein Erlebnis. Vielleicht muss ich als etwas Wesentliches noch hinzufügen: Es wurde für mich sehr bedeutsam und ist seither immer bedeutsamer geworden, in dieser chinesischen Kultur eine Denkweise anzutreffen, die zu unseren europäischen kulturellen Wertungen an wichtigen Punkten in einen schroffen Gegensatz tritt, die nicht Börsen und Eisenbahnen, nicht Maschine und Geld, nicht Fabrikindustrie und atemverzehrende Konkurrenz für den Sinn des Lebens hält, die das alles auch hätte haben können, aber nicht haben wollte und geneigt ist, es als wüste Barbarei zu betrachten, eine Denkweise, die Krieg und Kriegswesen verabscheut und sich der Obhut geistiger Kräfte vertraut, die den Nationalismus nicht kennt und die Natur nicht als Gegenstand der Ausbeutung, sondern als Heiligtum und Wert der Werte betrachtet. Doch auch davon später!

Was ist denn dieses wirkliche China? Das ist selbstverständlich nicht mit ein paar Worten zu sagen. Für unseren Zweck genügt der Hinweis auf die Grösse und Tiefe dieser Welt. Die chinesische Kultur ruht in ihrem Besten und Eigensten auf der tiefen Empfindung

vom Walten und Herrschen ewiger Urkräfte. Der höchste Ausdruck dafür ist das T a o. Mir scheint, die deutsche Uebersetzung dafür, die am besten den Sinn dieses Urwortes wiedergebe, sei: Ordnung. Die Ehrfurcht vor der heiligen Ordnung der Natur und der sittlichen Welt ist das Fundament des chinesischen Lebens. Das Besondere dieser Art besteht aber darin, dass die Naturordnung und die sittliche Ordnung eins sind und zwar in dem Sinn, dass auch die Natur durch die sittliche Ordnung beherrscht wird, ja, eine Ausdrucksform der sittlichen Ordnung ist. Daher auf der einen Seite die uns so seltsam anmutende und doch so tiefsinnige und gewiss der Wahrheit nicht entbehrende Vorstellung, dass das Tun des Menschen auch den Lauf der Natur beeinflusse, dass zum Beispiel das Verhalten des Kaisers, des Repräsentanten des ganzen Volkes, auch die Ursache sei entweder von Segen und Fruchtbarkeit oder von Misswachs und Unglück im Naturleben, und auf der andern die ebenso wichtige Grundempfindung, dass die frevelhafte Abweichung von gewissen heiligen Grundordnungen der Natur auch zu sittlichem Verderben führe. Von den beiden grössten Lehrern Chinas, Laotse und Kungfutse, betont der Erstere mehr das Element der Natur, der Zweite mehr das der sittlichen Ordnung, aber auch die Natur Laotses ist eine geistige, mystische Macht und die sittliche Ordnung Kungfutses hat die Einfachheit und Strenge, Selbstverständlichkeit und Unveränderlichkeit der Natur. Aus dem Bündnis von „Himmel" und „Erde" entsteht alles Leben. Ist dieses Verhältnis recht, dann ist alles Leben recht, ist es nicht recht, dann ist alles Leben verstört. Die Religion besteht in der Bezeugung der Ehrfurcht vor diesen ewigen Mächten, durch den Kultus, vor allem aber durch die sittliche Haltung des ganzen Lebens, die wieder in der E h r f u r c h t gipfelt, der Ehrfurcht des Menschen vor der Natur, der Ehrfurcht des Menschen vor dem Menschen, der Ehrfurcht des Kindes vor den Eltern und der Eltern vor dem Kinde, der Ehrfurcht des Nachbarn vor dem Nachbar, der Ehrfurcht des Untergebenen vor dem Vorgesetzten und des Vorgesetzten vor dem Untergebenen. Diese Ehrfurcht trägt auch den S t a a t. „Der alte chinesische Staat," sagt Wilhelm, „ist ein religiöses Gebilde auf kosmischer Grundlage. Himmel, Erde und Mensch sind die drei Weltkräfte, und der Mensch ist es, der die beiden andern, den Himmel, die schöpferische Kraft des zeitlichen Geschehens, und die Erde, die empfangende Kraft der räumlichen Ausdehnung, in Harmonie zu bringen hat. Der Himmel zeigt die Bilder, der Berufene verwirklicht sie. Das „Buch der Wandlungen," in dem der Satz steht, ist auf der Erkenntnis aufgebaut, dass nicht die ruhenden Zustände die letzte Wirklichkeit sind, sondern das geistige Gesetz, von dem das Geschehen seinen Sinn und den Impuls dauernder Wirkung erhält. Will man wirken, so muss man die Keime beobachten und in das Feld der Zukunft säen." Den Staat aber trägt wieder, sozio-

logisch betrachtet, die F a m i l i e, die durch das Band der Ehrfurcht zusammengehalten ist. Die Familie ist der eigentliche Grundpfeiler des chinesischen Gesellschaftssystems. Sie ist patriarchalisch gegliedert und bestimmt: Grosseltern, Eltern, Kinder, Enkel, Schwiegertöchter wohnen zusammen, bilden eine Welt, die sich in Treue hegt und trägt und ineinander fügt. Ein Ausdruck davon ist der Ahnendienst, der das Band der Familie ins Ewige hinein und in die Zeit hinaus fortführt. Unter dem gleichen Zeichen steht die A r b e i t. Das Handwerk, wie der Handel, sind zu Z ü n f t e n zusammengefasst, ähnlich wie es bei uns im Mittelalter war. Diese Zünfte sind sehr demokratisch gestaltet und vom Staate sehr unabhängig, wie denn überhaupt der Staat mit seiner Bureaukratie im chinesischen Leben eine sehr kleine Rolle spielt, weil der Familien- und Handwerksverband viel wichtiger ist als er. Nicht möglichst viel, sondern möglichst wenig regieren ist ein Hauptsatz chinesischer Staatsweisheit. Auch das ist sicher nicht ein Zeichen geringerer Kultur! Auch die rechte Arbeit ist im übrigen eine Aeusserung des Tao. Sie ist der ewigen Ordnung harmonisch eingefügt. Das tritt um so deutlicher hervor, als diese Arbeit weitaus vorwiegend Ackerbau und überhaupt Landwirtschaft ist, die sich am sichtbarsten dem Gesetz des Himmels und der Erde fügt. Es ist schon bemerkt worden, dass der Chinese, wie übrigens auch der Japaner und Indier, die N a t u r nicht mit der Brutalität des Eurpäers behandelt, der sie in seiner Gier ohne jede Pietät ausbeutet und zerstört, als ob sie nur dafür da wäre, sondern sie aufs ehrfürchtigste schont und da wo Technik und Natur in Streit geraten, nicht, wie das bei uns selbstverständlich ist, die Natur der Technik, sondern die Technik der Natur unterordnet. Endlich trägt auch die K u n s t den Stempel des gleichen Geistes. Sie ist der Ausdruck einer tiefen Naturmystik, durch die ein sittlicher Sinn hindurchleuchtet. Sie ist dabei nicht naturalistisch, sondern eher expressionistisch, sie kopiert nicht die Natur, sondern drückt einen geistigen Sinn aus; aber sie tut dies doch mit einer pietätvollen Treue gegen die Formen der Natur und erreicht dadurch eine Verbindung von Natur und Geist von einzigartiger Tiefe und Zartheit, strahlender Schönheit und einfacher Grösse. Die W i s s e n s c h a f t aber ist auch nicht bloss eine ungeheure Geistestechnik, sondern W e i s h e i t, Lehre vom Sinn und Ziel der irdischen Dinge. Eine Wissenschaft, die in der Erzeugung von Giftgasen für den Krieg einen Triumph erblickt, würde der Chinese für dämonische Barbarei halten, aber auch für ein ganz zielloses abstraktes Wahrheitssuchen hätte er kein Verständnis. Sein Sinn ist auf das Leben gerichtet und tief erfüllt ihn die Ehrfurcht vor den Quellen alles Seins.

Ich füge noch als einen Grundzug der chinesischen Kultur das d e m o k r a t i s c h e W e s e n hinzu, das ich schon angedeutet

habe. Jeder Bauernsohn konnte durch Bildung und geistige Tüchtigkeit bis zur Nähe des Thrones gelangen und der Kaiser selbst war trotz aller Vergottung, ja gerade darin, nur der Representant des Volkes. Kastentrennungen gibt es in China nicht, auch keine Klassen in unserem Sinn. „Das Volk," sagt der grosse alte Philosoph Mengtse, „ist das wichtigste Element im Lande und der Herrscher das unwichtigste." Ich denke, dass dieses demokratische Wesen einerseits mit jener Rolle der Familie und der Zünfte, dazu mit der ganzen Einfachheit des Lebens zusammenhängt, anderseits aber mit der Grundlage dieser ganzen Kultur: der religiösen Ehrfurcht. Diese ist immer und überall das Erdreich, in dem allein Demokratie gedeiht. Freiheit und Ehrfurcht gehören zusammen.

So tritt uns in China eine Offenbarung der Wahrheit und Tiefe der Welt entgegen, wie wir sie derart in keiner andern Kultur besitzen. Darum ist ihre Entdeckung eine ungeheure geistige Bereicherung der Menschheit. Hier tun sich Urtiefen auf, die sonst nirgends sich kund getan haben. Diese Welt ist ein Bergwerk, aus dem nun die Jahrhunderte schöpfen werden, ohne es zu erschöpfen. Es ist durchaus berechtigt, diese Kultur als der griechisch-römischen ebenbürtig zu erklären. Diese hat wieder ihre besonderen Vorzüge, ich glaube aber, dass in Bezug auf Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Grundwahrheit uns ein Laotse und Kungfutse sogar mehr zu geben haben, als ein Sokrates und Plato. Jedenfalls sind sie uns unmittelbarer verständlich. Sie reichen darin vielleicht am nächsten an die Bibel heran, ohne diese freilich zu erreichen.

2. Das Zusammentreffen Chinas mit Europa.

Und nun besteht die seltsame, fast einzigartige Tatsache, dass diese ganze Welt bis vor kurzem für uns eine unbekannte Welt war. Dieses ganze ungeheure Menschenreich lag in einer fast völligen Abgeschlossenheit da. Es hatte schon eine wunderbar tiefe und feine Kultur, als bei uns noch der Urwald das Land bedeckte. Aber wir, die wir in der Geschichte von jeder Katzbalgerei zweier griechischen Stadtstaaten und jedem Feldzug römischer Eroberer hörten, erfuhren von dieser ganzen Welt nichts. China selbst schloss sich gegen die übrige Welt ab. Es genügte sich selbst. Zwar war diese Abschliessung nicht absolut. Es gelangte zu ihm ein Strahl der griechischen Kultur, freilich nur ein sehr schwacher. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kamen zu ihm die Sendboten des Buddhismus, im siebenten die des Christentums, im achten die des Islam, und alle gewannen Boden, freilich so, dass das Christentum später wieder ausgerottet wurde.[1]) Es kehrte wieder im sechszehnten Jahrhundert, diesmal in Gestalt des Jesuitismus, und gewann wieder einen gros-

[1]) Ein neuer Vorstoss im 13. Jahrhundert hatte nicht viel Erfolg.

sen Einfluss, um abermals völlig unterdrückt zu werden. Inzwischen hatte Europa aber auch auf andere Weise sich angemeldet. Nachdem schon im dreizehnten Jahrhundert ein einzelner Abenteurer, der Venetianer Marco Polo, bis nach Peking vorgedrungen war, kamen im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts die Seefahrer, die die Welt „entdeckten", zuerst die Portugiesen, dann die Andern. Sie kamen halb als Händler, halb als Seeräuber. Das Zusammentreffen war gewaltsam und blutig und das Ende war, dass China, einige Ausnahmen abgerechnet, seine Pforten für die Fremden wieder hermetisch schloss, zum mindesten gegen das Meer hin; denn vom Norden und Westen brachen wiederholt Eroberer ein — die Mongolen und die Mandschu, die sich als Herrscher im Lande festsetzten. Da wurden, um die Mitte des letzten Jahrhunderts, diese Pforten vom Meere her gewaltsam aufgesprengt. Am Beginn dieses neuen Zusammentreffens von Osten und Westen steht sofort eines der hässlichsten Ereignisse der Geschichte: jener Krieg, in dem England China das Opium aufdrängte, indem es China zwang, dem Handel mit diesem volksverheerenden Gift seine Häfen zu öffnen.[1]) Ihm folgten eine lange Reihe ähnlicher Aktionen. Jede bedeutete eine neue Demütigung für China, erzwungene Oeffnung von Handelshäfen, erzwungene Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen, erzwungene Abtrennung von grossen Gebieten. Zu England und Frankreich gesellten sich Japan, Russland und Amerika. Es war wie eine Schar von Raubtieren, die über ein friedlich weidendes Rind herfallen und es in Stücke reissen wollen. Eine Zeitlang schien die völlige Aufteilung wirklich das Los dieses einst so stolzen Reiches der Mitte zu sein, das alle andern Völker bloss als wirkliche oder potentielle Vasallen betrachtet hatte.[2]) Was diese fremden Gäste und Bedränger im Laufe von bald hundert Jahren dem grossen, geduldigen, wehrlosen Lande angetan haben, ist eine lange und schändliche Geschichte. Sie haben dieses ihnen sittlich und kulturell überlegene, wenigstens d i e s e r Art überlegene, Volk auf alle Art misshandelt. Sie sind ihm mit hochmütiger Verachtung begegnet. Sie haben für sich eine besondere Gerichtsbarkeit eingerichtet, wo sie natürlich immer Recht be-

[1]) Heute geniesst die Schweiz, vor allem Basel, die Missionsstadt, die Ehre, einer der eifrigsten heimlichen Lieferanten von Opium zu sein.

[2]) China hat selbst ja durch Verachtung anderer Völker auch reichlich gesündigt. Als z. B. um die Mitte des 18. Jahrhunderts König Georg III. von England Lord Macartney an die Spitze einer Handelsmission nach Peking sandte, da empfing ihn der Kaiser als tributbringenden Vasallen, fertigte ihn höflich, aber sehr von oben her ab, entschuldigte aber den König und seinen Gesandten mit folgenden Worten, die in einer Botschaft an den König stehen: „Ich vergesse dabei nicht die verlorene Einsamkeit Eurer Insel, die durch die Wogen der See von der Welt abgeschnitten ist und übersehe nicht Eure entschuldbare Unwissenheit in Bezug auf die Gebräuche des himmlischen Reiches etc." Das ist China dann reichlich heimgezahlt worden.

kamen. Sie haben sich besondere Wohnbezirke anweisen lassen und haben gelegentlich dort Tafeln mit der Inschrift: „Hunden und Chinesen ist der Zutritt verboten," aufgerichtet.[1]) Sie haben auf die Zölle Beschlag gelegt. Sie haben gelegentlich (Japan mit seinen 21 Bedingungen!) nicht mehr und nicht weniger als völlige Unterwerfung verlangt. Sie haben jede Tat der Reaktion gegen diese Behandlung als Majestätsverbrechen bestraft, Land dafür weggenommen, das Erscheinen von „Sühneprinzen" und die Aufrichtung von „Sühnebögen" verlangt. Sie haben einst den Sommerpalast des Kaisers mit unermesslichen Schätzen chinesischer Kunst verbrannt und später den Kaiserpalast in Peking ausgeraubt — sie haben dies und vieles andere und Schlimmere derart getan, alles im Namen ihrer höhern Kultur. Nur wenige von ihnen, wie etwa der langjährige Verwalter der chinesischen Zölle, der Engländer Hart, haben dem Lande Gutes erwiesen.

Mit dem Händler, Diplomaten und Seeräuber aber kam der Missionar; die Schiffe, die mit Opium und Kanonen beladen waren, trugen auch das Evangelium Christi her. Damit ist schon eine andere tragische Geschichte erzählt. Wir wissen, wie oft die Ermordung eines Missionars durch blutige Sühne, auch Landabtretung, bestraft worden ist, womit Brutalität und Heuchelei sich verbanden, um den Chinesen Sinn für das Evangelium beizubringen. Was die Geschichte der Mission in China betrifft, so bietet sie im übrigen ein doppeltes Bild. Von den zwei Zeugen, die mir am meisten gelten, hebt Wilhelm mehr die ungünstigen, Hodgkin, ohne irgendwie jene zu verschweigen, mehr die günstigen hervor. Zweifellos ist auch hier viel gefehlt worden. Der Hauptirrtum war, dass eine gewisse Art von Mission und Missionaren diesem hochgebildeten Volk entgegentraten, als ob sie es mit „Wilden" zu tun hätten, wobei häufig genug vorkam, dass geistig ziemlich tiefstehende Menschen auf Vertreter des Chinesentums stiessen, die ihnen nicht nur kulturell, sondern auch sittlich und sogar religiös überlegen waren. Eine Feinheit, die eine Frucht uralter Erziehung und bei uns ganz unbekannt ist, musste sich von recht rohen Bekehrern die verletzendste Antastung gefallen lassen und zwar nicht etwa so, dass ihnen die „Torheit des Evangeliums" entgegentrat, was völlig in der Ord-

[1]) Wir Schweizer wollen uns auch darüber nicht so sehr empören. Schreibt doch neulich ein Schweizer von den malaischen Inseln, in Bezug auf den dortigen Aufstand in einer Schweizerzeitung: „Jedenfalls, wenn der Holländer hier rausgeschmissen wird, dann sind andern Tages die Japaner hier. Diese sind auch Asiaten und ich denke, sie werden nicht zögern, ihre Rassenbrüder zu behandeln, wie sie eigentlich behandelt werden müssten [Schade, dass diese Kolonien nicht uns Schweizern gehören! D. Red.], nämlich mit dem Meerrohr und dem Strick." Diese Probe zeigt ungefähr den Geist, mit dem die Europäer dem Osten begegnet sind. Muss man sich da noch wundern, dass eines Tages der Boxeraufstand gegen die „fremden Teufel" ausbrach?

nung gewesen wäre, sondern so, dass gerade die kulturelle Ueberlegenheit des Christentums geltend gemacht wurde. Von der Tiefe und Herrlichkeit der chinesischen Kultur hatten diese Prediger Christi keine Ahnung. Sie behandelten die Religion eines Laotse und Kungfutse als törichten Aberglauben. Sie verstiessen gegen altheilige chinesische Sitte und verletzten jene Ehrfurcht, die, wie wir gezeigt, die Grundlage alles chinesischen Lebens ist. Weil mit dem Uebertritt zum Christentum leicht weltliche Vorteile zu gewinnen waren, fielen ihm vielfach die schlimmeren und schlimmsten Elemente des Volkes zu, was für die edleren ein Grund mehr war, sich ihm fernzuhalten. Und bei alledem blieben die Missionare in den Augen des Chinesen Agenten jener Fremden, die ihr Land erniedrigten, misshandelten und verstümmelten.

Freilich ist das nur die eine Seite der Sache. Die Mission hat China auch Gutes und Grosses gebracht. Sie ist doch auch, wie Hodgkin hervorhebt, fast die einzige Form gewesen, worin das Abendland China sein Gutes gab (das, was es selbst sogar für sein Bestes hält), worin es ihm etwas geben, statt etwas nehmen wollte. Diese Mission in China hat neben viel Verkehrtem und Beschämendem auch vieles gezeitigt, was zum Leuchtendsten in der Geschichte des Christentums gehört: viel Heldentum, viel Opfer, viel Liebe, viel Ritterlichkeit. Sie hat den Chinesen neben der Botschaft von Christus auch einiges Gute an westlicher Kultur gebracht: Schulung und Bildung, Kranken- und Armenpflege. Männer wie Ernst Faber, Richard Wilhelm und Henry Hodgkin — ich nenne nur diese drei, weil ich sie genauer kenne — sind nicht nur zu grossen Fürsprechern Chinas bei der westlichen Welt geworden, sondern haben sogar mitgeholfen, den Chinesen die Tiefe ihrer eigenen Geisteswelt aufzuschliessen. Wilhelm hat darin das Erbe Blumhardts herrlich verwaltet, auch darin, dass er nicht getauft hat, damit klar werde, dass die Botschaft von Christus noch etwas anderes sei als Taufe, während Hodgkin den edelsten Geist des Quäkertums, verbunden mit dem englischen Sinn für die politischen und sozialen Fragen aufbietet, um China in den ungeheuren Problemen, die jetzt auf es einstürmen, zu Hilfe zu kommen. Und endlich, um das Höchste und Beste zu nennen: die Berührung mit Christus ist zu einer geistigen Revolution für das Chinesentum geworden. Denn es ist für dieses eine Entdeckung von etwas gewesen, was es bei all seinem Reichtum nicht kannte: der individuellen Freiheit und des unendlichen Wertes der Persönlichkeit. Wieder hat sich gezeigt, dass Christus die Revolution ist und nur er.[1])

[1]) „Ein führender, nichtchristlicher Chinese, der gefragt wurde, wann die Revolution in China begonnen habe, antwortete: „Als Robert Morrison [als erster christlicher Missionar der neueren Zeit] China betrat.“ (Hodgkin.) „Während des Jahres 1921 waren über fünfhundert Streiks in Japan. Die grossen Industriezentren waren voll Unruhe. Der Leiter der Arbeiterbewegung sagte

Freilich vom Westen ist mit dem Evangelienbuch auch das weltliche Buch des Westens gekommen, mit der westlichen Wissenschaft und mit der westlichen „Aufklärung". Es ist die sogenannte naturwissenschaftliche Weltanschauung gekommen, es ist der Darwinismus und Materialismus gekommen, es ist die Predigt zügelloser Auslebefreiheit gekommen. Dieser Geist bedroht nicht nur das Veraltete und Verkaltete, sondern auch das Gute und der Erhaltung Werte des Chinesentums mit Auflösung. In Scharen strömt seit Jahrzehnten Jung-China nach den japanischen, amerikanischen, europäischen Universitäten, nimmt hier vor allem die revolutionierenden Ideen auf — im Gegensatz zu unserer heutigen Jugend! — und nimmt diese in der Form auf, worin die Opposition zu der uralten, zur schweren Last gewordenen Tradition Chinas am stärksten hervortritt. Es will besonders alle Beschränkungen der Freiheit des persönlichen Lebens abwerfen. Namentlich sind es auch die Frauen, die, ähnlich wie in Indien und der Welt des Islam, heftig aus ihrer Knechtschaft herausstreben. Man hat die ganze Bewegung darum mit der europäischen Renaissance des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts verglichen, deren Hauptzug ja ebenfalls die leidenschaftliche Sehnsucht war, gegenüber einer Welt der autoritativen Gebundenheit das Ideal des freien, nur sich selbst verantwortlichen individuellen Menschentums geltend zu machen.

Und mit dem Naturalismus und Materialismus kommt der Kapitalismus, kommt die Technik, kommt die Industrialisierung. Sie setzt sich zuerst in den freigegebenen Hafenstädten fest, ergreift aber nach und nach das ganze Land. Die Arbeitskraft ist billig, noch billiger als sie bei uns in den Anfangszeiten der kapitalistischen Industrie war. Schutzgesetze gibt es keine. Darum wiederholen sich jene Erscheinungen, die wir aus den Anfangszeiten des europäischen Kapitalismus kennen: Der Arbeiter wird skrupellos ausgebeutet. Sein Lohn ist niedrig bis zum Hohn. Seine Arbeitszeit steigt bis zu vierzehn Stunden an. Frauen nehmen ihre kleinen Kinder mit in die Fabrik, die Kinder selbst beginnen mit sieben Jahren und darunter mitzuarbeiten. Da aber das Land zum Teil übervölkert ist, strömen Scharen zur Fabrikarbeit. Damit löst sich das alte soziale Gefüge des Volkslebens, das, wie wir gesehen, auf Landwirtschaft, Zunft und Familienpatriarchalismus ruht, auf. Der Atomismus des Westens beginnt, und aus dieser Auflösung erhebt schon der Klassenkampf sein furchtbares Haupt. So scheint von allen Seiten her das Erwachen Chinas zu seiner Zersetzung zu führen. Der Zusammenstoss mit dem Westen bringt ihm Leben und Tod zugleich.

Soll dies das letzte Wort sein?

---

mir, dass es die für Japan völlig neue christliche Idee vom Wert der Persönlichkeit sei, welche diese Unruhe erzeuge." (Hodgkin.) Was sagen unsere Geschichtsmaterialisten dazu?

3. Das chinesische Volk.

Bevor wir zum Abschluss diese Frage zu beantworten versuchen, müssen wir noch einen raschen Blick auf das chinesische Volk werfen. Wie stellt sich uns dieses Volk dar, das, wie gesagt, den vierten Teil der ganzen Menschheit ausmacht? Welches ist seine Natur? Die Frage ist offenbar von sehr grosser Bedeutung für die Zukunft der Menschheit.

Wir dürfen uns freuen, dass die Antwort, die uns die besten Kenner Chinas geben, durchaus verheissungsvoll ist. Es zeigen sich an diesem gewaltigen Volk eine Reihe von Eigenschaften, die uns berechtigen, von ihm einen unermesslich wertvollen Beitrag zur Menschwerdung des Menschen, ja, zum Werden des Reiches Gottes unter uns, zu erhoffen. Es ist ein geistig hochbegabtes Volk. Das ist aus allem Bisherigen klar geworden. Seine Begabung ist anders als die unsrige, aber nicht geringer. Es ist ein gemütvolles Volk; es liebt die Kinder, denen es eine grosse Freiheit lässt, liebt die Natur, liebt die Schönheit. Es ist tief friedlich gesinnt. Der Soldat ist ihm nicht ein Gegenstand der Verehrung, sondern eher der Verachtung. Durch Jahrtausende hat es gelernt, in sozialen Tugenden die Krone menschlichen Wesens zu erblicken. Es ist kindlich gutartig; kein anderes Volk von dieser Grösse hätte sich von den Fremden so viel bieten lassen. In seinem so stark entwickelten Sinn für die Ehrfurcht vor dem Menschen und der Natur birgt es den besten Hort für alle wahre Kultur. Es ist ein tief geistiges Volk. Wohl scheint es auf der Oberfläche mehr verstandesmässig geartet zu sein, aber auf dem Grund seiner Seele träumt die Mystik, und der stark entwickelte Sinn für Humor bildet die Verbindung beider Elemente. Dazu gesellt sich eine Willenskraft, die der gewaltigsten Ausbrüche fähig ist und zu einer fast magisch gesteigerten Leidenschaft werden kann. Aber sein höchstes Gut ist doch Weisheit und das oberste Ziel seines geistigen Strebens s i t t l i c h e Bildung. Seine Geschichte ist nicht die grosser Feldherren und grosser Politiker, sondern die grosser Denker und Weiser. Es ist ihm selbstverständlich, dass diese, nicht Generäle oder Berufspolitiker, bestimmt seien, das Volk zu leiten. Und was vielleicht am allermeisten zählt: es liegen in ihm unermessliche, noch unerschlossene Tiefen.

4. Chinas Erhebung.

Was wird aus China werden? Wird es die furchtbare Krise, durch die es nun seit fast einem Jahrhundert geht, überstehen?

Männer, welche China kennen, antworten mit einem zuversichtlichen Ja. „China," sagen sie, „hat in seiner ganzen Geschichte immer wieder die Fähigkeit bewiesen, sich aus scheinbar hoffnungslosen Zuständen, aus Anarchie und Zerfall aller Art, zu neuem Leben

und neuer Blüte zu erheben. Es hat mächtige Ströme fremden Wesens in sich aufgenommen und ist dadurch nur erst recht zu sich selbst gekommen. Durch solche Anstösse von aussen ist es aus Stagnation herausgerissen und zu neuen Entfaltungen seines Wesens genötigt worden. Es ist ein Volk von ungeheuer langem Atem, aber wenn man meint, es sei mit ihm zu Ende, so erhebt es sich neu gestärkt. So erleben wir jetzt vielleicht ein Erwachen des Riesen China."

In der Tat beobachten wir heute eine solche Erhebung Chinas wenigstens in den Anfängen. Es ist zugleich eine nationale und eine soziale Erhebung. Sie geht von dem Süden aus, der immer die grössere Beweglichkeit gezeigt hat. Kanton ist ihr lokaler Mittelpunkt, ihr persönlicher aber jener Dr. Sun Yat Sen, von dem in diesen Blättern schon mehrfach die Rede gewesen ist. Er ist nun leiblich gestorben, aber sein Geist und Vermächtnis sind es, welche die Bewegung leiten, die nun vor sich geht. Sun Yat Sen ist der Schüler Henri Georges, des grossen Vaters der Bodenreform und grossen Menschen. Er ist Christ und fasst das Christentum als zugleich religiöse und soziale Botschaft. Sein Ziel ist die nationale und soziale Befreiung Chinas. Dieses soll vom Westen alles Gute übernehmen, was es zu bieten hat, aber nicht seine Fehler und Sünden. Es soll die moderne Technik und Industrie übernehmen, aber nicht den Kapitalismus, sondern es mit einer Art von Staatssozialismus versuchen.[1]) Es soll die Christuswahrheit übernehmen, aber nicht das entartete Christentum des Westens. China soll auf diesem Boden es selbst bleiben und für die Menschheit seinen eigenartigen Beitrag leisten, einen Beitrag zu Gerechtigkeit und Frieden.

Das sind die Gedanken, die hinter der Erhebung Chinas stehen.[2]) Sie wenden sich vor allem gegen England und Japan, die stärksten Vertreter fremder Unterdrückung. Der Bolschewismus ist dabei ihr zeitweiliger willkommener Bundesgenosse, aber die Kenner Chinas versichern, dass von einer einfachen Annahme des Bolschewismus durch China keine Rede sein könne. Dem widerstrebe die ganze Geschichte und Natur des Chinesentums durchaus, ganz besonders in Bezug auf die bolschewistische Gewaltlehre

Wird die Erhebung des Riesen gelingen? Vielleicht nicht sofort und in den jetzigen Formen, aber zuletzt mit grosser Wahrscheinlichkeit. China wird frei und stark, riesenstark werden.

Und was dann?

---

[1]) „Das Ziel der materiellen Kultur ist nicht privater, sondern öffentlicher Gewinn. Und der kürzeste Weg dazu ist nicht Wettbewerb, sondern Zusammenarbeit . . . . . Es ist meine Idee, in China den Kapitalismus den Sozialismus schaffen zu machen, so dass in einer künftigen Kultur diese beiden wirtschaftlichen Triebkräfte der Entwicklung Hand in Hand gehen." (Sun Yat Sen.)

[2]) Die radikale Kanton-Bewegung trägt bekanntlich den Namen Kuomingtang.

5. Die neue Periode der Menschengeschichte.

Wir stehen damit vor der letzten Frage, die für alles bisherige im Grunde nur eine Einleitung ist: Was bedeuten diese Entwicklungen für die Zukunft der Menschheit?

Ungeheures, das ist gewiss. Aber wenn wir uns nun fragen, ob Gutes oder Schlimmes, so eröffnen sich zwei Perspektiven.

Es ist Schlimmes möglich. Einmal: Wenn China ganz erwacht ist, dann ist es ungeheuer mächtig. Dabei wollen wir weniger an kriegerische als an wirtschaftliche Macht denken. Der Chinese ist schon jetzt an Handelstüchtigkeit dem Europäer und Amerikaner überlegen. Er ist es vielleicht eines Tages in industrieller Beziehung. Seine Verhältnisse werden ihm eine ungeheuer billige Produktion erlauben: er hat viele Rohstoffe im Lande und unendlich billige Arbeitskraft in unendlicher Menge. Was wird geschehen, wenn dieses 350 Millionen-Volk die Erde mit seinen Produkten überschwemmt? Wozu noch seine ungeheure Vermehrung kommt, während der Westen das Kind immer mehr fürchtet. Besonders aus Hodgkins Ausführungen erhebt sich von Zeit zu Zeit das Antlitz eines Weltgerichtes ohne gleichen: Die Europäer haben diese verschlossene chinesische Tür aufgesprengt, um sich die Reichtümer, die dahinter seien, anzueignen, da erhebt sich im Hintergrund ein Riese, der sie alle verschlingt. Der englische Proletarier hat, als Matrose und Soldat, den chinesischen Kuli gezwungen, für ihn zu arbeiten, mit der Zeit wird dieser Kuli soviel arbeiten, dass er selbst verhungert, während freilich der englische Kapitalist seine Fabrik nach China verlegen wird. Shanghai wird die Hauptstadt des Welthandels werden und auf den Ruinen von London wird Gras wachsen, so wie der englische Historiker Gibbon es einst prophezeit. Wir haben China mit Kanonen geschreckt, haben von der Höhe unserer Kultur mit Verachtung auf es gesehen; es hat gewartet, hat gesehen, wie diese Kultur zusammenbrach, ist nun stärker als unsere Kanonen und steigt über uns empor. Wir haben ihm unsern Nationalismus eingeimpft, ihm, das nichts davon wusste, dazu unsern Kapitalismus, Materialismus, Militarismus; nun wachsen diese auf frischem Nährboden erst recht riesig in die Höhe und kommen vernichtend über uns. Und was das Schlimmste ist: all das, was China vor uns voraus hatte, geht dabei verloren. Es bekommt unsere Maschinenkultur, unsern Mammonismus, unsere Lebensgier, unsere dämonische Unruhe, und verliert seine Ehrfurcht, seinen Frieden, seine Menschlichkeit, seine Stille, seine Seelentiefe. O entsetzliche Aussicht! O furchtbare Verwüstung! O verhängnisvoller Sieg des westlichen Dämons!

Aber es muss ja nicht so kommen, es kann anders kommen und soll anders kommen. Einmal, was China selbst betrifft, so ist durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass es, zu seinem Eigensten zurückgekehrt, im Rate der Völker Vorkämpfer des Friedens, des

Tao sein wird.[1]) Ein solches China und mit ihm verbündet ein sozialistisch geleitetes England, wären wohl imstande, der Weltpolitik ihr Gesetz vorzuschreiben. In Bezug auf die sozialen Dinge hält Hodgkin es für durchaus nicht ausgeschlossen, dass die Entwicklung in China, an die ältere Linie des chinesischen Lebens anknüpfend und die europäischen Erfahrungen benutzend, den eigentlichen Kapitalismus und Industrialismus mit seiner Proletarisierung der Massen, Schaffung einer plutokratischen Bourgeoisie, Auflösung aller Lebensverhältnisse in das „Gesetz der Barzahlung" (Carlyle) und in den Gegensatz von Not und Ueberfluss entginge, indem es seine Zunftordnung und sein Familiensystem zu Trägern der neuen wirtschaftlichen Formen machte. Es ist dabei dreierlei nicht zu vergessen: Einmal hat China bis jetzt nicht nur keine Bourgeoisie in unsrem Sinne gehabt, sondern auch nicht einmal Ansätze dazu. Es gab im Grunde in China nur zwei Volksschichten: den Bauer und den zum grossen Teil aus ihm hervorgehenden Gelehrten (= Beamten). Das Handwerker- und Händlertum bildete bloss einen Anhang zu dem ganzen chinesischen Gesellschafts- und Lebenssystem. Das Zweite ist, dass die Kreise, die nun wohl die Führung Chinas in die Hand bekommen werden, von revolutionären und sozialistischen Ideen getragen werden. Sun Yat Sen ist ihr Typus. In diesem Zusammenhang mag wohl die Verbindung mit Russland auch ihr Gutes haben, besonders wenn man bedenkt, dass Russland auch nicht immer so bleiben wird, wie es jetzt ist. Der Räte-Gedanke scheint mir eine grosse Zukunft zu haben. Hodgkin glaubt, es wäre eine grosse Aufgabe eines erleuchteten Christentums, China auf diesem Wege zu helfen. Wohl denen, die in diesem Sinne in China und anderswo arbeiten! Sie tun ein grosses Werk. Ich meinerseits möchte hinzufügen, dass es noch viel mehr die Aufgabe eines wirklich international und grossartig denkenden Sozialismus, vielleicht besonders des englischen wäre, sich in diesem Sinne einzusetzen. Und endlich zeigt sich ja gerade vor solchen Problemen, dass eine aus einem neuen Geiste entsprungene Wirtschaftsordnung in der ganzen Welt nötig sein wird, wenn wir nicht alle zu Grunde gehen wollen. Vor dieser wohlbegründeten Hoffnung verschwindet das Gespenst der w i r k l i c h e n „gelben Gefahr". Als dritter Grund für meine Hoffnung kommt dazu, dass überhaupt der Osten eine andere geistige

[1]) Der antimilitaristische Geist der chinesischen Weisheit ist in folgender Erzählung gut ausgedrückt: Mengtse wurde gefragt: „Wie kann das Reich in Ordnung kommen?" Er antwortete: „Es wird zur Ordnung kommen, wenn es unter einem Herrscher vereinigt sein wird." „Wer kann es so einigen?" sagte der König. „Der, welcher kein Gefallen am Töten von Männern hat, kann es so einigen." „Wer kann es ihm geben?" wurde er gefragt. „Alles, was unter dem Himmel ist, wird es ihm geben."

Ein anderes Weisheitswort aus alter Zeit lautet: „Es gibt unter dem Himmel nur Eine Familie."

Art hat als wir. Es fehlt ihm das Bürgerliche auch in einem tieferen Sinne: nämlich das Element einer gewissen Verweltlichung und Endlichkeit, das dazu gehört.

Hier aber öffnet sich ein Ausblick voll mächtiger Verheissung für die Zukunft der Menschheit. Der Osten, wenn er einmal völlig erwacht und zu sich selbst zurückgekehrt ist — wobei ich Japan und Indien einschliesse — und mit dem Westen gemeinsam das Werk der Geschichte schafft, wird eine Mitgift von erlösender Kraft mitbringen. Er hat, während wir dem Dämon der Technik verfielen, das Geheimnis der S e e l e bewahrt. Er ist nicht wie wir verweltlicht, sondern hat den Blick ins Unendliche behalten. So kann er uns gegen unsern bösen Dämon zu Hilfe kommen, kann das Reich der Seele und das Heiligtum der Natur retten und neu aufrichten. Er kann jene sozialen Mächte entfalten, die eben nur aus der Tiefe des Unendlichen und Heiligen erwachsen. Und um das Höchste zu sagen: er kann Christus und das Reich Gottes auf eine Weise aufnehmen, die das, was im Westen gesehen worden ist, bei weitem übertrifft. Denn dass der Osten Christus nötig hat, ist freilich meine Ueberzeugung. Christus allein wird zuletzt auch die Lösung der ungeheuren Menschheitsprobleme sein, die aus dem Zusammenstoss von Osten und Westen sich erheben. Er, der über Osten und Westen steht, der beide richtet und beide erlöst, er allein kann auch beide recht zusammenführen. Die letzte Perspektive dieser neuen Weltzeit ist darum eine neue Offenbarung der Wahrheit und Herrlichkeit Christi. Dafür, meine ich, bringt der Osten Fähigkeiten mit, die dem Westen nicht eignen.

Auch wird er gewisse Wahrheiten, die auch wir sehen, aber für die wir zu alt und müde geworden sind, mit der Frische einer neu gewonnenen Jugend ergreifen. Schon zeigen sich überall Spuren davon, von Gandhi über Utschimura bis Sun Yat Sen. Diese Menschen des Ostens mit ihrer mystischen Seelentiefe verstehen an der Christuswahrheit gerade das besonders gut und ergreifen es mit aller gewaltigen Willenskraft und Seelenstärke, was bei uns so viele im Namen einer grösseren Tiefe ablehnen: seine Kraft und Verheissung der Weltumgestaltung. An christlichen Weltkonferenzen vertreten s i e vor allem diese Wahrheit. Vom Christentum in China selbst sagt Hodgkin: „Die chinesische Kirche ist erst daran, ihr besonderes Wesen zu finden, aber das ist jetzt schon völlig klar, dass sie nicht im Sinn hat, die Welt dem Teufel zu überlassen, um geruhsam ihre eigene Seele zu retten. Sie glaubt an das Reich Gottes auf Erden und zwar nicht bloss als an ein fernes Ideal, dessen Verwirklichung bloss als Wunder vom Himmel stiege, sondern als an das, wofür die Kirche schon jetzt und hier zu wirken hat und dessen Schicksal vom Grade ihrer Treue gegen Lehre und Geist ihres Stifters abhängt." Und in einer Erklärung der männlichen und weiblichen(!) chinesi-

schen Glieder einer Nationalsynode heisst es: „Wir glauben, dass die Sünde im letzten Grund nicht bloss ein individuelles, sondern ebenso sehr ein soziales Problem ist. Wir glauben, dass eine ungerechte Wirtschaftsordnung, ein widerrechtliches politisches Regime, eine schlimme Behandlung irgend eines menschlichen Wesens oder irgend einer Gruppe von Menschen vor dem gerechten und liebenden Gott nicht bestehen kann.“ Wenn man diese und andere Dinge bedenkt, dann bekommt der Schluss der Geschichte vom Hauptmann von Kapernaum, den man bei uns bezeichnenderweise zur Rechtfertigung des Militarismus missbraucht, einen neuen grossartigen Sinn: „Wahrlich, ich sage euch, viele werden kommen vom Aufgang und Niedergang und mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen, die Söhne des Reiches aber werden hinausgeworfen in die äusserste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist.“ Doch nein, hoffen wir auf einen neuen Aufgang der Herrlichkeit Gottes über uns allen, wenn Osten und Westen ihre besten Gaben auf den Tisch der Einen Menschenfamilie legen.

Eines ist gewiss: ein neuer Tag der Menschengeschichte steigt gerade in diesen Entwicklungen aus der grossen Flut herauf und wir sehen ihn mit unsern Augen. Sehen wir ihn?

11. Februar. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik. Die wichtigsten Ereignisse politischer (und wohl nicht nur politischer) Natur haben sich in der letzten Zeit an den Küsten des pazifischen Ozeans abgespielt. Bezeichnender Weise! Auf die Bedeutung dessen, was in China vorgeht, weist der Aufsatz „Zur Weltlage“ hin. Es ist zunächst jedenfalls das Erfreuliche hervorzuheben, dass vorläufig der Ausbruch des Krieges zwischen England und seinen Verbündeten einerseits und China und Russland anderseits verhindert worden ist. Ein Hauptverdienst daran scheint das Eingreifen der englischen Arbeiterschaft zu haben. Bezeichnend war, wie zwischen dieser und dem Aussenminister der Kantonregierung über den Kopf der englischen Regierung hinweg direkte Verhandlungen stattfanden. Möge dieser Faktor — das Eingreifen der Arbeiterschaft überhaupt in die internationalen Konflikte — immer stärker zur Geltung kommen! — Auch die amerikanische Arbeiterschaft hat in den Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten auf der einen und Mexiko und Nicaragua auf der andern eingegriffen, ebenfalls mit Erfolg. Es ist übrigens, wie schon angedeutet worden ist, bedeutsam, dass dieser Konflikt an einem der Ufer des pazifischen Ozeans stattfindet. Denn es handelt sich dabei nicht bloss um das Petroleum — dieses verfluchte Petroleum, möchte man beinahe sagen! — sondern auch um die Landengen von Zentralamerika, die im Ringen mit Japan um die Beherrschung des pazifischen Ozeans und in dem um die Herrschaft über die Welt eine wichtige Rolle spielen. Es darf hier übrigens hervorgehoben werden, dass in den Vereinigten Staaten nicht bloss die Arbeiterschaft, sondern ein grosser Teil der Gesamtbevölkerung, nicht zum wenigsten der Intellektuellen, sich gegen die Politik der Regierung erhoben hat. Nebenbei sei bemerkt, dass in

den Vereinigten Staaten doch auch sonst neben dem Dollar immer wieder das Gewissen zu seinem Rechte kommt. So hat der ehemalige Staatssekretär und hochgeehrte Jurist Elihu Root, als er den Wilson-Preis für Verdienste um eine internationale Rechts- und Friedensordnung erhielt, ihn mit der öffentlichen Erklärung angenommen, dass alle Vermehrung des materiellen Reichtums, dessen sich ein Land rühme, es nicht für den Verlust an ideellen Werten entschädigen könne, den es durch seinen Rückzug vom Werke Wilsons erlitten.

Ueber den Vorgängen in China und Mittelamerika sind die auf den malaischen Inseln nicht zu übersehen. Der Aufstand gegen Holland ist, wenn er auch noch kein grosses Format gewonnen hat, doch auch ein Symptom der unaufhaltsamen panasiatischen Erhebung. Was für eine Rolle mag wohl unser Freund Dowes Decker (der Enkel Multatulis, des Verfassers des „Havelaar", des ersten Aufstandbuches aus jener Welt), mit dem wir während des Krieges, als er in Zürich seinen Doktor machte, so oft über solche Dinge disputiert, in diesen Ereignissen gespielt haben? Ob er überhaupt noch lebt oder in den Kriegswogen untergegangen ist?

Im Zusammenhang mit diesen ostasiatischen und verwandten Vorgängen steht die Konferenz von Odessa, wo die Russen mit Kemal Pascha und Andern zusammengekommen sind, um zu der neuen Lage gemeinsam Stellung zu nehmen. Es zeichnet sich damit der Versuch ab, Asien, auch Afrika, vor allem aber Asien, unter russischer Leitung als eine Art von revolutionärem östlichem Völkerbund gegen den reaktionären westlichen zusammenzufassen. Diese Gefahr scheint mir sehr gross zu sein. Die kurzsichtige Behandlung Chinas durch den Völkerbund hat viel zu ihrer Verstärkung beigetragen. Wie leicht wäre sie zu vermeiden gewesen, aber wie Wilson erklärte: „Es ist bei den Regierungen nirgends etwas von Weisheit und Voraussicht zu bemerken." Diesen Mangel sollen dann Kriegsschiffe und Flugzeuge gut machen.

Wie es die Europäer bei den „Wilden" getrieben haben und sogar noch treiben, zeigen furchtbare Schilderungen, die der schwedische Professor Nordenskiöld von der Art und Weise entwirft, wie im südamerikanischen Urwald der Kautschuk gewonnen wird: Da werden die Indianer wie Wild abgeschossen; da fasst ein Weisser deren Kinder, die ihn durch Geschrei stören, an den Füssen, zerschmettert ihnen den Kopf an einem Stein und wirft sie in den Fluss und so fort! Und da wundert man sich noch, wenn die Adler des Weltgerichts über unsern Häuptern kreisen. (Matth. 24, 28.)

Um nun vom pazifischen Ozean und schwarzen Meer, wie vom südamerikanischen Urwald nach Europa zurückzukehren, so erscheinen die europäischen Probleme im Lichte jener ungeheuren, für die geistige und materielle Existenz unseres Erdteils entscheidenden Entwicklungen sehr klein und kleinlich. Wir verzehren uns im europäischen Bürgerkrieg und inzwischen bereitet sich unser gemeinsamer Untergang vor.

Bei uns in der Schweiz hat der Ungar de Justh für seine an Graf Bethlen verabfolgte Ohrfeige drei Wochen Gefängnis und die Ausweisung aus der Schweiz erhalten. Der Mann hat unsere Landessitten nicht gekannt: wenn man bei uns einen fremden Diplomaten ohrfeigt, so bekommt man Gefängnis und Landesverweisung, wenn man einen totschiesst, wird man freigesprochen. — Mussolini schreitet nun, da die Zuchthäuser gefüllt sind, zur Deportation seiner politischen Gegner fort. Ueber vereiste Gebirge flüchten sie ins Ausland und kommen mit erfrorenen Gliedern bei uns an — aus dem Lande der „neuen Freiheit". Die „Neue Zürcher Zeitung" lässt dafür Mussolini sein Tagewerk erzählen. Wenn man vorher noch gemeint hätte, es stecke hinter dem Manne etwas Geniales, so müsste man nach der Lektüre dieser Darstellung darauf verzichten. Das ist — falls es nicht ein Hohn sein sollte — das Selbstportrait eines bösartigen Philisters, eines reaktionären Robespierres! Sehr bedenklich ist der Umfall gewisser italienischer sozialistischer Gewerkschaftsführer vor dem Faschismus. Ein Memento für Parteigläubige! Mussolini setzt fort-

während den nahen Osten in Erregung. Durch seine nur schwach verschleierte Annexion Albaniens reizt er Jugoslavien aufs äusserste. Auch hier legt sich die Arbeiterschaft ins Zeug. Sie wirkt für eine Balkanförderation und ist immerfort tätig, das aufglimmende Kriegsfeuer zu löschen.

Die Gefahr besteht hier in einem Zusammenwirken türkischen, bulgarischen, ungarischen Nationalismus mit Italien und mit — den Alldeutschen, wobei dann noch die polnische und tschechische Konfliktzone mit in Betracht kommt. Und von hier aus bekommen die deutschen Ereignisse ihre Bedeutung. Denn es sitzen nun in der zehnköpfigen deutschen Regierung mindestens fünf Vertreter des kriegerischen, auf Revanche und neue Weltmacht sinnenden Deutschland. Dabei mag durchaus richtig sein, dass es an sich ganz gut ist, wenn diese Kreise einmal aus dem Hintergrund in den Vordergrund treten und ihr wahres Gesicht zeigen. Vorläufig haben sie sich durch die Verleugnung dessen, womit sie sich bisher immer gebrüstet, heilsam kompromittiert, wie es das Zentrum auf seine Weise auch getan. Inzwischen nennt unser Motta in einer seiner „schönen" Reden Hindenburg, der diese Entwicklung mit Macht herbeiführen half, eine Heldengestalt aus der altgermanischen Sage! Houston Stewart Chamberlain, der Schwiegersohn Richard Wagners, der Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" und Hauptapostel eines rassekonfusen Pangermanismus, im übrigen ein Mann von viel Geist und Bildung, auch mit viel edlen Charakterzügen, ist in Bayreuth gestorben, mitten im Fiasko seiner Gedanken.

Zum Schlusse noch einen Blick auf Entwicklungen, die bloss an die Politik grenzen. Die deutschen Vorgänge scheinen stark durch ein Eingreifen der vatikanischen Politik bestimmt worden zu sein. Dieser Faktor wird wohl eine Zeitlang auch immer stärker werden. Der Bund des Zentrums mit den Deutschnationalen hat offenbar den Zweck, konfessionelle Forderungen durchzusetzen, vor allem die konfessionelle Schule. Gleichzeitig soll das Eintreten der päpstlichen Gesandten für Briands Politik, wie die Exkommunikation der Action française einen neuen Einfluss auf die französische Innenpolitik — einen mehr von der äussersten Rechten abrückenden, verheissungsvolleren — schaffen. Also ein Stück von dem Vorstoss der römisch-katholischen Kirche. Wenn dem so ist, so halte ich es für einen Missgriff dieser sonst so klugen Politik. Dann ist sie, die sonst so sehr das Warten versteht, diesmal voreilig gewesen. Denn es hätten ihr ganz andere, viel wertvollere Früchte reifen können. Aber alle Machtpolitik macht blind, auch die Gescheitesten. Wenn die protestantische Kirche an dieser Ernte teilnehmen wollte, würde sie mit in ein Fiasko hineingerissen. Das wird überhaupt das Los all derer sein, die von der heutigen Reaktionszeit profitieren. Es steigen ungeheure Probleme am Horizonte auf, vor denen sie zuschanden werden müssen.

Zur Frage des Anschlusses Oesterreichs an das deutsche Reich ist uns von der österreichischen und der deutschen Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit folgende Kundgebung zugestellt worden:

„Die österreichische und die deutsche Sektion der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit sind der Ueberzeugung, dass der Anschluss Oesterreichs an die deutsche Republik bei aller innigen Freundschaft zwischen den beiden Völkern im gegenwärtigen Augenblick für beide Teile mehr Nachteile als Vorteile zur Folge hat und dass die Art und Weise, wie die Anschlusspolitik betrieben wird, für die Aussenpolitik unheilvoll ist.

Sie halten es für ihre Pflicht, in dieser Zeit, wo sowohl von den Regierungen wie von den Parteien, besonders aber von den chauvinistischen Hetzern mit allen Mitteln Anschlusstimmung propagiert wird, mit ihren Gegengründen hervorzutreten und die Bevölkerung hüben wie drüben zu objektiver Beurteilung der Anschlussfrage zu veranlassen.

Sie haben um so mehr Anlass, diese Gegengründe bekannt zu geben, als sie glauben, dass der Anschlusswille durchaus nicht die Meinung des gesamten

Volkes darstellt, sondern dass es unter dem Druck der Parteiorganisationen auf die öffentliche Meinung nur so scheint. Immer und immer wieder hört man von Einzelpersonen in beiden Ländern, dass sie persönlich gegen den Anschluss sind, und da dies kein Zufall sein kann, wird man zu dem Schluss gedrängt, dass die vielen anscheinend spontanen Anschlusskundgebungen nur einer künstlichen Beeinflussung der Volksmeinung entspringen.

Wir Frauen der I. Fr. Fr. Fr. haben stets unsere Ansichten einer Welt von Vorurteilen und Andersgesinnten frei entgegengehalten, ohne Rücksicht auf Augenblicksströmungen und bestechende Opportunitätsgründe.

Der Hauptgrund, mit dem besonders in Oesterreich gearbeitet wurde, besteht in dem Argument, dass Oesterreich den Anschluss an einen grossen Staat zur wirtschaftlichen Sicherung seiner Existenz notwendig braucht.

Wir stellen aber fest, dass die für die wirtschaftlichen Fragen massgebenden industriellen Kreise in beiden Ländern die ernstesten Bedenken gegen den Anschluss haben. In Oesterreich fürchten die Industriellen die deutsche Konkurrenz, während den deutschen wieder die Belastung durch ein materiell nicht gut fundiertes Land Sorge macht. Beiden könnte geholfen werden, wenn alle erdenklichen wirtschaftlichen Erleichterungen durch Verträge und Uebereinkommen ohne einen politischen Anschluss gewährt würden und es wäre auch weitaus klüger, diesen Weg einzuschlagen, als den des politischen Zusammenschlusses, bei dem die Gefahr des Hineingezogenwerdens in aussenpolitische, eventuell kriegerische Verwicklungen immerhin auch berücksichtigt werden muss.

Wir stimmen mit jenen Bestrebungen überein, die mit aller Kraft auf einen europäischen Zollverein, den praktischen Vorläufer der Vereinigten Staaten von Europa, hinarbeiten, wodurch alle Zollgrenzen beseitigt und ein einheitliches Wirtschaftsgebiet über ganz Europa errichtet werden würde. Wir glauben, dass dieser Richtung die Zukunft gehört und dass Oesterreichs wirtschaftliche Kalamität auf diese Art in viel durchgreifenderem Masse behoben werden wird.

Vor allem kulturelle Gründe sprechen gegen den Zusammenschluss von Deutschland und Oesterreich. Zentralisierte Grosstaaten büssen ihre Kultur ein, zwischen ihnen und einem Kulturlande besteht der gleiche Unterschied wie zwischen Fabrikindustrie und Handwerk. Erstere mechanisiert, egalisiert, letzteres behält Charakter und Individualität.

Die ausserpreussischen Staaten im Norden und Süden der deutschen Republik empfinden den Druck des vieljährigen mechanisierenden Grosstaatbetriebes als schwere Schädigung ihrer staatlichen wie kulturellen Entwicklung. Nachdem München-Bayern aus hier nicht zu erörternden Gründen seinen Charakter als Vorort deutscher Kultur eingebüsst hat, ist Wien-Oesterreich deren letztes Asyl. Durch den Anschluss würde es in derselben Weise mechanisiert, bürokratisiert, militarisiert, entpersönlicht, wie alles, was der preussischen Regierungstechnik anheimfällt, von ihr rettungslos verschlungen wird. Das ganze Reich ist diesem Prozess zum Opfer gefallen: Oesterreich allein trägt noch Individualität und Charakter. Vor dem Kriege war München die geistige Heimat aller deutscher Kultursucher. Jetzt ist es Wien und kann es nur bleiben, wenn seine geistige, kulturelle, künstlerische Individualität erhalten bleibt.

Kurz zusammengefasst:

Oesterreichs wirtschaftliche Interessen bedürfen des Zusammenschlusses nicht, das allgemeine deutsche Kulturinteresse verbietet ihn.

Streben wir nach geistigem und wirtschaftlichem Austausch der europäischen Zentralstaaten, aber nicht nach der verheerenden politischen Zentralisierung Deutsch-Oesterreichs.

Oesterreichische Sektion der I. Fr. Fr. Fr., politische Gruppe:
(gez.) Yella Hertzka. Olga Misar.

Deutsche Sektion der I. Fr. Fr. Fr.:
(gez.) Anita Augsburg. Lida Gustava Heymann.

Nachschrift der Redaktion: Dass österreichische und vor allem deutsche Frauen den Mut und die Hochherzigkeit zu einer solchen Stellungnahme haben, die freilich einer wirklich pazifistischen Denkweise entspricht, bedeutet doch ein hocherfreuliches Zeichen.

Nochmals Evangelisch-Sozial und Religiös-Sozial. In mehreren Nummern der „Evangelischen Volkszeitung", des Organs der „Evangelischen Volkspartei", beschäftigt sich einer der Herausgeber, Dr. Otto Meyer, mit dem Verhältnis von „Evangelisch-Sozial" und „Religiös-Sozial", genauer: von Evangelischer Volkspartei und religiös-sozialer Bewegung zu einander. Was diese Artikel auszeichnet, ist ein Ton der Achtung und Sympathie und ein Wille zum Verständnis und zur Verständigung, wie man sie leider nur ganz selten findet. Das ist nun wirklich der Stil, an dem man das Evangelium, nicht bloss einen evangelischen Politiker und Parteimann, erkennt. Mit einem solchen Gegner, der eben nicht bloss Gegner ist, sich auseinanderzusetzen, ist eine Freude.

Herr Dr. Meyer betont vor allem das Uebereinstimmende in unserem Glauben und Wollen, und schon das ist wirklich eine neue Methode. Dieses Uebereinstimmende findet er in der Ueberzeugung, dass die Christuswahrheit in alle Wirklichkeit, auch die politische und wirtschaftliche, eindringen müsse, um sie zu erlösen und dass umgekehrt deren Erlösung nur durch die Christuswahrheit geschehen könne. Diese Uebereinstimmung im Hauptpunkte betrachtet er als wesentlich, die Unterschiede als unwesentlich. Die Unterschiede findet er im religiösen Denken, in der Stellung zum Kriegsproblem und im Verhältnis zum Parteiwesen. Was das religiöse Denken anbetrifft, so scheint ihm, dass wir ob der Erlösung der Welt die des Individuums zu wenig betonten; inbezug auf das Kriegsproblem lehnt er mit Berufung auf die Thesen von Pfarrer Hasler, die wir im Juli/Augustheft 1926 veröffentlicht haben, unsern absoluten „Antimilitarismus" ab; im Punkte des Parteiwesens hält er es für richtiger, wenn sich das Bekenntnis zum Evangelium eine besondere Form in seiner eigenen politischen Partei und gewerkschaftlichen Organisation schaffe, statt, wie er bei den Religiös-Sozialen voraussetzt, der Sozialdemokratie die Aufgabe zu stellen, seine Grundsätze zu verwirklichen, wobei er die Irreligiösität der Sozialdemokratie stark betont.

Diese drei Punkte gäben natürlich zu einer langen Erörterung Anlass. Ich ziehe vor, für diesmal hauptsächlich zu untersuchen, ob diese Unterschiede in der Formulierung, die ihnen Herr Dr. Meyer gibt, wirklich vorhanden sind oder ob vielleicht doch einige Missverständnisse zwischen uns stehen. Denn auch mir ist es mehr um eine Verständigung als um ein Rechtbehalten zu tun. Wo man einander recht versteht, ist man schon nicht mehr sehr weit voneinander, ist jedenfalls einem Gegensatz alles Gift genommen. Im übrigen darf ich wohl vorläufig auf die Auseinandersetzungen über das Thema verweisen, die in den „Neuen Wegen" und noch ausführlicher im „Aufbau" geschehen sind.[1])

Was die religiöse Haltung der beiden Richtungen betrifft, so erblicke ich die Unterschiede weniger in der Sache, als in der Form. Sehr viele von uns Religiös-Sozialen unterscheiden sich in ihrer Stellung zu den „letzten Dingen" nicht von der Mehrheit der Evangelisch-Sozialen. Der Schreiber dieses hat in seinem Blumhardtbuche auch sein eigenes Bekenntnis abgelegt. Was uns trennt, soweit eine solche Trennung wirklich vorhanden ist, das ist mehr die Form oder, wie ich vielleicht richtiger sage, die Methode. Wir legen weniger Gewicht auf die richtige Formulierung des Glaubens als

[1]) Ich erinnere auch an meine Abhandlungen: „Unser Sozialismus", „Gottesreich und Politik", „Die Religiös-Sozialen — ein Durchbruchsversuch" in meinem Buche: „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft", dazu eine Broschüre mit dem Titel: „Gottesreich und Politik", die bei W. Trösch in Olten erschienen ist.

auf seine Lebendigkeit und trauen Gott ein weites Herz zu. Wir glauben an den lebendigen Gott und sein Reich, glauben an die Offenbarung dieses Gottes und seines Reiches in Jesus Christus, aber wir überlassen die Formulierung wie die innere Ausgestaltung dieses Glaubens jedem Einzelnen, dem Geist der Wahrheit; anders gesagt, Gott selbst. Auch Suchende, ja „Ungläubige" sind uns willkommen, wenn sie mit uns arbeiten und kämpfen wollen. Denn nur Gott selbst weiss, wer wahrhaft gläubig oder ungläubig ist. Der Geist der Wahrheit wird uns in alle Wahrheit leiten.

Auch die Meinung, wir betonten die individuelle Erlösung zu wenig, ist nur mit Einschränkungen richtig. Unsere Aufgabe war in der Tat und bleibt zum Teil noch jetzt, die Einseitigkeit eines Christentums zu bekämpfen, das fast nur eine individuelle Erlösung kennt, aber das bedeutet nicht, dass wir die Notwendigkeit der individuellen Erlösung leugneten oder verkennten: im Gegenteil, wir meinen, dass diese erst dann wieder volle Wahrheit werden könne, wenn auch die Wahrheit der sozialen besser erkannt und verwirklicht sei. Die individuelle Erlösung ist uns sowohl Voraussetzung als Folge der sozialen.

Wenn also, nach meiner Auffassung, in diesem zentralen Punkte der Unterschied nicht genau dort liegt, wo Herr Dr. Meyer ihn sieht, so ist das in Bezug auf die Stellung zum Kriegsproblem so ziemlich der Fall. Immerhin wird auch in dieser Beziehung noch manches Missverständnis aufzuhellen sein. Es ist wohl nicht gesagt, dass die Evangelisch-Sozialen nicht zu einem schärferen Antimilitarismus fortschreiten könnten. Es scheint mir z. B., Herr Dr. Meyer verstehe den Sinn von Matth. 24 nicht richtig, wenn er annimmt (so muss ich ihn verstehen), dass wir nicht „absolute Antimilitaristen" sein dürften, weil es bis zum Kommen des Reiches Gottes Krieg und Kriegsgeschrei geben werde. „Absolute Antimilitaristen" waren die ersten Christen, trotzdem sie auch auf das Reich erst warteten, denn es war ihnen selbstverständlich, dass, wie auch die Welt sich gebärde, doch ein Christ an Krieg und Blutvergiessen nicht teilnehmen dürfe. Im übrigen betone ich nur noch, dass auch wir die Besiegung des Krieges nur vom Kommen Christi erwarten. Dass das nicht Passivität bedeutet, darin werden wir einig sein.

Nicht ganz richtig, ja zum Teil recht falsch versteht Herr Dr. Meyer unser Verhältnis zur Sozialdemokratie. Wenn er z. B. den Satz schreibt: „Die Religiös-Sozialen schildern in kräftiger Sprache das künftige Gottesreich auf Erden, überlassen aber die Durchführung ihrer Pläne einer Partei, die unseres Erachtens nicht willig und fähig dazu ist," so wird jeder Religiös-Soziale darüber den Kopf schütteln. Ich will nicht davon reden, dass wir das künftige Gottesreich nicht zu schildern pflegen, sondern will bloss betonen, dass es uns nie eingefallen ist, von der Sozialdemokratie die Herbeiführung des Reiches Gottes zu erwarten. Diese erwarten wir überhaupt nur von Gott selbst, die Sozialdemokratie, wie der ganze Sozialismus, können dazu höchstens, mit Willen oder gegen ihren Willen, mithelfen. Die religiös-soziale Bewegung ist durchaus nicht an irgend eine Partei gebunden, auch nicht an die sozialdemokratische. Wenn ein Teil von uns (bei weitem nicht alle) ihr angehörten, so hat das bei vielen rein religiöse Gründe: wir wollen auf diese Weise zu denen stehen, die lange genug von den weltlichen Mächten verkürzt und unterdrückt und von den „Christen" als „Zöllner und Sünder" behandelt worden sind. Unsere Beurteilung der Sozialdemokratie ist überhaupt in erster Linie religiöser Natur: wir sehen in ihr, wie im ganzen Sozialismus, das Aufbrechen lange verkannter Gotteswahrheit. Das Aufbrechen dieser Wahrheit ist mit viel Irrtum vermischt, gewiss, aber gerade darum müssen wir sie von uns aus vertreten, so rein als wir können. Jedenfalls hat das Christentum hier eine furchtbare Schuld zu tilgen. Unsere Schuld sind auch die Irrtümer des Sozialismus. Wenn wir auf diese Weise der Sozialdemokratie eine nicht bloss politische, sondern auch, im soeben formulierten Sinne, religiöse Bedeutung beilegen, so ist es doch, wie gesagt, unsere selbstverständliche Ueberzeugung,

dass das Kommen des Reiches Gottes nicht an die Sozialdemokratie, ja nicht einmal an den heutigen Sozialismus, so wichtig dieser sein mag, gebunden ist. Gottes Herrschaft bahnt sich auf vielen Wegen an; alles muss zuletzt ihr dienen, und wir selbst wollen unser Herz für sie recht weit und frei sein lassen.

Darum lehnen wir es ab, das Reich Gottes wieder sozusagen in eine besondere Partei einzuschliessen. Ueber diesen Streitpunkt kommen wir vorläufig nicht hinaus. Ich kann unsere Argumente auch durch Herrn Dr. Meyers Ausführungen nicht widerlegt sehen. Auch das sehe ich durchaus nicht ein, dass mein Vorschlag, die evangelischen Arbeiter sollten sich in besonderen Vereinigungen für ihren Kampf stärken, dann aber in den neutralen Gewerkschaften mitmachen, durch die Erfahrung als undurchführbar erwiesen sei. Wir selbst halten es doch auch so. Manche von uns arbeiten in den sozialdemokratischen Organisationen mit, daneben aber haben wir Gelegenheit, uns in dem, was uns Zentrum und Kraftquelle aller Arbeit ist, mit Gesinnungsgenossen zusammen zu befestigen. Ich sehe auch nicht ein, warum in solchen Vereinigungen nicht auch Gewerkschaftsfragen behandelt werden könnten. Auch wir tun das. Mit der auf solche Weise gewonnenen Klärung könnten dann die evangelischen Arbeiter ihre Sache dort vertreten, wo die legitime, natürliche, fast wagte ich zu sagen, gottgewollte Organisation der Arbeitnehmer ist: in der alle Arbeiter gleichmässig umfassenden Gewerkschaft.

Es wird diesem Standpunkt freilich immer wieder entgegengehalten, die Gewerkschaften seien doch nicht religiös neutral und ebenso wenig die Partei, und man verweist auf allerlei freigeistige Allüren gewisser Sozialisten. Dem halte ich folgendes entgegen. Einmal: Die religiöse Neutralität von Partei und Gewerkschaft ist die Regel, das andere die Ausnahme; man richtet sich aber doch nicht nach der Ausnahme, sondern nach der Regel. Ich darf gestehen, dass ich während meiner vielen und langjährigen Tätigkeit in der Partei nie religiös belästigt worden bin. Ferner: Wenn evangelische oder katholische Arbeiter solche Belästigung erfahren, geschieht es dann nicht vielleicht gerade deswegen, weil sie sich auf falsche Weise absondern, am berechtigten und notwendigen Kampf der andern nicht teilnehmen? Nichts hasst der Arbeiter mehr als Zersplitterung der Bewegung durch religiöse oder andere Sonderorganisationen. Respekt vor dem Christentum und dem evangelischen Mitarbeiter wird er nur auf einem a n d e r n Wege bekommen. Dieser muss tapfer gewagt werden. Glaube ist Wagnis oder er ist nichts. Und der Glaube wächst gerade in der Anfechtung. Endlich: Es gibt innerhalb des Sozialismus eine religiöse Bewegung und eine wachsende religiöse Empfänglichkeit. D a r a u f gilt es zu achten, nicht auf die paar eitlen und leeren Freigeister, welche die Partei und ihre Organe missbrauchen. Das Evangelium von Christus und vom Reiche Gottes will mitten in der Welt als die neue, alles beherrschende Gewalt aufstehen, es will nicht in einen Parteizaun eingeschlossen werden. Es ist meine tiefe Ueberzeugung, dass das, was die Evangelisch-Sozialen wollen, ohne diesen Zaun ungleich stärker würde, wenn auch durch viel Kampf und Verkennung hindurch.

Der Unterschied zwischen den „Evangelischen“ und uns besteht also in diesem Punkte darin, dass wir auf der einen Seite zwar eine viel positivere Stellung zur Sozialdemokratie einnehmen, auf der andern Seite aber es ablehnen, eine besondere Partei oder Gewerkschaftsorganisation zur Trägerin des Evangeliums zu machen. Ich könnte noch meinerseits hinzufügen, dass wir Religiös-Sozialen als Konsequenz des Evangeliums nicht bloss Sozialreform, sondern Sozialismus, besser gesagt: nicht bloss eine Verbesserung, sondern eine Umwälzung der bestehenden Ordnungen verkündigen. Zwar wird auch Herr Dr. Meyer, wenn ich ihn recht verstehe, nicht meinen, das sozialreformerische Programm der Evangelischen Volkspartei entspreche dem g a n z e n Sinn des Evangeliums, sondern erklären, es handle sich dabei bloss um Postulate, die v o r l ä u f i g durchsetzbar seien. Wir glauben aber, dass es doch gut

wäre, wenn die Evangelischen den Radikalismus des Evangeliums viel stärker betonten und ihre politisch-sozialen Forderungen bloss als „Minimalprogramm" hinstellten, und wenn sie weniger oft mit den Bürgerlichen Hand in Hand gingen. Denn bei dieser heutigen Taktik erregen sie fast mit Notwendigkeit den Eindruck, als ob sie bloss ein christlicher Anhang des Bürgertums, ja sogar der Reaktion seien. Ganz sicher werden sie in diesem Punkte entschlossen revidieren müssen, auch wenn vielleicht ihre Berufung mehr „rechts" wie die unsrige mehr „links" liegt.

Ich habe dies alles geschrieben, nicht um Recht zu behalten, geschweige denn, um irgend jemanden zu verletzen, sondern um die Artikel von Herrn Dr. Meyer, die in Geist und Ton so vorbildlich sind, nicht ohne Antwort zu lassen. Wir werden ja über diese Dinge weiter reden. Wenn es in dem Geiste geschieht, den jene Artikel atmen, so werden wir uns ganz gewiss immer mehr in der Wahrheit und Liebe zusammenfinden. Dass dies geschehe, bleibt mein innigster Wunsch.

Nachtrag: Inzwischen ist in der „Evangelischen Volkszeitung" auch eine sehr freundliche Besprechung eines Vortrages über „Christentum und Sozialismus", den ich im Aargau gehalten, erschienen, freilich auch eine Erwiderung darauf, die kaum eine Ahnung von meinem wirklichen Denken hat.

Politik und Kirche. Mitteilung Nr. 1. Ich habe meine, vorwiegend aus Arbeitern bestehende und 6000 Seelen zählende Gemeinde dreieinviertel Jahre lang ohne jede innere Störung allein geleitet. Bei den letzten Kirchenwahlen ist infolge meiner Friedenspolitik eine Einheitsliste zustande gekommen. Das Gemeindeleben hat sich in der Zeit erfreulich aufwärtsentwickelt, zumal jetzt auch die Gemeinschaftskreise lebhaft mitarbeiteten.

In meinem Bestreben, alle Dinge auch des öffentlichen Lebens in das Licht des Alten und Neuen Testamentes zu stellen, habe ich in der Nummer des „Andern Deutschland" vom 31. Juli 1926 einen Artikel „Christen im Kriegerverein?" geschrieben. In demselben versuchte ich aufzuweisen, dass die Absichten der Leitung in Bezug auf Militarismus und Wehrhaftmachung über das hinausgehen, was den Mitgliedern zum Bewusstsein kommt, weil dieses Bewusstsein wesentlich durch die grossen gesellschaftlichen Anforderungen ausgefüllt ist. Dieser Artikel hat zunächst in keiner Weise Aufsehen erregt, obwohl er bekannt war. Dann habe ich am 23. Oktober in einem Briefe an den Reichspostminister gegen die Fridericusmarke Einspruch erhoben, da sie Oesterreich verletzen müsse und da Friedrich ein Feind deutscher Kultur sei. Ich glaubte damit der wahren deutschen Geistigkeit zu dienen.

Der Beweggrund für mich als Pfarrer war in beiden Fällen, dass zwar der Gesamtprotestantismus durch den Stockholmer Fortsetzungsausschuss unter Zustimmung der deutschen Vertreter festgestellt hat, dass der Krieg kein Recht schaffen könne. Wenn dies aber der Fall ist, muss jeder Krieg als Verbrechen erscheinen. Da wir nun alle vergeblich auf den grossen Ruf der Kirche gegen Kriegsverherrlichung und Kriegsvorbereitung warten, glaube ich gegen mein Gewissen und mein Amt zu handeln, wenn ich in diesen Dingen schweigen würde.

Ueber meine beiden Veröffentlichungen erschien in der „Bergischen Zeitung" vom 27. Oktober ein Artikel in grosser Aufmachung, der in Form und Inhalt gleich minderwertig war und zudem eine ungewöhnlich flache Auffassung des Christentums nicht nur selbst verriet, sondern auch 90% der Christen zuschrieb. Als Beweis ein Satz: „Kein Mitglied dieser Wehrverbände aber, das nicht auch ein überzeugter Christ wäre" . . . und dann weiter: „Aber es gibt keine Gemeinschaften im deutschen Volk, die so viel Gemeinsames hätten, wie die christlichen Kirchen und die Kriegervereine."

Sofort nach Erscheinen dieses Artikels wurde ich von der kirchlichen

Aufsichtsbehörde zur Aeusserung aufgefordert.[1]) Gleichzeitig griffen Kreise der Gemeinde, die dem kirchlichen Leben fernstehen, aber anscheinend politisch sehr interessiert sind, die Sache auf, um mit zum Teil gewöhnlichen Mitteln eine Bewegung künstlich zu entfachen, die den Zweck hat, mich in kürzester Frist von meinem Amte zu entfernen. Man greift auch zu den äussersten Mitteln, etwa der Drohung mit Kirchenaustritt, und beweist damit, dass man sich nur in einer Kirche wohlfühlt, in der zwar die Freiheit der Meinungsäusserung in öffentlichen Dingen auf dem Papier gewährleistet ist, sich aber nur in einseitiger Richtung betätigen darf.

Pfarrer Liz. Dr. Hans Hartmann, Solingen-Foche.

Neu-Sonnefelder-Jugend.[2]) (Siedlung, Kinder-Landheim, Jugendherberge; Sonnefeld bei Coburg.) Wir sind elf junge Menschen, darunter ein Ehepaar; schlossen uns vor zwei Jahren zusammen und wollten arbeiten. Wir pachteten zunächst ein abgelegenes Mühlengrundstück mit Landwirtschaft in der Dübener Heide und versuchten, für ganz arme, elternlose Kinder zu schaffen. Einer von uns war Gemeinschaftsprediger und wir alle standen in demselben inneren Ringen wie er, dass alles Reden von Christus in dem neuen Leben umsonst und verwerflich sein muss, wenn nicht die völlige Bereitschaft zum „Tun" damit Schritt hält.

Wir lernten in der russischen Hungersnot zum ersten Mal die bitterste Not gerade der Kinder kennen und wurden innerlich getrieben, alles zu verlassen und hinzugehen und zu helfen. So nahmen wir Not auf uns, um anderer Not zu lindern. Zunächst suchten wir den armen Flüchtlingen beizustehen, bis wir dann siedelten und selbst arme Kinder aufnehmen könnten. Ganz klein fingen wir an. Denn wir hatten keine Mittel. Hart und schwer arbeiteten wir alle, oft über unsere Kräfte, um uns selbst und die Kinder durchzubringen.

Neben der Landwirtschaft hatten wir Korbwerkstatt und Bücherverlag, die Mädels im Winter kunstgewerbliche Handarbeiten usw. Bald richteten wir eine Jugendherberge ein und bekamen einen grösseren Freundeskreis.

Als wir so etwas warm wurden und uns langsam emporarbeiteten, wurde eines Tages das Grundstück verkauft und samt der Dübener Heide das Opfer des Grosskapitals. — So wanderten wir und siedelten an einer andern Stelle. Sonnefeld b. Coburg — der geistige Boden unserer Bewegung — wurde unser Wirkungsplatz. Hier in Sonnefeld hatte einer von uns ein eigenes Häuschen und neun Morgen Land. Wir rissen die Scheune ab und vergrösserten das Haus um mehr als das Doppelte. Wir gewannen dadurch viel Raum und konnten bereits zum Juli ca. 40 Ferienkinder aufnehmen. — Ausserdem bauten wir ein geräumiges Sommerholzhaus (Baracke) in der Nähe des Waldes. Ebenfalls als Erholungsstätte für Ferienkinder aus der Grosstadt. In derselben beherbergten wir von Anfang Mai bis Ende Oktober 60—70 Kinder. Unser Land verwandeln wir eben in einen Obstgarten. Es sind ca. 250 Bäume, 600 Sträucher, 4000 Erdbeeren angepflanzt.

Woher wir die Mittel zum Bau und zur Anlage haben? — Das Haus ist von einem befreundeten Baumeister gebaut, der die Schuld als Sicherheitshypothek eintragen liess und uns Abzahlung gestattet. Das ist günstig für uns und spornt zu produktiver Arbeit an. — Im übrigen haben wir tüchtig zu kämpfen. Wir sind Anfänger. Selbst noch mit allen Schwächen und Mängeln der Jugend behaftet, wollen wir Kindern den Weg zum frohen, glücklichen Leben zeigen.

---

[1]) Dieselbe kann auf Wunsch zur Verfügung gestellt werden.

[2]) Der folgende Bericht über eine uns verwandte Jugendbewegung und Siedelung dürfte wohl viele unserer Leser interessieren. D. Red.

Durch die Wohlfahrtsbehörden der Grosstädte (Berlin hauptsächlich), haben wir nun 16 Kinder bei uns als Dauerpfleglinge. Zum grössten Teil schwierige Jungen, die zu Hause oder in ihren bisherigen Pflegestellen Dummheiten gemacht haben und eine feste Hand brauchen. Mit diesen Kindern haben wir bisher sehr gute Erfahrungen gemacht und sind immer neu erstaunt, wie gut sie sich bei uns herausmachen. Zunächst erholen sie sich mal von der Grosstadt und schliessen sich dann so herzlich uns an, dass wir die grössten Hoffnungen für die Kinder haben. Einige sind Vollwaisen einige Trinkerkinder. Die Zahl derselben steigt ständig. Augenblicklich sind zwölf Schulpflichtige da. Die Andern sind kleiner. Ausser diesen Dauerkindern sind im Sommer die Ferienkinder zur Erholung bei uns in Gruppen, die alle 6—8 Wochen wechseln, jedesmal ca. 15—30 Kinder. Für diese sowie für die meisten der Dauerpflegekinder bekommen wir ein Pflegegeld. Das ist nicht viel, aber doch so, dass wir das Essen und die Kleidung davon bestreiten.

Die hiesige Schule ist gut. Aber wir empfinden die Beeinflussung nach „der alten Schule" an den Kindern als das ganze Gegenteil unserer Einstellung, und was wir zu Hause mühsam aufbauen, wird dort zum Teil wieder zu nichte gemacht. Zudem sind die Klassen überfüllt und wir gönnten unsern Kindern im Sommer recht gern auch Unterricht im Freien, in welchem sie den Lehrer als ihren Freund und Berater schätzen sollten. So werden wir wohl in allernächster Zeit einen Hauslehrer bekommen, damit die Kinder mehr eine individuelle Erziehung bekommen und reichlich Gymnastik und Reigenspiel von ihnen betrieben wird. Wir denken später einmal an ein Landerziehungsheim.

Ein Anfang für Volkshochschule am Abend für die Dorfbewohner ist bereits gemacht. Räume und Lesezimmer sind dafür da.

Eine reine, gesunde Ernährung, ohne Alkohol und Nikotin sind für uns selbstverständlich. Unser Bekenntnis zur Gewaltlosigkeit legt für uns das Verhältnis von Mensch zu Mensch fest. Wir lehnen grundsatzlich jede Anwendung der Gewalt und des Blutvergiessens im Menschen- und Völkerleben ab und haben den Glauben, dass gegenseitiges Verstehen Achtung und liebevolle Hilfe die Menschheit höher führen, als es Kampf und Macht vermögen.

Unsere Lebensgemeinschaft hat uns wie von selbst zur Gütergemeinschaft geführt. Politisch gehören wir keiner Partei an. Mit dem Versöhnungsbund, dem wir angeschlossen sind, und den Quäkern arbeiten wir Hand in Hand. Abstinenz, Impfgegnerkampf, Vegetarismus ist uns eine Selbstverständlichkeit.

Unser Leben im Hause ist ein tägliches Neubeginnen. Wir tragen und ertragen und erziehen uns, so viel wir Kraft haben. Und diese wird uns täglich neu geschenkt.

Unser Ziel ist nicht Anstalt, noch Hochkommen im kapitalistischen Sinne, sondern ein schlichtes, frohes, gesundes Familienleben, in welchem auch angekränkelte Kinder Gesundung und Aufstieg finden sollen.

Bern. Infolge Erkrankung der Referenten mussten die im Januarheft der „Neuen Wege" angekündigten Vorträge teilweise verschoben werden. Die drei letzten der Serie finden nun wie folgt statt:

Sonntag, den 27. Februar: Warum muss der Sozialismus demokratisch sein? (Dr. M. Gerwig, Basel.)

Freitag, den 11. März: Wie stellen wir uns eine sozialistische Wirtschaftsordnung vor? (Dr. M. Weber, Bern.)

Sonntag, den 20. März: Was heisst sozialistisch leben? (Prof. Dr. L. Ragaz, Zürich.)

Wir laden die Leser der „Neuen Wege" ein, recht zahlreich die Vorträge zu besuchen.

Der Ausschuss.

1. Casoja, Valbella, ob Chur. Volkshochschulheim für Mädchen.

Programm für das Jahr 1927.

1. Kurse auf hauswirtschaftlicher Grundlage:

a) 19. April bis 9. Juli für Mädchen im Alter von 16 bis 26 Jahren. Einführung in alle praktischen Hausarbeiten; weibliche Handarbeiten; Haushaltungskunde; Ernährungslehre; Einführung in Schweizerdichter.

b) 19. April bis 9. Juli Arbeitsgemeinschaft für Mädchen über 18 Jahren. Sie besorgen gemeinsam alle praktischen Haus- und Küchenarbeiten. Anleitung in Handfertigkeit und kunstgewerblichen Arbeiten. Theoretische Kurse und Arbeitsgruppen. Kurse: Einführung in das Leben und die Werke Pestalozzis: G. Ruegg. Goethes Weimarerzeit: Frau Dr. Huber, Glarus. Bürgerkunde: Fräulein K. Honegger. Bilder aus der Bündner Geschichte: G. Ruegg.

c) 30. Oktober bis März 1928 Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage wie a.

2. Ferienkurse. 9. Juli bis 3. September. Als Referenten sind vorgesehen: Fräulein E. Bloch, Zürcher Frauenzentrale, Zürich: Die Aufgaben des Mädchens in Heim und im öffentlichen Leben. Fräulein Dr. Brügger, Zürich: Die Briefe Schillers über die ästhetische Erziehung der Menschen. Frau Ragaz, Zürich: Pestalozzis Lienhard und Gertrud. Herr Professor Ragaz, Zürich: Religion und Sozialismus. Herr Dr. Max Weber, Bern: Aus der Arbeiterbewegung. Fräulein Dr. Elisabeth Rotten, Deutschland: Die Erneuerung der Erziehung etc.

3. Ferienwoche für Fürsorgerinnen. 10. bis 17. September. Freie Zusammenkunft für Mädchen und Frauen, die in der sozialen Arbeit stehen. In erster Linie für ehemalige Schülerinnen der sozialen Fürsorgekursen und der sozialen Frauenschule.

4. Ferienwoche für Haushaltungs-Arbeitslehrerinnen, Fürsorgerinnen und Lehrerinnen in den Schulherbstferien.

Im Mittelpunkt der Ferienwoche steht die Frage: die weibliche nachschulpflichtige Jugend.

Als Referenten sind vorgesehen: Fräulein E. Bloch, Zürich: Die Kulturaufgabe der Frau. Frau Prof. Ragaz: Die soziale Aufgabe der Frau. Fräulein Ott, Bern: Die Fortbildungsschule der weiblichen Jugend. Fräulein Blumer, Neukirch: Die Arbeit im Heim. G. Ruegg, Casoja: Aus dem Leben der jungen Mädchen. Fritz Wartenweiler: Volkshochschularbeit.

5. Während des ganzen Jahres werden noch einige erholungsbedürftige Mädchen aufgenommen, die gerne an den Stunden der Kurse teilnehmen. (Offene Tuberkulose ausgeschlossen.)

Auskunft über alle Kurse durch: Casoja, Valbella, ob Chur.

Die Leiterinnen: **Gertrud Ruegg.**
Emmy Kupli.
Grite Gredig.

2. Volkshochschulheim Neukirch a. d. Thur.

Neben dem Volkshochschulheim Casoja sei wieder einmal auf das Heim Neukirch an der Thur hingewiesen, das ein ähnliches Arbeitsprogramm und ähnliche Arbeitsziele hat wie Casoja. Es bietet, in ein schönes, obstreiches Gelände eingebettet, eine grosse Mannigfaltigkeit in den Betätigungsmöglichkeiten. Es ist der Leiterin ein grosses Anliegen, die jungen Mädchen über das Hauswirtschaftliche hinaus in den tieferen Sinn ihrer Mädchen- und Frauen-

aufgaben einzuführen. In diesem Sinne sei die folgende Anzeige warmer Beachtung empfohlen. Cl. Ragaz.

Am 4. April beginnt im „Heim" in Neukirch a. d. Thur wieder ein sechsmonatlicher Kurs für Haushalt und Frauenarbeit und Erziehungsfragen. Der Kurs umfasst alle Arbeiten des einfachen Haushaltes, des Gartens und Ackers, Kinder- und Krankenpflege, Handarbeiten und Kindergartenarbeiten. Für die theoretischen Stunden sind vorläufig vorgesehen: neben den verschiedenen Haushaltungsfächern, Abschnitte aus der Kulturgeschichte des Menschen und aus der Naturgeschichte, Erziehungsfragen Einführung in das Leben Pestalozzis und einige seiner Schriften, Gegenwartsfragen, Lesen, Turnen, einfaches Singen.

Das Kursgeld beträgt per Monat Fr. 90.—; es kann aber teilweise erlassen werden. In kleinerer Anzahl können Mädchen auch für Ferien aufgenommen werden. Diese helfen nach Belieben im Haushalte und besuchen die Stunden. Pensionspreis Fr. 3.50 pro Tag.

Auskunft erteilt gerne Frl. Didi Blumer, „Heim" in Neukirch a. d. Thur.

Von Büchern

1. Pestalozziliteratur.

Wie in allem Uebel auch etwas Gutes ist, so auch im Pestalozzi-Jubiläum. Es hat z. B. einige gute Schriften über Pestalozzi ans Licht gebracht. Die beste von allen dürfte wohl die von Jakob Weidenmann über „Pestalozzis soziale Botschaft" sein.[1]) Es war ein guter Griff, dass der Bildungsausschuss der sozialdemokratischen Partei die marxistische Parteibrille, die er bisher etwa trug, einen Augenblick weglegend, gerade diesen Mann mit dieser Aufgabe betraute. Weidenmann hat mit dieser Schrift sozusagen das Herz seines Herzens geöffnet, seine erste Liebe sprechen lassen, und zwar eine, die nicht erkaltet ist. Das kleine Buch ist eine glänzende stilistische Leistung. Der künstlerisch begabte Verfasser hat es besonders verstanden, durch eine Reihe von Mittelpunktsgleichnissen die Wahrheiten, die er jeweilen darstellen will, bildmässig, deutlich und anschaulich zu machen. Es ist alles von subjektiver Frische durchatmet und doch ohne dass die geschichtliche Wahrheit verkürzt würde. Was aber die Hauptsache ist: es ist der wirkliche, der ganze, der revolutionäre Pestalozzi. Und dabei der lebendige, der Pestalozzi, wie er einst lebendig war und heute lebendig ist. Diesem Jünger Pestalozzis fiele es nicht ein, zu behaupten, unsere heutige Schule sei die Verwirklichung der Gedanken Pestalozzis. Er lässt ihn aber auch nicht einfach die Sprache eines Parteisozialismus reden, obschon es nicht so schwer wäre, ein entsprechendes Brevier aus Pestalozzi zusammenzustellen. Im Gegenteil enthält die Schrift auch eine freilich mit Recht bloss angedeutete Kritik dieses Sozialismus. Und das ist vielleicht das Wertvollste des Wertvollen daran. Man könnte dafür die Formel wagen: der Parteisozialismus, der sich an Marx heftet, wird erfüllt aber auch überboten durch den Menschensozialismus, den Pestalozzi vertritt. Nichts kann für Sozialisten stärkender, befreiender und vertiefender sein, als das Studium Pestalozzis, zu dem diese Schrift einen so starken Anstoss gibt. Sie ist so gestaltet, dass dafür wohl nicht leicht einem die Zeit und das Geld fehlt.

Wir sind stolz darauf, dass gerade aus unseren Kreisen eine solche Schrift über Pestalozzi hervorgegangen ist, die nun wirklich die Entdeckung Pestalozzis markiert. Wenn sie die Vorläuferin einer späteren Gesamtdarstellung ist, desto besser.

[1]) Sie ist in der Genossenschaftsbuchhandlung in Zürich erschienen.

Etwas Wertvolles ist auch das Werk, das unter dem Titel: „Pestalozzistätten“ der Rotapfel-Verlag herausgegeben hat. Das Buch ist freilich schon vor einiger Zeit erschienen, wird aber jetzt besonders willkommen sein. Wie sein Titel verrät, zeigt es die Orte, die in Pestalozzis Leben eine besondere Rolle gespielt haben und die geweiht sind für alle Zeiten. Das geschieht in ganz vortrefflichen Bildern, zu denen Prof. Dr. Stettbacher den erklärenden Text liefert. Das Buch ist für jeden, der Pestalozzi kennt und liebt, ein kostbarer Besitz.

Nachtrag: Es sei noch erwähnt, dass Weidenmann eine gekürzte Ausgabe von „Lienhard und Gertrud“ herausgegeben hat, die dieses im Original zuletzt etwas gar sehr ins Umfangreiche und Lehrhafte geratene Buch für viele erst lesbar und so zu einem wirklichen Volksbuch macht. Hoffentlich gesellt sich dazu einmal ein ganz niedriger Preis.

2. **Christentum der Tat.** Ein Wegweiser für Suchende, von Otto Lauterburg. Herausgegeben vom Bund von Heimatfreunden der Gemeinde Saanen. Verlag: Paul Haupt, Bern.

Eine eingehende Besprechung dieses Buches, dessen Motto das Zwingliwort ist „Eines Christenmenschen Sache ist nicht, über Glaubenssätze grossartig zu reden, sondern mit Gott allezeit schwere und grosse Taten zu tun,“ erübrigt sich wohl an diesem Ort. Genug, dass es ganz im Geist der „Neuen Wege“ geschrieben und eine herrliche Frucht unserer Bewegung ist. Eine rechte Herzstärkung und Ermutigung für uns! Möchten alle unsere Leser sie sich zu eigen machen und daran wirken, sie weiterzugeben und zu verbreiten! (Eine Kostprobe soll in einer der nächsten Nummern folgen.)

Christ. Holzer.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir haben darauf verzichtet, eine besondere Pestalozzinummer herauszugeben, obschon es uns dafür an Stoff nicht gefehlt hätte. Denn die Leser werden nun vorläufig an Pestalozziartikeln genug und übergenug haben. Wir ziehen vor, nach dem Masse unserer Kraft und Einsicht im Sinne Pestalozzis zu arbeiten, statt ihm Hefte zu widmen. Wir werden aber schon wieder auf ihn zurückkommen, wenn der Jubiläumslärm verrauscht ist, wie wir denn schon vor zwanzig Jahren Artikelserien über ihn und Auszüge aus ihm gebracht haben, die den Pestalozzi zeigten, wie er nun heute wieder vielen sichtbar wird.

Infolge einer zufälligen Vereinigung von Umständen ist die Nummer sehr stark vom Redaktor geschrieben; das wird aber eine Ausnahme bleiben.

Freunde der Neuen Wege.

Die diesjährige Jahresversammlung der Vereinigung der Freunde der Neuen Wege wird Sonntag, den 6. März, in Zürich (Gartenhofstrasse 7), stattfinden und nachmittags 2 Uhr beginnen. Der rein geschäftliche Teil soll so rasch als möglich erledigt werden, damit Zeit bleibe für eine Aussprache über: „Unsere gemeinsame Arbeit.“ Sie wird durch ein Votum von L. Ragaz eingeleitet werden. Wir hoffen, dass die Mitglieder sich wieder zahlreich zu diesem Anlass zusammenfinden werden und dass er unserer Sache zur Förderung gereiche. Die Kommission.

Die Heilung des Blindgeborenen.[1])

> Und Jesus ging vorüber und sah einen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er ist blind geboren?“ Jesus antwortete: „Es hat weder dieser gesündigt noch seine Eltern, sondern dass die Werke Gottes offenbar würden an ihm. Ich muss wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. Dieweil ich bin in der Welt, bin ich das Licht der Welt.“ Da er solches gesagt, spie er auf die Erde und machte einen Teig aus dem Speichel und strich den Teig auf des Blinden Augen und sprach zu ihm: „Gehe hin zu dem Teich Siloah und wasche dich.“ Da ging er hin und wusch sich und kam sehend. Joh. 9, 1—7.

Das Dasein dieses Blindgeborenen ist den Jüngern zum quälenden Rätsel geworden. Sie können sich das Leiden dieses Menschen nicht zurecht legen. Die Erklärung alles menschlichen Leidens aus menschlicher Schuld, wie sie den Juden geläufig war, kann sie nicht befriedigen, da ja dieser Mensch schon blind geboren wurde. Und auch wenn sie in seinem Leiden die Strafe für die Sünde der Eltern sehen wollten, hätte diese Erklärung etwas unbefriedigendes und störendes an sich. So wenden sie sich denn fragend an ihren Meister.

Wir verstehen dieses Fragen der Jünger und begreifen, dass sie für dieses Rätsel keine Lösung wussten. Wir selber sehen uns ja auch immer wieder vor solche Rätsel gestellt und finden keine befriedigende Antwort auf unser Fragen. Es gibt auch heutzutage unzählige Menschen, die uns mit ihrem körperlichen oder geistigen Elend an diesen Blindgeborenen erinnern, und wer könnte sich vermessen, die Frage zu beantworten, die ausgesprochen oder unausgesprochen aus all dem Elend emporsteigt? Ja, wenn wir tiefer ins Menschenleben hineinschauen, tritt uns so viel an Not und Elend, Angst und Qual, Untergang und Verderben entgegen, dass diese ganze Menschenwelt uns in Nacht und Finsternis gestellt zu sein scheint und das Leben der Menschen uns wie ein Tappen im Dunkeln vorkommt. Wahrhaftig, da möchten wir gleich jenen Jüngern fragen: warum lasten diese dunkeln Mächte auf uns, warum werden wir gleich jenem Blinden in solche Finsternis hineingeboren?

Viele machen sich freilich die Antwort auf diese Frage auch wieder recht leicht und finden gar rasch bei irgend einer Erklärung ihre Beruhigung. In frommen Kreisen z. B. glaubt man, mit dem Hinweis auf Gottes unerforschlichen Ratschluss und seinen verbor-

[1]) Predigt, gehalten an der religiös-sozialen Konferenz in Romanshorn, 10. Oktober 1926.

genen Willen das Rätsel gelöst zu haben. Allein, bedeutet dieser Hinweis nicht lediglich eine Konstatierung des Rätsels mit etwas anderen, fromm klingenden Worten? Läuft diese Erklärung des Uebels aus Gottes unerforschlichem Ratschluss nicht auf dasselbe hinaus, wie wenn andere etwas weniger fromm vom Schicksal, vom Weltlauf reden? Ist mit solcher Antwort nicht lediglich die Rätselhaftigkeit an einen andern Ort verlegt, so dass das Fragen sich sofort von neuem erhebt und an diesen Gott mit seinem Ratschluss oder an dieses Schicksal mit seinen Fügungen sich richtet?

Andere wiederum machen sich die Antwort auf jene Frage leicht, indem sie einfach auf die äusseren Ursachen mancher Uebel hinweisen und bei solchem Nachweis stehen bleiben, als wäre damit eine wirkliche Erklärung gegeben. So kann man ja angesichts der erschreckenden Ausbreitung der Tuberkulose auf die Tatsache der Ansteckung und Vererbung oder auch auf die verhängnisvolle Bedeutung der Wohnungsnot und des Wohnungselendes, ungünstiger Arbeitsbedingungen und ungenügender Ernährung hinweisen und darum allerlei hygienische Anweisungen geben und Vorkehrungen treffen — ist damit das Uebel aber wirklich erklärt? Oder man mag das Rätsel der Armut inmitten einer an allen Gütern reichen Schöpfung oder jenes andere Rätsel der Arbeitslosigkeit unzähliger Arbeitswilliger inmitten einer auf die Arbeit aller angewiesenen Gesellschaft aus gewissen wirtschaftlichen Entwicklungen und Gegebenheiten herleiten und aus den Schwankungen der Marktlage erklären — ist damit aber eine wirkliche Lösung des Rätsels gegeben? Und wenn so viele Menschen angesichts des bisherigen Weltgeschehens und angesichts gewisser Erscheinungen in unserem wirtschaftlichen und politischen Leben den Krieg für eine Notwendigkeit halten — dürfen wir uns wirklich mit der Tatsache des Krieges abfinden, in realpolitischer Nüchternheit ruhig mit der Wahrscheinlichkeit neuer Kriege rechnen und in der Vorbereitung für den Kriegsfall die höchste Aufgabe unseres Volkes sehen? Bäumt sich nicht vielmehr etwas in uns dagegen auf, wenn uns immer wieder jene Auffassung entgegentritt: „Ach, es ist nun einmal so in unserer Welt daran lässt sich nichts ändern, mag auch immerhin allerlei noch verbessert werden durch Medizin und Hygiene, durch Nationalökonomie und Wohlfahrtsbestrebungen, durch Diplomatie und Politik!“

Angesichts dieser Art, sich die Tatsache des Uebels in der Welt zurecht zu legen und sich bei irgend einer frommen Deutung oder scheinbaren Erklärung desselben zu beruhigen, kommt uns die Auffassung der Jünger Jesu ungleich tiefer und wahrer vor. So wenig sie eine befriedigende Antwort auf die Frage, die angesichts des Blindgeborenen in ihnen aufsteigt, bereit haben — d a s scheint ihnen doch festzustehen, dass dieses Uebel in direktem Zusammenhang mit einer S c h u l d stehe. Wie schon die Geschichte vom Sün-

denfall in tiefsinniger Weise der Uebertretung des göttlichen Gebotes die Vertreibung aus dem Paradiese folgen lässt; wie die biblischen Geschichtsschreiber immer wieder zeigen, wie aus dem Abfall des Volkes von Gott stets Unglück und Gericht hervorging; wie die Freunde Hiobs sich dessen Leiden nur als die Strafe für irgendwelche Sünde denken können, so stehen auch die Jünger auf dem Boden dieser alttestamentlichen Deutung des Uebels, wenn sie angesichts des Blindgeborenen fragen: wer hat gesündigt?

Die grosse Wahrheit dieser Deutung darf uns nicht verborgen bleiben! Es ist doch einfach wahr, dass gar viel körperliches und geistiges Elend aus menschlicher Sünde hervorwächst. Wenn alle Irrenärzte unser Volk so eindringlich vor der stets wachsenden Schnapsgefahr warnen, so geschieht es doch eben auf Grund ihrer reichen und furchtbaren Erfahrungen über die verheerenden Wirkungen des Alkoholismus; und wir alle ahnen wohl auch einen Zusammenhang zwischen der erschreckenden Zunahme von Geisteskrankheiten und jener Tatsache, dass unser Volk für alkoholische Getränke bereits ebensoviel ausgibt, wie für Milch und Brot zusammen! Und wenn hinter unserem hemmungslosen Genussleben sich wie ein dunkler Schatten die noch furchtbarere Gefahr der Geschlechtskrankheiten erhebt, so kann es uns wiederum nicht verborgen bleiben, dass es eben dieses Genussleben ist, das jenen Schatten wirft. An wie manchem traurigen Menschenleben tritt uns so jener Zusammenhang von Schuld und Uebel entgegen! Es ist aber auch einfach wahr — wir mögen darüber denken, wie wir wollen — dass vielfach um der Sünde der Eltern willen auch die Kinder leiden müssen. Wir brauchen gar nicht nochmals auf die schlimmen Folgen hinzuweisen, die Trunksucht und Laster auch für die Kinder nach sich ziehen, um diese Tatsache zu beleuchten — wir können ganz allgemein an die verderblichen Einflüsse denken, die von uns, unserem Leben und unserer Welt, auf unsere Kinder ausgehen, so dass diese geradezu in einem tieferen Sinne blind geboren werden, d. h. unfähig werden, Gottes Schöpfung zu erkennen und zu Menschen nach Gottes Willen heranzuwachsen. Und wenn man mit Recht unsere Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse mit der Ausbreitung der Tuberkulose in Verbindung bringt — sind denn das nur wirtschaftliche Dinge, die notwendig aus der Eigengesetzlichkeit des wirtschaftlichen Lebens sich ergeben? Sind es nicht vielmehr Erscheinungen, die eine Schuld unseres Geschlechtes darstellen und anklagend vom Mammonsgeist unserer Zeit zeugen? Oder können wir bei einer rein wirtschaftlichen Erklärung der sozialen Not stehen bleiben? Bleibt nicht vielmehr die soziale Frage als brennende Frage an unser Geschlecht bestehen, weil hinter ihr eine Schuld steht, die durch keinerlei wirtschaftliche Erklärungen sich entschuldigen lässt? Und haben denn nicht alle kriegführenden Völker leidenschaftlich die

Schuldfrage aufgeworfen und damit ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben, dass auch dieses Uebel des Krieges aus menschlicher Schuld und nicht aus politischer und wirtschaftlicher Notwendigkeit hervorwächst — eine Einsicht, die freilich noch wahrer ist, als diejenigen ahnten, die mit ihrer Anklage vor gewissen Regierungen und einzelnen Menschen stehen blieben. Ja, es gibt jenen von den Jüngern vorausgesetzten Zusammenhang zwischen menschlicher Schuld und menschlicher Not — im Abfall von Gott wurzeln tatsächlich unsere Nöte und sie müssten weichen, wenn unser Leben mit Gott, mit seinem Willen und seiner Ordnung in Einklang stünde!

Und doch geht Jesus auf diese Wahrheit, die der Frage der Jünger zugrunde liegt, gar nicht ein — ja er schiebt jene Erklärung des Leidens des Blindgeborenen beiseite und betont im Gegensatz zu dieser jüdischen Auffassung: „Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern!" Jesus kennt die Zusammenhänge zwischen der Sünde und dem Leiden — „sündige fortan nicht mehr, dass dir nicht Aergeres widerfahre!" mahnt er einen Geheilten — aber in diese Welt der Sünde und des Leidens weiss er sich von Gott gesandt, nicht damit er die Welt richte, sondern damit die Welt durch ihn selig werde. Und denen, die im Unglück der vom Turm in Siloah erschlagenen achtzehn Menschen eine besondere Strafe für ihre besondere Sünde erblickten, sagt er: „Meinet ihr, diese seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage: nein, aber so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen." Auf jene Zusammenhänge zwischen Schuld und Leiden sollen wir nicht hinweisen als die Richtenden — dieser Richtgeist stösst ja auch die Menschen nur tiefer in ihre Not hinein und verleitet die vom Uebel verschonten, sich selbstgerecht in der eigenen, scheinbar von Gott belohnten Tugend zu sonnen — sondern als die Mitschuldigen. Ist es doch auch nicht bloss diese oder jene Sünde eines Einzelnen, die unsere Welt des Uebels geschaffen hat, sondern vielmehr die Gesamtschuld eines sündigen Geschlechtes, dem wir alle ja auch angehören. Am Leiden des Einzelnen kommt die Schuld aller zum Ausdruck, ein von besonderem Leiden Betroffener, wie dieser Blindgeborene, büsst darum für unser aller Schuld, und unser Verschontbleiben vom Uebel ist lauter unverdiente Gnade. Darum dürfen wir uns auch nicht mit dem Uebel in der Welt einfach abfinden, dürfen uns mit keiner scheinbaren Erklärung und keiner frommen Deutung des Uebels beruhigen, vielmehr soll uns dieses furchtbare Rätsel des Uebels immer wieder beunruhigen als das grosse Rätsel unserer eigenen Schuld und Sünde.

Wo es wirklich zu solcher Beunruhigung kommt, da verstehen wir auch, warum Jesus die Frage der Jünger, wer gesündigt habe, abweist: jede solche Deutung und Erklärung des Uebels — mag sie nun richtig oder falsch, tiefsinnig oder oberflächlich, fromm oder

unfromm sein — bedeutet noch keine wirkliche Lösung des Rätsels. Haben wir uns erst einmal als Mitschuldige und Mitbetroffene erkannt, dann fragen wir nicht mehr nach irgend einer Deutung und Erklärung des Uebels, dann sehnen wir uns vielmehr nach Hilfe, nach Befreiung, nach Erlösung vom Uebel. So wie dem Blindgeborenen mit keiner Erklärung seines Leidens geholfen ist, sondern einzig und allein mit dessen Heilung, so brauchen auch wir den, der nicht nur richtet, sondern rettet. Das Rätsel des Uebels fordert nicht bloss eine theoretische Antwort, sondern eine praktische Lösung — mit allen, vielleicht noch so richtigen Antworten, bleiben wir ja in der Nacht, die uns bedrückt, während uns doch einzig mit dem Lichte eines neuen Tages geholfen ist.

Und das ist nun eben die Antwort, die Jesus gibt auf die Frage der Jünger, dass er den Blinden sehend macht. In unseren Uebeln und Nöten werden unsere eigenen Werke offenbar — Christus bleibt aber nicht stehen bei der Blosstellung dieser unserer Menschenwerke: aller Fluch der Menschenwerke wird ihm vielmehr zum Anlass, die Werke Gottes in ihrer erlösenden Kraft zu offenbaren. Dass die Werke Gottes offenbar würden an ihm, dazu ist für ihn dieser Mensch blind geboren. Mag es mit den Ursachen seiner Blindheit stehen, wie es will: er macht ihn sehend und an diesem Sehendwerden wird Gottes Werk offenbar. Nicht in unserer Blindheit liegt der Sinn, mögen wir für dieselbe noch so viele Erklärungen haben, nein im Sehendwerden, denn nicht zu Kindern der Finsternis sind wir berufen, sondern zu Kindern des Lichtes. Ja, darin wird überhaupt das Reich Gottes, die gottgewollte Menschenwelt offenbar, dass die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden, die Tauben hören, die Toten auferstehen und all den armen, gebundenen Menschen das Evangelium, die frohe Botschaft von diesem neuen Reich verkündigt wird. Darin erweist sich Jesus als der Christus, dass er helfend und heilend in all den Jammer eingreift, der notwendig mit unserer gefallenen Menschenwelt gegeben ist, dass er diese Welt mit all dem Fluch, der auf ihr liegt, überwindet, und die Welt Gottes in ihrer Kraft und Herrlichkeit hervortreten lässt. „Wir sahen seine Herrlichkeit," bezeugen jubelnd die Jünger, nämlich „die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Und wie der durch Jesus sehend Gewordene nicht nur das Sonnenlicht erblickte, sondern zugleich mit diesem auch das Licht des neuen Gottestages schaute, der mit Jesus angebrochen war, so sehen wir dort, wo Jesus ist, nicht nur unsere Welt des Uebels, sondern auch Gottes Welt der Herrlichkeit, nicht nur unsere Nacht, sondern einen neuen Tag und ein machtvolles Wirken in diesem Tag.

Im Lichte dieses neuen Tages lernen wir unser Elend, das wir so gerne aus dem verborgenen Ratschluss Gottes deuten, als unser

eigenes Menschenwerk erkennen, als Kundgebungen der verdorbenen Schöpfung, als Auswirkungen unseres Abfalls von Gott. Unsere ganze bestehende „Ordnung", die unter uns immer wieder als ein für allemal gegebene, unantastbare Ordnung, ja gar als „göttliche Weltordnung" gilt, diese Ordnung des Geldes mit ihrem Reichtum und ihrer Armut, mit ihrem Ueberfluss und ihrer Not, diese Ordnung der Gewalt mit ihrer Herrschaft und Unterdrückung, mit ihren Kriegen und Kriegsvorbereitungen, mit ihrer Unmenschlichkeit und Zerstörung, diese Ordnung der Uebel mit all ihren Leiden und allem Siechtum: sie erscheint vor Jesus als eine grosse, furchtbare Unordnung. Aber in diese Unordnung greift Jesus weltüberwindend und welterneuernd ein, damit an ihr die Werke Gottes offenbar werden. Darum erregt auch die Heilung des Blindgeborenen einen solchen Aufruhr, wie uns im weiteren Verlauf unserer Erzählung berichtet wird. Diese Heilung bedeutet eine Antastung und Durchbrechung der bestehenden Ordnung. Der Geheilte, der die an ihm geschehene Gottestat verstand und sich durch Jesus äusserlich und innerlich der Welt des Uebels entreissen liess, wurde verfolgt und aus der Gemeinde, also aus dem religiösen Bezirk der bestehenden Weltordnung, ausgestossen. So wenden sich die Menschen gegen den, der den Kampf gegen den Abfall und seine Folgen aufnimmt und die wahre, gottgewollte Ordnung auf Erden herstellen will: „Das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hats nicht begriffen. Das aber ist das Gericht, dass das Licht in die Welt gekommen ist, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht." Wo die Menschen sich derart zu Jesus stellen, da weicht der Tag, der mit ihm angebrochen ist — „es kommt die Nacht, da niemand wirken kann."

In dieser Nacht stehen wir immer noch und spüren zumal, dass da niemand wirken kann; unser Wirken bleibt immer wieder wirkungslos und jede Anstrengung zu einer Ueberwindung dieser Welt des Uebels endet mit der Offenbarung unserer Ohnmacht. Aus solcher Nacht heraus schauen wir aber wieder auf Christus und sehen in ihm den Anbruch eines neuen Tages. Mag die Welt noch so sehr als die alte, unerlöste dastehen und uns ihre Uebel als dunkle Rätsel vorlegen: durch Christus ist sie doch in das Licht jenes neuen Tages gestellt. Wie die Juden nach der Heilung des Blindgeborenen Jesus alles zugetraut hatten und am Grabe des Lazarus sprachen: „Konnte, der dem Blinden die Augen aufgetan hat, nicht verschaffen, dass auch dieser nicht stürbe?" — so dürfen auch wir von Jesus alles erwarten. Die Uebel dieser Welt sind — wie diese Welt selbst — in ihrer Endgültigkeit und Notwendigkeit durch ihn erschüttert worden. Darum können wir uns mit der bestehenden Welt nicht mehr abfinden und können uns bei keiner tiefsinnigen Deutung und keiner oberflächlichen Erklärung des Uebels beruhigen

— wie die Blindheit des Blindgeborenen, so hat für uns durch Jesus das Uebel überhaupt nur noch den Sinn, dass an ihm Gottes Werke offenbar werden sollen. Ja, gerade an unseren Nöten und Uebeln kann uns bei solchem Glauben klar werden, was durch Christus auf Erden möglich geworden ist und durch ihn noch geschehen soll. Mit dem Glauben an den, der den Blinden geheilt hat und die Offenbarung der Werke Gottes uns als den einzigen Sinn seiner Blindheit hinstellte, stehen wir dem Kriege, der sozialen Not und den andern Uebeln unserer Welt gegenüber. Wir halten es glaubend fest, dass auch an diesen furchtbaren Menschenwerken und ihrer Ueberwindung noch die Werke Gottes offenbar werden sollen. Ja, gerade darin muss der furchtbare Unsinn des Krieges noch seinen Sinn finden, dass aus all dem wüsten Kriegsgeschrei der Ruf: „Nie wieder Krieg!“ sich erhebt und dass diese entsetzliche Verleugnung Christi uns zu ihm zurückführt, damit er als der Friedensfürst mit uns den Frieden auf Erden herstelle. Und darin muss auch die soziale Not unserer Zeit, unter deren Sinnlosigkeit so viele Menschen seufzen, ihren Sinn enthüllen, dass sie uns weckt und uns die Augen öffnet für die neue Gemeinschaft, die Christus auf Erden begründet hat.

So ist uns allen, die wir etwas von dem Licht geschaut haben, das mit Christus in die Welt gekommen ist, ein Beruf und eine Aufgabe gegeben: in unserer Welt drin sollen wir glauben an den, der den Blinden sehend gemacht hat und der auch unter uns alles neu machen kann; wir sollen unsere Welt mit all ihrer Dunkelheit doch in dem neuen Lichte sehen, das in Christus über ihr aufleuchtete und sollen daran festhalten, dass es der letzte Sinn dieser Welt und selbst ihrer Uebel ist, dass Gottes Werke an ihr offenbar werden. Mit solcher Glaubenshaltung schaffen wir Bahn für Christus, dass er aufs neue in die Welt eindringen und sich als das Licht in der Welt erweisen kann. Ja, da darf es wiederum T a g werden durch Christus, und in solchem Tage dürfen auch wir Menschen etwas w i r k e n, dürfen mitwirken an dem Werke, das Gott noch auf Erden tun will.

R. L e j e u n e.

Zur Aussprache

I. Zum Kampf gegen den Alkoholismus.

Leider konnte ich an den Monatsabenden des letzten Jahres an denen über obiges Thema gesprochen wurde, wegen Inanspruchnahme durch alkoholgegnerische Arbeit nicht teilnehmen und möchte darum hier auf die im Januarheft abgedruckten Vorträge zurückkommen.

In Bezug auf die psychanalytische Begründung der Abstinenzgegner pflichte ich Herrn Ragaz vollständig bei, wenn er fragt, ob der Alkoholismus nicht eine Brutstätte von Hemmungen und Lastern sei. Man werfe nur einmal einen

Blick in eine sogenannte Pinte. Schon die Luft, die die Leute da einatmen, muss einen unverdorbenen Menschen, der noch nicht daran gewöhnt ist, anwidern, wie viel mehr aber noch die Redensarten und das Treiben in solchen Lokalen. Der Alkoholismus ist mir immer wie ein Riegel vorgekommen, der sich vor die feineren sittlichen und geistigen Regungen schiebt und den es erst wegzuschaffen gilt, bevor die darunter verborgenen edleren Kräfte und Empfindungen geweckt werden können.

Dass ein Zusammenhang zwischen dem Alkoholismus und dem ganzen sozialen Problem besteht, haben bedeutende Führer in der Abstinenzbewegung richtig erkannt, so z. B. der an der Spitze der deutschen Guttemplerschaft stehende Dr. Bonne, der Verfasser des weitverbreiteten Buches: Im Kampf um die Ideale. Er setzt seine daraus gefolgerten Reformideen in umfassender Weise in die Tat um, wobei er von dem Grundsatze ausgeht, dass der Völkerfriede nicht eher anbrechen wird, bis nicht die einzelnen Völker befriedigt sind, d. h. bis nicht jede einzelne Familie, die diese zusammen bilden, ihr eigenes Stückchen Heimat hat. Also ging er daran, zunächst einmal den überaus schlechten Wohnungsverhältnissen Hamburgs, wo er als Arzt wirkte, auf den Leib zu rücken. Nachdem er sich vergeblich um Unterstützung seitens der Behörden bemüht hatte, handelte er auf eigene Faust. Mit Einsetzung seines ganzen Vermögens fing er an, ausserhalb der Stadt Arbeitersiedelungen zu errichten, die er seinen Schützlingen gegen billigen Entgelt überliess. Unzählige von Existenzen, die ohne ihn in den Lasterhöhlen Hamburgs, wie sie uns aus Poperts „Helmut Harringa“ bekannt sind, verkommen wären, riss er so aus ihrem Leib und Seele vergiftenden Milieu heraus, so dass sie zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft wurden. Durch die Erfolge seines aufopfernden Vorgehens erreichte er es schliesslich, dass er nun auch von den Behörden finanzielle Unterstützung erhielt. Somit konnte er sein Werk auf eine breitere Basis stellen. Er ging auf die Heide hinaus und schuf dort ausgedehnte Niederlassungen für die Arbeiterklasse. Daneben schrieb er eine Reihe von Büchern und Broschüren, die zu den sozialen und pazifistischen Problemen Stellung nehmen. Es seien davon nur erwähnt: „Ueber Menschenwirtschaft“, „Ueber den Wahnsinn des Krieges“ und das schon genannte „Kampf um die Ideale“, das ganz von der Liebe einer grossen Menschenseele zu ihren Mitmenschen durchglüht ist. Als Gefängnisarzt tat er tiefe Einblicke in die menschliche Psyche und die Not der arbeitenden Klasse und verwertete sie propagandistisch in ergreifenden Schauspielen. Die ärztliche Praxis hat Dr. Bonne nun einem Sohne übergeben, um sich ganz seiner grossen Aufgabe widmen zu können. Letztes Jahr feierten die deutschen Guttempler die fünfundzwanzigjährige Tätigkeit ihres verdienten Führers.

Besonders gefreut hat mich der Vortrag von Klara Peter. Schade, dass es nicht mehr solche Abstinenten gibt, die aus einem innern Drang heraus aktiv in den Kampf gegen den Alkoholismus eingreifen. Aber leider zählen wir in unseren Reihen allzuviele sogenannte Papiermitglieder, die mehr als Zuschauer figurieren und Gewehr bei Fuss auf den Fortschritt unserer Sache warten, statt als tätige Mitkämpfer diesen rascher herbeiführen zu helfen. Dagegen dürfen wir uns doch auch wieder der Unterstützung von Männern und Frauen erfreuen, die ganz im Sinne der idealen Auffassung von Fräulein Peter Sozialisten, Alkoholgegner und Pazifisten zugleich sind. Ausser dem oben erwähnten Dr. Bonne rechne ich dazu Dr. Forel, der nächstes Jahr das patriarchalische Alter von 80 Jahren erreichen wird, ferner den allzufrüh verstorbenen Dr. Dück und den unvergesslichen Dr. Bunge. Es waren und sind dies allerdings Männer mit einer umfassenden Bildung, die eben darum die Zusammenhänge der drei unheilvollen Mächte Kapitalismus, Alkoholismus und Militarismus erfassen, was beim grössten Teil der heutigen, meist aus dem einfachen Volke sich rekrutierenden Abstinenten nicht der Fall sein kann, weil ihnen diese Bildung und damit die Weitsicht fehlt. Anderseits sind manchmal gerade

die eifrigsten Kämpfer für eine gute Sache so sehr von derselben erfüllt und absorbiert, dass sie nicht über deren Horizont hinaussehen und das Interesse für ein zweites Problem, wenn es auch im engsten Zusammenhang mit dem ihrigen steht, nicht mehr in ihnen Platz hat. Das liegt eben in der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur. Jene Idealmenschen ragen darum wie Inseln über die Menge der Uebrigen heraus und ich möchte nur wünschen, dass es immer mehr solche Streiter geben würde.

Auch der Schreibende hat während den nunmehr zwanzig Jahren, seitdem er an der Abstinenzbewegung teilnimmt, tief in menschliches Elend, in materielle und seelische Not von Trinkerfamilien hineingesehen und ist der Ansicht, dass, wer je solches mitangeschaut und innerlich mitgefühlt hat, eben nicht anders kann, als entschieden Front zu machen gegen die Trinksitten. Man sollte die Gleichgültigen oder der Abstinenzbewegung gar feindlich Gesinnten einmal in solche Verhältnisse hinein versetzen oder ihnen wenigstens eindringlichen Anschauungsunterricht darin erteilen können, denn blosse Schilderungen oder bildliche Darstellungen gleiten an ihnen wirkungslos ab. Andere haben vielleicht schon einen Einblick in die Alkoholnot unserer Zeit erhalten, aber sie können sich zu keinem persönlichen Opfer wie die Abstinenz entschliessen, sei es aus Mangel an Mut, aus „Rücksicht gegen die menschliche Gesellschaft," wie sie es nennen, sei es aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl. Gerade auch bei den Frauen von Trinkern treffen wir vielfach diese Faktoren an, obgleich in erster Linie sie selbst unter dem Laster des Familienhauptes leiden. Ich kann mir ein solches Verhalten nur aus der Gedankenlosigkeit der Betreffenden erklären.

Kämpfen wir nur getrost und unentwegt weiter für eine Sache, durch deren Sieg der Menschheit der Weg zu lichteren Höhen gebahnt wird. Es geht allerdings langsam, wir haben Rückschritte zu verzeichnen, aber auf alle grossen Umwälzungen folgten noch Reaktionen, an deren Widerständen sich die Streiter stählten und ihrer guten Sache zum Siege verhalfen.

H. Leuthold.

II. Du sollst nicht töten.

VI. Wenn ich mir erlaube, meine Meinung über das „Töten" zu sagen, so meine ich damit nicht nur das Töten von einzelnen Menschen, das etwa von krankhaften, verirrten und moralisch minderwertigen Menschen begangen wird. Vor allem verstehe ich unter dem göttlichen Sittengesetz „Du sollst nicht töten" den Massenmord. Wer aber den Massenmord nicht bekämpft, der hat kein Recht, sich über einzelne Morde zu empören.

Du sollst nicht töten, ja Du, nicht nur ein anderer soll es nicht tun. Es geht Dich an, Du bist ja ein geistig gesunder Mensch; für Dich ist es die heiligste Pflicht, nicht zu töten. Wer dieses Sittengesetz ernst nimmt, der hat auch die heiligste Pflicht, gegen die Vorbereitung des Massenmordes, gegen den Militarismus zu kämpfen, ob einer ein Schweizer oder Deutscher, ob einer ein Italiener, Franzose oder Engländer usw. ist. Vor allem sind wir Menschen, und als solche haben wir dieses grosse, göttliche Sittengesetz zu erfüllen. Wir Menschen haben die Aufgabe, alle Nationen von dieser entsetzlichen Brutalität, wie der Krieg und der Massenmord ist, zu erlösen.

Der Mensch muss wissen, dass das Töten eine Sünde, ein Verbrechen ist. Die Christenheit verkündet schon zweitausend Jahre lang an jeder Weihnachten die Worte des Heilands „Friede den Menschen auf Erden" Millionen von Menschen glaubten Jahrtausende an diese grosse Verheissung, nicht bloss um des Friedens, sondern um der Gerechtigkeit willen. Die Völker als solche sehnten sich nach dessen Erfüllung; das Töten stand für sie im Widerspruch zur innern Vernunft. Aber die sogenannten Träger der Christenheit waren von den dämonischen Mächten derart befangen, dass sie nicht mehr an das glaubten, was

sie selber als Nachfolger Christi verkündeten. Wie schwarze Gewitterwolken, die die Sonne verhüllten, so kam auch eine furchtbare Finsternis über jene, die der göttlichen Verheissung zum Durchbruch verhelfen sollten. Die Geschichte zeigt uns, wie Christus bis auf den heutigen Tag im Stich gelassen wurde und wie man sich mit den Mächten der Welt verbündete. Wissenschaft und Bildung, die in den Fakultäten und Hochschulen wie Muttermilch eingesogen wurden, stellten sich ebenfalls als „Kulturträger" zur Verfügung und halfen mit, den Massenmord zu organisieren. Diejenige Nation, die am besten mit Mordwaffen ausgerüstet war, galt als der höchste Kulturstaat. Für die Eroberungssucht der herrschenden Gesellschaft und um die imperialistischen Pläne des Kapitalismus durchzuführen, musste man die politisch unmündigen und unglücklichen Massen zum Militarismus begeistern; blinde Vaterlandsliebe und falscher Patriotismus waren die Stützen dieser teuflischen und menschenunwürdigen Unternehmungen. Es ist eine traurige Tatsache, dass der Patriotismus und die Vaterlandsliebe nur dort zur Geltung kamen, wo es sich um den Militarismus und um Massenabschlachtung von unschuldigen Menschen handelte. Bei der Lösung der sozialen Frage hört bekanntlich der Patriotismus und die Vaterlandsliebe auf. „Du sollst nicht töten" wurde vollständig auf den Kopf gestellt und umgekehrt, heute noch, im zwanzigsten Jahrhundert heisst es „Du musst töten; wenn Du nicht solidarisch mit andern Mitbürgern dasselbe tust, so wirst Du eingesperrt und der bürgerlichen Ehren und Rechten beraubt."

Der neueste, furchtbare Krieg, den wir hinter uns haben, hatte klar und deutlich gezeigt, welch furchtbarer Schwindel mit der sogenannten Vaterlandsverteidigung getrieben wurde und wie es im letzten Völkergemetzel den herrschenden Gesellschaften gelungen war, nicht nur die blühende Jugend, sondern auch die Alten zu Millionen wie wilde Tiere aufeinander zu hetzen, um sie in Berge von Leichen und in Ströme von Blut zu verwandeln. Das gleiche Schauspiel hatte sich in tausenden von Kriegen wiederholt und das alles im Namen der Zivilisation, der Kultur und, was noch das Allerschlimmste war, im Namen Gottes.

Bei diesem Massenmord handelt es sich nicht nur um das Töten, sondern auch um die grausamen seelischen und körperlichen Leiden und Schmerzen, die zum Himmel schreien. Welch furchtbarer Jammer kam immer wieder über die Nationen, wenn die Lüge der Verteidigung wie ein Lauffeuer durch die zitternden und erschreckten Massen ging. Wenn der gezwungene Krieger, dem dieses furchtbare Handwerk selbst ein Greuel war, sich von seiner friedlichen Scholle, von seiner Familie, von Frau und Kinder nicht trennen konnte, dann musste der Pfarrer, der Kaplan noch das Möglichste tun, um ihn zu bewegen, doch sofort seine heiligste Pflicht zu erfüllen: „Du musst töten, Gott gebe Dir seinen Segen."

Wie Gott dieses Kulturwerk segnet, können wir am besten sehen, wenn wir auch die Folgen dieser verbrecherischen Militär- und Kriegspolitik uns vor Augen führen. Tausende von Städten und Dörfern werden vernichtet; was fleissige Menschenhände im Laufe von Jahrhunderten mit Mühe aufgebaut haben, wird in einigen Stunden zu einem Trümmerhaufen, friedliche und arbeitsame Menschen werden von Haus und Hof gejagt, Epidemien, Krankheit, Teuerung, Hungersnot, sittliche Entartung, Armut, Not und Jammer kehrten ein in die Hütten und Wohnungen der Betrogenen.

Verstümmelte Menschen, Steuern und Lasten aller Art mussten von der breiten Volksmasse übernommen und getragen werden. Eine traurige Tatsache ist es auch, dass dieses Töten noch verherrlicht und besungen wurde. Wenn ganze Provinzen in vollem Aufruhr auf der Flucht begriffen und riesige Felder mit Erschlagenen bedeckt waren, wurden im Lande Dankgottesdienste abgehalten. Mitten in diesem Schrecken und Wehklagen feierten die stolzen Eroberer ihre Ruhmes- und Heldentaten. Die höchste Ehre wurde demjenigen zuteil, der es verstanden hatte, die grössten Schlachten zu liefern, und auf Kosten von zer-

fleischten Menschenleibern wurde die heldenhafte und patriotische Tapferkeit bemessen. Dieses grauenhafte Töten wurde in allen Staaten bis auf den heutigen Tag in den Schulbüchern verehrt und verherrlicht. Der gegenseitige Völkerhass wurde bei der Jugend künstlich grossgezogen, diese Kulturschande wurde als eine notwendige und staatserhaltende Einrichtung hingestellt. Die Achtung vor der Heiligkeit des Lebens sank hinunter bis zur Verspottung. Wenn auch heute am geistigen und politischen Horizont uns eine schwache Morgenröte entgegenleuchtet, so ist deshalb diese furchtbare Tragödie noch keineswegs überwunden. Auch stehen noch schwarze und schwere Gewitterwolken am Himmel, die Gefahr ist noch gross; wer heute nicht an einer vollständigen Abrüstung mitarbeitet, der übernimmt eine grosse Schuld, wenn die Kriegsrüstung, die heute noch fast überall da ist, noch furchtbarere Verheerungen anrichtet. Wir Menschen sind nicht geboren, um zu töten oder uns töten zu lassen, wir sind da, um den Kampf für Gott, für ein wahres Menschentum, für Friede und Versöhnung aller Völker zu führen. Glauben wir an die Ueberwindung der Kräfte der Finsternis, die über die ganze Welt hereingefallen sind. Der Sieg Jesu Christi kann nicht umsonst sein, er will unsere Finsternis durchbrechen; aber ohne den Glauben an die Wahrheit und Gerechtigkeit wird diese Welt nicht überwunden werden. G. Scherrer.

(Schluss folgt.)

Emma Pieczynska-Reichenbach † (1854-1927).

Ein ungewöhnlich reiches Leben hat durch den Tod Frau Pieczynskas seinen Abschluss gefunden. Frau Pieczynska verband in sich eine vielseitige geistige Begabung mit einem tiefen Seelenleben, eine nimmermüde Tatkraft mit einem seltenen Klarblick und Weitblick, eine brennende Liebe für die Armen, Schwachen, Verkürzten, Gedrückten mit einem kühnen Glauben an die Möglichkeit, ihnen, und wäre es auch mit vorläufig unvollkommenen Mitteln, aus ihrem Elend zu helfen.

Sie war zur Führerin geboren und sie war auch eine der Führerinnen in dem Ringen unserer Zeit um eine geistige und moralische Erneuerung unseres Lebens. Sie stand seiner Zeit in enger Verbindung mit Josephine Butler und nahm Teil an ihrem Kampfe gegen die doppelte Moral. Sie hat ihr in ihrem Buche: „Souvenir et Pensées" ein schönes Denkmal gesetzt und ihre eigenen Gedanken und Forderungen in Bezug auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zu einander in den beiden Werken: „Ecole de la Pureté" (in deutscher Uebersetzung unter dem Titel „Reinheit" erschienen), und „La Fraternité entre les Sexes" niedergelegt. Aus ihrer Auffassung der Beziehungen von Mann und Frau ergab sich ganz selbstverständlich auch ihr Eintreten für die Gleichberechtigung von Mann und Frau im öffentlichen Leben, und um die Frau für diese Aufgaben des öffentlichen Lebens zu erziehen, arbeitete sie wieder am Zusammenschlusse einzelner Frauengruppen in grössere Frauenverbände. Sie war Mitbegründerin der „Frauenkonferenzen" in Bern, die sich dieses Ziel der Erziehung der Frau zur Bürgerin gesetzt hatten, und

auch Mitbegründerin des Bundes schweizerischer Frauenvereine. Ihr hatte es diese Organisation mitzuverdanken, wenn damals ihre Jahresversammlungen von solch einem frischen Zug sozialen Erneuerungswillens und einem so ehrlichen demokratischen Geiste erfüllt waren. Wenn man sie an solchen Versammlungen über einzelne Fragen des Fabrikgesetzes oder der Krankenversicherung referieren hörte, wurde einem mehr als durch die schönsten Referate über das Frauenstimmrecht klar, was die Frau in solche Verhandlungen hineintragen könnte, so sehr verstand sie es, die trockenste Materie zu beleben und einem hinter den Paragraphen die Menschen sehen zu lassen, für die diese Paragraphen geschaffen wurden. Aber nicht nur von der Gesetzgebung her wollte sie eine bessere soziale Gerechtigkeit schaffen, auch die Konsumenten wollte sie zusammenschliessen, damit sie ihre Kaufkraft und den Einfluss, den ihnen ihre gesammelte Kaufkraft gäbe, zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der für sie Arbeitenden benützten. Sie hat als Präsidentin der sozialen Käuferliga jahrelang einen grossen Teil ihrer Kraft auf diese Aufweckung des sozialen Gewissens im Käufer verwendet. Die letzten Jahre ihres Lebens widmete sie in erster Linie der Frage der Erziehung des jungen Mädchens für seinen künftigen Beruf als Hausfrau und Mutter. Eine kleine Broschüre „Mariage ou Célibat" enthält wertvolle Beiträge zur Lösung des so schwierigen Problems im Leben der Frau, des Konfliktes zwischen Erwerbsberuf und dem eigentlichen Lebensberuf der Frau.

Aber all diese auf eine äussere Umgestaltung hinzielende Tätigkeit — eine Tätigkeit, die übrigens in den letzten Jahrzehnten unter ganz ausserordentlich erschwerten Verhältnissen durchgeführt werden musste — bildete doch nicht das Zentrum ihres Seins und Wirkens. Sie war nur die Ausstrahlung eines tiefen und innigen Glaubenslebens, und neben all ihrem Mühen um die äussere Verbesserung unserer sozialen Zustände fand sie immer noch Zeit, sich in die Gedanken führender Geister der Gegenwart oder der Vergangenheit zu vertiefen. Lange bevor Tagore Gemeingut geworden war, hatte sich mit ihm beschäftigt; ihr Buch „Tagore éducateur" legt Zeugnis ab von ihrer Vertrautheit mit seiner Gedankenwelt. Sie war auch von Anfang an mit der schweizerischen religiös-sozialen Bewegung eng verknüpft, weil auch sie die soziale Erneuerung von der religiösen Erneuerung her erwartete, aber auch sie nicht an ein tatenloses Warten, sondern an ein handelndes Warten glaubte.

Am tiefsten aber kam wohl die Kraft ihres Glaubens und die Innigkeit ihres Gottverbundenseins zum Ausdruck in der Art, wie sie ihr eigenes Schicksal trug. Durch ein schweres Gehörleiden gehemmt, durch völlige Erblindung bedroht und oft zu wochenlanger „Dunkelhaft" verurteilt, zeigte sie sich doch nie mutlos oder gar verbittert, ja sie konnte nach einer solchen Zeit vollständiger Ab-

geschlossenheit aus aufrichtigem Herzen danken für den Segen, der ihr aus dieser Einsamkeit, die eben keine Vereinsamung war, zugeströmt sei.

Ihr Schicksal war uns oft ein Rätsel: Warum wurde einem Menschen so viel gegeben an geistiger Kraft und Wirkungsmöglichkeit und ihm dann wieder so viel genommen, so dass das, was sich sonst wie ein reicher Strom hätte ausbreiten können, scheinbar zum Teil versanden musste? Und doch, wenn man bedenkt, was sie aus ihrem Leben trotz aller Hemmungen machen und wie sie selbst ungebrochen und freudig bis zuletzt das Leben bejahen konnte, ist es einem vielleicht kein Rätsel mehr. Vielleicht konnten so „die Werke Gottes" in einer noch wirksameren Art „offenbar werden", als wenn sie ihre Kräfte ungehemmt von Krankheit und Gebrechen hätte entfalten können. Clara Ragaz.

Die Erlösung von der Angst.

In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Joh. 16, 33.

I.

„In der Welt habt ihr Angst." Wie könnte man schlagender mit wenigen Worten den Zustand unseres weltlichen Daseins enthüllen? Wir haben Angst — wir Alle, auch die scheinbar Leichtfertigen ja Uebermütigen; denn wer wüsste nicht, dass Leichtfertigkeit und Uebermut sehr oft nur eine Form sind, der Angst zu entrinnen, die auch hier im Untergrund brütet, im Hintergrund lauert? Was sind, um nur zwei Beispiele zu nennen, jene Ausbrüche orgiastischen Tobens in der Nacht der Jahreswende anders als Aeusserungen der Angst vor dem Ernst der Ewigkeit; oder wenn hier vielleicht noch eher an ein Aufbrausen der Lust des Lebens gegenüber der in der raschen Flucht der Zeit liegenden Todesdrohung gedacht werden könnte, so ist doch das unter uns neu aufgekommene Fastnachtstreiben ganz gewiss eine solche Aeusserung der Angst eines Geschlechtes, das haltlos über Abgründen schwebt. Und wer begeht am häufigsten Selbstmord? Etwa die Tiefernsten und nicht viel häufiger die scheinbar stets Fröhlichen ja Uebermütigen? Nein, eher noch schützt tiefer Ernst, tiefes Gefasstsein vor der Angst, als die Betäubung des Leichtsinns.

Wir haben in der Welt Angst, und zwar auf tausend Arten. Wir haben Angst vor der Arbeit, dass sie uns misslingen möchte. Wir haben Angst für unsere Gesundheit, unser materielles Auskommen, unsere Stellung und Geltung in der Welt, unsere Kinder, unsere Freunde, unser Werk. Wir haben Angst vor dem Schicksal, das dunkel über uns hängt und aus dem jeden Augenblick ein Blitz bre-

chen könnte, der uns an Besitz, Ehre, Gesundheit, Leben, Liebe träfe. Wir haben Angst vor der Zukunft und ihrem Geheimnis — was mag uns da noch aufbewahrt sein? Wir haben Angst vor den Menschen — was mögen sie gegen uns planen? Wir haben Angst vor dem Weltlauf — könnten nicht die Mächte des Bösen darin endgültig triumphieren? Wir haben Angst. Denn die Welt ist das Reich der tragischen Ueberraschung; die Welt ist das Land der Bedrängnis und Unsicherheit; die Welt ist eine nächtliche Gegend, aus der „Finsternis aus hundert Augen sieht" und wo diese Augen oft zu glänzen beginnen wie von Dämonen, die uns vernichten wollen. Hinter all dieser Angst steht ja im Grunde die Angst vor dem Schicksal und hinter ihr wieder die Angst vor dem Tode. Die Angst ist eine der Urmächte des Menschenwesens. Wer will ihre Tiefen ergründen? Ist sie nicht ein Teil des alten Chaos, aus dem die Schöpfung erstand? Ist sie nicht auch jetzt die dunkle Mutter alles Lebens? Wird nicht jedes Menschenkind in tödlicher Angst zur Welt geboren? Sollten wir uns da wundern, wenn sie zum fast unverlierbaren Angebinde des Menschenloses wird?

II.

Die Angst ist aber zunächst die grosse Verdüsterung und Belastung unseres Lebens. Was verdunkelt uns mehr die Freudensonne des Lebens? Was beugt stärker unsern Rücken zur Erde? Aber sie ist mehr, ist Schlimmeres: Die Angst ist auch eine Mutter alles Bösen, ja, man dürfte vielleicht sagen, die Mutter alles Bösen. Das ist wenigstens die Meinung eines der Grossen, die am tiefsten in die Abgründe der Seele geschaut haben, Sören Kirkegaards. Er hat selbst mit diesem Dämon zeitlebens zu ringen gehabt und redet aus eigener Erfahrung. Ich glaube, dass ein Dostojewski, ein anderer Grosser dieser Art, ihm auf seine Weise Recht gäbe und meine, es sei auch die Ansicht der Bibel. Wenn Paulus erklärt, das Gesetz reize zur Sünde, so weist er damit auch auf diese mächtige Tatsache hin. Denn das Gesetz ist aus der Angst geboren — der Angst vor Gott — und so schafft es auch Angst. Damit aber gibt es dem Bösen Macht. Denn es gibt ihm Majestät, Gewalt, Glanz, Anziehungskraft, macht es zu etwas im Grunde Begehrenswertem. Gehört es doch zu den dunkelsten Geheimnissen der Seele, dass gerade das Böse, das Furchtbare uns anzieht. Es ist darum gerade die Angst vor dem Bösen, die uns direkt in das Böse hineintreibt. Sie ist der dämonische Blick, der das flatternde Vöglein in den Rachen der Schlange treibt. Wo daher im Leben eines Einzelnen oder in dem einer Gemeinschaft die Angst des Gesetzes geherrscht hat, da ist die Gefahr eines Umschlages in den Libertinismus der Ausschweifung stets sehr nahe. Diese Angst kann freilich zunächst zur Schwermut führen, aber es ist auch eine wichtige psychologische

Wahrheit, dass Schwermut eine stärkere Versuchung zum Laster ist als Freude, wie denn auch Nietzsche irgendwo sagt, dass das Laster viel mehr aus der Freudlosigkeit stamme, als aus der Freude, so dass Freude — natürlich bloss e c h t e Freude — direkt eines der wirksamsten Heilmittel gegen das Laster wird. Denn das Laster ist ein armseliger Lebensersatz. Das Gute gedeiht nur in der Luft der Freiheit, die ja immer zugleich Freudigkeit ist, das Gesetz aber hat nur Wert und Recht, soweit es Freiheit ausdrückt. Das ist eine Wahrheit, die an den Wurzeln aller Erziehung und aller Politik liegen muss, wenn sie die Früchte des Guten tragen sollen.

Die Angst aber ist die Mutter des Bösen. Wir haben das letzte Mal von der Erlösung vom Bösen geredet. Aber nun muss hier auf eine Tatsache hingewiesen werden, die zu den quälendsten von allen gehört, die im sittlichen Kampf des Menschen auftauchen: Wenn ein Mensch einen Fehler überwunden hat oder doch überwunden zu haben scheint, dann bemächtigt sich seiner leicht die Angst vor ihm, die Angst vor seiner Wiederkehr, die Angst vor der vielleicht auftauchenden Versuchung, die Angst vor der Macht dieses Bösen. Sie bringt ihm dieses Böse beständig so nahe, dass er ihm leicht wieder verfallen kann. Sie ist das Gespenst der einstigen Sünde, das ihn verfolgt und zur Verzweiflung treiben will. So werden die edelsten, zartesten und gewissenhaftesten der Menschen durch die Angst vor der Schuld in Schwermut oder gar in die Schuld selbst getrieben.

Noch furchtbarer freilich ist wohl jene Angst vor dem Bösen, die aus der Vorstellung entsteht, dass man durch ein dunkles Schicksal, ein Fatum, einen auf dem Einzeldasein der Familie lastenden Fluch, dem Bösen verfallen sei. Diese Angst treibt zahllose in den Rachen der Hölle, seis so, dass sie dem Laster oder Verbrechen, seis so, dass sie der Verzweiflung verfallen. In unseren Tagen tritt diese Form der Angst bekanntlich gern als Vorstellung von einer erblichen Belastung auf. Sie ist im Ganzen genommen ein W a h n, gewiss, aber dieser Wahn hat mehr Gewalt als manche Wahrheit. Und ist sie wirklich bloss ein Wahn? Steht dahinter nicht irgend eine dunkle Wirklichkeit? Auch der Wahn nährt sich von der Wirklichkeit.

Die Angst ist aber nicht nur im individuellen, sondern auch im sozialen Leben, nicht nur in dem des einzelnen Menschen, sondern auch in dem der Gesellschaft eine gewaltige Macht und eine Mutter des Bösen. Das heute am meisten in die Augen springende Beispiel dafür ist der Krieg und die Kriegsvorbereitung. Sie entspringen bekanntlich viel weniger dem Kriegswillen der Völker oder ihrer Leiter, als der Angst voreinander, also dem Wahn. Aus diesem Wahn heraus greifen sie zu Sicherungen und suchen diese in äusserlichen Dingen, in Armeen, Festungen, Flotten für Wasser und Luft, in Kanonen, Maschinengewehren, Tanks und Giftgasen — in der Hölle (denn

vergessen wir nicht: das Bündnis mit dem Bösen ist so oft, auch in andern Zusammenhängen, eine äusserste Folge der Angst!), suchen sie zuletzt im Krieg selbst, in den man sich stürzt, weil man die Angst nicht mehr länger aushalten kann und will — wie denn auch ein grosser Teil des kriegerischen Heldenmutes nur eine Form der Angst ist. Aus dieser Angst heraus will Frankreich heute den grossen Schützengraben um sein Land herum ziehen und schafft damit ein furchtbares Symbol für die Angst der heutigen Welt ja der Welt überhaupt. Aber diese Angst stürzt sich als Dämon auch auf das soziale Leben der Völker im engeren Sinne: als Furcht vor der Arbeitslosigkeit, dem Hunger, der Armut, der Krankheit, der Unsicherheit aller Art. Sie treibt sie in die Arme der politischen Demagogen und medizinischen und religiösen Quacksalber; sie lässt sie die Freiheit wegwerfen und nach Diktatur schreien; sie treibt sie in allerlei Betäubung hinein, ins Wirtshaus, ins Kino, in die Sportleidenschaft, in die Fastnacht, in geschlechtliche Ausschweifung. Dieser Dämon, seine Geissel schwingend, jagt die heutigen Menschen in die Hetze, worin sie zu Grunde gehen; er stachelt sie zu dem Mammonismus, worin man ja auch Sicherheit sucht und natürlich, wie bei a l l diesen Sicherungen, nur immer unsicherer wird. Diese Angst macht sinnlos, brutal: man weiss, wie Menschen bei Schiffbrüchen, grossen Bränden oder anderen Katastophen in der Wut ihres Schreckens sich benehmen. Diese Angst wird zur Gier. Denn das gierige Raffen soll auch Sicherung geben; die Gier ist die Angst des Endlichen, die sich doch im Unendlichen sättigen möchte und es nicht kann. Diese Gier ist ihrer Natur nach wilder Egoismus. Die Angst verhindert darum jede wirkliche Lösung des sozialen Problems, sie verhindert sogar jene Versicherungen, die den Zweck hätten, sie zur Ruhe zu bringen. Denn sie ist in ihrem Egoismus blind und kopflos. Die ganze bloss menschliche Kultur hat nach der tiefsinnigen biblischen Geschichte vom Turmbau zu Babel das Motiv, dass der Mensch durch den Glanz dieser Leistung der Angst des Endlichen entrinnen will. Sie ist zum Teil auch bloss Betäubung. Betäubung sind vielfach auch Wissenschaft, Kunst, Religion. Darum werden daraus Götzen gemacht, auf dass doch irgend ein Gott da sei, dass das Endliche das Unendliche vortäusche. Aber es wird alles zuletzt nur leer, brutal, unmenschlich, dämonisch, molochartig. Und das letzte Wort spricht diese Macht, wenn sie aus Furcht vor dem Leben, auch etwa aus Furcht davor, dass es zu viel Menschen geben könnte (das ist auch ein solcher Wahndämon!), den Lebensquell verschüttet und die Erneuerung des Lebens durch das Kind verhindert, nur noch der Gier das Wort lassend. Damit enthüllt sich wieder als letzter Sinn der Angst der Tod, und wird sie vollends der Dämon der Vernichtung, der die dunkeln Fittiche über der ganzen Welt schlägt.

„In der Welt habt ihr Angst." Die Angst gehört zum Wesen der

Welt. Denn die Welt ist das Reich der Endlichkeit. Dieses muss versagen, wo der Anspruch der Unendlichkeit auftritt, der der Seele eignet. Die Angst des Menschen ist das Flügelschlagen der vom Unendlichkeits- und Ewigkeitsdrang bewegten Seele gegen die Wände des dunkeln Kerkers der Endlichkeit. Das Böse aber, das aus ihr geboren wird, ist das umgeschlagene Gotteswesen im Menschen, der Sturz der Seele von dem ewigen und unendlichen Gott weg in den Dienst der Götzen, die ja nur die vergotteten Mächte der Endlichkeit sind. Der Dienst der Götzen aber ist voll Angst. Das ist eine der Grundtatsachen aller Religionsgeschichte, wie es eine der Grundtatsachen des menschlichen Seelenlebens ist. „Die Furcht schuf die Götter," dieser scheinbar lästerliche Satz eines freien Geistes der Antike enthält durchaus Wahrheit, wenn auch nicht einzige und letzte. Die Angst schuf und schafft nicht Gott, aber Götzen, und die Götzen schufen und schaffen Angst. Der Moloch, dem die Erstgeburt alles Lebens geopfert werden muss, ist ihre typische Gestalt.

III.

„Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden."

Die Welt mit ihrer Angst wird nur überwunden durch den lebendigen Gott. Er allein ist ihr überlegen, denn er ist der wirklich Ewige und Unendliche und kann Ewiges und Unendliches spenden. Er kann die Sicherheit des Ewigen und Unendlichen geben. Vor ihm müssen die Götzen und Dämonen, die Ersatzgötter, die Vergottungen, die Trug- und Schreckbilder der geängstigten Endlichkeit vergehen. Er ist der Allmächtige. An ihn reicht auch kein Schicksal heran. Was wir Schicksal nennen, das ist nur die Hülle seiner Gedanken über uns, seines Planes mit uns. Es ist nicht selbstherrlich, sondern es ist geschickt. Es hat einen Auftrag. Es ist Stoff, woraus wir als Gottes Mitarbeiter das Werk unseres Loses schaffen sollen. Dunkel muss es, als Stoff für unser Ringen, zum guten Teil sein, aber ein Fatum gibt es nicht; vielmehr es gibt eins, aber nur für den Trägen, den Feigen, den Ungläubigen. Fatum ist das Schicksal, mit dem man nicht ringen will, das man nicht gestalten will, hinter dem man nicht Gottes Gedanken und Willen erkennen will. Fatum ist darum entweder Strafe der Schuld, Schrecken des Gewissens oder es ist Gespenst der trügerischen Einbildung. Das ist die Wirklichkeit, aus welcher der Wahn lebt und auf den wir hingedeutet haben. Aber in jeder Gestalt muss das Fatum vergehen vor dem lebendigen Gott, der allein ist und allein Macht hat, und den wir durch Christus als unsern Vater kennen. Denn nun sitzt auf dem Tron aller Welten und aller Himmel die Liebe, die für uns treuer sorgt als Vater- und Mutterliebe. Nun schlägt im Innersten der Wirklichkeit ein Herz, an dem wir geborgen sind. Nun blicken uns aus allen Dingen zuletzt Gottes, nicht

der Dämonen Augen an, weil er ihr Herr ist und sie Nichtse vor ihm. Nun braucht uns auch keine Schuld mehr als Gespenst zu schrecken, oder das Schicksal zum Gespenst zu machen; denn in Kraft seiner Gnade dürfen wir trotz unserer Schuld von ihm gesegnet sein. Es gibt eine heilige Burg, wo sein Friede waltet und weder Schicksal noch Bann, weder Gespenster noch Dämonen zukommen dürfen. Nun braucht uns keine Belastung zu schrecken. Abgesehen davon, dass solche Belastungen meistens bloss Gebilde der Angst sind, ist zu sagen, dass das, was wir als Erbe empfangen haben, auch das scheinbar Schlimme daran, auch zu dem Schicksal gehört, in dem Sinne, dass es geschickt ist, dass darin auch Gottes Wille schaffend und erlösend waltet, dass jeder von uns nur unter einer Last wachsen und gross werden kann und jeder von uns wohl gerade unter seiner besonderen Last. Wage bloss daran zu glauben! Ergreife bloss des Lebendigen Hand und fasse Vertrauen zu seinem Herzen! Darauf kommt alles an, alles. Wenn du glauben kannst, wirst du Gottes Herrlichkeit sehen. Schaue dem Gespenst des Fatums ins Auge und es löst sich auf. Dringe durch allen Trug der Endlichkeit und dämonische Finsternis der Welt empor zu dem ewigen Herzen und allmächtigen Arm, und du wirst Licht über Licht, Hilfe über Hilfe, Rettung über Rettung, Sieg über Sieg erfahren, so dass dein schwaches Herz fest wird und das Dunkel der Angst aus der Seele weicht, weil dort ein Fels ist, der in keinem Sturme wankt und ein Licht, das in keiner Finsternis erlischt: Gott ist, er ist allein, er hilft, er ist treu; fürchte dich nicht, glaube nur!

Das ist die Grundordnung des Lebens: Entweder Gott oder die Angst. „In der Welt haben wir Angst." Die Angst ist da, wo Gott nicht ist. Sie weist auf die leere Stelle hin. Sie ist ein sicheres Zeichen, dass es an dieser Stelle fehlt. In dem Masse aber, als wir zu Gott kommen und Gott zu uns, weicht die Angst. Es gibt nur zwei Grundmächte aller Wirklichkeit: Gott und den Wahn. Wo Gott nicht ist, da ist Wahn, und der Wahn schafft Götzen, Götzendienst und Angst.

Die Angst wird überwunden durch den Glauben. „Euer Herz erschrecke nicht: glaubet an Gott und glaubet an mich."[1]) Das ist das einfach grosse Geheimnis der Erlösung. Das gilt, um gleich damit zu beginnen, von jener quälendsten Form der Angst, der Angst vor dem Bösen. Die Angst ist der Grundfehler unseres Kampfes gegen das Böse. Wir sollen nur Eins fürchten: Gott; Gottesfurcht ist aber alles andere eher als Gottesangst; sie ist vielmehr Freiheit, Freiheit von der Welt und all ihrer Angst. Gott fürchten heisst eben sonst nichts fürchten. Auch nicht das Böse! Wir sollen vor dem Bösen keinen Respekt haben. Wir sollen ihm

[1]) Ev. Joh. 14, 1.

nicht Majestät verleihen — die hat nur Gott — sondern es in seiner Armseligkeit erkennen. Wir sollen ihm keine Gewalt zuschreiben, sondern es als gerichtet betrachten. Wir sollen uns in der Macht Gottes gegen seine Anfechtung gesichert wissen, und darum seine Anfechtung gar nicht mehr fürchten. Wir sind im Glauben Herren auch des Bösen. Damit verliert es seinen Zauber und weicht. In diesem Sinn soll man den Teufel verachten. Man soll ihn verachten in tiefster, heiligster Furcht Gottes. Und wenn wir doch Gesetz nötig haben — und wir haben es zu unserer Zucht und Bewahrung nötig — dann ist es eben das Gesetz des Gottes, der seine Erfüllung in uns wirkt, dann ist es Gesetz des Glaubens, nicht der Angst, Gesetz der Freiheit, nicht des Bannes. Eine freudige, sieghafte Freiheit im Lichte der Macht und Gnade Gottes raubt dem Bösen seine Macht und seinen Zauber. Denn die sind doch nur Wahn.

So schafft der Glaube Sicherheit gegen den Anspruch aller Vergottungen der Endlichkeit. Glaube an Gottes Macht und du bedarfst nicht jener Sicherungen, die doch keine sind. Du brauchst nicht die Sicherheit des Geldes und nicht die des Schützengrabens, denn du kennst eine bessere. Du brauchst keine Betäubung, denn du brauchst nicht einem Schrecken zu entfliehen. Du bist nicht der Gier ausgeliefert, denn du brauchst dich nicht am Endlichen zu sättigen. Du brauchst nicht die Hetze mitzumachen, denn Gott wartet schon auf dich mit dem, was du nötig hast. Du kommst nicht in Gefahr, aus Angst deine Freiheit zu verkaufen, da du doch eine Freiheit kennst, die von der Angst befreit. Auch den Tod brauchst du nicht zu fürchten, denn es gibt vor dem lebendigen Gott keinen Tod; du bist in ewigen Armen. Du brauchst nicht im Egoismus der Angst den Andern zu berauben, du kannst sogar geben. Hier eröffnet sich die einzige Aussicht auf eine Lösung des sozialen Problems. Es ist entstanden aus der Angst und kann nur gelöst werden durch den Glauben. Nur durch einen neuen Glauben — der doch nur der alte ist, und der einzige ist, der so heissen kann — wird der Krieg besiegt. Im Glauben werden wir wieder das Kind begrüssen, im Glauben aus Tod und Vernichtung der Götzenwelt zum Leben des Reiches Gottes, des Lebendigen, vordringen.

IV.

Diese Macht des lebendigen Gottes, unseres Vaters, welche die Welt mit ihrer Angst überwindet, ist uns in Christus offenbart. Das ist die Weltwende, die mit ihm gekommen ist, dass vor ihm alles und jedes Schicksalsdunkel zu Boden sinkt. Wir könnten an den Lebendigen, der unser Vater ist, nicht recht glauben ohne ihn. So tief die Ahnung von ihm schon in der Heidenwelt ist, so gewaltig ihn die Propheten verkündigen und so innig die Psalmen ihn unserem Herzen nahe bringen, es bliebe ein dunkler Rest und darin eine

Burg der Angst ohne ihn. Aber vor ihm sinkt mit allem Schicksal alle Angst zu Boden. Denn in ihm wird das Wort Fleisch, in ihm leuchtet Gottes Macht und Barmherzigkeit als ungeheure Wirklichkeit mitten auf Erden auf. Er bindet uns an die Wirklichkeit Gottes, des Vaters, mit Ketten, die keine Anfechtung zerreissen kann. Nun können wir sprechen: „Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte und Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend eine Kreatur uns scheiden mag von der Liebe Gottes, die in Jesus Christus ist, unserem Herrn." Nun ist alle Angstreligion vorbei. Und was er durch seine ganze Erscheinung tut, das vollendet er durch sein L e i d e n, das am K r e u z e gipfelt. Denn in seinem Leiden drängt sich die ganze Angst der Welt zusammen. Er geht in seinem Leiden mitten durch sie hindurch. Aber damit überwindet er sie, denn er geht mit G o t t hindurch. Er offenbart Gott mitten in der Angst der Welt. Er macht jedes Dunkel, das Schicksal, die Schuld, den Tod leuchtend von Gottes Glanz. Im Kreuze fasst sich diese Ueberwindung der Welt zusammen. Es ist das stärkste Aufsichnehmen der Angst der Welt, das stärkste Gericht der Welt, das stärkste Nein Gottes zur Welt, die stärkste Selbstbejahung Gottes gegen die Welt. Darum hat die Angst des Kreuzes erst alle Angst der Welt überwunden; darum gibt es nun mitten in der Angst der Welt eine Gottesburg des Friedens, wo k e i n e Angst mehr zukommen kann. L. R a g a z.

Isaac Newton in der Kirche.

Sir Isaac Newton, den das Firmament
Als seiner Ordnung grössten Deuter nennt,
An seinem Platz in Highwoods Kirche stand.
Die Liturgie verlas der Prädikant,

Beginnend: **Der du in den Himmeln thronst,**
Doch auch in demutvollen Herzen wohnst . . . .

Und weiter lesend bis zum ernsten Lied,
Wo Buss bekennend jeder niederkniet.

Doch Newtons Sinn blieb noch beim ersten Wort!
Durch weite Welten schwebend trugs ihn fort.

Und was vorhin von schnellen Lippen kam,
Ihn, aller Zeit entrückt, gefangen nahm:

„Wer ist der Geist, in dem das Weltall webt
Und den das Suchen meiner Brust erlebt? . . . .

Was ist der Mensch, dass seiner er gedenkt,
Ihm der Unendlichkeiten Blick geschenkt?“

Da weckt ihn auf aus seinem tiefen Traum
Des Pfarrers Schritt im leeren Kirchenraum:

„Wo weilt Herr Newton, dass er heut vermied,
Zu tun des Gläub'gen Pflicht — und nicht gekniet?“

Ein feiner Glanz umleuchtet sein Gesicht
Und gütig zu dem Fragenden er spricht:

„Wenn ichs vergass, so nehmt es nicht als Spott,
Herr Pfarrer: wo ich weilt? Ich war bei Gott.

Ich suchte ihn in seines Tempels Raum.
Mir war, ich küsste seines Mantels Saum.

Wohl allzuschnell ist Euch der Weg erfüllt,
Wenn Ihr ausdeutet seiner Grösse Bild.

So mocht es kommen, der Ihr jetzt mich straft,
Dass Ihr dort nicht mit mir zusammentraft.“

Grindelwald, Sonntag, 15. VII., 1923. A. de Quervain. †

Zur Weltlage

Das Elsass.[1])

Wenn man von Basel nach Strassburg fährt, kann man aus dem vielfältigen Gewoge der Vogesenkette zwei charakteristische Bergkuppen sich herausheben sehen. Die erste, bei Schlettstadt, steigt in zackigem Dreieck aus der Ebene auf. Ein weitläufiges, mächtiges Schloss krönt ihre Stirn. Der Sandstein, aus dem es aufgetürmt ist, trägt immer wieder die Initialen W. II., I. R., Wilhelm der Zweite, Imperator, Rex. Die französische Tricolore flattert auf dem wuchtigen Burgfried. Diese Kuppe ist das Wahrzeichen des

[1]) Es soll diesmal ein Mitarbeiter das Wort erhalten, um die „Weltlage“, die wir letztes Mal vom Osten her beleuchtet haben, durch ein typisches politisches Zentralproblem des Westens zu erläutern. In diesem Sinne möchten wir den Aufsatz unseres Freundes verstanden wissen. Er übernimmt selbstverständlich auch die Verantwortung für seine Beurteilung der elsässischen Frage, doch sei nicht verhehlt, dass die Redaktion ihm darin von Herzen beistimmt, dass das Elsass zu einer äusserst bedeutsamen Vermittlungsrolle, der Rolle einer „Brücke“, bestimmt sei, wie dass sie das französische Verhalten in der Sprachenfrage und Anderem für Unrecht und Torheit schwerster Art hält.
D. Red.

nationalen Machtstaates, der Herrlichkeit des neuen deutschen Kaiserreiches, der trotzigen Kraft des siegreichen Frankreich. Nicht umsonst lautet ihr stolzer Name: Hohkönigsburg!

Die andere Kuppe, zwischen Benfeld und Erstein sich zeigend, hebt sich als viereckiger Felsblock aus weichen Wellenlinien heraus und trägt das Kloster St. Odilien. Sie kann manchem als Sinnbild klerikaler Machtentfaltung erscheinen. Doch mir bedeutet sie etwas ganz anderes. Hinter die Steinwälle jener Höhen flüchteten in grauer Vorzeit schon schutzsuchend die friedlichen Bewohner des Landes in rauher Kriegsgefahr. Dort oben waltete, Jahrhunderte später, Segen an kranken Seelen und siechen Leibern stiftend, das Dunkel blöder Augen am heimatlichen Quell erhellend, die heilige Odilia, die Patronin des Elsass. Blind geboren, von machtgieriger Barbarei des Heidentums mit dem Tode bedroht, hatten sich ihr selber die Augen geöffnet, als sie heimlich die christliche Taufe empfing. Dann ging sie hin und wandelte die Hohenburg, das Stammschloss ihres wilden Vaters Eticho, um in einen Hort des Friedens, in eine lichte Stätte helfender Liebe. Ist das etwa der heilige Sinn der Geschichte des Landes, das wie ein Gottesgarten in friedlichem Abendglanz zu ihren Füssen ruht?

Im Mai vorigen Jahres erschien, vom Verfasser selbst verlegt, im buchhändlerischen Vertrieb der „Librairie Istra", ein Buch, das für die Zukunft des Elsass von grösster Bedeutung werden kann. Sein Titel lautet: „Das elsässische Problem. Grundzüge einer elsässischen Politik im Zeitalter des Paktes von Locarno." Sein Erscheinen fällt in eine Periode hoher Erregung der Geister im Elsass und wird zur Erklärung und zur Klärung diese Bewegung dienen. Sein Verfasser ist Georges Wolff, ein Politiker, der schon in deutscher Zeit sich im Elsass einen bedeutenden Ruf verschafft hat. Er entstammt einem alteingesessenen unterelsässischen Geschlecht und vereinigt, wie viele dieser gediegenen, urwüchsigen, echt aristokratischen Elsässer, den nüchternen, realistischen Blick auf die in der Gegenwart wirkenden Kräfte mit dem idealen, hochstrebenden Wollen einer bessern Zukunft, das zähe Festhalten an dem einmal für richtig Erkannten mit dem geschmeidigen Einfühlen und dem Verständnis für die Ansichten und Lagen anderer Menschen. G. Wolff hat schon in deutscher Zeit, trotz aller positiven Einstellung zum Deutschtum, eine durchaus elsässische Politik betrieben und hat deshalb wesentlich zur Schaffung eines elsässischen Bundesstaates innerhalb des deutschen Reichsverbandes beigetragen. Nachdem der Terror einer verblendeten nationalistischen Hochflut im Elsass ihn eine Zeitlang zum Schweigen verurteilt hatte, setzt er in seiner zähen Weise die elsässische Politik, nun aber durchaus im Rahmen des französischen Staates, fort. Dazu hat er sich nicht die rein in elsässischen Kreisen wurzelnde Zeit-

schrift „Die Zukunft“ als Tätigkeitsfeld ausersehen, sondern die in ganz Frankreich verbreitete radical-sozialistische Partei und ihr unterelsässisches Organ „La République“. Denn er ist der Ansicht, dass die elsässischen Probleme nicht nur vom Elsass, sondern auch vom Innern Frankreichs aus angegriffen und gelöst werden müssen. Zu diesem Zweck will sein Buch die Probleme klar legen und solche Wege zu ihrer Lösung zeigen, die nicht nur dem Elsass, sondern zugleich ganz Frankreich dienen können. Ob allerdings die stark parteidoktrinäre radikale Partei diese Aufgaben lösen kann, wird die Zukunft zeigen. Sicher ist, dass jetzt schon G. Wolffs Mitarbeit zu einer sehr schweren Krisis innerhalb der elsässischen Sektionen dieser Partei geführt hat.[1])

Das Erscheinen dieses Buches ist eine Gelegenheit, die Leser der „Neuen Wege“ mit dem Elsass selbst, von dem sie sicher in den letzten Monaten viel Verwirrendes gehört haben, näher bekannt zu machen. Ich weiss, dass der Eindruck, den die Elsässer auf unsere Nachbarn, besonders auch auf die Schweizer machen, nicht immer der beste ist. Man vergleicht uns nur zu gern mit dem Helden eines unserer volkstümlichsten Lieder, dem „Hans im Schnokeloch“. Hübsche Bauernmädchen bedienen ihn in liebenswürdigster Weise mit den besten Leckerbissen. Er aber macht ein mürrisches Gesicht; denn: „Was er het, des will er net, und was er will, des het er net, dr Hans im Schnokeloch het alles, was er will.“ Wo liegen die tieferen Gründe dieser scheinbar launischen, ewig unzufriedenen Erscheinung, die der Elsässer macht?

Vor allem bildet das Elsass, so wenig wie übrigens die Schweiz, die Einheit, unter der sich der Nichtelsässer dieses Land vorstellt. Schon rein geographisch vereinigt es ausgesprochene Ebene mit ausgesprochener Gebirgsnatur. Dann hat die sehr verschiedene Geschichte der einzelnen Gebiete des Elsass grosse Unterschiede geschaffen zwischen Unterelsass und Oberelsass. Im Oberelsass hat wieder der Sundgau sein eigenes Gepräge, im Unterelsass das Strassburger Ackerland, das Hanauerland, das Land nördlich vom Hagenauer Forst, das mehr fränkischen als alemannischen Einschlag trägt, und schliesslich das krumme Elsass, ein Gebilde ganz eigener Art. Auch religiös zeigt das Elsass grosse Verschiedenheiten: Ganz katholische wechseln mit ganz protestantischen Gegenden ab, während die Städte meist beide Konfessionen, manchmal in fast gleicher Stärke, in sich fassen. Auch der Katholizismus, in dem eine regionale Strömung neben einer nationalen herläuft, bildet ebensowenig eine geschlossene Einheit wie gar der Protestantismus. Denn

[1]) Bald nach Niederschrift dieses Artikels, im Spätherbst vorigen Jahres, ist die Scheidung der Geister erfolgt. G. Wolff ist aus der radikalen Partei ausgetreten und hat seither mit anderen gleichgesinnten Männern die „elsässische Fortschrittspartei“ gegründet.

dieser bietet, neben den kirchlichen Unterschieden von lutherisch-orthodox und reformiert, von pietistisch, positiv und liberal, noch das abwechslungsreiche Bild buntester parteipolitischer Zusammensetzung. So ist es kein Wunder, dass auch die grossen nationalen Gegensätze von französischer und deutscher Gesinnung im Elsass, trotz der gründlichen und oft grausamen Reinigung, die nach dem Waffenstillstand die sogenannten Commissions de triage vorgenommen haben, immer noch stark vertreten sind. Ja, neben den französisch und den deutsch Gesinnten gibt es noch einen dritten Typus, der im Elsass, wenn nicht am weitesten verbreitet, so doch am tiefsten verankert ist. Die vor zwei Jahren in der Verbannung verstorbene Dialektdichterin Marie Hart, entschieden die feinsinnigste des neuen Elsass, deren Novellen für die Kenntnis der elsässischen Seele von unerschöpflichem Wert sind, schildert einmal diesen Typus in etwa folgender Weise: „Am Morgen eines Ackerbaufestes steckt der Gemeindediener einer hanauischen Kleinstadt die Fahne auf dem Gemeindehaus aus. Zwei Gendarmen gehen über den Platz und machen ehrfürchtig einen Salut vor den heiligen Farben. Ihnen folgen zwei elsässische Bauern. Sie sehen, was vorgeht, sie blinzeln mit den Augen und lächeln schweigend." Das ist der dritte, übernationale Typus.

Und doch ist dies nach allen Seiten zerrissene Land eine Einheit. Sprachlich schon: abgesehen von einigen entlegenen Vogesentälern spricht es den alemannischen Dialekt. Aber auch kulturell bildet es ein Ganzes: denn es ist immer noch die alte Völkerstrasse am Rhein mit seiner uralten, bis in die Keltenzeit hinaufreichenden Zivilisation, ein Kulturland ersten Ranges. Was es aber auch in seinem Stammes- und Heimatgefühl zur Einheit gemacht hat, das ist s e i n e G e s c h i c h t e, die zugleich auch die Quelle seiner reichen Verschiedenheit ist.

Schon Cäsar, von Süden durch die burgundische Pforte (beim heutigen Belfort) kommend, wird von dem keltischen Volksstamm der Haeduer zu Hilfe gerufen gegen die nördlicher im Elsass wohnenden Sequaner, die mit den Germanen unter Ariowist verbündet sind. Cäsar schlägt Ariowist. Das Land wird römisch. Nach der Völkerwanderung teilen sich Alemannen und Franken in das Land. Sie geben ihm das wesentlich germanische Gepräge und haben Spuren ihrer Kultur in Dorf- und Hofanlagen sowie in Ortsnamen bis auf den heutigen Tag hinterlassen. Und doch entsteht das älteste Denkmal der französischen Sprache: die Strassburger Eide zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen auf elsässischem Boden. Dann wird in dem Teilungsvertrag zu Verdun jener lotharingische Streifen zwischen dem romanischen Westfranken und dem germanischen Ostfranken geschaffen, der heute wieder in den neutralen Kleinstaaten Holland, Belgien, Luxemburg und der Schweiz

sich gewissermassen wiederholt und nur vom Elsass unterbrochen ist. Aber von 870 an fällt das Elsass ganz in den Einflusskreis des späteren heiligen römischen Reiches deutscher Nation und bleibt, obwohl von ewigen Fehden zerrissen, immer ein buntes Vielerlei von Herrschaften und Städterepubliken darstellend, bis zum westfälischen Frieden unter diesem wesentlich deutschen Einfluss. In diesen Jahrhunderten prägt sich deshalb der deutsche Charakter des Landes aus. Barbarossa residiert zeitweilig in Hagnau, die Habsburger haben ihre Pfalz in Ensisheim. Und doch treffen wir in der Reformationszeit eine französisch sprechende Gemeinde in Strassburg an, die Calvin drei Jahre lang bedient. Er studiert dort die von Butzer und Capito geschaffene, bodenständige Kirchenordnung, die ein Menschenalter später von den Lutheranern wieder umgeworfen wird, und führt sie zu einem grossen Teil in Genf und später in Frankreich ein. Von dort wirkte sie sogar nach Schottland hinüber. In jener Zeit vermittelt Butzer im Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli, und Jakob Sturm verhandelt mit den deutschen Fürsten, um eine protestantische Einheit zu bilden. So strahlte das unabhängige, demokratische Strassburg damals weit über seine engen Grenzen nach Osten und Westen aus.

Von der Zeit an, wo 1648 ein grosser Teil des Elsass und 1681 auch Strassburg französisch wurden, beginnt der Prozess des Zusammenschmelzens zu einer Einheit. Das Land bildet in dem sprachlich und kulturell anders gearteten Frankreich einen Fremdkörper, der seine Eigenart und Sprache bewahrt. Erst die französische Revolution und das weitgehende Vertrauen, das Napoleon in seinen Kriegen den Söhnen dieses Landes entgegenbringt, ziehen das Elsass ganz in den nationalen Gefühlskreis Frankreichs. Besonders die Erinnerung an Napoleon bleibt im Lande das ganze 19. Jahrhundert hindurch stark verankert. So gerät das Elsass 1870 als ein französisch empfindendes Land mit deutscher Sprache gegen seinen Willen unter die Herrschaft des aufstrebenden, national geeinten Deutschland.

Die deutsche Regierung sieht zunächst ihre Pflicht darin, das „Reichsland" so rasch wie möglich zu germanisieren. Ein Heer von deutschen Beamten strömt herein; deutsche Garnisonen werden über das ganze Land verteilt; ein grosszügige deutsche Propaganda setzt überall und besonders im Schulwesen, das ganz vorzüglich organisiert wird, ein; eine Menge von Spitzeln beaufsichtigen die Gesinnungsregungen der alteingessenen Bewohner. Der militärischen Eroberung soll die kulturelle auf dem Fusse folgen und soll sie moralisch rechtfertigen, indem sie die Elsässer auch seelisch Frankreich entreisst. Aber man vergisst, dass man im Elsass ein uraltes Kulturland betritt und dass der deutsche Kulturbringer dem an die feinen französischen Formen gewohnten Elsässer nicht

überaus imponiert. So nützt das grossartige wirtschaftliche Aufblühen, so nützen auch die mächtigen Bauten und die übrige grosszügige Kulturarbeit vorerst nicht viel. So helfen auch die schneidigsten Massnahmen einer durch den Diktaturparagraphen mit absoluter Vollmacht ausgestatteten Regierung nichts. Im Gegenteil, die ganze, auf den Machtgedanken des Eroberers aufgebaute Kolonisation hemmt den Prozess der Germanisierung, statt ihn zu beschleunigen:

Vous pouvez germaniser la plaine,
mais notre coeur, vous ne l'aurez jamais!

(Ihr könnt das Land germanisieren, aber unser Herz werdet ihr niemals haben!)

So empfindet die städtische Bourgeoisie bis ins erste Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts hinein fast durchweg und auch der Landmann will von all diesem „Schwowedings" nicht viel wissen.

Dennoch ist das Elsass zu sehr in seinem Wesen deutsch als dass es sich auf die Dauer dem gleichgearteten Reiche verschliessen könnte. So wandelt sich der Geist des Protestes von Bordeaux mit der Zeit um in eine Haltung reservierter Loyalität und schliesslich sinkt die ältere Generation, die die Katastrophe von 1870 noch als solche empfunden hatte, dahin. Die Jugend, vielfach unter dem Einfluss edler deutscher Männer und Frauen, die doch auch neben vielen minderwertigen Elementen ins Land gekommen sind und ein tiefes Verständnis für das Schicksal und die Gefühle dieses vielgeprüften Landes hatten, stellt sich nun in positiver Weise auf Deutschland ein. Marie Hart schilderte herzergreifend in „Dr Herr Merkling un sini Deechter" das Ringen der jüngeren, Deutschland zugewandten Generation mit der älteren, die in Frankreich verwurzelt ist, und den tragischen Riss, den die „Erbfeindschaft" in die Familien hineingetragen hat. So trägt das Land doch immer das uralte Doppelgesicht, wenn auch die Gegensätze nach und nach immer weniger fühlbar werden. Denn trotz der unbegreiflichen Torheiten der deutschen Regierung, die auch nach der Einführung einer elsässischen Verfassung noch einen „Fall Zabern" duldet, ja verherrlicht, gehört die Zukunft Deutschland. Da kommt der Weltkrieg über Frankreich und weckt nicht nur in sehr vielen die alte Sympathie für dieses Land wieder auf, sondern entflammt sie zu heimlicher Begeisterung durch eine unerhörte militärische Brutalisierung des Elsass.

Wer die geschichtliche Einleitung des Wolffschen Buches mit diesem sehr summarischen Ueberblick über die Geschichte des Elsass vergleicht, wird besonders im letzten Teil erhebliche Nuancen finden. Georges Wolff steht — und das zieht sich durch sein ganzes Buch hindurch — positiver zu der deutschen Kolonisation als der mehr unter dem Einfluss französisch fühlender Kreise aufgewachsene

Verfasser dieser Zeilen. Daher übergeht auch G. Wolff den beispiellosen Jubel, mit dem am Ende des Krieges die französische Armee im ganzen Lande, aber besonders in den Städten, empfangen wurde. Noch viel weniger Verständnis hat er für die blinde, bedingungslose und vertrauensvolle Hingabe des Elsass an das „wiedergefundene Mutterland". Der nüchtern denkende Spross elsässischen Landes steht diesen Gefühlswallungen der Städter kühl gegenüber. Er entspricht dem, was ich den dritten Typus des Elsässers genannt habe. Ob übrigens das Stellen von Bedingungen die Lage des Elsass überhaupt verbessert hätte, ist sehr zweifelhaft. Denn das Land stand unter dem Recht des Eroberers und die vorhandene elsässische Kammer musste trotz ihrer Devotionsbezeugungen ruhmlos abdanken. Andererseits konnten auch die Franzosen in den grossen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit beim besten Willen nicht alle die hochgespannten Erwartungen der begeisterten Elsässer erfüllen.

Aber was nun geschah, war ebenso schlimm wie die zwangsweise Germanisierung nach 1870. Statt dass die mit Land und Sprache vertrauten Elsässer nun in die freigewordenen Beamtenstellen der Deutschen einrücken konnten, strömte ein Heer von französischen, der Sprache völlig unkundigen Beamten ins Land, deren Geist G. Wolff ausgezeichnet charakterisiert. Das ganze Schulwesen, in dem nur Französisch noch als Unterrichtssprache galt, wurde weitgehend in den Dienst französischer Propaganda gestellt und das ganze Land wieder von einer Menge von Spitzeln und Angebern beaufsichtigt. Trotzdem alle deutschen Einrichtungen als minderwertig taxiert wurden, hatte man doch den Eindruck, als sei die französische Regierung bei der Verwaltung des Landes zu den Deutschen in die Lehre gegangen. Denn der Geist, aus dem heraus sie handelte, stammte aus der gleichen nationalistischen Machtentfaltung. Man lese, wie trefflich G. Wolff gerade diese Zustände und Wandlungen im ersten Teil seines Buches schildert und man begreift, warum gerade der französisch gesinnte Elsässer unzufrieden ist. Dabei zeichnet G. Wolff das zentralistische französische Verwaltungssystem mit einer Kompetenz, die dem geschulten Politiker seine grosse Belesenheit auf dem Gebiete der innerfranzösischen Kritik verschaffte. Die Zerschlagung unserer Verwaltung und die Zurücksetzung des eingeborenen Beamtenkörpers einerseits, die Bedrohung unserer Volkskultur durch Einführung des Französischen als einzige Gerichts- Verwaltungs- und Unterrichtssprache andererseits sind die wesentlichen Gründe der elsässischen Unzufriedenheit, des „malaise alsacien", das G. Wolff in diesem ersten Teil genau analysiert. „Man muss eine Generation opfern," das ist der einzige Trost, den die „mère patrie" ihren Kindern bietet. So wurde die Treue gelohnt, die das Elsass fünfzig Jahre lang Frankreich gehalten hat.

In einem zweiten Teil analysiert G. Wolff das elsässische Sprachen- und Kulturproblem, das sich im Elsass durch das Auseinandergehen der Interessen des Nationalstaates mit denen der elsässischen Volkskultur stellt. Er kritisiert eingehend die französische Volksschule im Elsass, die ohne Anknüpfung an die Volkskultur nur im nationalen Interesse französisiert. G. Wolff verlangt, dass der Unterricht von der Mutterspache auszugehen habe. Das ist die Forderung gesunder Pädagogik. Aber „die Politik hat die Pädagogik totgeschlagen." Auch die höhere Schule, wie die Hochschule, die eigentlich „beiden Kulturen in gleicher Weise zu dienen" hätten, stehen restlos im Dienst des Nationalstaates und seiner Machtinteressen.

Welches sind die Triebfedern dieses rücksichtslosen Vorgehens? Vor allen Dingen muss zur Entschuldigung gesagt werden, dass die zahlreichen Elsässer, die nach 1870 für Frankreich optiert haben, und 1918 die gegebenen vertraulichen Ratgeber der Regierung wurden, dieselbe völlig falsch beraten haben. Sie gingen von dem Elsass aus, wie es vor 1870 her in ihrer verklärten Erinnerung weiter gelebt hat. Auch heute noch ist der Informationsdienst der grossen Pariserzeitungen über das Elsass durchaus unzureichend. Die einzelnen Schattierungen der elsässischen Meinung sind zu vielfältig, als dass eine mehrtägige Informationsreise oder auch ein längerer Aufenthalt genügte, um über das Elsass schreiben zu können. Dazu muss man die Geschicke des Landes während der drei letzten Jahrzehnte miterlebt haben und vor allem die Sprache des Volkes kennen.

Aber die Haupttriebfeder des Vorgehens der Regierung ist die Furchtvoreiner Rückeroberung des Elsass. Das Land muss so rasch wie möglich französisiert werden, damit jeder Rechtsanspruch von Seiten Deutschlands darauf hinfällig wird. G. Wolff zeigt, wie schwer Frankreich die Wiedereroberung der verlorenen Provinzen, schliesslich nur durch eine kolossale Propaganda bei seinen Verbündeten, durchgesetzt hat. Es gilt nun, das Erworbene sich auf ewige Zeiten zu sichern. Daher die gleiche Nervosität und Empfindlichkeit bei den Franzosen, wie nach 1870 bei den Deutschen. Daher die schlagende Aehnlichkeit der Massnahmen. Ständen wir noch im Zeitalter der ausgesprochenen Machtpolitik eines Clemenceau oder eines Bismark, so wäre dies Vorgehen so verhängnisvoll es für das Land selber ist, begreiflich. Aber nun stehen wir im Zeitalter des Paktes von Locarno. Deutschland hat auf das Elsass verzichtet und das Elsass hat von Frankreich gerade die Befreiung vom imperialistischen Geiste erwartet.

Unter diesen Gesichtspunkten ist es begreiflich, dass weite Kreise im Elsass aufatmeten, als 1924 mit der neuen Legislaturpe-

riode die Männer ans Ruder kamen, die Locarno schaffen halfen: Herriot, später Painlevé und Briand. Zwar musste das Elsass vorerst noch eine andere Krisis durchmachen, die eine andere Seite seiner Gestalt offenbarte. Herriot hatte die Trennung von Kirche und Staat, sowie die Einführung der Laienschule im Elsass angesagt. Dagegen erhob sich der elsässische katholische Klerus in der heftigsten Weise, an seiner Spitze der Strassburger Bischof Ruch. Man ging so weit, mit dem Abfall von Frankreich und sogar mit bewaffnetem Widerstand, also mit dem Religionskrieg zu drohen. Da hinter diesen Drohungen nicht nur der Klerus, sondern auch viel Volk stand, liess sich die Regierung einschüchtern und hütet sich, vorläufig an diesen Fragen zu rühren.

Obwohl ein freierer Luftzug mit der neuen Regierung über das Land wehte, gewissermassen aus dem Innern her, so wurde doch der Geist der Verwaltung des Elsass um kein Haar besser. Da entstand ein Jahr später, im Mai 1925, die Wochenschrift: „Die Zukunft", die nun das Sprachrohr der Unzufriedenheit wurde. Allerdings hat „die Zukunft" bis jetzt weder den Weitblick und die Grosszügigkeit, noch den feinen Takt und die geistige Höhe besessen, die G. Wolffs Buch auszeichnet. Trotz einer systematischen und unter andern Umständen vernichtenden Kampagne der nationalistischen Blätter, die auch die Linke nicht ungern sah, hatte „die Zukunft" einen grossen Erfolg. Ein Jahr nach ihrem Auftreten, Ende Mai 1926, fast zusammenfallend mit dem Erscheinen des Wolffschen Buches, sammelte sie die eifrigsten ihrer Anhänger um ein Manifest, das in seiner Kritik sehr heftig ist und die staatliche Autonomie „im Rahmen Frankreichs" verlangt; damit gründete sie den „Heimatbund". Die französische Regierung antwortete auf diese Aktion „zur Wahrung der Heimatrechte" mit Repressalien[1]) gegen alle Beamten, die das Manifest unterzeichnet haben, und verlangt ihre Absetzung. Die andern elsässischen Blätter, Parteien und sonstigen Vereine und Kollektivitäten bemühen sich, in offiziellen Kundgebungen vom Heimatbund abzurücken. Die „preussische" Fuchtel saust wieder einmal mehr über das „befreite" Elsass. Die Häupter beugen sich. Die Herzen zittern.

Das ist die tragische Geschichte des Elsass bis auf den heutigen Tag. Fragt man nun: Was wollen eigentlich die Elsässer, wollen sie wieder deutsch, wollen sie neutral oder autonom innerhalb Frankreich, wollen sie regional oder integral französisch werden und sein? so ist darauf keine einheitliche Antwort zu geben. Je nach den Gegenden, je nach den Kreisen, die man befrägt, lauten die Antworten verschieden, ja oft ganz entgegengesetzt. Und doch ist es möglich, einheitliche Schlüsse aus dieser tragischen

[1]) Einige Repressalien sind seither wieder rückgängig gemacht worden.

Geschichte zu ziehen. Am Anfang des dritten Teils seines Buches sucht G. Wolff „unserm Schicksal eine Deutung zu geben, die er aus dem Gang der europäischen Entwicklung ableitet." „Gemäss dem Worte der Antigone: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da,' könnte das Elsass durch den ihm eigenen Genius mithelfen an dem gegenseitigen Sich-verstehen von zwei grossen Nationen." So hat Painlevé am Pfingstmontag 1925 in Strassburg gesprochen. Das ist allerdings nicht so neu, als es im ersten Augenblick erscheinen mag. Es wurde im Elsass schon vor dem Kriege und damals gerade in französisch gesinnten Kreisen oft mit Sehnsucht gesagt. Dieses Ideal hat auch in vielen elsässischen Herzen das Heimweh nach dem demokratischen Frankreich — denn Napoleon III. hat nie viel Sympathien im Elsass gehabt — im Weltkrieg zur begeisterten Erwartung der Franzosen entflammen lassen. Damit aber der Elsässer reif wird zur Erfüllung des völkerversöhnenden Ideals, muss er diese leiderfüllte Geschichte durchmachen. Das furchtbare Erlebnis des deutschen Weltkrieges befreite ihn vom deutschen Nationalismus und Grössenwahn, dem er nahe daran war zu unterliegen; die bitteren Enttäuschungen der französischen Nachkriegszeit befreiten ihn vom französischen Machtwahn, so weit er in Gefahr war, ihn zu teilen. So schmiedet die Vorsehung ihr Werkzeug unter furchtbaren Hammerschlägen zurecht, um es nun zur völkervermittelnden Aufgabe verwenden zu können. Unter den lebenbedrohenden Verfolgungen ihres noch heidnischen Vaters ist so Odilia Christin geworden. Von jeder Verblendung gereinigt sind ihr unter der Taufe, die sie empfangen, die Augen aufgegangen.

Und doch sind wir noch nicht am Ende, sondern erst am Anfang. Noch steht, äusserlich ungebrochen, die Hohkönigsburg auf ihrem trotzigen Kegel. Ist das Elsass, so wie es ist, der ihm gestellten Aufgabe gewachsen? G. Wolff stellt diese Frage gar nicht, so sicher bejaht er sie. Gewiss, das Elsass könnte zur Gründung der grossen europäischen Völkerdemokratie viel beitragen, wenn es selber nach demokratischen und nicht nach autokratischen Grundsätzen regiert würde. Strassburg hat in der Reformationszeit eine unter veränderten Umständen ähnliche Vermittlerrolle gespielt. Aber es war eine nur vom römischen Kaiser abhängige Demokratie. Und auch diese Abhängigkeit war sehr problematischer Natur. Die Erfahrung der letzten fünfzig Jahre lehrt aber, dass gerade im Elsass ein freier und grosser Gedanke am allerwenigsten unverhohlen und stark ausgesprochen werden kann. Das Elsass stand und steht heute noch unter der Zwingburg des Nationalismus, der nirgend engherziger ist als gerade an diesem gefährdeten Punkt. Wagte der Elsässer, sowohl zu deutscher wie zu französischer Zeit, anders zu reden, als es diesem Nationalismus gefiel, so war er des Vaterlandsverrats verdächtig. Im Innern Deutschlands konnte er eher reden, wie es

ihm ums Herz war, im Innern Frankreichs in manchen Gegenden auch heute wieder. Aber in seiner lieben Heimat??!

Daher macht der Elsässer auf die Fremden, die in seinem Lande verkehren, besonders auf die freien Schweizer, nicht den Eindruck eines ungebrochenen, aufrichtigen und uneigennützigen Menschen. Der Elsässer erinnert eher an den utilitaristischen, schleichenden, verschlossenen Juden. Der Druck, der seit Jahrhunderten sein Land belastet, prägt ihm diese Aehnlichkeit mit jenem andern verfolgten Volk auf. Gerade bei den besten und höchsten Gedanken, die er denkt, sieht er schon den mouchard (Spitzel) hinter sich und duckt sich wieder. Ist aber solch ein unfreies Volk zu der hohen Mission fähig, die seine Geschichte ihm stellt? Es fällt nicht die Schuld allein auf den Elsässer, wenn diese Frage nicht freudig bejaht werden kann. Denn er hat in deutscher wie in französischer Zeit getan, was er konnte, um den erniedrigenden Druck los zu werden, der ihn hindert, seiner Mission zum Heil des Volkes, das ihn regiert, wie zum Heil Europas gerecht zu werden. Und er hat sich nie in heimtückischer, illoyaler, gewalttätiger Art gegen diesen Druck aufgelehnt und wird es auch jetzt nicht tun; so scharf die Worte des autonomistischen Manifestes sind, das deshalb auch verhältnismässig wenige Unterschriften gefunden hat, sie bleiben im Rahmen des Vaterlandes, das sie verurteilt und unterdrückt. Auch G. Wolff verlangt nur Dezentralisation der Verwaltung, nur administrative Autonomie, um „als französisches Elsass unsere europäische Mission an Frankreichs Ostgrenze mit innerer Freudigkeit zu erfüllen."

So steht am Schlusse unserer Betrachtung das Elsass vor uns als ein ringendes Land. Odilia hat noch nicht die Schlüssel zur Hohenburg, um von jener Höhe aus in christlichem Wirken Segen zu verbreiten über die Lande umher. Noch muss sie, vom heidnischen Vater und vom gierigen Freier bedrängt, ihre Zuflucht in den Felsen suchen, um auszureifen für die höhere Wirksamkeit, zu der sie berufen ist, nämlich heidnische Roheit zu überwinden durch christliche Liebe. So ringt das Elsass nach einem höhern Dasein innerhalb der europäischen Völkerdemokratie. Es hat von jeher den Weg der Gewalt verabscheut und hat 1870 wie 1914 gezittert, als die Kanonen seiner „Befreier" auf seinen Höhen donnerten. Weil aber das Elsass alle Gewalt verabscheut und nur auf sein gutes Menschenrecht und seine hohe Menschenpflicht im Lande der Menschenrechte seine Zukunft baut, darum dauert sein Ringen länger und ist schmerzensreicher. Darum aber kann es auch Ehrfurcht verlangen vor seinem schweren und langen Ringen, Ehrfurcht aller seiner Nachbarn, auch derer, die es beherrschen. Und wenn im Düster der Gegenwart der helle Tag der unbeschränkten Einsetzung in seine Menschenrechte noch ferne scheint, so weiss es doch: er kommt. Ist doch aus seinem

Schoss der Menschentypus schon hervorgegangen, der vor keiner Fahne sich mehr beugt, sondern als Mensch und Bruder derer über den Vogesen wie derer über dem Rhein das Haupt zuversichtlich emporhebt zu dem, der ein Vater ist aller Menschen. Dieses Elsass wird Europa zum Lande der Verheissung. Ch. Schultz.

Rundschau

Zur Chronik. Das alle andern bei weitem überragende Ereignis der letzten Wochen ist, neben den Vorgängen in China und in Verbindung mit ihnen, die vermehrte Spannung zwischen England und Russland. Ein Symptom davon ist die englische Note an Sowietrussland. Ein seltsames Aktenstück! Wenn es in der Form, worin ich es gelesen, wirklich vollständig und dazu gut übertragen war, so ist es von einer Naivität und auch von einer undiplomatischen Grobheit, wie man sie sonst am wenigsten in englischen offiziellen Aeusserungen zu finden gewohnt war. Dazu kommt der halb väterliche, halb anmassende Ton, der gegenüber einem Weltreich von 150 Millionen Einwohnern immerhin etwas unangebracht erscheint, mag man im übrigen vom Bolschewismus halten, was man will. Wenn man die Note als das nimmt, wofür sie sich scheinbar gibt, so ist sie ein sehr unkluges Schriftstück. Denn wie kann die englische Regierung sich vorstellen, dass eine solche Note die bolschewistische Beteiligung an der Revolutionierung Asiens und Afrikas zu hemmen vermöchte? Die russische Antwort ist entsprechend grob ausgefallen und da England weder darauf antwortete noch die Konsequenzen zieht, so scheint seine diplomatische Niederlage vollständig. Da man nun aber der englischen Diplomatie auch heutzutage nicht ohne Not eine allzugrosse Ungeschicklichkeit zutrauen darf, so muss man wohl die Note anders auslegen und zwar nicht mehr und nicht weniger denn als einen Auftakt zum Kriege. Damit ist noch nicht gesagt, dass dieser kommen müsse, aber sein furchtbarer Schatten taucht am Horizonte auf. Zu dieser Auslegung stimmt die Ratifikation der Annexion Bessarabiens durch Rumänien von Seiten Mussolinis. Denn Mussolini soll für den Kampf gegen Russland als englischer Verbündeter gewonnen werden. Dafür bekommt er ein bischen freie Hand auf dem Balkan, gegen die Türkei, in Arabien, vielleicht auch Abessinien und schafft dort überall eine sekundäre Kriegsgefahr. Bulgarien und Ungarn warten dabei nur auf das Zeichen zur Revanche an ihren Gegnern. (Immerhin scheinen diese furchtbaren Pläne sich auch wieder zu durchkreuzen.) Polen, das als Bundesgenosse Frankreichs bisher von England stiefmütterlich behandelte, wird nun als Bundesgenosse gegen Russland ebenfalls sehr viel freundlicher angefasst.[1]) Um die baltischen Staaten tobt im Stillen ein erbitterter Kampf der beiden Mächte. Deutschland wird dadurch ebenfalls von neuem stark in den Kampf zwischen westlicher und östlicher Orientierung hineingezogen, wo bei die Neigung zur östlichen wohl bei den Phantasiepolikern, die zur westlichen bei den Realpolitikern

[1]) Zu dem polnisch-deutschen Konflikt (der inzwischen übrigens eine Milderung erfahren hat) erhalten wir folgende Mitteilung der deutschen Frauenliga für Frieden und Freiheit: Der polnische und der deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit berufen am 25. und 26. April dieses Jahres eine Deutsch-Polnische Konferenz ein. Die Konferenz wird sich mit Grenz-, Minoritäten- und Verständigungsfragen beschäftigen. Tagessitzungen und öffentliche Versammlungen wer-

überwiegt. Die immer wieder neu aufgedeckten Beziehungen zwischen dem militaristischen Deutschland und Sowietrussland sind nur ein Zeichen davon. Die Tatsache, dass die Granaten, womit die Reaktionäre Deutschlands die Sozialisten in Sachsen und Thüringen niedergeworfen haben, in bolschewistischen Fabriken hergestellt worden sind, ist wirklich von starker symbolischer und symptomatischer Bedeutung.

Diese ganze Entwicklung schaffte eine Perspektive voll schwerster Gefahren. Der Riss zwischen Osten und Westen, der in Europa durch Locarno und den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund einigermassen geschlossen schien, geht nun in furchtbarerer Form durch die ganze Welt. Namentlich könnte es für den Völkerbund bedenklich werden, wenn er den Osten völlig verlöre und immer mehr als Instrument einer gegen Sowietrussland gerichteten Koalition erschiene. Denn soviel Recht auf Seiten Englands liegt, so liegt doch auch eines auf Seiten jener „Weltrevolution" der Unterdrückten, besonders der Erhebung Asiens und Afrikas. Mögen die Gewalten des Guten stärker sein, als das Spiel der Hölle!

Für England wäre es vor kurzem noch ein Leichtes gewesen, die ganze bolschewistische Agitation unwirksam zu machen. Es hätte bloss in den Jahren nach dem Weltkrieg Asien und Afrika weitherzig entgegenkommen und den Völkerbund ehrlich stützen müssen, statt von beidem das Gegenteil zu tun. Nun fängt es an zu ernten, nicht nur, was es einst mit den Opiumkriegen in China zu säen begonnen, sondern auch für die Flottenbasis von Singapore, das Blutbad von Amritsar in Indien, das Vorgehen in Aegypten, die Torpedierung des Genfer Protokolls und vieles andere. Der „Kongress der unterdrückten Völker", der vor kurzem in Brüssel stattgefunden, dieses hochbedeutsame Ereignis, das seine Wellen in Gestalt von kommunistischen Volksversammlungen mit einem chinesischen General als Sprecher bis zu uns warf, ist ein Menetekel. Möge es nicht zu spät kommen!

Das zweite Ereignis, das mir besonderen Eindruck gemacht hat, und zwar keinen erfreulichen, ist der geplante Schützengraben um ganz Frankreich herum, den ein Sozialist, Paul Boncour, als Berichterstatter befürwortete und dem die Sozialisten einmütig zustimmten. So behielte doch Naumann recht, der in seinem „Mitteleuropa" diese Entwicklung für ganz Europa weissagte und übrigens wünschte, während der Berufung auf Jaurès und sein Buch: „L'Armée nouvelle" ein Unrecht gegen diesen Grossen ist. Die Erklärung, dieser Schützengraben um ganz Frankreich sei eine Bürgschaft für den Frieden, weil sie Frankreich Sicherheit gebe, riecht zu sehr nach dem: Si vis pacem, para bellum, als dass man an sie glauben könnte. Solche Dinge zeugen Krieg, nicht Frieden. Sie sind tieftraurig, sollten aber aufrütteln, statt Pessimismus und Fatalismus schaffen.

Des Präsidenten Coolidge Abrüstungsvorschlag ist so ziemlich überall mit Hohn begrüsst worden. Amerika hat vorläufig seinen politischen Kredit gründlich aufgebraucht. Armer Wilson!

In die Nähe dieser Tatsachen gehört die traurige Erscheinung, dass die Redaktion eines Blattes wie der „Quotidien", das gerade auch zur Bekämpfung der Korruption gegründet worden und dessen Schaffung ein Triumph französischen Idealismus war, wie es sich nun zeigt von allen Regierungen, die seit seiner Entstehung amteten, Bestechungsgelder empfangen hat. Was für Regierungen, was für eine Presse! Ebenso die andere, dass bei uns in der Schweiz

---

den in Beuthen und Kattowitz abgehalten werden. Als praktisches Ergebnis dieser Konferenz wird die Einsetzung einer ständigen Grenzkommission geplant, welche durch Arbeit im Sinne der Internationalen Frauenliga die notwendige Verständigung und Annäherung in den Grenzländern herbeizuführen sucht. Anfragen sind zu richten an Auguste Kirchhoff, Bremen, Graf Moltkestr. 54 oder an Dr. Kläre Schoodon, Beuthen, O/S. Bahnhofstr. 28.

der waadländische Oberstkorpskommandant Bornand statt 870,000 Fr., die sein wirkliches Vermögen waren, nur 140,000 Fr. versteuerte. Dabei hatte er auf Ehrenwort diese Summe angegeben. Das übrige musste wohl der Patriotismus ersetzen! Man erinnert sich, dass wegen seinem Auftreten gegen diesen grossen Militärpatrioten der Pfarrer Estopey unter gefälliger Mitwirkung der kirchlichen Behörden das Recht verlor, in der waadtländischen Nationalkirche weiter zu amten. Endlich die dritte, dass das St. Galler Volk einen Regierungsrat neu wählte, der das Erziehungswesen leitet und dem man vor Gericht Lüge, Fälschung und Aehnliches nachgewiesen. Politische und sittliche Korruption und Militarismus gehören zum gleichen Reich. Für die Schweiz freilich gibt es einen Trost: Mittelholzer ist über Afrika geflogen und Zürich baut zehn neue Kino, dazu führen wir für Hunderte von Millionen Autos ein — so kommen wir doch wieder rasch an die äusserste Spitze des „entschiedenen Fortschritts".

Zum Schluss noch einiges Gute. Etwas Kleines: Der Thurgau hat die Wiedereinführung des Majorzes verworfen, gegen die „Thurgauer Zeitung". Und etwas Grosses: Vierzig Professoren der Kolumbia-Universität in New York haben sich in einem Manifest an den Präsidenten für die Streichung der europäischen Kriegsschulden ausgesprochen, unterstützt durch die Präsidenten der berühmten Universitäten Yale und Harvard und den „Rat" der amerikanischen Kirchen (Federal Council of the Churches of Christ). Und Frankreich wehrt sich wacker gegen den amerikanischen Schuldvogt.

Dazu noch eine biographische Notiz. Als ich an einem Dezemberabend des Jahres 1922 in den Nachtschnellzug stieg, der uns von Christiania nach Kopenhagen führen sollte, da zeigte man mir einen alten Mann von ausgesprochen jüdischem Typus, der den Gegenstand allgemeiner scheuer Aufmerksamkeit bildete. Es war Georg Brandes, der berühmte dänische Literarhistoriker und Kritiker, der als Achzigjähriger in Norwegen Vorträge gehalten hatte. Er war der Typus des aufklärerischen und zersetzenden, dabei aber humanitären Juden nach Art Heines, ein rechtes Gegenstück zu Houston Stewart Chamberlain. Als solcher hat er Dänemark viel genützt und viel geschadet. Beides hätte diesem erspart werden können, wenn es auf einen rechten Propheten, Sören Kirkegaard, gehört hätte. 16. März.

Wie Krieg gepflanzt wird. 1. Eine ganz böse Saat haben neuerdings unsere schweizerischen Generalstäbler ausgestreut. Nur ungern rede ich davon, weil der Urheber der Geschichte, um die es sich handelt, Oberst Wille ist. Mit ihm habe ich vor einiger Zeit in einer von der hiesigen theologischen Studentenschaft einberufenen Versammlung eine, freilich nur in Referat und Korreferat bestehende Diskussion gehabt, worin er sich, im Gegensatz zu dem einstigen Verhalten seines Vaters, durchaus loyal benahm. Aber es muss von der Sache geredet werden, weil sie für das ganze antimilitaristische Problem in der Schweiz von grosser Bedeutung ist.

Oberst Wille also hat den Zeitungen zufolge in einer militärischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin er die Chancen unserer militärischen Landesverteidigung im Kriegsfalle erwog. Dabei liess er scheints, was ja seiner ganzen politischen Einstellung entspricht, die Nordgrenze ganz ausser acht, beschäftigte sich dafür aber desto mehr mit der Südgrenze und glaubte feststellen zu dürfen, dass wir dort im Ernstfalle alle Aussichten hätten, das Spiel zu gewinnen, vorausgesetzt, dass wir uns nicht an den Völkerbund oder den Haag wendeten, die Oberst Wille aus dem gleichen Grunde verwirft, der ihn die Nordgrenze vergessen lässt. Und nun traute auch der militärische Laie seinen Augen nicht, wenn er im Detail lesen musste, wie wir es anstellen würden, um Italien zu besiegen, wenn wir in einen Kampf mit diesem gerieten. Dergleichen pflegen Militärs sonst doch nicht in den Zeitungen oder auch nur in öffentlichen Vorträgen zum voraus zu sagen. Was aber schlimmer ist: Wo in aller

Welt ist es erlaubt, dass hochgestellte Beamte in diesem Stil von einem Nachbarland reden? Man stelle sich nur vor, dass ein Mitglied des englischen Generalstabes etwa in diesen Tagen sich öffentlich darüber vernehmen liesse, wie England gegen Russland vorgehen werde, wenn es mit diesem in einen Krieg geriete, welche Strategie es dabei befolgen würde u. s. f. Es gäbe einen Weltskandal. Man würde darin entweder eine ungeheuerliche Indiskretion und Dummheit des betreffenden Offiziers oder eine ungeheuerliche Provokation Russlands, vielleicht beides zusammen erblicken. Mutatis mutandis liegt der Fall bei uns ganz gleich. Denn wenn man bei Oberst Wille noch von einer Unvorsichtigkeit reden und ihn durch die Dummheit eines Berichterstatters entschuldigen kann, der solche Dinge vor die Oeffentlichkeit brachte, so liegt die Sache anders bei jenem Offizier, der sofort in der Basler „Nationalzeitung" dieses Aergernis, das man durch Schweigen hätte möglichst vermindern sollen, vollends noch weiter spann. Da hört jede Entschuldigung auf.

Es ist ganz klar, welches die Folgen sind: Mit solchem Tun pflanzt man Krieg. Der Teufel wird an die Wand gemalt, zuletzt kommt er. In Italien hat man diese Reden unserer „Beschützer" mit Staunen vernommen. Nichts könnte den dortigen Kriegstreibern willkommener sein. Schon vernimmt man das Echo. Die Atmosphäre wird gespannt, Aufregung ergreift die Gemüter, endlich fällt ein Funke ins Pulverfass und es ist da, was nie gekommen wäre, wenn man nicht davon geredet, wenn man es als Unmöglichkeit behandelt hätte.

Man frägt sich unwillkürlich, was unsere hohen Offiziere mit diesem Vorgehen bezwecken. Denn so dumm sind sie trotz ihrem Berufe doch nicht, dass sie nicht merkten, was es für Folgen haben könnte. Die Antwort liegt nahe: Sie wollen damit bewusst oder unbewusst für unseren Militarismus werben. Denn Mussolini ist jetzt der Kinderschreck der tapferen Eidgenossen. Wenn jetzt bei uns von Abrüstung geredet wird, dann heisst es auch bei sonst sehr Vernünftigen, auch bei Sozialisten: „Ja, aber Mussolini, wenns gegen den geht, dann!"

Dabei ist interessant, dass ein nicht kleiner Teil unseres Volkes, und zwar gerade der militaristische, diesen Mussolini als ein Stück Messias verehrt. Jedenfalls aber kommt damit unser Militarismus wieder zu Leben und Inhalt — auf Kosten der Schweiz.

Dabei bilden sich unsere Militaristen wirklich ein, im Kampf gegen Italien sich jene kriegerischen Lorbeeren holen zu können, die sonst nur noch etwa auf — dem Helvetiaplatz in Zürich wachsen könnten. Dass sie sich darin schwer täuschen, liegt für jeden auf der Hand, auch für den militärischen Laien, der nicht in „alteidgenössischer" Romantik lebt und weiss, dass der moderne Krieg ein technischer Krieg ist, in dem wir trotz unserer Berge Italien (das übrigens Alpentruppen in Masse hat, die den unsrigen an Schulung bei weitem überlegen und an Tapferkeit ebenbürtig sind), auch nicht von ferne gewachsen wären. Nein, unsere Sicherheit auch gegen Italien ist nicht unser Heer, sondern unser heiliges Recht. Unser Heer aber ist bloss eine Gefahr; davon ist das Verhalten dieser Offiziere eine Illustration; wir bekämen im Ernstfalle aber noch ganz andere.

Was im übrigen die von Mussolini ausgehende Gefahr bedeutet, so ist sie für Gesamteuropa zweifellos nicht klein, aber für die Schweiz wohl kaum vorhanden. Nicht dass Mussolini zu gut wäre, um uns etwas zuleide zu tun, trotz seinen Liebesbeteuerungen, wohl aber halte ich ihn für zu klug, als dass er versuchen sollte, sich am Gotthard den Kopf einzurennen. Denn der Tessin bedeutet den Gotthard. Wenn er aber den Gotthard nehmen wollte, dann fürchtete Mussolini nicht unser Heer, wohl aber — ganz Europa, das ihm den Gotthard sicher nicht liesse. Und dabei liegen seine Ziele ja doch ganz offenkundig nicht im Norden, sondern im Süden und Osten: in Nordafrika, Kleinasien, auf dem Balkan, an den Ufern des adriatischen Meeres. Gegen Mussolini gibt es für

uns nur eine Waffe, die ist aber stärker als jede Armee: dass wir Ruhe bewahren, uns um keinen Preis reizen lassen, auf dem heiligen Boden des Rechts bleiben, vor allem den Tessin und Italien recht behandeln, statt nach unserem dummen alemannischen Hochmut von den „Tschinken" zu reden, dass wir entgegen dem Rat Willes dem Völkerbund und dem Haag vertrauen, ihre Kraft durch unser Vertrauen stärken, Europa, ja die Welt auf unserer Seite behalten. Dann kann uns Mussolini nichts anhaben, rein nichts. Es hängt von u n s ab.

Nebenbei: Wozu haben wir denn den Schiedsvertrag mit Italien? Ist das nur Schund? Motta sage uns das oder er weise die Säeleute des Krieges öffentlich zurecht. Entweder haben Schiedsverträge einen Sinn und dann ist das Reden der Offiziere ein Vergehen oder sie haben keinen Sinn, und dann zerreissen wir sie! Wir wollen nicht in Lügen leben. Entweder vertrauen wir unser Los den Offizieren an oder dem heiligen Recht.

2. Es dient zur weiteren Beleuchtung der Sachlage, wenn man bedenkt, was gegenwärtig zwischen D e u t s c h l a n d und P o l e n geht. Auch hier wird Krieg gepflanzt. Polen weist vier deutsche Beamte aus, weil ihre Aufenthaltsbewilligung abgelaufen ist. Darauf ungeheurer Gemütersturm durch ganz Deutschland, Abbruch der Verhandlungen über einen Handelsvertrag, Beschimpfungen Polens, Kriegsdrohungen, und von Seiten Polens wohl das entsprechende Echo. Und wie liegt nun die Sache in Wirklichkeit? Jene vier Beamten hatten wiederholt Verlängerung ihrer Aufenthaltsbewilligung erhalten, endlich aber musste das aufhören. Dass die vier ihren Aufenthalt zu deutscher Propaganda benutzt hätten, wird auch behauptet und klingt nicht allzu unwahrscheinlich. Und nun bedenke man, dass Deutschland in den letzten Jahren 25,000 zum Teil lang eingesessene polnische Arbeiter ausgewiesen hat, nicht ohne Grund, wegen der herrschenden Arbeitslosigkeit, aber auch die Polen hatten Gründe. Die Sache liegt ganz einfach so, dass eine Polenhetze dem heute in Deutschland herrschenden Kurs willkommen war. Abgesehen davon, dass dies zur Vorbereitung des Revanchekrieges gegen Polen gehört, wollte man mit dem Abbruch der Verhandlungen über einen Handelsvertrag, wie ein Mitarbeiter der „Menschheit" offenbar mit Recht behauptet, ein amerikanisches Anleihen an Polen verhindern, das gerade jetzt zustande kommen sollte. Zu diesem Zwecke musste das deutsche Blut in kriegerische Wallung gegen Polen gebracht werden. Und so treibt mans seit langem, so treibt man zum Kriege!

Zu dem Streit zwischen Deutschland und Polen im allgemeinen soll damit nicht Stellung genommen werden. Polen mag in der Zeit nach dem Kriege viel gegen Deutschland gefehlt haben. Aber bedenkt die grosse Mehrheit der Deutschen auch, was zwar nicht Deutschland, aber Preussen seit anderthalb Jahrhunderten gegen Polen gefehlt hat? Jedenfalls kann und soll der Streit nicht auf d i e s e Art ausgetragen werden. Es gibt dafür andere Möglichkeiten, als dass für die Interessen einer kleinen Zahl von Industriellen und Grossgrundbesitzern zwei grosse Völker in ein Meer von Blut und Schrecken getrieben werden, in dem ganz Europa mit ihnen versänke.

3. Was sagen uns beide Beispiele?

„Völker, nehmt endlich eure Schicksale selbst in die Hand; entreisst sie den Händen der Militär, Journalisten und Schieber, die euch einer neuen Hölle entgegentreiben. Es gibt sofort Frieden, wenn ihr selber miteinander zu tun habt. Denn es gibt nichts, gar nichts zwischen euch, was den Wahnsinn eines Krieges auch nur von ferne rechtfertigen könnte.

Und räumt einmal mit euren Z e i t u n g e n auf! Denn sie sind die Hauptwerkzeuge alles Bösen, die schlimmsten Säeleute des Krieges. Wie sagt General von Schöneich: „Ich bin der festen Ueberzeugung: wenn man in allen Ländern mit gemischtsprachigen Bevölkerungen für drei Jahre sämtliche politischen Zeitungen verbieten könnte, würden sich die Menschen in kürzester Zeit miteinander vertragen." Aber das gilt überhaupt, gilt für a l l e Zeitungen, wenn sie nicht bewusst, ernsthaft und konsequent Frieden säen.

„Völker, nehmt eure Geschicke selbst in die Hand, vorher gibt es nicht Frieden!"

Gegen eine religiöse Verleumdung. Wir haben letzthin in diesen Blättern von einem Beispiel musterhafter Art, sich mit einer halb befreundeten, halb gegnerischen Denkweise auseinanderzusetzen (Vgl. Nr. 2, Nochmals Evangelisch-Sozial u. s. f.), sprechen dürfen. Dabei war uns klar, dass es sich um eine Ausnahme handle. Es trifft sich leider, dass wir diesmal uns veranlasst sehen, ein Beispiel zu nennen, das nur zu sehr nach der Regel geht. Im „Kirchenfreund", dem Organ der „Positiven", ist kürzlich ein Vortrag über die „neutestamentlichen Wunder" erschienen (Vgl. „Kirchenfreund" 1927, 1—5), den ein Zürcher Pfarrer in einer dortigen Pastoralgesellschaft gehalten. Ich lasse den Namen des Autors beiseite, weil er nichts zur Sache tut (persönlich kenne ich ihn nicht und ich habe mit ihm weder im Guten noch im Schlimmen je etwas zu tun gehabt) und man bei uns, nicht begreifend, dass Menschen sich bloss um Sachen erwärmen könnten (ausser wo es um Geld oder eine gewisse Art von Politik geht) sofort bereit ist, hinter einer Auseinandersetzung irgend ein persönliches Motiv zu suchen. Es handelt sich nicht so sehr um das, was gerade dieser Pfarrer sagt, als um ein Beispiel für eine gewisse „christliche" und theologische Art, mit der Wahrheit umzugehen.

Herr X entwickelt die Schwierigkeiten, denen in der neueren Zeit der Glaube an das Wunder begegnet und fährt dann fort:

„Das Reich Gottes. Wir wollen hier etwas verweilen. Eine tiefgreifende religiöse und zugleich soziale Bewegung der Gegenwart hat ihren Ausgang genommen in einem neuen Verständnis der Verkündigung Jesu vom Reiche Gottes. Sollte von da aus nicht auch ein neues Verständnis für die Wunder Jesu zu holen sein?

Für die Ritschl'sche Theologie war das Reich Gottes die innere Gemeinschaft freier Geister mit Gott und untereinander. Etwas populär ausgedrückt: Ritschl im Kreise seiner erlauchtesten Schüler, wäre das nicht wie ein kleines Reich Gottes?

Es war für viele von uns eine grundlegende Neuerkenntnis, als uns dann im Gegensatz zu diesem innerlichen Reich Gottes der Realismus und die die ganze Welt, ja die ganze Schöpfung umfassende Weite des biblischen Reiches Gottes aufging. Es wurde uns wichtig, dass diese irdische Welt und was darin geschieht, für das Reich Gottes nicht gleichgültig ist. „Zu uns komme Dein Reich! Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden!" Die Welt ist nicht nur dazu da, um zugrunde gehen. Sie ist nicht nur — um ein plastisches Bild Karl Heims zu brauchen — bestenfalls ein Uebungsplatz für unsterbliche Geister, eine Art Kasernenhof oder Turnhalle, wo die Seele an allerlei vergänglichen Turngeräten ihre Kräfte übt, um sich auf ein künftiges Leben vorzubereiten. Die soziale Frage wurde uns wichtig im Lichte dieser Reich-Gottes-Verheissung. Der Mensch hat nicht nur eine Seele, er hat auch einen Leib. Dieser Leib kann Hunger und Durst haben, elend und krank sein. Das Reich Gottes muss auch in diesen irdisch-leiblichen Nöten die Hilfe bedeuten. Die Menschen sind nicht nur Einzelindividuen, jeder auf einem Isolierschemel stehend. Sie sind miteinander verbunden, aufeinander angewiesen. Sie haben Beziehungen zueinander. Diese Beziehungen lassen sehr viel zu wünschen übrig. Wir konnten die durch Mammonismus, soziales Unrecht, Ausbeutung, Krieg getrübten Beziehung nicht mehr ruhig als gottgewollt hinnehmen. In der biblischen Verheissung vom Reiche Gottes leuchtete eine neue Ordnung der Gerechtigkeit, der Liebe, des Friedens vor uns auf. „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnet." Eine neue Hoffnung erfasste unser Herz wie Frühlingswehen nach einem langen kalten Winter. Nicht nur eine individuelle Hoffnung auf eine Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode. Eine Hoffnung für diese Welt.

Diese Hoffnung ist bei manchen nicht frei geblieben von kurzschlüssigen Missverständnissen. Man entlehnte von der Naturwissenschaft den Entwicklungsgedanken. Man sah eine grandiose Linie von der Urzelle her über die anorganische zur organischen Natur, über den primitiven Menschen zum gesitteten Menschen, zum genialen Menschen, zum Propheten, und diese Linie endete schliesslich nach vielen ineinanderfliessenden Uebergängen im Reiche Gottes. Selbstverständlich sah man hinter der ganzen Entwicklung als deren grossen Strategen den lieben Gott; aber in einer nicht genau abzugrenzenden Wechselwirkung mit Gott werden doch wir Menschen mindestens jetzt gegen den Schluss hin diesen Zustand des Reiches Gottes herbeiführen. Man meinte, durch einen allgemeinen gesteigerten Aktivismus, durch einen letzten, alle Kräfte, die guten Willens sind, zusammenfassenden religiös-sozialistisch-pazifistischen Lupf dieses Reich Gottes selber machen zu können, selbstverständlich unter freundlicher Mitwirkung Gottes. „Le royaume de Dieu est en marche," hiess es in einem welschen religiösen Blatt, als die Völkerbundsabstimmung positiv ausgefallen war.

Wir sind hierin entweder wieder nüchterner geworden oder überhaupt nüchtern geblieben. Wir sehen die für uns unüberschreitbare Grenze zwischen Gott und Mensch, Reich Gottes und Welt deutlicher. Was wir machen können, ist bestenfalls eine verbesserte Auflage Welt oder sagen wir es in etwas gefährlicher Formulierung: eine relative Annäherung dieser Welt ans Reich Gottes, wobei aber Welt Welt bleibt und ein Zurücksinken in den alten Zustand als Möglichkeit immer vorhanden bleibt. Unsere Arbeit in dieser Welt soll mit dieser Konstatierung durchaus nicht als wertlos hingestellt sein. Sie ist Sauerteigsarbeit. Was immer aus Glaube und Liebe heraus, gehorsam einem Gottesruf, in dieser Welt getan worden ist, ist gewiss auch fürs Reich Gottes nicht ohne Bedeutung und ist selbst, wenn wir keinen Erfolg gehabt hätten, auch nicht wertlos für die Welt. „Es wird gesäet verweslich, es wird auferstehen unverweslich, es wird gesäet in Niedrigkeit, es wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet in Schwachheit, es wird auferstehen in Kraft," gilt auch von aller Reichs-Gottesarbeit, wobei wir dieses Wort nicht nur auf die Mission beschränkt verstanden wissen wollen."

So weit Herr X.

Es ist wohl ausser Zweifel, dass die beiden letzten Abschnitte dieser Ausführungen sich gegen die sogenannten Religiös-Sozialen richten. Wenn dem nicht so wäre, so hätte der Autor Gelegenheit gehabt, es festzustellen. Jedenfalls werden die Leser des „Kirchenfreunds" in ihrer übergrossen Mehrheit sofort an die Religiös-Sozialen denken.

Und damit haben wir hier ein „Gegenbeispiel" zu jenem andern vor uns, ein Muster, wie „Christen" n i c h t verfahren sollten.

Denn diese Darstellung unserer Stellung zum Wunder ist durch und durch unwahr. Ich sage mit Bedacht nicht bloss „unrichtig", denn hier fehlt die bona fides. Der Verfasser wusste gewiss, wie die Dinge liegen oder er hätte sich mit Leichtigkeit orientieren können.

Die Sache verhält sich nämlich so, dass so ziemlich genau das, was der Autor als seine eigene Stellung zum Wunder beschreibt, von uns seit einigen Jahrzehnten vertreten worden ist. Es war mir beim Lesen dieser Ausführungen manchmal, als hörte ich meine eigenen Worte aus Predigten, Kollegien, Bibelbesprechungen und Büchern. Dieser Sachverhalt kann, wie gesagt, dem Autor auch nicht unbekannt sein. Aber nun hat er offenbar das Bedürfnis gefühlt — und er teilt dies mit einer gewissen theologischen Mode der letzten Jahre — von uns in dem Augenblick, wo er das Gleiche, was wir einst g e g e n die Zeitströmung vertreten haben, m i t der Zeitströmung verkündigt, möglichst weit von uns abzurücken, offenbar, um sofort jeden Verdacht zu zerstreuen, als ob er in eine solche Gesellschaft gehöre. Ob das „christlich" und „positiv" ist, weiss ich nicht, dass es der Art dessen, der die neutestamentlichen Wunder

gewirkt hat, ins Gesicht schlägt, weiss ich. Es widerspricht der Art dessen, der nur aus dieser Art Wunder tun konnte und entspricht dafür nur zu sehr einer Art, die freilich nie Wunder getan, aber im Grunde auch nie lebendige Wunder geglaubt hat.

Denn noch einmal: Das Bild, das der Autor von uns entwirft, ist gefälscht. Die Wahrheit ist, dass gerade wir uns aufs tiefste und stärkste an dem Ringen beteiligt haben, das zu einem neuen Verständnis des „Uebernatürlichen" im Leben Jesu und sonst geführt hat. Freilich, so bequem haben wirs nicht gehabt wie die Heutigen, die nun alles, was bei uns Gegenstand schwersten Geisteskampfes und tiefsten Erlebens war, schon als Studenten auf dem Präsentierteller bekommen — und es entsprechend behandeln. Wir haben nicht nur um die Erkenntnis dieser Wahrheit ringen müssen, sondern auch um die Form, in der wir sie einem aus der „modernen Welt" kommenden Geschlechte darbieten könnten. Denn mit der Geberde des theologischen Hochmutes (der manchmal die Maske der Demut trägt), wie eine gewisse Art von theologischen beati possidentes heute diese Wahrheiten vorträgt, konnten wir es nicht tun. Missgriffe, sogar Auswüchse sind gewiss vorgekommen; wo kommen sie nicht vor? Die „Kurzschlüsse", von denen der Autor redet (dieses bezeichnenderweise aus der Elektrizitätstechnik geholte, wenn ich nicht irre, in der Barthschen Theologie zuerst aufgebrachte, wenig glückliche Schlagwort können gewisse Adepten der modernen „positiven Theologie" nicht genug brauchen, sie werfen damit völlig um sich; es ist ja auch herrlich, wenn die neueste „positive Theologie", die so husarenschneidig gegen die moderne Kultur anreitet, sich doch zugleich so elektrisch-modern ausdrücken kann!), sie mögen etwa einmal bei dem Einen oder Andern vorgekommen sein, aber man zeige uns eine Sache, die solches nicht kennt. Welches mag denn das Motiv sein, dass man dergleichen aufwärmt und höhnisch ans Licht stellt, um die Hauptsache zu verschweigen? Uebrigens hat sogar ein Mann wie Blumhardt, dem doch auch Herr X. seine Erkenntnis verdankt, sich aufs leidenschaftlichste um die Entwicklungslehre bemüht und wenn ein Pfarrer der welschen Schweiz in der ersten Begeisterung über den Völkerbund geschrieben haben sollte: „Le royaume de Dieu est en marche," so meine ich, er habe dieses Wort selbstverständlich nicht so gemeint, wie es ihm Herr X. auslegen will und er sei damit dem Reiche Gottes und dem, der es gebracht, näher gewesen, als eine kaltschnauzige theologische Suffisance, die jeden Enthusiasmus im Namen ihrer tieferen Orientierung höhnisch belächelt und die einst auch Ihn belächelte und jedenfalls nicht an seine Wunder glaubt, wohl aber seine Worte unter die Lupe ihrer korrekten, ketzerrichtenden Theologie genommen hat. Wie unwahr vollends jener Hohn ist, als ob Gott für uns nur der „Hintergrundsstratege" einer Entwicklung wäre, die sich im wesentlichen ohne ihn, vielmehr durch uns vollzöge, erhellt, abgesehen von unseren eigenen, unzweideutigen Erklärungen, schon aus der Tatsache, dass auch wir nie an das Wunder hätten glauben lernen, wenn uns nicht der Glaube an den lebendigen Gott, der selbst sein Reich schafft, das A und das O all unseres Glaubens und Hoffens, Denkens und Tuns geworden wäre — leider freilich nicht in der Verwirklichung, darin waren und sind wir arm und schwach genug — aber in der „Theologie".

Wenn ich diesen Sachverhalt mit Schärfe feststelle, so geschieht es nicht, weil ich gerade jenen Ausführungen von Herrn X. eine besondere Wichtigkeit oder Bösartigkeit zuschriebe im Gegenteil: ich tue es, weil sie nur zu sehr einem schon vorhandenen Klischee entsprechen. Dieses Klischee handhabt eine junge Generation von Theologen (denen sich da und dort ältere zugesellen) mit einer gewissen höhnischen Selbstverständlichkeit. Zeit ist, dass es einmal in Stücke geschlagen wird. Es ist eine Aufgabe für Männer wie etwa Pfarrer Thurneysen und Professor Brunner, auf die sich diese Theologen stark berufen, die aber selbst nie so reden würden und die genau wissen, dass in dieser Sache zwischen ihnen und uns kein wesentlicher Unterschied ist,

ihnen dieses Klischee aus der Hand zu schlagen. Diese Männer wissen zweifellos auch ganz genau, was ein Glaube an die neutestamentlichen Wunder wert wäre, der sich bloss in einem hochfahrenden Richten über Andere äusserte und was Er davon gesagt hätte (und h a t!), aus dem allein sie verstanden werden können. Wir Andern werden diese Art, von unserer Sache zu reden, nachdem wir lange genug, viel zu lange, geschwiegen, nicht dulden und bitten ernstlich, es nicht weiter so zu treiben. Es kommt uns dabei wahrhaftig nicht auf unsere Personen an — die sind an noch Schlimmeres gewöhnt — und nicht einmal auf unsere Sache, sondern bloss darauf, dass die Wahrheit nicht misshandelt werde. Denn das Fundament echten Gottesdienstes ist Wahrheit. Diese Theologenart, die ich im Auge habe, redet gern vom „Wort Gottes" und seiner Autorität (in der S a c h e mit Recht und doch auf eine Art, die nicht einen tiefen und starken Glauben verrät), sie muss aber daran erinnert werden, dass im Alten Testament geschrieben steht: „Du sollst kein falsches Zeugnis reden gegen deinen Nächsten" und im Neuen: „Sie [die Liebe] freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit." Es wäre entschieden besser, ein bischen weniger von der Autorität der Bibel zu r e d e n, und dafür ein bischen mehr ihren Geboten zu gehorchen.

Kirche und Geschäft. Die amerikanischen Kirchen sind, wie man weiss, Freikirchen und sahen in der bisherigen Gebundenheit der europäischen Kirchen an den Staat vielfach ein Zeichen ihrer innern Unfreiheit. Es erweist sich aber immer wieder, dass eine rein geistige Gemeinschaft wie die Kirche, die hineingestellt ist in die Welt der Macht und des Geldes, überall und zwar auch im Freikirchentum von dieser Macht in ihrer Freiheit bedroht ist. Das zeigte sich kürzlich in einem wahren Kirchenskandal in Detroit, von dem Amerika gegenwärtig widerhallt. Der amerikanische Gewerkschaftsbund sollte in dem geschäftlichen Eldorado von Detroit seine Jahresversammlung abhalten. Auf die Anregung des F e d e r a l C o u n c i l[1]) wurden einzelne Kanzeln für Vertreter der Arbeiterschaft geöffnet und auch der mächtige Jünglingsverein hatte Mr. Green, den Sekretär des Gewerkschaftsbundes, eingeladen. Dies geschah in dem ehrlichen Bemühen, das durch viele amerikanische Kirchen geht, eine bessere Fühlung zwischen Kirche und Arbeiterschaft herzustellen.

Aber Detroit ist nicht nur die Stadt Henry Fords, die Stadt des „big business", sondern hier ist auch eine Hauptburg des amerikanischen Wirtschaftssystems, das drüben als „American plan" oder „Open shop"[2]) bezeichnet wird. Darin kommt der Wille des amerikanischen Unternehmertums zum Ausdruck, die Ziele der heutigen Arbeiterbewegung, das Streikrecht und den genossenschaftlichen Arbeitsvertrag zu brechen. Die Handelskammer von Detroit mobilisierte die Presse und warnte durch sie vor der Gewerkschaft, die die Regierung und die freie Arbeit angreife, und forderte zum Widerstand gegen die geplante Kirchenversammlung auf.

Und nun kommt das Traurige. Die 200 Kirchen von Detroit und der Jünglingsverein duckten sich vor diesem Peitschenklatschen der Handelskammer. Und der Jünglingsverein zog seine Einladung an den Vertreter der Gewerkschaft zurück. Man verstand sich gegenseitig wundervoll, denn es liegt ein Fünf-Millionen Dollar-Programm vor für den Jünglingsverein, dessen Ausführung durch den Widerstand gegen die Handelskammer bedroht worden wäre. Sogar Mr. Green verstand, dass es den Jünglingsverein reute, auf ein so wundervolles Programm mit Turnsälen, Schwimmbädern, Bibliotheken und andern Herrlichkeiten einfach zu verzichten.

Dieser Angriff des „big business" auf die Freiheit der Kirche enthüllte

[1]) D. h. des amerikanischen Kirchenbundes.

[2]) big business = Grossgeschäft; American plan = Amerikanische Methode; open shop = Geschäftsführung ohne Dreinreden der Gewerkschaften.

die ganze Sklaverei des Geldes, von der sie auch in Amerika bedroht ist trotz des Freikirchentums. Nach dem „Christian Century" bückte sich auch die lokale kirchliche Vereinigung, die die Vertreter aller Detroiter Kirchen umfasst, vor der Macht des Geldes. Sie hat allerdings seither auch protestiert.

Man kann das menschlich verstehen, so demütigend es ist. Denn die zahlreichen sozialen Werke der Lokalkirchen hängen ja zum grössten Teil von den Beiträgen ihrer wohlhabenden Mitglieder ab.

Aber hier enthüllt sich nun nicht nur die Schwäche eines kongregationalistischen Kirchensystems, bei dem eine einzelne Gemeinde oder sogar eine lokale Vereinigung hilflos der Macht einiger an Geld und Einfluss schwerer Männer ausgeliefert ist, sondern es zeigt sich gleichzeitig, wie nötig es ist, dass solche kleine Gemeinden und Organisationen hineingestellt sind in eine grosse Gesamtkirche oder kirchliche Gesamtorgansiation, die unabhängig ist. Denn hier schritt nun das amerikanische Federal Council ein und protestierte kräftig gegen diese Knebelung der Kirchen durch seine Sekretäre für soziale Arbeit, Dr. Tippy und Mr. Myers. Sie luden Mr. Green zu einer grossen Versammlung in eine Kongregationalistenkirche ein, in der Dr. Tippy eine geschliffene und mutige Antwort auf diese Knebelungsversuche gab. Dr. Tippy wandte sich im Namen der Kirchen und des Federal Council aufs schärfste gegen diese Sklaverei des Geldes und ersparte durch diese Antwort der amerikanischen Kirche als Ganzes eine grosse Beschämung. Der Vertreter des Gewerkschaftsbundes antwortete auf einer protestantischen Kanzel in Detroit — man möchte einmal einen europäischen Arbeiterführer an solchem Platze sehen — würdig und furchtlos und sagte: „Es ist keine Bitterkeit in meinem Herzen".

Die Zeitschrift „The World To-Morrow" macht bei dieser Gelegenheit auf die Schwäche im amerikanischen Protestantismus aufmerksam, nämlich auf den allzu starken Einfluss einzelner wohlhabender Männer auf die Politik der Kirche und die zu leichtherzige Verbindung der Kirche mit einer reaktionären Sozialphilosophie. Die schönen Gebäude und kirchlichen Gemeindehäuser, die herrlichen Turnhallen und Schwimmbäder der Christlichen Jünglingsvereine, die man in vielen amerikanischen Städten sieht, sind oft teuer bezahlt. Das gesamte Sozialwerk der Kirchen, das zumeist nur durch starke finanzielle Hilfe von seiten reicher Spender möglich ist, wird dadurch mit einem Schlage vor eine ernste Frage gestellt. Auch das Gemeindegewissen der einzelnen Kirche selbst wird gerade dadurch aufmerksam gemacht auf die absolute Notwendigkeit, die Freiheit der Kanzel zu schützen und rein zu halten von allen Einflüssen der Macht und des Geldes, die die reine Predigt des Evangeliums bedrohen können. A. K.

Nachbemerkung der Redaktion. Zu diesem Artikel seien dem Redaktor bloss noch zwei ergänzende Bemerkungenden gestattet.

1. Ist Detroit nicht die Wunderstadt Henry Fords? Dann ist bei dieser misslichen Geschichte doch wohl auch sein Einfluss im Spiel gewesen. Man weiss ja, dass er gegen die Gewerkschaften ist und seine Arbeiter glänzend bezahlte Sklaven sind. Verhält sich die Sache so, wie man annehmen muss, dann wirft sie auch ein sehr lehrreiches Licht auf das Heil, das man vom Fordismus zu erwarten hätte.

2. Eine Ehre für das amerikanische Christentum ist, was das Organ der Unitarier, das in Boston erscheint, „The Christian Register", also ein bürgerliches Blatt, zu der Affäre sagt: „Schande über Detroit! . . . . Jeder Versuch, in grösserem Stil unternommen, die Tatsache Arbeiterbewegung zu verhüllen, ist ekelhaft in seiner Stupidität. . . . . Die Arbeiterbewegung ist da. Sie ist nicht nur weit davon entfernt, eine verlorene Sache zu sein, sondern ist ein grossartiger geistiger Feldzug, der mächtiger als sonst etwas verkündigt hat: „Die Rechte des Menschentums sind mehr als wirtschaftliche Gelüste." Es hat keinen Sinn, immer wieder zu sagen, dass sie Fehler mache. Natürlich tut sie das. Wir alle tuns. Es ist vielmehr die Wahrheit, die unmittelbar zur Seele

unseres Volkes spricht: ‚Demokratie ist Brüderlichkeit oder sie ist ein Scherz.' Aber sie ist kein Scherz."

Von den dem Geld verkauften Amtsbrüdern von Detroit sagt der Redaktor: „Diese Geistlichen waren eine Schar von Feiglingen. . . . Sie sind ein geistlicher Gestank!" Kräftige Sprüche, nicht wahr. Was würde man bei uns dazu sagen? Der „Amerikanismus" hat entschieden auch sein Gutes!

Ein Gegner des Sozialismus. Im „Journal de Genève" (Juli und August) hat Albert Picot eine Reihe von Aufsätzen über und gegen den Sozialismus veröffentlicht. Albert Picot gehört zu den wenigen wirklich Liberalen, die übrig geblieben sind, auch zu den wenigen denkenden Politikern, die wir haben. Seine Artikel zeichnen sich denn auch vor fast allen Behandlungen dieses Themas in der bürgerlichen Presse durch wirkliche Vornehmheit und Geistesfreiheit aus. Ich darf auch ruhig gestehen: Picot hätte in der Hauptsache recht, wenn der Sozialismus wirklich jener Etatismus, jener Staatsabsolutismus im wirtschaftlichen Leben wäre, als welchen er ihn fasst. Das trifft aber nicht zu; das Bild, das Picot sich macht, entspricht einer früheren und noch dazu einer mehr theoretischen Form des Sozialismus und übrigens auch hier nur einer gewissen Art von Marxismus, aber es entspricht nicht dem ganzen Sozialismus, entspricht nicht seinem Wesen und nicht seinen jetzigen Tendenzen, die sich vom Staatssozialismus immer entschiedener abwenden.

Mit diesem Grundfehler der Argumentation Picots hängt zusammen, dass er den Sozialismus zu stark mit Rousseau und den „Ideen von 1798" zusammenbringt und ihm in diesem Zusammenhang einen falschen Optimismus in der Beurteilung der Menschennatur vorwirft. Nun will ich nicht leugnen, dass in diesem Vorwurf ein Kern von Wahrheit steckt, aber Picot vergisst dabei die entscheidende Tatsache, dass der Sozialismus im völligen Gegensatz zu seiner These gerade als Reaktion gegen die französische Revolution aufgetreten ist, so in Saint-Simon, in Proudhon (auch Comte dürfte man hieher rechnen) und doch auch in Marx. Was diesen betrifft, so ist die fundamentale Tatsache, die hier in Betracht kommt, seine geistige Abstammung von Hegel und seine physisch-geistige von Israel.

Der Fehler aber, aus dem die andern stammen, ist schliesslich doch der, dass Picot den Sozialismus viel zu sehr als eine Reihe von ökonomischen Theorien und politischen Parteiformen beurteilt und nicht als das, was er im Grunde ist: als Zeichen und Bestandteil einer umfassenden, aus den tiefsten Wurzeln der Geschichte erwachsenden Regenerationsbewegung der Menschheit, die auf eine neue Orientierung aller Kultur hinausweist, eine Orientierung an dem Prinzip des Menschen und der Gemeinschaft, statt an dem Prinzip des Geldes und der individuellen Selbstsucht. Von hier aus ist diese Erscheinung zu beurteilen, auch in ihren Entartungen. Und wenn man die „Religion" des Sozialismus finden will, so muss man doch wohl über Rousseau zurück zu viel Grösseren. Dorther bezieht er alles, was an wirklicher und gesunder Kraft in ihm ist — das andere ist Oberfläche und Trübung.

Wenn man also Picot in letzter Instanz nicht recht geben kann, so ist es doch eine Freude, einmal auf eine solche Gegnerschaft stossen zu dürfen. Bei dieser Art von Verhandlung kämen wir rasch weiter und den Demagogen rechts und links ginge bald der Atem aus.

Nachklang zur Pestalozzifeier. Verklungen sind die Glocken, die zum Andenken an den selbstlosen Menschenfreund Pestalozzi ertönten, verhallt all die Reden zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Dass nicht bloss Worte fielen, sondern dass Taten im Geiste Pestalozzis geschehen, darum handelt es sich jetzt für uns. Die glimmenden Flämmlein, die die Erinnerung an ihn in den letzten Wochen entzündete, sollen geschürt werden, bis eine grosse Flamme unser Land erhelle und das Unreine, Not und Elend verzehre.

„Wenn ein Dutzend wilder Schweine oder ein paar Wölfe in das Gebiet einer Herrschaft einbrechen und ein paar Korn- oder Haferäcker zugrunde richten — augenblicklich schickt die Jägerkommission ein halb Dutzend fürstliche Jäger auf das Gut, um dasselbe von diesem Viehübel zu befreien; aber wenn Menschenverderber, wie Hummel und die Tausend seinesgleichen ganze Dörfer zugrunde richten, so kräht kein Hahn darnach, und es ist keine Landeskommission da, die einen Jägerburschen gegen solche, in Menschengestalt erscheinende wilde Schweine und Wölfe auf die Herrschaften schickt, das Land von ihnen zu reinigen."

Und heute? Wir haben weder Jäger- noch Landeskommissionen, und dennoch — richten nicht auch jetzt noch Wirtschaften ganze Dörfer zugrunde? Müssen nicht auch heute Menschen bekennen, was die Frau des Vogtes Hummel auf dem Sterbebette den Dorfleuten gestand: „Um der Sünde unseres Hauses willen seid ihr alle, und noch Hunderte, die nicht da sind, unglücklich geworden . . . Söhne liefen aus dem Lande, weil wir sie zugrunde gerichtet, und Töchter sind unglücklich geworden, weil ihnen in unserem Hause Fallstricke gelegt worden!"

Da, wo ein guter Wirtestand regiert, mag es um vieles besser stehen als wie in Bonnal von „Lienhard und Gertrud". Doch es herrschen auch Wirte, nicht besser denn Hummel, und noch immer fehlt dem Schweizervolke das Recht, in seinen Gemeinden verderbenbringende Wirtschaften zu schliessen. Die Bundesverfassung erlaubt ihnen nicht, nach freiem Ermessen die Alkoholnot zu dämmen. Wohl weiss Pestalozzi, dass mit Gesetzgebung allein wenig, ja nichts erreicht ist und dass Verbote wenig fruchten. Aber auch blosse Erziehung kann die Not unseres am Alkoholismus leidenden Volkes nicht beseitigen. Hand in Hand aber können die in kleinsten Kreisen erzielten Erfolge der Aufklärung und Erziehung durch gesetzgeberischen Beschluss der Gemeinde bestätigt und gesichert werden. Dies ist's, was die Bewegung für das Gemeindebestimmungsrecht (G. B. R.) erstrebt. Und dies ist das Ziel der in den nächsten Jahren zur Abstimmung gelangenden Branntwein-Initiative, die den Gemeinden das Recht sichern will, der Schnapspest zu begegnen.

Wenn wir heute diese Gedanken in das Volk tragen, ehren wir Pestalozzi mehr denn alle Reden. Die Kämpfe um dieses neue Volksrecht werden uns lehren, ob alle jene, die den Namen des Retters der Armen im Munde führten, auch mit der Tat zu dem stehen, was er in Zeiten ärgster Anfeindung niederschrieb: „Mitten in diesem hohnlachenden Zuruf, den ich auf allen Lippen sah, hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elendes zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah." H.-Z.

Volkshochschulheim Habertshof. Das Schulheim Habertshof ist ein Glied der Siedlung Habertshof bei Schlüchtern. Sie wurde aus der deutschen Jugendbewegung heraus geschaffen und steht in gemeinwirtschaftlichem Betrieb.

Von dem Evangelium aus, dessen Sinn heute zu neuem Verständnis aufgebrochen ist, steht die Schule offen für die brennenden Fragen der Gegenwart und weiss sich von hier aus in besonderer Weise dem werktätigen Volk gegenüber verpflichtet.

Sommerkurs für junge Männer: 1. Mai bis 31. August 1927.
Emil Blum: Wahrheit und Irrtum in den geistigen Strömungen der Gegenwart.
Heinrich Kraffert: Die Grundkräfte der Musik. Singen, Instrumentalspiel, Klampfenunterricht (Wahlfach).
Suzanne Blum: Freihandzeichnen (Wahlfach).
Agnes Waldstein: Die Bedeutung der Kunst für die Gegenwart.
Wolf Seiferth: Vom Wesen der Geschichte.
Heinrich Pröschold: Gestaltungsaufgaben in der Wirtschaft.
Will Völger: Fragen der persönlichen Lebensführung.

Tageseinteilung: ½6—6 Uhr Gymnastik, ½7—½8 Uhr Singen, ½8—8 Uhr Frühstück, 8—10 Vortrag und Besprechung, 10—12 Zeichen- und Klampfenunterricht, 2—½5 praktische Arbeit (Garten, Feld, Haus).

Kosten: Das Kursgeld beträgt 120.— Mark für die vier Monate und muss in der Regel bei Beginn des Lehrganges bezahlt werden. In begründeten Ausnahmefällen sind wir jedoch bereit, den Betrag zu ermässigen und Stundung zu gewähren. Bei Erwerbslosen findet eine besondere Regelung statt.

Der Anmeldung ist ein kurzer Lebenslauf beizufügen, aus dem auch Wohnung, Alter, Beruf, jetzige Beschäftigung und gegebenenfalls Bundeszugehörigkeit zu ersehen sind. Ein ärztliches Zeugnis ist erwünscht. Aenderungen dieses Planes vorbehalten.

Alle Auskünfte erteilt die Leitung des Schulheims: Emil Blum, Habertshof, Post Elm, Bez. Kassel.

Von Büchern

1. Ein Aufruf an das Schweizervolk.

Mein Volk. Ein Aufruf. Von Hans Gschwind. Verlag von A. Rudolf, Zürich. 1927.

Dass in einer so feigen und faulen Zeit, wie die Schweiz sie jetzt durchmacht, ein solcher „Aufruf" erscheinen konnte, wollen wir als eine Verheissung betrachten. Noch schlägt das Herz der Schweiz, noch ist Metall in ihrem Blute. Dass er von einem Pfarrer stammt, ist doppelt erfreulich; denn einen solchen kostet es einen besonders grossen Mut, mit derartigen Worten unter das Volk zu treten. Es ist ein christkatholischer Pfarrer, aber er redet als Schweizer so, wie ein Zwingli einst geredet hat und heute reden würde.

Der „Aufruf" ist in Versen geschrieben, die einherschreiten, wie einst die alten Schweizer, wenn sie zur Walstatt zogen, um ernsthaft für die Freiheit zu kämpfen und zu sterben, nicht zu Schützenfest, Festspiel und Festweinflaschen mit grossen verlogenen Worten — womit auch schon ein Grundthema dieser Gedichte angegeben ist: der Kampf gegen die Entartung unseres Schweizertums verglichen mit unseren wirklich grossen Tagen und unserer wahren Bestimmung. Das Festwesen mit seinem Schwindel, die Lüge des Patriotismus, der Idealismus, der immer nur Andern das Ernstmachen mit den Idealen zumutet, selbst aber Geld und Karriere machen will, der Fremdendienst, die Genussucht, der hohle Militarismus, die soziale Verderbnis, die philiströse Engigkeit des Gesichtsfeldes, kurz, alles das, was uns an der heutigen Schweiz schwer macht, kommt in das Gericht dieser flammenden Worte. Darüber steigen dann die wahre Schönheit der Schweiz und die wirkliche Grösse unserer Geschichte und Bestimmung, die prophetischen Führer vergangener Tage und die Ideale einer neuen Schweiz leuchtend empor.

Es ist ein ganzes Credo für solche, die eine neue Schweiz wollen, welche ja nur eine Erneuerung der alten wäre. Ich kann mir nicht denken, dass ihnen darob nicht das Herz höher schlüge. Es lebt in diesen Schweizerversen die Art, wie ein Zwingli, ein Pestalozzi und Gottfried Keller ihre Schweiz geliebt und gestraft haben. Nur eine ganz seltene Kraft der Liebe konnte sie schaffen. Dazu gehört die Einfachheit und echte Volkstümlichkeit der Sprache, die heute so selten geworden sind, weil das Herz und Gemüt dafür fehlt. Darum sollten diese Verse wie Flammen in unser Volk hineinzünden. Es sollten sie lesen und Herzen bewegen alle die, welche noch hoffen, lieben, zürnen, glauben können; sie sollten bei unsern Zusammenkünften gehört werden (denn an Schützenfesten werden sie schon nicht aufgesagt werden); sie sollten ein Stück Brevier jener neuen Schweizerjugend werden, an die sich der „Aufruf"

vor allem wendet, uns jungen Alten aber eine Herzstärkung und eine Bürgschaft besserer Tage, die einst kommen werden und vielleicht schon im Anbruch sind. L. R.

2. Zwei wertvolle Schriften.

Jesus, Das Dämonische und die Ethik, von Hans Hartmann [Solingen]. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin. Der Weisse Ritter-Verlag.

Eines der merkwürdigsten Bücher, die in den letzten Jahren erschienen sind; eines, an dem weder Christologie noch allgemeine Weltanschauung und Kulturphilosophie vorübergehen können. Jedenfalls ein erstaunlich kühnes und freies Buch! Tief aufwühlend, wahrhaft revolutionär, den Menschen zur Auseinandersetzung mit den innersten Tatsachen und Mächten und zugleich mit den höchsten Instanzen seines Wesens nötigend. Das „Dämonische" als lebendige Triebkraft Jesu: wie haben wir das zu verstehen? Wir müssen uns zuerst von der modernen Auffassung des Dämonischen, die eigentlich auf das Mittelalter, namentlich auf Augustinus zurückgeht, emanzipieren und wieder dem ursprünglichen Sinn des Wortes gerecht werden, demzufolge es nicht eine Kundgebung des Bösen aber auch freilich nicht des im engern Sinne Sittlich-Guten bedeutet, sondern eine beiden überlegene und sie von sich aus souverän beherrschende Geisteshaltung, welche eben auch die Unterscheidung des Religiösen vom Moralischen seit jeher notwendig gemacht hat. Hartmann rückt dem Ethizismus namentlich in der Deutung der Christuserscheinung scharf zuleibe. Und er scheut hier auch nicht vor gefährlichen Extremen zurück. Christus, so beginnt er, hat kein neues Sittengesetz gegeben. Er stellt geistige Tatsachen wohl in die äussere Form von Geboten und Verboten, gemeint ist aber, wie das in den Seligsprechungen so deutlichen Ausdruck findet, eben lediglich die Tatsache des geistigen Lebens, die sich allerdings an bestimmte Bedingungen ihrer Verwirklichung geknüpft zeigt. So weit wird Hartmann bei klaren Köpfen kaum Widerspruch finden; hat doch schon der Apostel Paulus in Jesu die Ueberwindung des Gesetzes erkannt! Das Originelle des Hartmannschen Gedankens liegt im weiteren, fast möchte ich sagen, rücksichtslosen Verfolg dieses Prinzips. Jesu Verhalten darf daher auch nicht an moralischen Masstäben gemessen werden; auch nicht an seinen eigenen, weil er solche der Menschheit niemals vermittelt hat. An vielen seiner Aeusserungen sucht Hartmann, nicht selten mit grossem Scharfsinn und Tiefblick zugleich, nachzuweisen, dass sie als Aeusserungen der Liebe nur in sehr künstlicher und gewaltsamer Weise verstanden werden können. Das Primäre der Erscheinung liegt auch gar nicht darin, dass Jesus den Menschen etwas beibringen, sie in etwas unterweisen wollte. Ich glaube, das mit etwas anderen Worten als der Verfasser so ausdrücken zu können und zu sollen, dass das Wirken Jesu sich nicht in das Schema der Kausalität, des Verhältnisses von Ursache und Wirkung, pressen lässt. So wurde er erst von den späteren missverstanden; sein ursprüngliches Wesenselement war nicht das der Beeinflussung, des Bestimmenwollens und Bestimmens anderer, sondern unaufhaltsam ausströmendes, ausstrahlendes und darum auch sich mitteilendes Leben. Dieses Leben gehorchte nur dem ihm selbst innewohnenden Prinzip der grössten Spannung und ihrer Lösung von Gegenwart zu Gegenwart; von den endlichen Begriffen des Verstandes aus, des theoretischen wie des sittlichen, ist es deshalb so schwer durchdringbar, muss es sogar als widerspruchsvoll erscheinen. Es geht daher nicht an, es in seinen Einzelheiten zu verstehen, sich gleichsam von Griff zu Griff zur Erfassung des Ganzen weitertastend. Einer solchen nur allzuhäufig geübten Methode verwirren sich die Perspektiven, die Kraft des Heiles geht ihr verloren, die von dem tiefsten Grunde dieses Lebens hervorbricht, Gut und Böse, Licht und Finsternis, alle Gegensätze, Dissonanzen, Widersprüche zur höchsten Einheit lösend; doch wieder nicht zu einer Einheit, die sich umgrenzen, festlegen und darum kopieren und vervielfältigen liesse; nicht zu einer statischen, sondern

zu einer dynamischen Einheit, die nur in ihrer Eigenbewegung Wahrheit und Wirklichkeit besitzt. So wandelt Hartmann schliesslich in ständiger Bezugnahme zur Christuserfassung und zu den allgemeinen Geistesströmungen unserer Zeit, über die er wohlorientiert ist, die verschiedenen Aspekte des „ethischen", des „kosmischen", des „paradoxen" und des „dämonischen" Christus ab. Das auch nicht im Sinne getrennter, sondern mannigfach ineinander greifender und einander überschneidender Sphären, die zuerst und zuletzt doch von dem grossen Impuls, der sich in Christus verkörpert, durchwirkt sind.

Ich möchte, dass man sich diesem Buche gegenüber vor allem aufnehmend, nicht voreilig reagierend verhalte. Schliesslich hat es auch die Bedeutung, unbeschadet seiner Ursprünglichkeit, Exponent einer bestimmten Richtung unseres Zeitbewusstseins zu sein, die sich aus innerer und allgemeiner Notwendigkeit mehr und mehr Geltung verschafft. Nicht ohne Grund gerät Hartmann wie so viele unserer Stärksten und Besten in die unmittelbare Nachbarschaft Nietzsches, des grossen Umwerters. Der dialektische Prozess muss vollzogen werden; es scheint, dass wir heute nicht zu Christus gelangen, ohne uns mit dem ganzen Dämonium des Antichrist auseinandergesetzt zu haben. Dazu muss die feinste Schärfe der geistigen Unterscheidung herausgebildet werden, die uns allein vor dem tragischen Verhängnis Nietzsches bewahren kann. Unterscheidung ist indessen bloss der Revers der Verbindung. Und an dieser, am Vermögen ordnender Synthese, die ihrem Inhalt dabei alle Flüssigkeit und Beweglichkeit belässt, scheint es mir der analytisch oft ausgezeichneten Betrachtung Hartmanns noch zu mangeln. Gerade im Ausblick auf das Unendliche tut, soll es sich uns nicht verflüchtigen, eine gewisse Bindung, Eingrenzung, Gestaltung not. Das Ethische als ein dem Dämonischen Eingeordnetes zu begreifen, ist nicht weniger wichtig, als die Ueberlegenheit des Dämonischen über das Ethische aufzuzeigen. Im übrigen bleibt auch hier zuletzt der persönliche Einsatz die entscheidende Bürgschaft für den Wert der Sache: Hartmann, unser Freund und Mitstreiter, der tapfere Kämpfer für Friede, Freiheit und wahres Menschentum, legt ein unerschrockenes Zeugnis der Wahrheit ab; er erfüllt die Verpflichtung, die ihm sein geistlicher Beruf auferlegt: den Geist, seinen Herrn und Meister, vor der Welt zu bekennen, anstatt ihn ihrem Wünschen und Wähnen untertänig zu machen. Oskar Ewald.

Camillo Morocutti: **„Europa und die völkischen Minderheiten."** Verlag: Eugen Diederichs, Jena.

Wechselseitige Durchdringung von Ethik und Politik ist dasjenige, was unserer Zeit am meisten nottut und woran sie immer noch bittern Mangel leidet. Noch toben sich im öffentlichen Leben die Instinkte der Machtgier und des Ressentiment aus und suchen Deckung hinter einer Scheinwissenschaft, die sie mit sophistischen Theorien beliefert. Um so wohltuender berührt es, wenn gerade aus dem Lager der Entrechteten und Leidenden einer seine Stimme zur Einkehr, Besinnung und Menschenliebe erhebt. Das tut Dr. Camillo Morocutti in seinem bei Diederichs [Jena] erschienenen Büchlein „Europa und die völkischen Minderheiten." Man weiss, welch furchtbare Tragik sich schon in dem Titel ausdrückt. Die Gefährdung eines ganzen Kontinentes, des eigentlichen Zentrums der gegenwärtigen Weltkultur, durch eine Praxis, die im schroffen Widerspruch mit den Friedensverheissungen den Triumph der Quantität, der grösseren Zahl, der rohen Waffengewalt zu besiegeln droht. Morocutti trifft den entscheidenden Punkt, indem er die Axt seiner Kritik an die Wurzel nicht bloss des Nationalismus und Imperialismus, sondern schon des Begriffes der Nation legt. Er stellt ihm den des Volkes als der lebendigen Wirklichkeit gegenüber. „Die Nation ist die Interessengemeinschaft der Machtstrebenden und Erfolgsüchtigen — das Volk die Seelengemeinschaft der wahrhaft Schöpferischen, der Schlichten und mühevoll Werkenden." Es ist kein Zufall, setzt er

fort, dass die Mechanisierung, die maschinenhafte Verzweckung der menschlichen Gesellschaft, der Völker und Staaten Hand in Hand geht mit der Organisierung der Völker zu Nationen, mit der mechanischen Zerteilung umfassender Völkerstaaten zu beengten Nationalstaaten. Besonders gelungen erscheint mir folgende Charakteristik: „Volkstum ist Seele, ist gestaltendes Leben, ist Beschwingtheit, es ist das Ewige, das Neue, immer sprossende und blühende, in seinem Wesen dennoch Unteilbare und Unwandelbare eines Volkes! Nationalismus ist hingegen Verzweckung, Erstarrung im Stofflichen, Versklavung an den Augenblick und seine Interessen!"

Man wird bei der Lektüre der Schrift vom ersten bis zum letzten Kapitel in Atem gehalten durch die Darlegung der Tatsachen nicht minder als durch deren gedankliche Durchdringung. Wenn ich Morocutti als ethischen, als Geistespolitiker bezeichnet habe, so rechtfertigt sich das nicht zuletzt daraus, dass er die tiefe Einheit des Spirituellen, Seelischen und Materiellen in den wichtigsten Lebensverhältnissen ans Licht zieht. Er zeigt uns das aufregende und erschütternde Schauspiel, wie in Zentral- und Osteuropa starke Völker mit grossen inneren und äusseren Entwicklungsmöglichkeiten nicht allein geistig und sittlich Schaden nehmen, sondern auch ihrem wirtschaftlichen Ruin zusteuern, weil sie sich der Führung eines blinden und sinnlosen Machtwillens überlassen, das Heiligtum ihrer Volkheit durch die Dämonie des nationalen Rausches entweiht haben. Das alles wird mit trockenen Ziffern belegt, denen keine Parteilichkeit vorgeworfen werden kann. Wir sehen infolge der sinnlosen Rüstungen und Zollschranken in den meisten der Suczessionsstaaten, namentlich in denen des Balkanterritoriums einen erschreckenden wirtschaftlichen Niedergang, der fortschreitende Verarmung weiter Volksschichten bedeutet. Morocutti glaubt an die paneuropäische Lösung und arbeitet für sie; wobei er — was betont werden muss — die ethische und geistige Seite Pan-Europas stärker betont als Coudenhove. Den entrechteten Minderheitsvölkern spricht er die hohe Aufgabe zu, alle Regungen des Hasses und der Rache aus ihrer Seele verbannend, den wahren Pazifismus zu erbauen. „An den Führern der völkischen Minderheiten liegt es, dem Nationalismus des Geldes und der Gewalt jene unbesiegbaren und ewigen Kräfte ihres Volkes entgegen zu stellen."

Die Methoden dieses Selbstschutzes, der zugleich ein Schutz der höchsten Lebensgüter der Menschheit ist, hat Morocutti in einer Reihe praktischer Vorschläge ausgearbeitet, unter denen ich als die wichtigsten hervorhebe: Zusammenschluss der verschiedenen Minderheitengruppen in den einzelnen Nationalstaaten zu einem einheitlichen Minderheitenblock; Zusammenschluss der so geeinten Minderheitengruppen der verschiedenen europäischen Staaten zu einem paneuropäischen Minderheitenschutzbund. Nicht die geblähte Freiheit der Nationalisten, die wortlose, die heroische Freiheit der Seele und des Geistes, die Freiheit der Friedwilligen und Rechtwilligen das sei das höchste Ziel gedemütigter Minderheiten! — Dem Buch Morocuttis ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. Der einzige Einwand, den wir zu machen haben, ist nicht grundsätzlicher Natur; er geht darauf, dass der Verfasser in seiner berechtigten Kritik des Nationalstaates der historischen Stellung desselben, die eine des Durchganges vom Autoritätsstaate zum Völkerbunde ist, uns nicht genugsam gerecht zu werden scheint. Sonst hätte die oft wohltätige Schärfe seines Tones gelegentlich eine Milderung erfahren. Wir dürfen freilich nicht vergessen, dass er als Angehöriger der deutschen Minorität an der slovenischen Sprachgrenze [Jugoslavien] das brutale Unrecht des herrschenden Systems fortwährend am eigenen Leibe erfährt. Um so höher ist es ihm anzurechnen, dass er die gefühlsmässige Reaktion dagegen durch weltanschauungshafte Klarheit überwindet, welche, die Nebel fremder wie eigener Vorurteile und selbstischer Motive zerteilend, allüberall nur das gemeinsame Heil der Menschheit zum Leben fördert.

Oskar Ewald.

Redaktionelle Bemerkungen.

Das Gedicht von Alfred de Quervain, das uns seine Witwe freundlich überlassen hat, kennzeichnet vortrefflich einen Hauptzug an seinem Geistesleben und kommt gerade zum Gedächtnis Newtons recht.

Die zwei Stücke in der „Rundschau": „Kirche und Geschäft" und „Ein Gegner des Sozialismus" mussten leider ziemlich lange zurückgestellt werden.

Die Freunde der Neuen Wege

waren Sonntag, den 6. März, im Heim von „Arbeit und Bildung" in Zürich zur Jahresversammlung beieinander. Der Besuch war wieder erfreulich zahlreich. Besonders war man den von auswärts gekommenen Freunden dankbar. Einige von denen, die nicht kommen konnten, haben uns durch Grüsse erfreut. Es konnte über den Stand des gemeinsamen Werkes recht Günstiges berichtet werden. Freilich bedarf es der fortdauernden Werbung, damit die „Neuen Wege", allerlei Hindernissen äusserlicher und innerlicher Natur zum Trotz, weiter und tiefer in unser Volk hineinkommen und auch sonst die Menschen finden, denen sie etwas zu sagen haben.

In Bezug auf die Aussprache sollte diesmal der Versuch gemacht werden, ein Thema von allgemeinerer Bedeutung mit der Erörterung der besonderen Aufgabe der „Neuen Wege" zu verbinden. Der Schreibende hat nicht den Eindruck, dass dies gelungen sei. Er ist wohl vor allem selbst daran schuld. Die Diskussion blieb zu lange an einem allgemeinen Problem hängen, das auch bei einer andern Gelegenheit verhandelt werden konnte und schon oft verhandelt worden ist: unserer Stellung zu Klassenkampf und Gewalt, und das Thema „unsere gemeinsame Arbeit" kam zu kurz. Doch hoffen wir, dass das Zusammensein trotzdem nicht ganz fruchtlos gewesen sei und trachten wir darnach, die Sache ein andermal besser anzufassen.

Wir bitten die Freunde, die nicht dabei sein konnten, unsere Sache dennoch kräftig zu unterstützen. Gewiss wäre auch manche andern noch bereit, der Vereinigung der Freunde der Neuen Wege beizutreten, wenn sie Genaueres davon wüssten. So seien sie denn daran erinnert, dass deren Vorsitzender Pfarrer Robert Lejeune, Zollikerstrasse, Zürich, und deren Kassierin Frau A. Künzler-Giger in Flawil ist und dass der Minimalbeitrag Fr. 5.— beträgt. Die Mitglieder der Vereinigung werden durch den Beitritt Miteigentümer der „Neuen Wege" und berechtigt, an der Orientierung und Leitung ihres Werkes teilzunehmen; auch treten sie damit in einen Kreis befreundeter Menschen, die darnach trachten, immer mehr in Gemeinsamkeit das Werk zu tun, von dem die „Neuen Wege" ein Organ sind.

Die Torheit des Kreuzes.[1])

Das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ists eine Gotteskraft. 1. Kor. 1, 18.

Liebe Zuhörer! Es gibt ein bekanntes Bild von dem jüngeren Holbein zu der Passion. Das ist nicht, was man sonst ein schönes Bild nennt. Es ist ein Holzschnitt mit groben Strichen ohne Lichter und Schatten und wirkt daher auf den ersten Blick unruhig, herb. Aber noch viel weniger anmutig ist die Darstellung auf dem Bilde. Man sieht Christus, wie er von einem riesenhaften Kreuz, das auf ihm liegt, zu Boden gedrückt wird. Er ist in die Knie gesunken, hält noch mit einer Hand die drückende Last und stützt sich mit der andern auf den Boden, während sich der nackte Fuss an der Erde wundreibt. An seinen vornübergebeugten Leib ist das Kreuz festgebunden, so dass er es nicht abwerfen kann, von dem unbarmherzigen Holze wird die Dornenkrone noch tiefer in den Kopf gepresst, werden die Stacheln noch weiter in die Haut getrieben. Das Gesicht ist schmerzdurchwühlt, der Mund zu einem Schrei der Angst geöffnet. Der Weg ist steinig, ein seltsam verkrüppelter Baum reckt seine kahlen Aeste in die Luft. Das Ganze ein ergreifendes Bild menschlicher Ohnmacht und Hinfälligkeit. Wir empfinden das gewöhnlich nicht mehr so stark, weil wir uns daran gewöhnt haben. Das Kreuz, die Dornenkrone, das Leid gehört zum Heiland. Wenn wir aber unserer ersten Empfindung folgen, dann wird uns ein solches Bild beängstigen oder wenn man es einem kleineren Kinde zeigt, wird es dir ergehen wie mir: Eine Flut von erschreckten Fragen wird auf dich einstürmen und zuletzt wird es von deinen Antworten, wenn du überhaupt solche zu geben hast, unbefriedigt und von der Darstellung unangenehm berührt sich freundlicheren Anblicken zuwenden. Dieser unbarmherzig wahre Holzschnitt von Holbein ist jetzt auch als Konfirmandenschein herausgegeben worden, aber er findet bei den Pfarrern keinen grossen Anklang und noch weniger Anklang findet er beim Volk, so dass der Pfarrer es fast nicht wagen kann, seinen jungen Leuten ein Konfirmationsandenken zu geben, von dem er genau weiss, dass es niemanden freut. Mir hat einmal ein Vater gesagt: „Es gibt so viel Düsteres und Trauriges in der Welt, mein Kind soll nicht immer seine Augen darauf richten. Auch Jesus will sicher die andere Seite am Leben betonen, das Helle, das Ideale, das Ermutigende. Wir brauchen ein lebensbejahendes Christentum, geben Sie meinem Sohn ein anderes Andenken!“ — Ich habe diese Bitte nicht erfüllt, denn ich glaube, dass wir Christus so

[1]) Predigt, gehalten in der Friedenskirche zu Bern.

nehmen müssen, wie er ist, dass wir die Gedanken Gottes nicht nach unseren Gedanken korrigieren, die Wahrheit nicht unsern Wünschen anpassen dürfen.

Christus ist ein Schmerzensmann und das Wort vom Kreuz gehört in die Mitte des Evangeliums. Wenn wir es nicht verstehen, so ist das ganz in der Ordnung. Wir können es nicht verstehen und sollen es nicht verstehen. Es heisst ja in der vorgelesenen Stelle des ersten Korintherbriefes, das Wort vom Kreuz sei eine Torheit. Was heisst das anders als eine Unverständlichkeit, ein Unsinn und Widersinn? Wir können nicht verstehen, dass das Göttliche dargestellt sein soll in einem Menschen, der in jeder Beziehung ein Unterliegender ist. Was wir verstehen, sind ganz andere Dinge. Uns ist ohne weiteres verständlich, wenn ein Mensch auf irgend einem Gebiete das Bestreben hat, der erste zu sein. Uns leuchtet ein die Grösse dessen, der im Leben auf irgend eine Weise obenausschwingt. Man braucht, um das zu sehen, nur einen Blick zu tun auf die zahlreichen illustrierten Zeitungen, die seit einigen Jahren so massenhaft gekauft werden und die schweizerische und ausländische öffentliche Meinung völlig beherrschen. Es gibt eine neue Weltanschauung, die sich allmählich gebildet hat und in alle hohen und niederen Schichten des Volkes gedrungen ist, ihre Meinung über sämtliche Lebensgebiete, die Religion eingeschlossen, äussert und auf der ganzen Linie gesiegt hat; das ist die Weltanschauung der „Illustrierten". Wer den Zeitgeist in seiner wahrsten Gestalt kennen lernen will, muss sich dort orientieren, denn dort wird dem Leser das vor Augen geführt, was wirklich jeder ohne weiteres versteht. Jeder versteht, das es ein erstrebenswertes Ziel ist, es zu etwas zu bringen, auf diese oder jene Weise seine Mitmenschen zu übertrumpfen. Ob das dadurch geschieht, dass ein Bürger eine hohe Stellung erringt, oder dadurch, dass er eine aussergewöhnliche Einzelleistung vollbringt, verschlägt wenig. Das Ziel ist das Niedagewesene. Unsere Zeit interessiert sich im Grunde ausschliesslich für Höchstleistungen. Ihr Herz kommt in Bewegung, wenn sie ganz sie selbst sein und dem zujubeln darf, der 60 Stunden hintereinander tanzt und dabei zwei Paar Schuhe ruiniert, der den Kanal durchschwimmt oder den Gipfel des Mount Everest erklettert. Wir sind nun einmal so, wir haben einen Stich ins Grossartige und Gewalttätige. Das schnellste Schiff der Welt, das höchste Haus der Welt, der reichste Mann der Welt, die schönste Frau der Welt, das sind die zugkräftigsten und immer wiederkehrenden Schlagworte. Die Wissenschaft ist angesteckt von dieser Sucht nach dem Rekord und auch auf einem Gebiete, wo sie am wenigsten hinpasst, auf dem religiösen, macht sie sich bemerkbar. Bei gewissen Gemeinschaften sieht man das, wo die Erlösung in grossem Format erwartet wird, glänzend, rekordmässig, alles in den Schatten stellend und man sieht es auch in der

Landeskirche, wo der Respekt vor dem Quantum so gross ist, dass für viele Leute die Tatsache einer gefüllten Kirche, ganz abgesehen von dem, was drin vorgeht, ein Grund zu religiöser Erbauung ist. Wir verstehen das Grosse, das Quantum, und daher das Aufstrebende, das Wachsende, mit Wohlgefallen und Verständnis ruht unser Auge auf dem mutigen und siegreichen Lebenskämpfer; darum muss uns das Kreuz, das am andern Ende von dem allem liegt, eine Torheit und der unterliegende Christus eine Unverständlichkeit sein.

Dass es bei Jesus bis zum Kreuze kommt, mutet uns auch deshalb fremd an, weil es offenbar anders hätte gehen können, weil er leidet, ohne dazu gezwungen zu sein. Er hat das einmal selber in den Worten ausgesprochen: Niemand nimmt mir mein Leben, ich gebe es. — Er hat das Kreuz freiwillig auf sich genommen; das ist sehr merkwürdig und unsern Gepflogenheiten stracks entgegengesetzt. Wir gehen dem Unangenehmen aus dem Weg. Schmerzen und Tod rufen in uns keinen andern Wunsch wach als den, ihnen auszuweichen. Jesus aber geht ihnen entgegen, nicht furchtlos, aber entschlossen und geraden Blickes. Er hätte nicht nach Jerusalem zu gehen und dort seinen mächtigen Feinden in die Hände zu laufen brauchen. Freilich sind Opfer keine ganz seltene Sache. Leben gibt es ja nicht, ohne dass Opfer gebracht werden. In der Schöpfung müssen Pflanzen sterben, damit andere Pflanzen leben. Das Tier muss arbeiten, leiden und sterben für den Menschen. Nur durch die Schmerzen der Mutter wird das Kind geboren, nur durch die Opfer des Vaters wird es ernährt und erzogen. Auf dem Opfer der Besten erbaut sich das Glück der Zukunft. Es gilt durchgängig, dass es kein Leben ohne Opfer gibt; darum kommt es auch immer wieder vor, dass tapfere Menschen sogar ihr Leben freiwillig opfern für das Gedeihen einer guten Sache, eines grossen Menschheitszieles, wie Winkelried für die gute Sache der Schweizer freiwillig in den Tod gegangen ist. Aber Jesus hatte keine gute Sache, die ausser ihm gewesen wäre und der er zum Sieg hätte verhelfen können, indem er für sie starb. Seine gute Sache war er selber, an ihm hing alles, an seiner Person und seinem Leben, denn er hatte ja nicht eine neue, richtigere Lehre über Gott aufgebracht, sondern das Reich Gottes mit seiner Herrlichkeit in die Sichtbarkeit getragen. Nun starb er wie irgend einer. Man muss das alles nur recht nüchtern und einfach anschauen, dann sieht man sofort, dass er nach allem Vorhergegangenen nicht hätte sterben dürfen. Für den Christus ist es eine nicht wieder gut zu machende Blamage, wenn er als ein Verbrecher ans Kreuz kommt. Opfer sind notwendig, aber nach unseren Begriffen muss dabei wenigstens ein idealer Gewinn herauskommen. Jesus hat offenbar zuletzt selbst nicht mehr an einen solchen geglaubt, sonst hätte er nicht am Kreuz die bittere Stunde seiner Gottverlassenheit durchgemacht, sonst hätte er nicht wirklich gelitten.

Sein Opfer scheint zu weit zu gehen, sieht aus wie die nutzlose Selbstquälerei eines hochgesinnten, aber im Grunde weltfremden Mannes, als Torheit.

Damit kommen wir zu dem dritten Punkt, zu der Tatsache, bei der die Torheit des Kreuzes am eklatantesten erscheint. Nicht wahr, liebe Zuhörer, wir halten im guten Treuen dafür, dass wir alle miteinander im Ganzen und Grossen harmlose Leute sind. Nicht dass wir nicht auch unsere schwachen Seiten hätten. Natürlich haben wir sie. Das ist unser Wesen und gehört zu unserem Menschsein, dass wir mit allerhand Ungutem behaftet und keine vollkommenen Engel sind. Man singt in der Passionszeit gern ein schönes altes Kirchenlied, in dem es heisst:

„Ich, ich und meine Sünden,
Die sich wie Körnlein finden
Des Sandes an dem Meer,
Die haben dir erreget
Das Elend, das dich schläget
Und deiner Martern ganzes Heer."

In der Kirche nimmt man die Dinge nicht allzugenau und singt darum auch solche Worte im Chorus mit andern gern und gutmütig mit, aber im Grunde denkt doch mancher im Stillen, es sei etwas viel gesagt, dass unsere Sünden schuld sein sollen an dem ganzen Heer von Martern, das über Jesus hereingebrochen ist. Und es ist viel gesagt. Ich will jetzt nicht eure Sünden hervorzerren und ausmalen, will sie nicht alle auf einen Haufen werfen und den Haufen so gross auftürmen, bis es doch stimmt mit den Martern Jesu und unserer Schuld und wir beschämt zugeben müssen, dass doch etwas dran sei. Nein, wir sind ohne Zweifel harmlose Leute und haben ein gewisses Recht, uns zu wehren, wenn man uns verklagen und wegen unserer Schuld zu Peinigern und Mördern des Heilands machen will. Wo wäre der Prediger, der das Recht hätte, seinen Zuhörern diesen schauerlichen Vorwurf ins Gesicht zu schleudern ohne selbst unter sein Gericht zu fallen, von seiner Last erdrückt zu werden? Wenn uns kein anderer Mensch verklagen kann, so wollen wir uns selbst auch nicht verklagen, denn niemand hat etwas davon, dass er sich selbst unnötig schlecht macht. Mögen unsere Sünden so zahlreich sich finden wie die Sandkörnlein am Meer, so sind es doch eben Körnlein, d. h. Entgleisungen, deren Ausmass jedenfalls nicht dem Masse der Marter Jesu entspricht. Werden die Menschen nicht gleichsam zu wichtig genommen, wenn uns gesagt wird, das Christus für sie hat sterben müssen? Ein grosser Denker hat einmal geäussert, die meisten Menschen seien viel zu geistlos, als dass ihr schuldhaftes Verhalten den Namen Sünde verdiente. Christi Kreuz ist also von hier aus gesehen überflüssig, und daher

zum dritten Mal eine Torheit. Calvin braucht noch stärkere Worte und redet von der folie de la croix, also vom Wahnwitz des Kreuzes.

Liebe Zuhörer! Nun aber ertönt trotzdem aus der Bibel das Wort vom Kreuz. Das Neue Testament weiss so gut wie wir, dass es eine Torheit ist und verkündigt nun gerade dieses Wort als eine Gotteskraft allen denen, die selig werden. Neben unserm Textwort aus dem 1. Korintherbrief stehen in der heiligen Schrift noch alle andern Worte, in denen das verschlossene Geheimnis des Kreuzes wie ein Schrein geöffnet wird, alle Wunder und Seligkeiten des Himmels und der Erde gezeigt und den Menschen angeboten werden. Den römischen Christen wird geschrieben: „Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er in ihm uns nicht alles schenken?“ Johannes schreibt: „Also hat Gott die Welt geliebet, dass er seinen einzigen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Im Kolosserbrief heisst es, Christus habe ausgetilgt die Anklageschrift, die gegen uns war, sie aus dem Mittel getan und ans Kreuz geheftet und den Korinthern schreibt Paulus an anderer Stelle: „Wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Torheit, denen aber, die berufen sind, göttliche Kraft und göttliche Weisheit; denn die göttliche Torheit ist weiser als die Menschen sind und die göttliche Kraft ist stärker als die Menschen sind.“ — Also alles, was wir nötig haben und was unsere tiefste Sehnsucht ist, Erlösung aus der Angst, Verstummen der anklagenden und selbstquälerischen Stimmen, Liebe Gottes zu uns und Versöhnung mit ihm, Frieden unseres Herzens, Leben in Kraft statt Schwachheit, Fülle der Weisheit statt unseres menschlichen Ungenügens und leuchtende Klarheit der Gedanken, das wird uns im Kreuz angeboten, gegeben. Das Kreuz ist also in den Schwierigkeiten und Wirrnissen der Menschenwelt nicht bloss ein Lösungsversuch, sondern der Weg ins Freie, der Ausweg. Ich erinnere mich, als Knabe auf einem Jahrmarkt in einem sogenannten Irrgarten gewesen zu sein. Das war eine gewöhnliche mit einem Zeltdach gedeckte Bude, die im Innern viele verzweigte Gänge hatte. Die Seitenwände der Gänge wurden gebildet von lauter Spiegeln, die vom Fuss bis zur Decke reichten. Die rahmenlosen Spiegelgläser waren nun so berechnet und zueinander in Winkeln aufgestellt, dass dem Beschauer der Durchgang immer auf einer Seite zu sein schien, wo er in Wirklichkeit nicht war. Die Spiegelungen führten das Auge irre. Wo man hinschritt, stiess man an und wo man hinblickte, grüsste einem immer wieder das eigene wohlbekannte Gesicht. Man verlor die Orientierung und gab es schliesslich auf, den Ausweg aus diesem Wirrsal, diesem verzauberten Haus, zu finden, bis man bei einem letzten Versuch plötzlich den richtigen Rank nahm und

ins Freie trat. Als ein solches Ins-Freie-treten aus einem ausweglosen Irrgarten, als ein Erwachen nach wüsten Träumen hat es der Apostel Paulus empfunden, als ihm der Sinn im Schmerzensweg des Heilandes und im Tod des Christus aufging. Nun war er befreit und konnte aus dem Freien zurückschauen in die Wirrnis und sah erst jetzt, wie tief und hoffnungslos sie gewesen. Da war es, als wollte ein Jubelruf, den er vielleicht selbst selbst zunächst noch nicht ganz verstand, sich seiner Brust entringen: „Die göttliche Torheit ist weiser als Menschen sind und die göttliche Kraft ist stärker als Menschen sind." Nun war für ihn das Rad der Wahrheit um eine halbe Drehung weiter gerollt, so dass das Unterste zu oberst gekehrt wurde und das Obere zu unterst zu liegen kam. Er wusste nun klar, so klar wie wir es vielleicht nie verstehen und glauben können, dass Gott die Welt liebt und die Menschen mit sich versöhnt, dass Gott unser Vater ist, unser Heil bedenkt und unsere Erlösung schafft, und nun wusste er auch, dass er die Torheit nicht mehr bei Gott, sondern bei den Menschen zu suchen hatte, dass sich im Kreuz wirklich eine alle Menschenkraft und Menschenweisheit zunichte machende göttliche Kraft und Weisheit offenbart.

Also wir suchen jetzt die Torheit nicht mehr bei Gott, sondern bei den Menschen und was uns als die Unverständlichkeit des Kreuzes erschien, ist in Wirklichkeit unsere eigene Unverständlichkeit und Torheit. Wir wissen jetzt, dass nicht das Wort Gottes und die Botschaft vom Kreuz ein Irrgarten ist, in dem man sich schwer zurecht findet, sondern dass unser Dasein sich abspielt in Dingen, die verworren und nichtig sind. Weil wir die Gegenwart Gottes nicht mit der gleichen Kraft und Deutlichkeit wie der Apostel erfahren, werden wir auch nie so klar wie er einsehen, wie verworren und lächerlich unser Leben ist, aber ich will doch versuchen, euch das um 180 Grad gedrehte Rad zu zeigen und einige Hinweise zu geben, wo die Torheit im Einzelnen gefunden wird. Wir sprachen im Anfang von dem Bestreben aller Menschen, in ihrem Kreis etwas zu sein und zu gelten, von ihrem Wunsche vorwärts zu kommen und erste zu sein. So begreiflich es ist, es ist Torheit. Die Welt ist erfüllt vom Lärm des Wettlaufes nach menschlicher Grösse und Macht, man sieht es an dem in uns allen schlummernden Drang nach dem Auffälligen, in der Gier nach Namen und Ehre. Man kann es fast in jedem Verein beobachten, wo eine leitende Stelle zu besetzen ist und man regelmässig die gleiche Erfahrung macht, nämlich, dass die in Frage Stehenden für das bewiesene Zutrauen danken und höflich aber bestimmt wegen anderweitiger Inanspruchnahme bitten, von ihrer Person Umgang zu nehmen, aber dann tödlich beleidigt sind, wenn das wirklich geschieht. Wir sind doch alle geradezu pfauenhaft eitel mit dem einzigen Unterschied, dass es Leute gibt, die dies gut

verstecken können, während andere unvorsichtig genug sind, es alle Welt merken zu lassen. Aber ist das etwas anderes als Torheit? Wir brauchen ja nur die einfache Ueberlegung zu machen, dass wir sterben müssen: Alles vergeht, Glück, Ehre, Namen, Reichtum und Grösse sinkt in den Staub und es erweist sich als ein lächerlicher Irrtum, sein Herz daran gehängt zu haben.

Wir halten uns in guten Treuen für harmlose Leute und auch das ist eine Torheit. Das ist diejenige Torheit, die uns noch radikaler als die vorige das Verständnis für das Kreuz verbaut. Ja, wir sind harmlose Leute, aber gerade am Tode Christi kann es uns aufgehen, wie gefährlich die harmlosen Menschen der Wahrheit werden können. Wenn man sich die Vorgänge bei der Passion unmittelbar vor und während der Kreuzigung in Erinnerung ruft, kann man leicht in eine Stimmung kommen, wo man den Kopf schüttelt und sagt: Wie ist es nur möglich, dass Menschen sich so erniedrigen und solche Scheusslichkeiten begehen konnten! — Aber solche Entrüstung ist nicht angebracht. Die Kriegsknechte, welche den Herrn geisselten und mit ihm ihren Kasernenwitz trieben, die Menge auf der Strasse, die seine Kreuzigung verlangte, die Gaffer vor dem Tor, die dem Zuge neugierig nachblickten, die Soldaten, welche unter den Augen des sterbenden Jesus um seinen Rock würfelten, sie alle, die dabei waren und hätten protestieren müssen und nicht protestiert, sondern geholfen haben, waren durchaus harmlose Leute. Die Soldaten z. B. waren so harmlos, dass wir sogar sehen, wie sie treu ihre Pflicht erfüllen. Sie würden einen Vorwurf von unserer Seite mit Entrüstung zurückgewiesen und gesprochen haben: „Wir haben dem Kaiser Soldatentreue geschworen und kein rechter Militär bricht den Eid, den er geschworen hat.“ Also Harmlosigkeit dort und hier, bei ihnen wie bei uns. Wir haben einen Krieg erlebt. Er hat vier Jahre gedauert und es ist dort Christus hundertmal gekreuzigt worden in unschuldig sterbenden Männern und Frauen, und doch waren es lauter harmlose Menschen, die den Krieg geführt haben. Es gab wunderbare Menschen unter den Soldaten und auch die sogenannten Schuldigen des Krieges waren bis zu einem gewissen Grade harmlos und sind in ihrem Innersten zu Tode erschrocken, als sie die Frucht ihrer Sünden vor Augen hatten. Und so ist es auch noch in unseren Tagen, Christus wird gekreuzigt in jedem schuldlos leidenden Kinde. Ich denke in diesem Augenblick an ein kleines Geschöpf mit übergrossem Kopf und dünnen Beinchen, mit kränklicher, blaugeäderter Haut und einem blöden Gesichtsausdruck, das ich kurz vor seinem Sterben im Spital getauft habe. Der Vater, der wohl weiss, dass er dieses Leiden mit seinen keineswegs regelmässigen, aber starken Räuschen aller Wahrscheinlichkeit nach verursacht hat, ist ein durch und durch netter und sympathischer Mensch und geht jetzt seelisch fast zu Grunde. Und du, hast du noch nie erlebt, wie

ein kleiner Fehler, ein belangloser Missgriff von deiner Seite auf einmal, ohne dass du etwas dazu tatest, grössere Bedeutung annahm und zuletzt zu unerwarteter Grösse gelangt ist und du sahest erst hinterher, aufmerksam geworden durch die verblüfften Gesichter derer, die dir so etwas nie zugetraut hätten, dass du eine Gemeinheit begangen hast. Wir sollten endlich weise werden und aufhören, uns auf unsere Harmlosigkeit zu berufen, da wir doch sehen, dass sich der Satan ihrer bedient, um seine Werke zu vollenden. Torheit ist jeder Versuch, der darauf ausgeht zu behaupten, für unsereins hätte Christus nicht zu sterben nötig gehabt, es seien da die Menschen zu wichtig genommen und ihretwegen zu viel Umstände gemacht worden, Torheit zu meinen, es gebe einen einfacheren und direkteren Weg zur Erlösung der Menschen, zu wähnen, Gott hätte nur die Welt und ihre Ordnungen durch ein paar geistesmächtige Prediger und energische Neuerer zu verbessern brauchen, statt sie durch das Kreuz Christi als einen Irrgarten hinzustellen und als einziges grosses Reich der Torheit zu verurteilen. Aber er wusste wohl, was er tat und hat nicht zu viele Umstände gemacht. Denn er hat ja die Welt nicht an den Pranger geführt und die Menschen nicht blossgestellt aus Hass, sondern aus Liebe, um die Welt zu heilen und ganz zu heilen, um sie zu neuem Leben aus seiner Kraft und Wahrheit zu berufen und durch die Erlösung neu zu begründen. Und wir Menschen, die wir in dieser, von Gottes Heilsgedanken getragenen Welt stehen, sind durch unsere Menschentorheit verworfen, aber durch die in der Kreuzestorheit aufleuchtende Gottesliebe angenommen und gerettet. „Denen aber, die selig werden, ist das Wort vom Kreuz eine Gotteskraft." Nun ist es möglich, sogar vom lieben heiligen Kreuz zu reden, weil wir wissen, dass in diesem Zeichen alles Elend gewendet, alles Verderben geheilt, aller Streit geschlichtet, alle finstere Zauberei verscheucht ist und die Brunnen des wahrhaftigen Lebens zu fliessen beginnen. So will es die Liebe des Vaters, der uns durch den Gekreuzigten alles schenkt.

Es bleibt noch übrig, ein Missverständnis zu verhüten. Paulus schreibt, das Wort vom Kreuz sei eine Torheit denen, die verloren werden, denen aber, die selig werden, sei es eine Gotteskraft. Mit denen, die verloren gehen, und denen, die selig werden, sind jedoch nicht zwei Sorten Menschen gemeint. Die heilige Schrift teilt nicht die Leute so wie sie sind in zwei Teile, in tiefdenkende und oberflächliche, in ernste und gleichgültige, in fromme und gottentfremdete. Wir sind vor ihr beides und immer gleichzeitig beides. So sollen auch unsere Zeitgenossen nicht eingeteilt werden in solche, die das Kreuz missachten und darum verloren gehen und solche, die es lieben und darum selig werden. Auch die, welche es verstehen und eine Predigt über diesen Gegenstand mit Zustimmung anhören, bleiben immer noch auf der Seite, wo das Kreuz als Torheit empfun-

den wird. Das Kreuz nicht mehr als Torheit, sondern als höchste Weisheit erkennen, das heisst ja bei Gott stehen und die Erlösung haben. Die Erlösung haben wir aber nie als sichern Besitz. Luther sagt irgendwo: „Wir sehens nicht, wir habens nicht im Kasten und in den Händen, sondern allein im blossen Wort.“ So ist auch dem im Glauben Fortgeschrittensten unter uns die Weisheit des Kreuzes und damit die Fülle der Wahrheit nur im Glauben und nicht im Schauen gegeben. Der Glaube hat aber die Berufung zum Schauen zu kommen und soll sich daher immer wieder erinnern an die grosse Heilstat, die sich im Kreuz kundgibt.

Nun ich kann nicht viel geben
in diesem armen Leben,
eins aber will ich tun:
Es soll Dein Tod und Leiden
bis Leib und Seele scheiden
mir stets in meinem Herzen ruhn.

Ernst Hubacher.

Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.[1])

1. Die Aufgabe und ein Bedenken.

Ich soll die Aussprache über die Frage einleiten, wie unsere persönliche Lebensführung sich gestalten müsste, um dem Reiche Gottes dienen zu können oder anders ausgedrückt, wie der Glaube an das Reich Gottes, zu dem wir uns bekennen, unser persönliches Leben bestimmen und gestalten müsste. Es ist mir nicht möglich, mit freiem Gemüte von dieser ernsten und gewaltigen Sache zu reden, ohne Ihnen zuerst gesagt zu haben, in welchem Sinne ich das allein tun kann und will. Denn es erscheint ja auf den ersten Blick wie eine Anmassung, wenn einer sich anschickt, für sich und andere diese Frage zu beantworten. Er erhebt damit gleichsam den Anspruch, dass er sich dazu berufen fühle, weil er selbst den Weg gehe, den er Andern empfehlen wolle, und den Weg auch ganz genau kenne. Den Schein eines solchen Anspruchs, falls er irgendwie vorhanden sein sollte, muss ich gleich am Anfang zerstören, wenn ich von die-

[1]) Diese Ausführungen wurden als Referat der religiös-sozialen Konferenz, die in Romanshorn, vom 9.—11. Sept. 1926, stattfand, vorgetragen, in stark verkürzter Form, aber selbstverständlich genau im gleichen Sinne. Wenn sie nun in den „Neuen Wegen“ erscheinen, so geschieht es auf Wunsch vieler Zuhörer, die sie der ungünstigen akustischen Verhältnisse wegen nicht verstanden, aber auch deswegen, weil ich glaube, dass darin Fragen und Aufgaben verhandelt werden, die viel stärker als bisher in den Mittelpunkt unseres Denkens und Tuns treten sollten. R.

ser Sache reden will. Es handelt sich nicht um etwas, was ich in meinem persönlichen Leben verwirklichte oder wovon ich auch nur mit irgend einem Anspruch, irgend einer Autorität reden könnte, sondern es handelt sich um eine Aufgabe, und zwar eine, die sich immer gewaltiger, immer gebieterischer vor uns erhebt.

2. Was der religiös-sozialen Bewegung fehlte und was sie weiter drängt.

Aus dieser Tatsache ist auch der dringende Wunsch entstanden, dass wir miteinander über die uns nun gestellte Frage verhandelten. Diese Entstehungsgeschichte nimmt ihr vollends alles, was daran als Anmassung betrachtet werden könnte. Sind es doch gerade gewisse bedenkliche Erscheinungen in unserer Bewegung, die uns teilweise zu solchen Fragen veranlassen, und dann freilich wieder gewisse schwere Probleme des persönlichen Lebens, in welche einzelne unter uns, ja im Grunde wir alle, wenn auch nicht alle im gleichen Masse, auf unserem Wege hinein geraten. Die mir gestellte Aufgabe besteht also darin, dass ich zu zeigen versuche, auf welche Weise unsere Bewegung als Ganzes ihr Glauben und Hoffen, das den Gegenstand der ersten grossen Aussprache dieser Zusammenkunft bildete, in ein Tun übersetzen könnte und sollte, und sodann, welche Haltung sich daraus für jeden Einzelnen unter uns ergäbe. Es sind zwei verschiedene Fragen, die aber eng zusammen gehören und ein Ganzes bilden.

Was mir beim Nachdenken darüber neu aufgefallen ist, das ist die Tatsache, dass in unserer Bewegung, die nun zwei Jahrzehnte alt ist, diese Aufgabe und Frage durchaus nicht die Rolle gespielt hat, die ihrer Wichtigkeit entsprochen hätte. Wir haben — in aller Bescheidenheit, nicht meinend, wir hätten sie selber gefunden — eine neue Auffassung der Sache Christi (die die Sache Gottes ist), der Bibel, der Aufgabe einer Gemeinde Christi vertreten; wir haben die Botschaft vom lebendigen Gott, von seinem gekommenen und kommenden Reiche, von seiner Gerechtigkeit verkündigt, haben das Harren auf den neuen Himmel und die neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt, in den Mittelpunkt alles Glaubens und Hoffens gerückt, aber wir haben als Bewegung nur ganz ausnahmsweise die neuen Aufgaben und den neuen Weg ins Auge gefasst, die sich daraus für den Einzelnen ergeben.[1]) Seltsam! Womit mag dies wohl zusammenhängen? Nebenbei gesagt: schon diese eine Tatsache müsste die widerlegen, die uns immer wieder Moralismus

[1]) Eine solche Ausnahme bilden die Erörterungen darüber in dem Vortrag von Max Gerwig: „Unsere Stellung zum sozialen Bürgerkrieg", der im Jahrgang 1918 der „Neuen Wege" abgedruckt ist. Auf diesen ausgezeichneten Vortrag, der heute fast noch aktueller ist als 1918, möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen.

vorwerfen. Denn worin besteht denn das Wesen des Moralismus, wenn nicht in einem ausschliesslichen oder doch einseitigen Gewichtlegen auf das Tun, und zwar das des Einzelnen, einem System moralischer Gesetzlichkeit, worin man das Leben des Einzelnen zwängt? Dem gegenüber bestand die wirkliche Einseitigkeit unserer Bewegung darin, dass wir dieses Moment ganz vernachlässigten, wenn nicht praktisch, so doch theoretisch, dass wir fast ausschliesslich unsern Glauben und unsere Hoffnung verkündigten und daraus freilich ein Tun für das Ganze, für die Gemeinde Christi und die weltlichen Gemeinschaften ableiteten, aber keine Regel für das persönliche Tun und Lassen der Menschen überhaupt oder der Teilnehmer an unserer Bewegung im Besonderen.

Wir teilten darin die Eigenart des Sozialismus, besonders desjenigen, der sich im Marxismus ausgeprägt hat. Auch dieser verkündigt zwar nicht einen neuen Himmel, aber doch eine neue Erde, er weissagt und fordert eine völlige Umwälzung der politischen und sozialen, ja auch der kulturellen Verhältnisse, aber stellt beinahe grundsätzlich keine Forderungen an das persönliche Leben der Einzelnen unter seinen Anhängern. Diese Einseitigkeit mag ihre Grösse haben; auch die unserer bisherigen Haltung hatte vielleicht eine solche Grösse. Sie war vielleicht notwendig, um zunächst ein im falschen Sinne persönlich gewordenes, in einem religiösen Subjektivismus und wirklichen Moralismus fast erstickendes Christentum aus diesem Element herauszureissen und vor die Sache Gottes und seine Gerechtigkeit zu stellen. Diese Wahrheit und Notwendigkeit müssen wir gewiss auch künftig festhalten.

Aber wir können bei dieser einseitigen Haltung nicht stehen bleiben. Ich gehe von unserer Stellung zum Sozialismus aus. Es gehörte zur Eigenart unserer Sache, dass wir diesen bejahten, zwar nicht etwa in all seinen Einzelformen oder Parteiprogrammen, — sich dazu je nach seiner Einsicht zu stellen, überliessen wir dem Einzelnen — wohl aber als Gesamterscheinung, als Gärung und Bewegung inmitten der heutigen Welt. Wir sahen darin, trotz all seinen üblen Begleiterscheinungen, ja in gewissem Sinne gerade in diesen, eine Unruhe von Gott her, eine Erinnerung an vergessene Wahrheit des Reiches Gottes. Wir bejahten seine Forderung grosser, auf den Grund gehender gesellschaftlicher Umgestaltungen und traten dafür ein. Aber das kann nicht unser einziges und letztes Wort sein. Aus zwei Gründen nicht. Einmal ist unsere Sache doch nicht einfach nur Sozialismus, meinetwegen Sozialismus mit religiösem Anstrich, das „Religiös“ in dem „Religiös-Sozial“ hat vielmehr seine besondere und, recht verstanden, beherrschende Bedeutung. Wenn wir den Kapitalismus bekämpfen, so bekämpfen wir darin den Mammonismus, wenn wir den Sozialismus wollen, so wollen wir damit das Gotteskind und den Bruder. Mit andern Worten: was wir glau-

ben und hoffen, ist in letzter Linie nicht eine gesellschaftliche Umgestaltung aus gesellschaftlichen Gründen, aus Gründen sozialer Wohlfahrt, sozialer Nützlichkeit und Zweckmässigkeit, sondern wir glauben und hoffen — und wollen daher — das Reich Gottes, von dem der Sozialismus ein Vorbote, ein Abglanz, manchmal auch eine Entartung ist; wir glauben und hoffen — und wollen darum — hinter und über dem Sozialismus das, was für uns sein letzter göttlicher Sinn ist. Hinter dem „Kapital" von Karl Marx, dem kommunistischen Manifest, dem Erfurter Programm, auch hinter Landauer und Krapotkin, erhebt sich für uns das Neue Testament; es ist das, was wir in letzter Instanz meinen. Mit dem Worte eines genialen Darstellers des Urchristentums und der christlichen Geschichte zu reden;[1]) wir wollen den Sozialismus des Neuen Testamentes.

Dadurch aber werden wir sofort auf den Weg einer Lebensführung gedrängt, die solcher Verkündigung entspricht. Wir bekämpfen den Mammonismus, der die Welt beherrscht — können wir das tun, ohne ihm auch in unserem persönlichen Leben abzusagen? Aber wohin werden wir dann geführt? Wie steht es dann mit unserem persönlichen Besitz, mit unserer ganzen Stellung zu Geld und Gut und der damit zusammenhängenden Lebensführung? Wir kämpfen für die Bruderschaft der Menschen — wie steht es mit unserer Betätigung einer brüderlichen Gesinnung? Wir wollen eine Welt der Liebe — haben wir diese Liebe? Ueben wir sie? Was fordert sie von uns? Wir wollen den Krieg überwinden — das kann für uns wieder nicht bloss eine Sache bedeuten, deren Sinn sich im Politischen und Sozialen erschöpfte. Gewiss ist es verkehrt, zu meinen, nur Heilige dürften den Krieg bekriegen und den Völkerfrieden fordern; man kann und darf das Menschenmorden bekämpfen, ohne selber in sich allen Hass und allen Gewaltgeist besiegt zu haben. Dennoch, wir Andern bekämpfen im Kriege eben doch das Reich der Gewalt und setzen ihm das Reich der Güte entgegen — aber wie stellen wir uns zur Absage an die Gewalt in unserem persönlichen Leben? Wie weit gehen wir den Weg der Güte? Was fordert er von uns? Wir bekämpfen den Krieg im Namen des Friedens, nicht eines utilitarischen oder gar epikureischen Friedens, eines Friedens der Bequemlichkeit, des trägen Behagens, des „letzten Menschen", vor dessen Bild Nietzsche so tief erschrickt, sondern jenes höheren Friedens, der etwas Heiliges ist, der Gottes Glanz ist — wie sollen, können wir diesen Frieden vertreten? Wie können wir Friedebringer im hohen Sinne sein?

Nicht wahr, liebe Freunde, wir fühlen alle, mit welcher Wucht diese Fragen an uns herandringen, mit welch innerer Notwendigkeit

[1]) Es ist Franz Overbeck gemeint.

wir durch unsere Gesamteinstellung auf den Weg der persönlichen Verkörperung des von uns Vertretenen gewiesen werden, wie unerbittlich unser Glauben und Hoffen zum Tun weiterdrängt.

Ein zweiter Hauptgrund weist nach der gleichen Richtung. Es ist unsere Ueberzeugung und entspricht auch den Erfahrungen, die unser Geschlecht macht, dass die Hoffnung und Forderung des Sozialismus nicht zu verwirklichen ist, wenn nicht etwas dazu kommt, was mehr ist als Sozialismus, wenn diesem nicht Kräfte zu Hilfe kommen, die nicht aus dem Bereich des Politischen und Sozialen stammen. Der Mammonismus ist nicht bloss eine gesellschaftlich-wirtschaftliche Tatsache, er ist eine Gebundenheit, ja Besessenheit der Seele; die Gewalt, der Hass, der Egoismus sind nicht bloss eine Begleiterscheinung und Frucht ökonomischer Entwicklungen, sondern mindestens ebenso sehr ihre Ursache. Es sind s e e l i s c h e Mächte und diese seelischen Mächte können in letzter Instanz nur besiegt werden durch eine Macht, die ebenfalls die Seele ergreift, die Seele in ihrem Innersten, nicht bloss an ihrer triebhaften Oberfläche. Diese Siegesmacht ist für uns Gott, sind die Kräfte seines Reiches, wie sie in Christus verkörpert sind. Durch diese Macht allein kann die Erlösung von jenen Götzenmächten geschehen. Diese Macht aber muss sich im persönlichen Leben von Menschen verkörpern, die ihre Träger werden, anders kann sie sich ja gar nicht kund tun. Und erst wenn diese Macht aufbricht und in dem Masse, als es geschieht, ist ein wirklicher Sozialismus möglich. Der Mammonismus muss auch in den Herzen zerbrochen werden, wenn er vom Thron dieser Welt gestürzt werden soll; Bruderschaft, Liebe, Selbstverleugnung, Heilighaltung des Lebens müssen als neue Lebensluft die Menschen umfliessen, wenn Friede werden soll auf Erden. Um sie zu ringen, um sie zu flehen, ihnen das Herz zu öffnen, ihnen das Leben zur Verfügung zu stellen, das ist jedenfalls eine persönliche Aufgabe, eine Aufgabe, die mit ungeheurer Dringlichkeit an jeden von uns tritt, an jeden von denen, die mit Gott den Ringkampf mit der Not der Welt begonnen haben.

Auch in Bezug auf das Tun also, nicht nur in Bezug auf das Glauben und Hoffen, drängt der Sozialismus über sich selbst hinaus. Alle die Vorschläge und Bemühungen um eine soziale Umgestaltung, Gewerkschaft, Genossenschaft, grosse Massregeln der ganzen Volksgemeinschaft, die wirkliche Opfer fordern, Opfer an Besitz oder egoistisch verstandener Freiheit, sie sind gleichsam ein Tiefland, in das aber erlösende Luft und belebende Wasserströme von einer Höhe her strömen müssen, die über ihnen aufragt. Es muss, damit alle diese Dinge möglich werden, vor allem der Bann des Mammonismus und Egoismus zerbrochen werden. Es muss mehr als Sozialismus vorhanden sein, damit Sozialismus möglich werde. Dieses Mehr muss sich in Menschen ausdrücken, in der ganzen persönlichen

Lebensführung von Menschen.[1]) Denn sonst ist es ja gar nicht vorhanden. Zu diesem Mehr aber werden gerade die gerufen, die den Sozialismus bejahen, weil sie an Gott und sein Reich glauben, selbstverständlich — das liegt schon in dem soeben Gesagten — nicht in dem Sinne, dass der Sozialismus das Reich Gottes darstelle, sondern in dem Sinne, dass er darauf hinweise, darauf hindränge. Es ist meine starke Empfindung, dass dieses Erwachen des Geistes Christi in der Christenheit über alles rein Soziale hinaus immer mehr auf diesen Punkt hindrängen wird, einigen Rückschlägen, die bloss retardierende[2]) Momente sein werden, zum Trotz.

3. Das Reich und die Nachfolge.

In diesem Sinne — und dann freilich noch in einem andern, auf den ich später kommen werde — drängt unsere Sache immer stärker auf die Fragen und Aufgaben der persönlichen Lebensführung zu. Ich wende mich nun aber für eine Weile von unserer Bewegung ab und dem zu, was grösser ist als sie, und dem sie schliesslich dienen, in dem sie aufgehen will. Die Frage ist ja nicht: „Wie soll sich unsere Lebensführung im Dienste der religiös-sozialen Bewegung," sondern: „im Dienste des Reiches Gottes gestalten?" Nur insofern unsere Bewegung ein, wenn auch natürlich sehr bescheidenes, Werkzeug des Reiches Gottes sein kann und will, findet dann die Frage auch auf sie Anwendung und wollen wir sie wirklich auch darauf anwenden.

So erhebt sich denn vor uns das Problem: Wie verhalten sich denn der Glaube an das gekommene und kom-

[1]) Dieser Meinung ist auch Hendrik de Man: „Ich glaube, dass es in der Tat auf etwas viel Tieferes und Wesentlicheres ankommt, als auf eine Umwälzung der façon de gouverner: die façon de vivre ist das Entscheidende."

Auch ein Wort von Hilty sei hier angeführt:

„Wir sind völlig davon überzeugt, dass die soziale Revolution, in deren Anfang wir stehen, wie jede grosse Bewegung der Menschheit, mit einer neuen Apothese der individuellen Liebe schliessen wird."

Er fährt freilich fort — und das auch mit Recht: „Man darf aber deshalb dennoch die Leidenden dieser Erde nicht zu sehr auf die Liebe allein verweisen. Das Recht ist zwar nur ein trauriger Ersatz für die Liebe, aber dem, der sich in seinem Rechte gekränkt und verkürzt fühlt, fehlt das Verständnis für jene, und diejenigen, die allzuviel von ihr sprechen, haben auch oft keinen rechten Begriff davon, was sie schuldig sind auch ohne Liebe.

Die Liebe ist nicht das letzte Wort in allen Dingen, die das gesellschaftliche Leben betreffen, aber vorher muss noch etwas Anderes kommen, um ihr den richtigen Boden in den heutigen Gemütern zu bereiten. Die letzten Worte schaden oft, wenn sie gleich zuerst ausgesprochen werden."

(Namentlich die letzte Bemerkung ist von grosser Tragweite. Sie enthält eine Wahrheit, deren Missachtung vielleicht der schwerste Schaden für die „religiös-soziale" Sache geworden ist.)

[2]) D. h.: für einen Augenblick die Entwicklung zurückhaltende.

mende Reich Gottes und die persönliche Lebensführung zueinander?

Zuerst ist die Frage zu beantworten, ob sie überhaupt miteinander etwas zu tun haben. Es gibt ja heute eine Stimmung und Denkweise, die eher geneigt ist, das zu leugnen. Dass es die des Marxismus ist, habe ich schon angedeutet. Es gibt aber auch eine Theologie, die, welche uns in diesen Tagen immer wieder zu schaffen macht, in der die Neigung herrscht, Gott und Welt so stark zu trennen und Gottes Reich so sehr von allem menschlichen Tun unabhängig zu machen, so sehr auf Gottes Tun und Gottes Gnade allein zu stellen, dass eine Beziehung unseres Tuns auf das Kommen des Reiches kaum mehr in Betracht fällt. Was sagen wir dazu?

Eine solche Trennung ist von vornherein unwahrscheinlich. Der Glaube an das gekommene und die Erwartung des kommenden Reiches sind eine so ungeheure Tatsache, dass sie bei einem Menschen, in dem sie wirklich leben, all sein Tun völlig bestimmen und gestalten müssen. Das Gleiche liegt aber schon im Begriff des Reiches Gottes selbst. Denn was bedeutet dieses anders als Herrschaft Gottes, Herrschaft über alle Dinge, so dass sein heiliger und liebender Wille auf Erden geschehe wie im Himmel? Das Unservater fasst ja eben dieses Tun, das aus dem Glauben an das Reich fliesst, und die Ursache dieses Glaubens, in Worten die so weit sind wie der Himmel und die Erde zusammen. Gottes Herrschaft aber geht selbstverständlich nicht bloss aufs Allgemeine, auf die gesellschaftlichen Mächte, sondern auch aufs Persönliche, auf jeden Einzelnen, ja, weil Gott in der Bibel so unendlich persönlich ist, so wird das Persönliche so recht die eigentliche Stätte seines Wirkens, entscheidet sich das Kommen seiner Herrschaft gerade im persönlichen Leben. Nicht dass dieses im Sinne des modernen Subjektivismus und Persönlichkeitskultes wichtig wäre, aber es ist unendlich wichtig von Gott aus, in und für Gottes Sache. Das ist gerade die Eigenart der Bibel, dass sie auf der einen Seite nur Gottes Ehre, Gottes Recht und Gottes Sache kennt, also nur ein „Wir", ein „Unser", und dass doch auf der andern Seite alles so ungeheuer konkret, individuell, persönlich wird, dass wir immer mit „Du" angeredet werden, dass es immer heisst: „Du bist der Mann," immer: „Durch Dich", immer: „Für Dich". Das ist die wunderbare Polarität, in der die Wahrheit besteht, die wir immer so gern durch theologische Systeme auseinanderreissen.

Wir sind damit von selbst zur Bibel gekommen und wollen nun noch genauer ihre Antwort hören. Sie kann gar nicht zweifelhaft sein.

Das Wort, mit dem Johannes der Täufer und Jesus auftreten

und das trotz allen alten und neuen Versuchen, es durch ein anderes zu verdrängen, der Schlüssel zur Wahrheit Christi und der ganzen Bibel bleibt, lautet:[1]) „Das Reich Gottes ist genaht, kehret um und glaubet der frohen Kunde." Wir sehen, mit der Kunde vom Reiche Gottes wird die Forderung einer völligen Umkehr sofort und aufs engste verbunden. Es erfolgt darum auch stets auf die Verkündigung dieser Botschaft die Frage: „Was sollen wir denn tun?" Das Reich Gottes bedeutet die völlige Umkehrung der Masstäbe der Welt und das völlige Gegenteil des natürlichen Wollens und Tuns des Menschen — womit ja nicht ausgeschlossen, worin vielmehr eingeschlossen ist, dass es im Grunde doch nur die Wiederherstellung dessen darstellt, was der ursprünglichen Natur, wie sie aus Gottes Willen stammt, entspricht. Jedenfalls, wer auf den alten Wegen geht, den Wegen Adams, hat mit dem Reiche Gottes nichts zu tun. Die Seligpreisungen, womit die Bergpredigt beginnt, stellen diese Umkehrung am paradoxesten und schönsten dar. Es ist ebenso klar, dass diese Umkehr, diese Verwandlung, nicht etwa nur auf die Welt im allgemeinen zielt, sondern auf jedes einzelne Glied des Reiches. Was wir von der Bibel im allgemeinen gesagt haben, das gilt ganz besonders vom Neuen Testament. Es ist ungeheuer persönlich, ist dies so sehr, dass jene Entartung ins falsch Persönliche und Egoistische hinein, von der wir geredet, einen Schein des Anhalts an ihm hat. Alles geht auf das „Du", und auch das „Wir" des Unservaters ist sehr persönlich. Freilich, diese persönliche Art steht auf dem selbstverständlichen Hintergrund, dass das „Du" und das „Wir" im Dienste Gottes stehen, dass das Trachten nach dem Reiche Gottes das Erste (und das heisst: das Einzige) ist und dass nur der sein Leben gewinnt, der es an Gottes Sache verliert; aber für Gottes Sache hat das „Du" dann eine gewaltige, ja, in gewissem Sinne, entscheidende Bedeutung. Das spüren wir, meine ich, wenn wir unser Neues Testament lesen, deutlich genug. Darum dringt auch von hier aus die Frage: „Was sollen wir denn tun?" mit solcher Wucht an uns heran.

In zwei Worten, möchte ich sagen, fasst sich die ganze Botschaft Christi und der Apostel zusammen: Das Reich und die Nachfolge. Beides gehört aufs engste zueinander: es gibt keine Zugehörigkeit zum Reich ohne die Nachfolge und es gibt keine Nachfolge ohne den Glauben an das Reich. In diesen zwei Worten hängt die ganze Wahrheit des Alten und des Neuen Testamentes.

Die Nachfolge! Damit stossen wir sofort auf das grösste aller Worte, die für uns in Betracht kommen, auf die grösste der Forderungen, die Zusammenfassung aller Forderungen, die sich aus

[1]) Wörtlich übersetzt. Vgl. Matth. 4, 17 und Markus 1, 14—15.

dem Glauben an das Reich ergeben; ich könnte auch sagen — es wäre ja in der Sache das Gleiche — die sich aus dem Glauben an Christus ergeben. Denn Er ist es ja, in dem das Reich uns verkörpert entgegentritt; unser Glaube an das Reich Gottes ist, zum Unterschied von Israel, der Glaube an das, was uns in Jesus Christus entgegentritt. Er ist es, der uns froh macht, aber er ist es auch, der uns beunruhigt. Die Freude, die er uns gibt, wird selbst zur Unruhe und diese Unruhe wird zur Frage: „Willst du nicht sein wie ich? Kannst du anders sein als ich? Willst du nicht auch meinen Weg gehen? Musst du ihn nicht gehen?" Es kann keiner sich mit Jesus Christus einlassen, ohne dass irgendwie die Aufforderung zur Nachfolge ihn berührt; sie gehört zum Reiche, sie gehört zu Christus.

Die Nachfolge! Ich bin genötigt, zu gestehen: wie ich an das ganze Thema nur mit einem gewissen Widerstreben herangetreten bin, weil ich mich dadurch allzusehr gerichtet fühle, so fällt es mir doppelt und dreifach schwer, das Wort von der Nachfolge auszusprechen. Denn es ist, vom menschlichen Tun aus gesehen, das grösste aller Worte. Und doch meine ich, wenn man vom Reiche rede, so sei es nicht zu umgehen. Wir müssen uns davor stellen, müssen fragen: Was will es? Was bedeutet es?

Ich möchte vorschlagen, eine Nachfolge in einem weiteren und in einem engeren Sinne zu unterscheiden. Im weiteren Sinne bedeutet sie, dass wir die Sache, für die Christus in Leben, Sterben und Auferstehen streitend und siegend vorangegangen ist, aufnehmen in Glauben und Gehorsam, und dadurch in seine Fusstapfen treten. Dieser Aufgabe kann sich keiner entziehen, der sich mit dem Reich Gottes einlässt. Innerhalb dieses weiteren Kreises aber gibt es einen engeren; es gibt einen Ruf, der sich bloss an bestimmte Menschen wendet, es gibt einen Weg, den zu gehen nur die Pflicht und zugleich der Vorzug Erwählter ist. Vielleicht finden wir es richtiger, nur in diesem Falle von Nachfolge zu reden, um dieses hohe Wort nicht zu entwerten. Darüber wollen wir jetzt nicht weiter verhandeln. Wenn ich in diesem Zusammenhang das Wort von der Nachfolge ausgesprochen, so habe ich es getan, um es wieder an den Platz zu stellen, wohin es gehört und von dem es lange verschwunden war und weil es mir aufs kürzeste und schlagendste, auch aufs ernsthafteste das Tun auszudrücken scheint, das zum Glauben an das Reich gehört.

Was schliesst die Nachfolge nach dem weiteren und dem engeren Sinn in sich? L. Ragaz.

(Fortsetzung folgt.)

Du sollst nicht töten.

Ein Votum der Redaktion.

Darf ich gestehen, dass mich die Aussprache über das Problem des „Du sollst nicht töten!“ etwas weniger befriedigt hat als die früheren? Das liegt für mich daran, dass ich das Problem etwas anders auffasste, als ein Teil der Votanten. Es schien mir weniger das allgemeine Thema des Tötens in Betracht zu kommen, als das biblische Gebot: „Du sollst nicht töten!“ Der Sinn dieser Worte sollte meines Erachtens erörtert werden: ob das Gebot sich bloss auf das individuelle Töten beziehe oder auch auf das der Gesellschaft, also besonders auf den Krieg und vielleicht auch die Todesstrafe. Speziell war zu untersuchen, ob aus dem Umstand, dass im Alten Testament doch viel von einem Töten durch den Richter oder Krieger die Rede sei, und zwar ohne Tadel, ein Schluss auf die beschränkte Gültigkeit jenes Wortes zu ziehen sei. Von diesem Kern des Problems weg hat sich, wie mir scheint, die Diskussion etwas zu sehr ins Breite und Unbestimmte verloren. Das darf wohl gesagt werden, bei aller Anerkennung des Wertvollen in den gefallenen Aeusserungen.

Ich möchte mir nun erlauben, meinerseits in aller Kürze zu dem Thema folgendes zu sagen:

1. Klargestellt ist — und das ist schon ein Gewinn — dass es mit dem Fündlein der Kriegstheologen, es heisse gar nicht: „Du sollst nicht töten!“, sondern bloss: „Du sollst nicht morden!“, nichts ist. Wir danken unserm Freunde Prof. Köhler für diese Feststellung. Ob unsere Militaristen von ihrem kostbaren Funde lassen werden? Der ehemalige Generalstabschef Theophil von Sprecher, einer der Hauptverteidiger des Krieges vom religiösen Boden aus, verwendet es jedenfalls in seiner neuesten Kundgebung, auf die wir wohl zurückkommen werden.

2. Mir scheint ebenfalls klar, dass das Wort „Du sollst nicht töten!“, wie alle des Dekalogs eine umfassende und ewige Wahrheit ausdrückt die Wahrheit von der absoluten Heiligkeit des Menschenlebens, das nur gerettet, nie vernichtet werden darf. Dass diese Wahrheit auf dem Boden des Alten Bundes noch nicht zu ihrer vollen Entfaltung gelangt ist, spricht doch nicht im Geringsten gegen diese Auffassung. Denn wir sollen doch nicht im Alten Testament stehen bleiben. Auf dem Boden des Neuen Testamentes aber heisst es unzweideutig: „Zu den Alten ist gesagt: Du sollst nicht töten, wer aber tötet, der ist des Gerichtes schuldig. Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder zürnet, ist des Gerichtes schuldig; wer aber zu seinem Bruder spricht: Du Bösewicht, der ist des hohen Rates schuldig und wer zu ihm spricht: Du Tor, der ist des höllischen Feuers schuldig.“ (Matth. 5, 21—22.) Also nicht nur nicht töten sollen wir, sondern auch nicht einmal zürnen und schelten.

Ein Christ tötet also nicht. Er führt nicht Krieg. Dass daran die Freiheit vom Gesetz etwas ändern könnte, wie Herr F. C. B. meint, halte ich für ausgeschlossen. Es gibt absolut feste sittliche Gebote, wie z. B. auch das: „Du sollst nicht lügen.“ Darin ist sogar Luther mit uns einig. Die Frage ist bloss, ob in einer Welt, die nicht christlich ist, ein Christ doch Krieg führen oder Todesstrafe vollziehen darf, weil der Staat es verlangt. Das allein steht noch zur Verhandlung. Dieses Problem weist über die Bibel hinaus. Und hier taucht nun die Frage auf, ob nicht die Ueberwindung des Krieges und damit des Tötens in dieser Form ebenso notwendig ist, wie die Abschaffung der Sklaverei, und wenn auch die Bibel diese Konsequenz nicht ausdrücklich ziehen sollte. Das bejahe ich und behaupte: „Ein Christ kann heute (in dieser

Form) nicht mehr töten!“ Das umfassende Prinzip, das in dem Gebot: „Du sollst nicht töten!“ liegt, die Heiligkeit und Unverletzbarkeit des Menschenlebens, muss zu immer vollerer Auswirkung gelangen, gerade wie das Prinzip der Freiheit des Gotteskindes und des unendlichen Wertes der Seele.

3. Ich möchte aber der Meinung Ausdruck geben, dass das biblische Wort sich zunächst streng auf den Menschen beziehe und nur auf ihn. Mir schiene verhängnisvoll, wenn man das Problem des Vegetarismus mit dem des religiös begründeten Antimilitarismus verquickte. Der Vegetarismus mag an seinem Orte durchaus berechtigt sein, das soll hier nicht weiter untersucht werden, aber das „Du sollst nicht töten!“ behält seine Gültigkeit, auch wenn wir es nicht auf das Tier oder gar auf die Pflanzen anwenden könnten. Denn der Mensch ist nun einmal nach der biblischen Auffassung (die ich teile) etwas toto genere anderes als die Natur. Er ist zu bewusstem sittlichen Leben und bewusster Beziehung zu Gott (wenigstens der Anlage nach) erwacht. Nur von ihm heisst es, dass Gott ihn nach seinem Bilde geschaffen habe, und es liegt viel in diesem Wort. Darum hat in Bezug auf ihn das „Du sollst nicht töten!“ seinen besonderen Sinn. Dadurch ist tiefste Pietät gegen alle andern Geschöpfe Gottes und tiefste Liebe zu ihnen (etwa nach Art des Franziskus) nicht ausgeschlossen und wenn man durch diese zum Vegetarismus geführt wird, gut, nur gehört das zunächst nicht in die Sphäre jenes biblischen Gebotes.

Es besteht eine Gefahr, dass, wenn man die Forderung des Nicht-Tötens zu weit dehnt, man sie zerreisst. Nahe liegt dann die Folgerung: „Da wir um das Töten doch nicht herum kommen, warum denn beim Menschen Halt machen? Das Töten ist nun einmal die Tragik unseres Loses.“ Diese Anwendung macht man z. B. von Albert Schweitzers Anschauungen; ob er selbst dies billigte, weiss ich nicht. Bekannt ist, wie es ein Hauptargument der Kriegstheologie war und ist, dass man ja aller „Gewalt“ doch nicht entrinnen könne und es darum fast ein Pharisäismus wäre, wenn man tun wollte, als ob man auf einem Gebiete das könne — eine Anwendung des „Alles oder Nichts“, die man bloss einen Augenblick zu bedenken braucht, um zu erkennen, zu welch absurden Folgerungen sie führen müsste.

4. Mit alledem ist nun aber wirklich kein Pharisäismus gemeint. Es sollen nicht diejenigen verurteilt werden, die in das furchtbare Kriegsschicksal hineingezogen oder besser hineingeworfen, hineingeschleudert wurden. Gewiss gilt alles, was Freund Nestler ausführt. Es handelt sich bloss darum, die Wurzeln des Militarismus und des Krieges abzuschneiden, nicht über bestimmte Menschen den Stab zu brechen. Davon ein andermal mehr. Auch dass die Heiligkeit Gottes in seiner ganzen Schöpfung geehrt werde, ist sicher notwendig. Heiligung des menschlichen Lebens und rohe Antastung, Verheerung, Ausnutzung des pflanzlichen und tierischen sind schlechterdings unvereinbar. Und gerade diese tiefe Ehrfurcht vor aller Schöpfung wird uns gewiss vor jedem Pharisäismus bewahren, weil wir ja, wenn wir sie hegen, nie zu irgend einer Selbstgerechtigkeit kommen können, sondern immer in der Busse bleiben.

Also Heiligung aller Schöpfung aus der Ehrfurcht vor dem Schöpfer und „Du sollst nicht töten!“ jedenfalls für den Menschen.

Der Sieg über den Tod.

Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Kraft der Sünde ist das Gesetz. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat in unserm Herrn, Jesus

Christus. Darum, liebe Brüder, werdet fest, unbewegt, reich in Werken des Herrn allenthalben, wissend, dass eure Arbeit im Herrn nicht umsonst ist. 1. Kor. 15, 54—58.

I.

Im Hintergrund alles dessen, was wir fürchten, steht der Tod. All unsere Angst läuft im letzten Grunde auf Angst vor dem Tode hinaus. Denn vor was fürchten wir uns denn, wenn nicht vor unserer Vernichtung, vor der Vernichtung nicht bloss des Leibes und der Seele, sondern auch alles dessen, was uns lieb und teuer ist, was dem Leben Wert, Sinn, Gehalt gibt? Aller Schrecken ist Schrecken vor dem Tode, dem „König der Schrecken". Was droht uns im Schicksal, wenn nicht jenes dunkle, grausame Etwas, das uns vernichten will? Was ist das Leid anderes, als eine Herabsetzung unseres Lebenswertes? Und ist das Leid nicht um so grösser, je mehr sich diese Herabsetzung dem Nullpunkt nähert? Auch die Sinnlosigkeit des Lebens ist Tod; denn Sinnlosigkeit ist Nichts. Die Sinnlosigkeit des heutigen Lebens ist Tod und führt zum Tode. Und was ist die Schuld anderes, als eine solche Vernichtung durch Aufhebung unseres sittlichen Lebenswertes? Paulus sagt, der Stachel des Todes sei die Sünde und gewiss hat er recht — wir werden es gleich sehen — aber man kann auch sagen, der Stachel der Sünde, das was uns daran verwundet, sei, wie in allem andern Weh, der Tod, die Vernichtung.

Der Tod ist eben der „letzte Feind", wie ihn die Bibel nennt. Der Tod ist das Gesetz der Welt. Denn er ist der Ausdruck ihrer Endlichkeit, er ist das Gericht der Endlichkeit, das verzehrende Feuer der Unendlichkeit, das über alles Endliche hinfährt, der Hauch des heiligen Gottes, der seine Schöpfung unaufhörlich von allem falschen Anspruch der Endlichkeit reinigt. Davon ist das physische Sterben des Menschen wie aller anderen Schöpfung nur ein Ausdruck. Der Tod ist eine umfassendere Ordnung, eine kosmische Tatsache allgemeinster Art. Er ist, wie gesagt, überall und immer das Siegel, das der Endlichkeit aufgedrückt wird. Der Tod ist in der Armut — denn Armut ist eben ein Ausdruck der Endlichkeit mit ihrem Mangel. Der Tod ist in aller Krankheit und ist hier am sichtbarsten — denn Krankheit ist Mangel an Lebenskraft und Lebensmut. Der Tod ist, wie wir schon gezeigt, im Leid — denn der Stachel des Leides ist Mangel an Lebenserfüllung. Aber auch in unser sittliches Leben schleicht der Tod sich ein. Er ist auch hier Mangel an Genügen vor der Forderung des Unendlichen. Er ist Sünde, Scheidung von Gott. Und hier potenziert sich gleichsam sein Wesen. Hier möchten wir gern das physische Leben hergeben, wenn nur das sittliche gerettet würde, das durch die Schuld mit Untergang bedroht wird. Hier gilt das Dichterwort: „Das Le-

ben ist der Güter höchstes nicht, Der Uebel grösstes aber ist die Schuld." Und damit stehen wir noch einmal vor dem Apostelwort: „Der Stachel des Todes ist die Sünde; der Stachel der Sünde aber ist das Gesetz." Das Gesetz mit seinem unendlichen Anspruch bringt uns die Sünde zum Bewusstsein und stürzt uns durch die Empfindung unserer sittlichen Ohnmacht in den Tod. Aber dieser schleicht sich auch in unsere Arbeit ein. Ueberall, wo Endliches ist, da ist auch Zerfall, da ist Misslingen, Niederlage, Dunkelheit, Verwesung. Shakespeare sagt von der ganzen Welt:

„Das Fest ist jetzt zu Ende; unsere Spieler,
Wie ich euch sagte, waren Geister, und
Sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft.
Wie dieses Scheines lockerer Bau, so werden
Die wolkenhohen Türme, die Paläste,
Die hehren Tempel, selbst der grosse Ball,
Ja, was daran nur Teil hat, untergehn;
Und, wie dies leere Schaugepräng erblasst,
Spurlos verschwinden . . . . . "

Was aber von der äusseren Welt gilt, ist zugleich Sinnbild der inneren. Es kommt über ganze Völker, Rassen, Kulturen der Tod. Er überflutet als Krieg, soziales Uebel, zäher Irrtum, als Not, Laster, Lüge die Welt. Er ergreift mit Vorliebe das Heiligste, um es zu vernichten. Das Kreuz, das am Karfreitag aufragt, fasst mit der ganzen Welt diesen ganzen Tod zusammen; es ist der entscheidende Ringkampf mit ihm.

II.

Es ist klar und klingt fast wie eine Tautologie, ein zweimaliges Aussprechen des Gleichen, wenn wir sagen: wir können nicht leben, bevor wir den Tod besiegt haben. Denn so lange das nicht der Fall ist, droht uns stets die Vernichtung. Und wenn die Vernichtung unser Los ist, was ist dann das kürzere oder längere Stück Leben? Eine Illustration des Todes, weiter nichts. Wenn wir auch diese Vernichtung ertragen könnten, so weit sie uns selbst droht, so doch nicht, wo sie unsere Liebsten trifft. So lange wir den Tod fürchten müssen, sind wir armselige Sklaven. Frei ist bloss, wer über die Angst vor dem Tod hinaus ist. Darum war es stets das höchste Ziel aller Religionen und Philosophien, den Menschen irgend einen Sieg über den Tod, einen Weg über den Tod hinaus zu schaffen. Sie lehrten ihn durch tiefsinnige Spekulationen und scharfsinnige Beweise, dass die Seele unsterblicher Natur sei; sie führten ihn durch mystische Weihen und zeigten ihm jenseits des furchtbaren Dunkels das Licht eines höheren Lebens. Aber ist das eine wirkliche Ueberwindung des Todes und nicht bloss eine

Flucht vor ihm? Bleibt die Seele nicht in dem feinen Drahtwerk jener Beweise, in das sie den Sicherungssprung tun sollte, sehr leicht zweifelnd hangen? Verirrt sie sich nicht in den Labyrinthen jener Spekulationen? Und bedeutet eine gewisse Einstellung auf das Jenseits nicht eine Kapitulation vor dem Tode? Wo man aber in irgend einem Stoizismus das Todesschicksal mit heiterer Ergebung auf sich nimmt, ist d a Ueberwindung? Behält hier der Tod nicht doch in jeder Form das letzte Wort, auch wenn sein Opfer lächelt und sich mit Blumen schmückt? Es käme darauf an, dass der Tod selbst besiegt würde, nicht bloss, dass wir uns durch philosophisches oder religiöses Opium in blühende Träume versetzen.

Denn sonst hat der Tod eben das letzte Wort und ist alles Leben von vornherein vernichtet. Die Angst vor dem Tode, die allem Lebendigen so natürlich ist, ja, die das Leben, in gewissem Sinne wenigstens, haben muss, wenn es Leben sein soll, spielt dann ihre ganze furchtbare Rolle. Und nun müssten wir hier noch einmal, in diesem besonderen Sinn, davon reden, dass die Angst die Mutter alles Bösen sei. Es ist doch wohl in der Tat so, dass so viel — wer weiss, ob nicht alles? — Austoben des Endlichen aus Angst vor dem Tode erklärt werden kann. Dass diese Angst meistens kaum bewusst ist, macht sie nicht weniger mächtig. Aus Angst vor dem Tode will man Sicherungen haben. Aus Angst vor dem Tode häuft man Geld und Macht; denn die Masse des Endlichen soll gleichsam das Unendliche ersetzen. Aus Angst vor dem Tode rennt man dem raschen Erfolg nach; denn man hat keine Zeit. Aus Angst vor dem Tode stürzt man sich ins Laster; denn man meint darin das Unendliche zu ergreifen. Ja, aus Angst vor dem Tode stürzt man sich in den Krieg, und zwar nun nicht bloss aus Angst vor einander, sondern aus Lust am Tode. Denn so verkehren sich ja die Dinge, dass aus Angst L u s t wird — aber was für eine Lust! Die Angst vor dem Tode haucht alles Leben mit einem Fieber an, dass es sich ins Unendliche hineinträumt, dass es im Endlichen das Unendliche an sich reissen will, dass es im Endlichen Gott sucht. Die Angst vor dem Tode schafft im Grunde allen Götzendienst und aller Götzendienst ist Dienst des Todes.[1])

So stehen wir vor dem Tode als vor der einen ungeheuren Grundtatsache der Welt, deren andere das Leben ist. Tod und Leben ringen miteinander. Entweder gilt das Eine oder das Andere. Denn wohl kann das Leben den Tod als ein Element in sich aufnehmen, aber nie sich ihm unterordnen. So haben die gewaltigsten Geister den Tod empfunden. Die Begegnung mit ihm hat in ihrem Leben die grosse Wende hervorgebracht. Diese Begegnung hat Buddha

[1]) Diese Zusammenhänge hat T r a u t v e t t e r in seinem im „Aufbau" erschienenen Vortrag: „Die Abrüstung als religiöses Problem" tiefsinnig nachgewiesen.

als Königssohn veranlasst, Weib und Kind, Pracht und Grösse zu verlassen und ein Bettler zu werden. Durch den Todesgedanken ist Tolstoi zu Gott geführt worden. Mitten in Ruhm, Reichtum, Genialität, Schaffenskraft, Gesundheit, Familienglück erhob sich dieses furchtbare Fragezeichen zu allem Leben. Er musste das Jagdgewehr aus dem Hause entfernen, durfte keinen Strick darin dulden — aus Angst vor dem Selbstmord — bis der Gegenpol des Todes ihm in der Seele aufleuchtete: Gott. Es bleibt — das ist auch von Anfang bis zu Ende die Meinung der Bibel — in der Tat nur die Wahl: Gott oder der Tod.

III.

Der Tod geht unter vor Gott, dem lebendigen Gott. Aller Tod. Das ist das einfach-grosse offene Geheimnis. Wer Gott sagt, der sagt das Gegenteil von Tod; wer Gott sagt, der sagt Leben. Darum ist die höchste Verheissung der Bibel das ewige Leben, das bedeutet: das Leben des Reiches Gottes. Denn das, nicht bloss eine philosophische oder religiöse Unsterblichkeit der Seele, ist in der Bibel unter dem ewigen Leben verstanden. Die Gabe des lebendigen Gottes ist das Leben, und zwar sein Leben.

Wer Gott sagt, der sagt Leben. Wer Gott berührt, der hat das Leben. Das ist so sehr wahr, dass auch der Fromme des Alten Bundes, der an kein individuelles Fortleben jenseits des Grabes glaubt — wenigstens an keines, das mehr als ein Schatten wäre — doch in seinem Gotte schon ein Leben hat, das seine Seele mit Jubel erfüllt. Denn wenn wir Gott sagen, dann ist der Bann der Endlichkeit durchbrochen und damit der Bann des Todes. Der Strom ewigen Lebens rauscht auf. Das Leben bekommt Sinn. Ueber dem Schicksal waltet ein heiliger, schaffender, führender, erlösender Wille. Nicht mehr lauert das Nichts im Hintergrund der Wirklichkeit, sondern es leuchtet dort das Alles auf. Nicht thront dort das dunkle Unbekannte, sondern das helle Bekannte, das Du, an dem unser Ich selbst erst hell wird. Nun ist das Gespenst des Todes verschwunden. Der Tod wird zum Diener Gottes; „er hat Gewalt vom höchsten Gott," grosse Gewalt, aber er hat sie von Gott und ist ihm untertan; das letzte Wort hat Gott und damit das Leben. Nun weicht der furchtbare Bann von der Seele; die ehernen Fesseln fallen klirrend zu Boden, die Kerkertür springt auf — es ist Ostern! Gott ist Ostern!

IV.

Dieser lebendige Gott ist in Christus offenbar. Gewiss, er hat die Schöpfung ins Dasein gerufen; er waltet über den Geschicken aller Völker; er lebt in den Ahnungen der Religionen und Philosophen; er hat sich Moses und den Propheten kund getan; aber er ist in Jesus Christus Fleisch geworden. Das

bedeutet, dass er uns hier als eine Wirklichkeit des menschlichen und geschichtlichen Lebens entgegentritt, wie nirgends sonst, das bedeutet, dass er hier gleichsam seinen Fuss auf die Erde setzt und damit die Erde erschüttert, indem nämlich sein Leben den Tod der Erde berührt, so dass der Stein von allen Gräbern rollt und eine Auferstehung alles Lebens beginnt. Von diesem grossen, umfassenden Ostern, das mit Christus beginnt, ist das, was in Jerusalem am dritten Tag nach dem Karfreitag geschehen ist, sozusagen bloss ein Symbol, ein Anfang, ein entscheidender Anstoss.

Der Gott, der uns in Jesus Christus entgegentritt, ist erst das volle Leben. Denn er ist nicht nur der Lebendige und Heilige, sondern er ist der Vater und du sein Kind. Damit leuchtet erst der volle Sinn des Lebens auf, verschwindet alles Unbekannte, versinkt das Schicksal. Dieser Gott geht besonders durch das Leiden und Sterben Jesu in alle irdische Finsternis ein und macht sie hell. Das Kreuz ist schon der Sieg über die Welt und den Tod, insofern, als sie beide Christus nicht besiegen können, sondern von ihm besiegt werden, Ostern sozusagen bloss die Krönung dieses Sieges, sein Offenbarwerden. Nun ist der letzte Rest des Dunkels der Vernichtung aus allen Abgründen und Labyrinthen der Wirklichkeit vertrieben. In Christus beginnt sozusagen das Ringen Gottes mit allem Tod, indem er mitten in diesen hineingeht. Er ringt mit der Krankheit, mit der Armut, mit der Schuld, mit der Religion, mit dem Mammon, mit der Gewalt, mit dem Fatum — mit all den Mächten, die die Welt im Bereiche des Todes festhalten wollen. Er giesst sein Leben in sie hinein und nun beginnt die grosse Auferstehung und Wiedergeburt der Welt. Nun wird die Verheissung des Reiches Gottes, die vom lebendigen Gott ausgeht, zu der revolutionärsten aller Mächte. Denn sie erhält durch ihn eben Fleisch und Blut, Kraft und Vollmacht. Die Hoffnung auf den neuen Himmel und die neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt, wird hier schon Erfüllung und verbürgt alle weiteren Erfüllungen. Diese Ueberwindung des Todes dringt in das sittliche Leben hinein. Nun kann uns das Gesetz nicht mehr töten. Denn wir kennen nicht bloss den heiligen, sondern auch den barmherzigen Gott und vor allem ihn. Wir leben aus ihm, schöpfen aus seiner Fülle Gnade um Gnade. Wir klammern uns an das Kreuz, das uns zwar richtet, aber auch das Gesetz richtet, das alle Endlichkeit tötet und die Unendlichkeit der Liebe Gottes in das Herz strömen lässt. Wir empfangen vom geöffneten Grabe her wunderbare Kräfte neuen Lebens und von Pfingsten her Feuer des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung. Wir brauchen uns nicht mehr aus der unbewussten Angst des Todes in Betäubung zu stürzen, sondern schöpfen aus der Berührung mit dem Leben Gottes hohe Lust, die das Unendliche nicht zum Schein, sondern in Wahrheit in sich trägt. Wir brauchen nicht das Endliche zum Gott aufzu-

blasen, um dann Götzen zu bekommen, sondern werden vom Wahn und Fieber des Götzendienstes geheilt. Wir atmen die Luft ewigen Lebens. Wir sind nicht „durch die Furcht vor dem Tode all unser Leben in Knechtschaft befangen," wie der Hebräerbrief sagt,[1]) sondern sind endlich, endlich frei. Es kommt Auferstehungshauch auch in all unser T u n. Wir wissen, dass es trotz all seiner endlichen Beschränktheit nicht vergeblich ist. Denn wenn es den Keim der Gotteswahrheit in sich trägt, wenn es „im Herrn getan", wenn es durch das Kreuz gereinigt ist, dann trägt es auch eine wunderbare Auferstehungskraft in sich. Wir weichen auch vor keiner Todesmacht und Höllentiefe der Welt mehr zurück in der Meinung, dass sie unaufhebbar, unbesiegbar seien. Sehen wir doch, wie die Kraft der Auferstehung durch die Geschichte geht, in Vernichtung sinkende Kulturen neu belebt, ein China, ein Indien, ein Afrika aus tiefem Todesschlafe zu einem neuen Tage weckt. Sehen wir doch, wie solche, die daran geglaubt haben, die davon erfüllt waren, Männer und Frauen, hinabgestiegen sind in die Hölle (wie Christus der alten Vorstellung gemäss nach seiner Kreuzigung und vor seiner Auferstehung in die Hölle hinabgestiegen ist, um auch ihr Erlösung zu bringen), in die Hölle des Verbrechens, der Prostitution, des Alkoholismus, der Seuche, des Krieges und wie auch von ihnen höllensprengende Erdbeben ausgegangen sind. Wir anerkennen keinen, gar keinen Tod mehr. Ueberall und ausnahmslos muss noch das Leben das letzte Wort behalten. W e n n w i r n u r d a r a n g l a u b e n — darauf kommt alles an. Jeder Stein springt noch von seinem Grabe — durch den Glauben.

In diesem grossen Zusammenhang einer Osterwelt, die aus dem lebendigen Gott bricht, muss auch das gestellt werden, was uns von jenem einmaligen Ostern berichtet wird. Es verliert dann völlig das, was es vielen so unglaublich macht: das Mirakulöse, das bloss Zufällige und wird zu dem grossen Durchbruch des Lebens im Zentrum der Geschichte, auf den diese von überall her mit Wucht hindrängt, wenn sie nicht sinnlos werden, dem Tode verfallen will. Ein W u n d e r bleibt sie deswegen doch, auch wenn sie kein Mirakel ist. Denn sie bleibt die Tat der schöpferischen Allmacht, des lebendigen Gottes allein und bleibt dem blossen Verstand ein Aergernis. Und dieses Wunder m u s s t e geschehen. Der Tod durfte Christus nicht behalten — auch nicht zum Schein, das Kreuz durfte nicht das letzte Wort sein — auch nicht zum Scheine. Aber gerade das Wunder gehört, im Gegensatz zum Mirakel, in einem grossen Zusammenhang, den Zusammenhang des Reiches Gottes und der gesamten Erscheinung Christi. Man darf diese Ostertatsache, wie vom Kreuz so auch nicht vom ganzen Leben Christi trennen. Dieses ganze Leben strahlt Sieg über den Tod aus; dieses ganze Leben

[1]) 2, 15.

ist schon Auferstehung. Und das ist es darum, weil es mitten in der Welt so ganz anders ist als die Welt. Es ist so unirdisch, so ganz göttlich, so ganz aus einer andern Welt. Wäre es irdisch wie unser Wesen, dann könnte es nicht von einer andern Welt zeugen; wäre es aber ausserhalb alles irdischen Wesens, dann wäre es keine Wirklichkeit für uns. So aber, weil es unirdisch mitten im Irdischen, göttlich mitten im Menschlichen steht, zeugt es von einer andern Welt, atmet es ein Leben, das über allen Tod hinausliegt. Darum verspricht Christus nicht bloss das ewige Leben, er ist dieses Leben; darum ist er nicht bloss auferstanden, sondern ist die Auferstehung. „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

V.

In dieser Kraft und Liebe des lebendigen Gottes, die uns in Christus berühren, erfassen wir auch unsern Sieg, wie über allen Tod, so auch über das Grab des Leibes, unsern Sieg und den aller Brüder über das Grab. Gewiss, es ist ein Wunder, aber ist nicht der lebendige Gott überall und immer das Wunder? Hat er nicht als Wunder in unserem Leben gewirkt? Haben wir das nicht oft erfahren? Warum sollte ihm denn dieses Wunder zu gross sein? Lasst uns herzhaft daran glauben, wir werden nicht enttäuscht sein. Der Gott und Vater, der sich immer grösser erwies als unser Herz, wird unserm Kleinglauben (denn das bleibt der Glaube immer!) auch diese Ueberraschung schenken.

Liebe Brüder! Der Sieg über den Tod ist die Krone aller Siege. Ohne ihn gibt es überhaupt keinen wahren Sieg. Diesen Sieg neu zu erleben, neu zu ergreifen, ist wohl die zentrale Aufgabe dieses neuen Aeon, wie die Sklaverei des Todes unsere zentrale Not ist. Vielleicht haben gerade diejenigen, welchen über alles beseligend die Hoffnung auf das Reich Gottes für die Erde aufgegangen ist, diese Aufgabe manchmal ein wenig aus dem Auge verloren. Der Blick musste von einem falschen Jenseits auf die Erde gelenkt und das musste vielleicht wieder zu einer Einseitigkeit werden. Es ist zwar nicht zu vergessen, dass das eben auch ein Weg der Todesüberwindung war; handelte es sich doch um die Auferstehung einer Welt, die eine falsche Jenseitshoffnung den Todesmächten preisgegeben hatte, handelte es sich doch um den lebendigen Gott und seine Herrschaft. Aber nun, nachdem diese Auferstehung sichtbar geworden ist, wird wohl wieder die andere Aufgabe dringlich, dass wir auch als Einzelne wieder mehr über den Tod hinauskommen, dass wir wieder hinauskommen über die schwülen Niederungen der Weltlichkeit, um die Jenseitsluft der ewigen Berge zu atmen. Gerade aus dem Glauben an das Kommen Gottes und seines Reiches muss eine neue Gewissheit und Freudig-

keit der Todesüberwindung werden. Das ist nötig, wenn jene Gewalten besiegt werden sollen, die, wie wir gesehen haben, ihre Kraft aus der Angst vor dem Tode beziehen, das ist aber auch nötig, damit wir die Kraft bekommen, die wir zu ihrer Ueberwindung brauchen. Der Kampf um das Reich Gottes wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach so gestalten, dass er Menschen fordert, die ihr Leben in der Hand tragen, wie es die Märtyrer der alten Zeit in der Hand trugen. Es muss uns etwas wiederkehren von der Art jener Menschen, die um ihres Glaubens willen mit Jubel und Gesang in grauenvollen Tod gingen und solches Sterben für höchste Ehre und höchstes Glück hielten. Vorher ist etwas in uns nicht in Ordnung. Denn wo der Tod mächtig ist, da ist Gott nicht mächtig. Aber noch wichtiger ist, dass wir in unserem ganzen Wesen und Tun wieder mehr im Jenseits leben, Ewigkeitsluft atmen, die Dinge sub specie aeternitatis sehen, einen Fuss jenseits der Erde haben. Das allein gibt den rechten Heldenmut, die rechte Freiheit, die rechte Kraft der Entsagung, die tiefe Stille, den langen Atem, die grosse Fülle, die das Endliche leicht verschenken kann, auch das physische Leben.

So haben wir in Christus Ostern und warten doch auf ein Grösseres, als wir jetzt haben. Sicher nicht umsonst. Denn das ist ja eben Ostern, dass es uns sagt: Nichts ist umsonst. Habe doch den Mut, von Gott — wohlverstanden von Gott, nicht von der Welt! — das Allergrösste zu erwarten. Was kommt, wird immer noch grösser sein. Denn Gott lebt! L. Ragaz.

Zur Weltlage

Die Ueberwindung des Marxismus.

Als im August 1914 der grosse moralische Zusammenbruch nicht zwar des Sozialismus, aber der Sozialdemokratie erfolgte, da durfte man hoffen, dass damit auch die Religion der Sozialdemokratie, welche daran eine besonders grosse Schuld hatte, der Marxismus, zusammenbrechen werde, und zwar dieser dann für immer. Ist das geschehen? Nein und Ja. Auf der einen Seite ist sogar das Gegenteil geschehen. Im Bolschewismus hat der Marxismus einen Ausläufer gefunden, der an weltgeschichtlicher Bedeutung den Hauptstamm der Bewegung beinahe noch zu übertreffen scheint. Es geht durchaus nicht an, den Bolschewismus vom Marxismus zu trennen. Nicht nur, dass seine Wortführer, Lenin selbst an der Spitze, sich durchaus an Marx genährt haben und sich leidenschaftlich auf ihn berufen, sondern es ist für jeden unbefangenen Beurteiler auch ohne-

dies klar genug, dass der Bolschewismus einfach eine Steigerung und Zuspitzung des Marxismus darstellt und damit freilich auch eine neue Gestalt dieser Religion, aber nicht anders, als der Protestantismus eine neue Gestalt des Christentums darstellt. Wenn also der Marxismus im Bolschewismus ein neues Leben bekommen hat, so darf man wohl ruhig sagen, dass er auf der übrigen sozialitischen Linie zusammengebrochen ist. Er steht im Grunde bloss noch als eine ziemlich durchsichtige und durchlöcherte Fassade da, während der Bau selbst in Trümmern liegt. Nicht nur hat sich die sozialistische Praxis auf der ganzen Linie längst vom marxistischen Dogma entfernt, auch die geistige Entwicklung, der sich auch der Sozialismus nicht entziehen kann, ist darüber auf allen Seiten hinaus geschritten. Wenn die Fassade noch aufrecht erhalten wird, so geschieht das zum Teil aus Pietät, zum Teil aus Geisteträgheit, zum Teil, weil man noch nichts hat, das man an Stelle des alten Baus zeigen könnte und doch nicht wagt, ohne sozialistische Dogmatik den Sozialismus zu vertreten. Damit ist ein Hauptmotiv angedeutet, das sehr viele veranlasst, an der Verehrung dieser heiligen Fassade festzuhalten: der Marxismus ist für sie eine Ersatzreligion geworden und sie stünden, wenn diese wegfiele, vor einer allzugrossen innern Leere.

Aber da geschieht nun, was immer eintritt, wenn ein Totes tut, als ob es noch lebendig wäre: dieser tote Marxismus versperrt einem lebendigen Sozialismus Licht und Luft. Er täuscht einen Besitz vor und verhindert damit, dass man die Armut sieht und einen wirklichen Besitz zu erlangen strebt. Besonders erschreckend ist eine Folge dieses Zustandes: die vollendete Geistlosigkeit dieses heutigen Epigonenmarxismus. Man wird im Bereich des von ihm beherrschten Sozialismus umsonst nach einer Spur schöpferischen sozialistischen Denkens suchen. Kein Fleckchen Grün ist auf dieser weiten Fläche zu entdecken. Der Boden ist wie festgestampft durch diese harte marxistische Dogmatik. Skandalös ist besonders die Art, wie mit Hilfe des vulgärmarxistischen Schemas alle sittlichen Probleme im Handumdrehen erledigt, das heisst natürlich nur scheinbar erledigt werden. Es wird das Dogma darauf gepresst und alles ist in Ordnung. Das war und ist ja stets die Art eines jeden Dogmas, seis nun religiös oder politisch oder sozial: es erspart das Denken. Das ist auch stets ein Stück von dem Geheimnis seines Erfolges. Es setzt am Punkte des geringsten Widerstandes an. Denn alles wirkliche Denken ist, wie besonders Bergson und als Künstler Rodin in der Gestalt seines „Denkers" zeigt, mühselig, der natürliche Hang des Geistes aber ist Trägheit. Auch hat das Dogma noch einen andern Vorteil: es umhüllt sich bald mit dem Glanz der Heiligkeit und kommt damit dem kultischen Bedürfnis des Menschen entgegen. Dadurch wird das Denken weiter still-

gestellt. Aber neben dem Denken doch auch der Glaube, wenn dieser nämlich als lebendige Macht verstanden wird. Das Dogma ist stets auch ein Ersatz für solchen Glauben. Denn man kann es leicht annehmen und darauf ausruhen. Es fordert keinen Einsatz des ganzen Menschen und verlangt keine Gesinnung, es sei denn die Partei- und Sektengesinnung. Das Verdienst, das in der gläubigen Annahme des Dogmas liegt, ist so gross, dass man sich Weiteres ersparen kann. Ja, dieses Weitere wäre eher schädlich. Alle Orthodoxie hat vor „guten Werken" Angst gehabt; der „rechte Glaube" genügt. Wirklicher Glaube beunruhigt, stört die Verehrung; er ist lästig; die Inquisition macht sich ans Werk. Aber wenn lebendiger Geist und wirklicher Glaube weichen, dann stellt sich ein anderes ein: die Gewalt. Und zwar in doppelter Form: man erstrebt für sein Dogma Macht, möglichst grosse Macht, und man setzt es mit Gewalt durch. Wo man nicht mehr um die Wahrheit ringt, da bleibt nur die Gewalt übrig, und je verhärterter ein Dogma wird, um so mehr verbindet es sich mit allen Mächten der Aeusserlichkeit, zu denen ja neben dem Geld vor allem die Gewalt gehört.

Weil der Marxismus in seiner Epigonengestalt diese Wirkungen ausübt, darum muss er bekämpft und beseitigt werden, darum ist nötig, dass auch seine Fassade noch gestürzt wird. Das bedeutet durchaus nicht, dass etwa Karl Marx selbst erledigt sein soll. Fast umgekehrt: durch den „Ismus" oder „Janus", der sich daran heftet, werden die Begründer einer grossen Bewegung eher zugedeckt. Wenn der Marxismus als Dogma und Kirche gestürzt ist, mag man desto besser das Grosse und Wesentliche wieder verstehen, das der gewollt und gedacht hat, dem bekanntlich das Wort zugeschrieben wird: „Quant à moi, je ne suis pas marxiste." Der Kampf gegen den Marxismus ist also nicht ohne weiteres ein Kampf gegen Marx. Geführt werden aber muss er.

Diesen Kampf auf eine besonders energische, gründliche und vornehme Art neu eröffnet zu haben, ist vor allem das Verdienst des Buches: „Zur Psychologie des Sozialismus," von Hendrik de Man.[1]) Gewiss ist er nicht der Erste, der diesen Kampf führt. Es braucht bloss an den ganzen Revisionismus erinnert zu werden, dessen bekanntester Name unter uns immer noch Eduard Bernstein ist, an die leidenschaftliche Kritik des Anarchismus jeder Art,[2]) dazu der Frei-

[1]) Erschienen bei Diederichs in Jena, nun schon in zweiter Auflage. (Mir lag die erste vor.)

[2]) Bei diesem Anlass seien besonders die beiden Schriften von Pierre Ramus (Pseudonym für Rudolf Grossmann), dem Führer der österreichischen Anarchisten und Redaktor der Zeitung: „Erkenntnis und Befreiung" (Klosterneuburg b. Wien) genannt, die der Widerlegung des Marxismus gewidmet sind: „Die Irrlehre und Wissenschaftslosigkeit des Marxismus im Bereich des Sozialismus" und

geldleute und vieler Anderer. Auch der Versuch der Adlerschen Schule, den Marxismus seiner schlimmsten Mängel dadurch zu entkleiden, dass er mit dem Kantianismus verbunden wird, gehört hieher. Endlich darf ich wohl auch noch erwähnen, dass wir „Religiös-Sozialen" bei aller Anerkennung des Tiefen und Grossen in der marxistischen Religion sie doch in letzter Instanz immer abgelehnt und in ihren Hauptthesen bekämpft haben, wie denn unser Buch: „Ein sozialistisches Programm" auch als ein solcher Versuch, den Marxismus zu widerlegen, und zwar durch Ueberbietung, zu verstehen ist.[1]) Aber Hendrik de Man eröffnet trotzdem eine neue Phase dieses Kampfes. Er setzt mit grosser Eigenart und bei aller Nüchternheit des Denkens und des Stils doch mit der Wucht eines besonderen Pathos ein.

Wer ist Hendrik de Man? Er ist für uns bis jetzt wesentlich durch sein grosses — auch innerlich grosses — Buch und die kleineren Schriften, die darauf gefolgt sind, bekannt. Daraus tritt er uns aber als eine sehr ausgeprägte, geistig gewichtige und, was auch bemerkt werden darf, edle, warme und liebenswerte Persönlichkeit lebendig entgegen, als ein Mensch, gleich reich und stark an Geist wie an Gemüt und Willenskraft, und vor allem als Sozialist, dem der Sozialismus Gesinnung, Leben, Lebensinhalt und Lebensleidenschaft ist. Hendrik de Man ist Belgier, und zwar, wie wenigstens der Name erraten lässt, Belgier von flämischer Herkunft. Er stammt aus den Kreisen der Intellektuellen und ist, wie man annehmen muss, von gut bürgerlicher Abkunft, aber vielleicht gerade darum — er ist darin eine Bestätigung seiner eigenen Theorie — von stark nichtbürgerlicher Gesinnung. Früh hatte er sich der Arbeiterbewegung angeschlossen und ihr besonders als Leiter der Bildungsarbeit grosse Dienste geleistet. Dabei war er eifriger Marxist und stand auf dem linken Flügel der Bewegung. Da kam der Krieg und riss ihn mit in seine Wogen. Im Schützengraben brach mit vielem andern auch sein Marxismus zusammen. „Der Marxismus," sagt er, „hat den Sozialisten damals nicht die Wege gewiesen, die zur Erfüllung ihrer sittlichen Pflicht an der Menschheit führen konnten. Er hat nicht genug gewollt, weil er nicht genug verstanden hat. Die Blutschuld, die dafür auf ihm lastet, kann ich ihm um so weniger vergessen, als ich mich selbst noch vom Gewicht dieser Schuld belastet fühle." In ihm vollzog sich also, was wir als ganz allgemeines Ereignis erwartet hatten. Um das furchtbare und gewaltige Erleben

„Die Neuschöpfung der Gesellschaft durch den kommunistischen Anarchismus." Wir hätten diesen Schriften und andern des gleichen Verfassers längst eine Besprechung geschuldet, sind aber durch das Uebermass der dringlichen Aufgaben daran verhindert worden.

[1]) Das „Sozialistische Programm", herausgegeben von Gerber, Matthieu, Ragaz und Staudinger ist bei Trösch in Olten erschienen.

des Krieges zu verarbeiten, ging er für Jahre nach Amerika, dort zum Teil das Leben eines Wanderarbeiters führend, und kehrte dann zu uns zurück, um den Kampf für den neuen Sozialismus aufzunehmen. Nun wirkt er vor allem in den jungsozialistischen Kreisen Deutschlands. Er ist, wie es scheint, ein Mann in der Vollkraft der Jahre und noch vieles ist von ihm zu erwarten. Möge er ja nicht auf verhängnisvolle Seitenwege geraten, sondern auf dem zwar auch schmalen Hauptweg bleiben, dem Weg, der zur Erneuerung des Sozialismus führt.

Was will und behauptet Hendrik de Man? Es ist nicht gut möglich, im Rahmen eines nicht allzulangen Aufsatzes von der Fülle seines Hauptbuches einen rechten Begriff zu geben. Da ich nicht dessen Lektüre ersetzen, sondern dazu ermuntern möchte, so ist das auch nicht einmal wünschenswert. Es genügt zu diesem Zweck, dass ich auf die Bedeutsamkeit seines Angriffs auf den Marxismus und Versuchs einer neuen Begründung des Sozialismus nachdrücklich hinweise und einiges hervorhebe, was mir daran besonders wichtig vorkommt.

Der Hauptstoss De Mans gilt der Weltanschauung des Marxismus. Diese Weltanschauung besteht im wesentlichen aus zwei Bestandteilen: dem sogenannten Geschichtsmaterialismus und dem Naturalismus. Hier muss nun bemerkt werden, dass De Man sich weniger gegen Marx selbst wendet, als gegen das, was aus seiner Lehre nach und nach geworden ist, eben den Marxismus. Für diesen jedenfalls treffen ja die genannten zwei Bestimmungen sehr weitgehend zu. Und nun bekämpft De Man zunächst einmal die naturalistischen Voraussetzungen des marxistischen Systems: seinen einseitigen Kausalismus, der zum Determinismus wird, also eine Anwendung naturwissenschaftlicher Denkweisen, die für die Natur, besonders die materielle, ein gewisses Recht haben, auf die Geisteswelt, die dort zu einer mechanistischen Vergewaltigung der Tatsache des Lebens und besonders zur Leugnung der frei schaffenden Tat führt. Es ist hochinteressant, wie hier innerhalb des Parteisozialismus des deutschen Kulturkreises zum ersten Mal Bergson zu seinem Rechte kommt, besonders mit seiner Kritik des Determinismus. Das erinnert mich lebhaft an ein Gespräch, das ich im Herbst 1914 mit Trotzky hatte und wo ich versuchte, ihn im Gegensatz zum Marxismus auf die Bergsonsche Art des Denkens aufmerksam zu machen. Ich redete gegen eine eherne Mauer. Was ich darüber sagte, war für Trotzky eine Fremdsprache. Es mochte ihm ungefähr so vorkommen, als ob ich chinesisch spräche. So unzugänglich machte ihn das marxistische Dogma für jede andere Denkweise.

Mit der Widerlegung des Naturalismus wird die des sogenannten Geschichtsmaterialismus verbunden. Hier besteht nun die Eigenart

De Mans darin, dass er den logisch-dialektischen Konstruktionen des Marxismus weniger die geschichtlichen Tatsachen selbst, als vielmehr eine andere Methode, nämlich die psychologische, entgegenstellt. Auch darin, wie in der Beziehung zu Bergson (den ein gewisser Hochmut Modernster keineswegs zu „erledigen" vermag!) ist De Man der typische Vertreter einer neuen Zeit, jener Periode, die auf die der sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung folgt. Er stützt sich dabei sowohl auf die neueste amerikanische Psychologie, wie auf die Psychanalyse, auf diese besonders in der Form, die sie bei Alfred Adler annimmt. Diese psychologische Methode wird besonders auf das Hauptstück des sogenannten Geschichtsmaterialismus, die Lehre vom Klassenkampfe, angewendet. Hier ist die Hauptleistung des Buches der Nachweis, dass die marxistische Zweiteilung der Gesellschaft in die beiden Klassen eine abstrakte Konstruktion sei, die in dieser Form vor den Tatsachen völlig versage. Was den Arbeiter bewege, sei nicht ein abstraktes Klassenbewusstsein, sondern auf der einen Seite ein ethisches Motiv, die Empörung gegen ein Unrecht, das er durch die heutige Gesellschaftsordnung zu erleiden sich bewusst sei, und auf der andern Seite, im Zusammenhang damit, ein psychologisches Motiv (wie wir es nennen wollen, man könnte es auch ein biologisches nennen), nämlich das tiefwurzelnde Gefühl sozialer Minderwertigkeit gegenüber der herrschenden Schicht. Jenes ethische Motiv stamme nicht aus irgend einem mystischen, proletarischen oder Klassenbewusstsein, sondern auf der einen Seite aus der Welt ethischer Wertungen, die der ganzen abendländischen Kultur zugrunde liege und die ihrerseits auf der christlichen Ethik ruhe, auf der andern Seite aber aus der Tatsache, dass der Arbeiter, weit davon entfernt, sich für neue sozialistische Ideale zu begeistern, vielmehr die Ideale der bürgerlichen Welt, vor allem den Besitz und die dazu gehörigen Lebensformen, aufs höchste bewundere und nichts sehnlicher wünsche, als selbst in ihren Genuss zu gelangen.

Wir stossen damit auf einen Grundgedanken De Mans, der auf viele Leser seiner Schriften besonderen Eindruck machen und der sich wohl auch besonders mit seinem Namen verbinden wird: die These von der Verbürgerlichung des Proletariates. Diese Verbürgerlichung hält De Man nicht bloss für eine Tatsache, sondern auch für eine Notwendigkeit. Das Proletariat muss zuerst aus der groben materiellen und geistigen Not seiner jetzigen Zustände heraus und das heisst für es notwendig: bürgerlich werden. Denn einen Weg aus diesen Zuständen heraus direkt in eine sozialistische Welt gibt es heute nicht. Auf diesem Wege der Verbürgerlichung muss das Proletariat sein Minderwertigkeitsgefühl los werden. Erst wenn dieses Stadium durchlaufen ist, wird es fähig sein,

wahrhaft sozialistische Ideale zu erfassen und zu erstreben. Diese schliessen einen Verzicht in sich, verzichten kann aber nur, wer besitzt. Proletarisches Leben, proletarische Kultur, im Gegensatz zu bürgerlichem Leben und bürgerlicher Kultur, ist heute bloss ein Ideal sozialistischer Intellektuellen, die vom Bürgertum herkommen, dessen Kultur besitzen und von ihr angeekelt sind, aber nicht das Ideal der Proletarier, die diese Kultur nicht besitzen und denen sie darum aufs höchste begehrenswert vorkommt. In einer Arbeiterbluse aufzutreten und in einer Hütte zu wohnen, mag die Romantik solcher Intellektuellen befriedigen, der wirkliche Proletarier aber sehnt sich nach einem guten Sonntagsanzug und die wirkliche Proletarierin nach einer guten Stube. Beides ist für sie ein Weg, ihr Minderwertigkeitsgefühl los zu werden. Darum ist es nach De Man geradezu die besondere Aufgabe der sozialistischen Intellektuellen, die Ideale sozialistischer Kultur und Lebensführung zu verwirklichen;[1]) sie aber dem heutigen Proletariat zuzumuten, wäre neben der psychologischen Unmöglichkeit auch Grausamkeit. Das mag für viele unter uns eine grosse Enttäuschung sein, wie es für De Man offenbar eine ist, aber es ist, immer nach ihm, eine Notwendigkeit.

Auf Grund dieser psychologischen Auffassung der Lage des Proletariates und des ganzen sozialistischen Problems muss natürlich die ganze sozialistische Taktik, das heisst die Theorie und Praxis des Weges zum Sozialismus, sich gestalten. Sie muss sich also umgestalten.

Der Sozialismus ist nicht sozusagen die logische Folge eines Geschichtsverlaufes und einer vermeintlich wissenschaftlichen Konstruktion, wie ihn der Marxismus versteht, sondern er ist einerseits ein ethisches Ideal und anderseits der in ihrer ganzen Lage begründete Wunsch des Proletariates, wie einer Schicht von Intellektuellen, deren geistiges Streben der Zustand der heutigen Gesellschaft nicht befriedigt, nach einer andern Gestalt dieser Gesellschaft.[2]) Den diesem ethischen Ideal und dieser Sehnsucht bestimmter Menschenschichten (im Grunde aller von geistigen Zielen berührter Menschen, darf man wohl im Sinne De Mans hinzufügen) entsprechenden Zustand herbeizuführen, muss also die Taktik des Sozialismus sein. Man mag das Klassenkampf nennen und diese Bezeichnung trifft soweit wenigstens für das Proletariat (nicht für die Intellektuellen) zu. Aber zwei grosse Irrtümer des Marxismus sind jedenfalls

[1]) Dies wird besonders in der kleinen Schrift: „Die Intellektuellen und der Sozialismus“ (Diederichs) ausgeführt.

[2]) „Der Sozialismus wäre dann viel mehr als eine blosse Begleiterscheinung der kapitalistischen Produktionsweise: eine Gesinnung, so alt und weitverbreitet wie das politisch-ethische Denken selber, eine mächtige, ewige Unterströmung, die im Europa des neunzehnten Jahrhunderts zum ersten Mal Gelegenheit gefunden hat, grossen Massen dauerhaft zum Programm zu werden.“

zu vermeiden. Einmal darf man nicht aus dem Klassenkampf eine Abstraktion, eine Art Götzen und Götzendienst machen. Es gibt keinen Klassenkampf an sich, sondern nur einen Kampf um bestimmte Ziele. Und es ist ein arger Aberglaube, wenn der Marxismus meint, der Sozialismus als Gesinnung und Praxis werde sozusagen als Nebenprodukt jener „dialektischen Entwicklung", die ja nach der marxistischen Lehre mit Notwendigkeit vom Kapitalismus zum Sozialismus führt, von selbst hervorgehen. Vielmehr wird, wie gezeigt worden ist, das Ende vorläufig gerade — der Kapitalismus, d. h. eine neue Bürgerlichkeit sein, wie ja der Arbeiter nie andere als bürgerliche Ideale gehabt hat. Man darf wohl, im Sinne De Mans, hinzufügen, dass der Arbeiter durch die Schule des Kapitalismus keineswegs zum Sozialismus erzogen wird (solche Mirakel gibt es nicht), sondern eben zum Kapitalismus, zu kapitalistischem Denken und Fühlen, und dass er nur durch eine schwere und lange andere Schule zu wirklich sozialistischer Gesinnung und Tat erzogen werden kann.

Mit der marxistischen „Dialektik" fällt auch ihre besondere Art von Radikalismus. Es ist bloss abstrakte Spekulation, wenn der Marxismus tut, als ob Familie, Volk, Staat, Vaterland rein bürgerliche Begriffe und Institutionen seien und mit jenem jüngsten Gericht der „Dialektik" von selbst dahinfielen. Der Arbeiter ist psychologisch und sozial mit diesen Mächten aufs tiefste verbunden. Die Verkennung dieser Tatsache hat zu jenem falschen, bloss in der Einbildung vorhandenen Internationalismus geführt, der dann im Weltkrieg so schmählich Fiasko gemacht. Der umgekehrte Weg ist nun zu gehen. Ein Sozialismus, der nichts sein will, als ein ethisches Ideal, genauer, d a s ethische Ideal, die Verwirklichung des wahrhaft menschlichen Ideals in einer neuen Gesellschaft, wird auch jene Werte in ihrem ewigen Rechte anerkennen. Aber dann wird er sie läutern, weiterbilden, umschaffen. Auf diesem Wege wird er zu echten, tiefbegründeten Internationalismus kommen, der dann nicht mehr vor einer nationalistischen Betäubungswelle umfallen kann. Die absolute A b s a g e a n d e n G e i s t d e r G e w a l t ergibt sich aus einem ethisch (und religiös) verstandenen Sozialismus von selbst. Was De Man darüber in seinem Hauptwerk sagt, gehört zum Schönsten an dem Buche. Hier redet das tiefste Erlebnis, das ihm der Schützengraben gebracht. Aus diesem Erlebnis fliesst letztlich sein ganzer Kampf gegen den Marxismus, der ihn und Millionen von Sozialisten in den Schützengraben geführt hat.[1])

[1]) „Ich bin zwar nicht so weltfremd, mir einzubilden, dass der weitere Aufstieg der Arbeiterklasse zur sozialen Macht sich weniger gewaltlos gestalten wird, als wie bisher; das Gegenteil ist schon deshalb zu befürchten, weil die Kurzsichtigkeit der Besitzenden sie wohl dazu führen wird, alle noch verfügbaren Gewaltmittel zur Verteidigung ihrer Stellung anzuwenden. Das

Aus dieser Einstellung heraus verwirft er auch jene Art von Radikalismus, die den Kampf um greifbare Vorteile für die Arbeiterschaft zugunsten des Endziels gering zu schätzen geneigt ist und im Bolschewismus schliesslich dazu kommt, sozusagen kalten Herzens Millionen von Proletariern dem Moloch eines sozialistischen Zukunftsstaates zu opfern. Nein, das eigentliche Pathos des Sozialismus ist, dem Proletarier, überhaupt dem Menschen, z u h e l f e n, j e t z t zu helfen. Alles andere ist Götzendienst, der immer den Menschen opfert. Ist das nun „Reformismus"? Möge man es, wenn man will, so nennen. Es ist aber im Grunde der echte Radikalismus. Denn diese Haltung ist verbunden zwar nicht mit einem Dogma, aber mit einem G l a u b e n, dem lebendigen Glauben an den unaufhaltsamen Sieg des Sozialismus. Dieser wird auch das Stadium der Verbürgerlichung überleben. Denn es gibt im Menschen etwas, das ihn darin nicht zur Ruhe kommen lässt. Dieser

---

Entscheidende ist aber dabei, dass der Machtaufstieg der Arbeiterschaft nur gerade in dem Masse Verwirklichung des Sozialismus bedeuten kann, wie er auf die Anwendung von Gewalt wird verzichten können. Deshalb sollte der Sozialismus auch hierin seine Sache bewusst von einer Klassenrevanche zur Menschheitsangelegenheit erweitern, indem er sich nicht damit begnügt zu sagen: ich werde nur dann Gewalt anwenden, wenn man mir Gewalt entgegenstellt. Er soll es nicht nur auf den Gegner ankommen lassen; er soll selber alles tun, was in seiner Macht liegt, um jeden Anlass zur Gewaltanwendung auf irgend einer Seite zu vermeiden. Er soll bei seinen eigenen Anhängern kein Motiv stärken, das zum Gewaltmotiv werden kann. Wer sich auf Gewalt einstellt, liefert sich der Gewalt aus; hat doch 1914 genug bewiesen, wie leicht sich ein sozialistisches Revolutionsmotiv in ein weltzerstörendes Kriegsmotiv verwandeln lässt."

„Die Gewalt im Dienste einer Revolution wirkt nicht anders, als die Gewalt im Dienste des Krieges. Sie führt von dem hinweg, was man erreichen will."

„Es hat deshalb noch keine gewalttätige Revolution gegeben, deren Gewalt nicht einem Despoten den Weg geebnet hätte. Jede war eine von jenen Stufen des Fortschritts, die höher ansetzen, als sie enden. Der Höhenunterschied zwischen Anfang und Ende einer Stufe hat immer von dem Grade abgehangen, in welchem eine Revolution Gewalt, Diktatur und Terrorismus anwandte."

„So habe ich für meinen Teil aus meiner Kriegserfahrung die Schlussfolgerung gezogen, es sei meine Pflicht, mich fortan jeder Handlung zu enthalten, die Vorbereitung zu oder Teilnahme an einem Krieg bedeutet und jedem Staat, jeder Organisation das Recht zu verweigern, über mein Leben oder durch mich über das Leben Anderer zu verfügen. Ich sehe auch für den Sozialismus auf die Dauer nur eine Möglichkeit, die selbstmörderischen Konsequenzen des immer noch wachsenden Zwiespalts zwischen nationalen Motiven und internationalen Aufgaben zu überwinden: das ist die Schaffung eines Kriegs-T a b u s, die bewusste Durchdringung aller in der Arbeiterbewegung lebendigen Kräfte mit dem höheren ethischen Motiv der Rechtswidrigkeit jeder Gewaltanwendung zwischen Staaten."

„Auch im Gemeinschaftsleben sind die sittlichen Kräfte des Glaubens auf die Dauer immer die stärksten. Die Politik, die sich auf sie stützt, ist die einzige Realpolitik, der einzige Opportunismus, der dauerhafte Erfolge zeitigen kann."

Glaube ist eben Glaube an eine geistige Welt und ihre Triebkräfte. Es ist ein ethischer Glaube, der in einen religösen ausläuft. Mit einem „Credo" dieses Glaubens schliesst ergreifend das grosse Buch.[1])

An diesem Punkte begegnet es selbstverständlich dem stärksten Interesse unserer Kreise und darf uns ein äusserst verheissungsvolles Zeichen einer Entwicklung sein, die mit Notwendigkeit (wenn auch nicht im Sinn der marxistischen Dialektik) kommen wird. Es gehört zu den Grundgedanken De Mans, dass das sozialistische Ideal aus dem Christentum stamme, im Grunde sogar einfach das christliche sei.[2]) Was in aller Welt, frägt er, könnte den Proletarier bewegen, sich gegen seine Lage aufzulehnen, wenn nicht die tiefe sittliche Empfindung, dass ihm damit Unrecht geschehe? Wenn das nicht wäre, so würde er sich darin als in ein Fatum oder eine göttliche Ordnung fügen. Von einem Klassenbewusstsein reden, das diese Empörung erzeuge, ist unerlaubte My-

---

[1]) „So kann sich der Sinn des Sozialismus nur dem erschliessen, der ihn als Glauben versteht und alles wissenschaftliche Beiwerk nur auf den Zweck der Symbolschaffung für diesen Glauben bezieht."

„Dieselbe Ueberzeugung, dass die ethische Motivierung zugleich die einzige und beste Realpolitik ist, leitet mich, wenn ich die Notwendigkeit einer Erneuerung der sozialistischen Gesinnung vom sittlich-religiösen Bewusstsein her betone. Man lasse sich durch die Tatsache, dass alles politische Geschehen in der Welt nur ein Schachern um Interessen zu sein scheint, nicht täuschen. Man sieht den Wald vor Bäumen nicht, wenn man vergisst, dass keine Interessen sich auf die Dauer durchsetzen oder behaupten können, ohne dass sie sich durch irgend einen Rechtsanspruch vor dem sittlichen Gewissen der Allgemeinheit rechtfertigen. Dass es heutzutage keinen Glauben gibt, der nicht dazu missbraucht würde, irgendwelche Sonderinteressen zu verschleiern, die sich auf ihn berufen, gerade das ist ein Beweis, wie gross die Macht des Glaubens trotz alledem ist."

„Es liegt etwas Ergreifendes und Erhabenes darin, dass, wenn man nach irgend einer Richtung im Menschen nur tief genug sucht — auch wenn diese Richtung zunächst nur aufs Tierische zielt — man immer wieder das Göttliche in ihm findet."

„Es wäre verfehlt . . . . den Schluss zu ziehen, dass die eschatologische Phase des Sozialismus der Vergangenheit angehörte. Bei näherem Zusehen erscheint es ebenso gut möglich, dass noch neue eschatologische Wellen zu erwarten sind, die wohl etwas anders geartet, aber nicht weniger machtvoll sein dürften als die des neunzehnten Jahrhunderts."

[2]) „Ist doch das Christentum des Abendlandes die dynamische Weltreligion par excellence, die einzige, die eine unbegrenzte Welt mit einer unbegrenzten Gottheit voraussetzt, dem Menschen ein übermenschliches Vollkommenheitsideal vorschreibt, ihn für das Heil seiner eigenen Seele verantwortlich macht, die Sorge um die unsterbliche Seele über jede irdische Rücksicht erhebt und demnach in jedem sittlichen Zustand nur einen Ausgangspunkt für ein Streben nach Besserem erblickt."

„Der Sozialismus ist eine Verurteilung der herrschenden Sittlichkeit im Namen des für alle geltenden Sittengesetzes oder, wenn man diese Schlagwörter nicht scheut, eine Verurteilung des Kapitalismus im Namen des Christentums."

stik. Es müsste ja eben gezeigt werden, wie es zu einem solchen Klassenbewusstsein kommen kann. Nein, die soziale Erhebung ist eine Wirkung des unterirdischen Feuers der ursprünglichen christlichen Botschaft, die, im Gegensatz zum offiziellen Christentum, die einzige und ewige Revolution der Geschichte ist. Diese letzte Grundlage und letzte Konsequenz all seines Denkens tritt bei De Man noch nicht in voller Wucht, aber deutlich genug hervor.[1]) Irre ich mich, wenn ich glaube, dass dies der Punkt ist, von dem aus sein Weg weiter führen wird? Es wird dann, hoffen wir, noch mehr als jetzt unser g e m e i n s a m e r Weg sein.

Ich wollte nicht den Inhalt des reichen Buches wiedergeben und im Einzelnen analysieren, sondern bloss auf seine grosse Bedeutung hinweisen. Wir dürfen nicht versäumen, dieses Buch einzeln oder in Gemeinschaft mit andern durchzuarbeiten und seinen Reichtum uns anzueignen. Es ist nicht nur schön und warm, in trefflichem Deutsch geschrieben, sondern auch stets interessant, voll feiner Bemerkungen im Einzelnen und fruchtbarer Durchblicke auf grosse Zusammenhänge. Ein Geist spricht daraus, der die beste Bildung der Zeit besitzt und Welt in der Breite und Tiefe kennt, die bürgerliche, wie die proletarische, der die wirtschaftlich-politischen, wie die geistig-kulturellen Faktoren überschaut, welche die heutige Welt bestimmen, der mannigfache Völker und Kulturen aus eigener Anschauung kennt — „Vieler Menschen Städte hat er gesehen und ihren Sinn ergründet," wie Odysseus — und vor allem, wie wir schon bemerkt haben, ein warmes und edles Herz, ein reicher und lebendiger Mensch. Freilich, das Buch ist gross, für wirkliche Proletarier nicht leicht zu verschaffen,[2]) nicht leicht zu lesen. Auch darum wird es mehr Gemeinschaftsbesitz und Gegenstand von

[1]) Wie deutlich sie oft doch ausgesprochen wird, zeigt z. B. folgende schöne Stelle: „Sieht man also im Sozialismus etwas anderes und etwas mehr als ein Gegenstück zum modernen Kapitalismus, und bezieht man ihn auf seine sittlichen und geistigen Wurzeln, so findet man, dass diese Wurzeln mit denen unserer ganzen abendländischen Kultur identisch sind. Christentum, Demokratie und Sozialismus sind dann, auch historisch gesehen, nur noch drei Formen derselben Idee. Welch eine unversiegbare Quelle geistiger Energie erschliesst sich dem Sozialisten, der sich dieser Einheit bewusst wird! Seine Zwecksatzungen erhalten dann ihren Sinn nicht mehr allein von der Nationalökonomie des neunzehnten Jahrhunderts, sondern von zwanzig Jahrhunderten Menschheitsgeschichte her. Jede Tatsache dieser Geschichte — die Bergpredigt sowohl wie die Erklärung der Menschenrechte und das kommunistische Manifest, die nationalen Befreiungskriege, die Entstehung des Weltmarkts, die Arbeiterbewegung von heute — alles ist dann nur noch Etappe einer grossen Entwicklung auf ein grosses Ziel hin; jede Tat, durch die wir uns diesem Ziel nähern, verknüpft uns mit dem gesamten Streben des Menschengeschlechts."

Welch ein Programm für eine wahre A r b e i t e r b i l d u n g ist, ohne dass der Verfasser daran denkt, in diesen Worten enthalten!

[2]) Vielleicht überlegt sich der Verlag, ob er nicht eine billige Volksausgabe veranstalten soll.

Gemeinschaftsarbeit sein müssen. Aber das soll es. Es gibt schwerlich einen besseren Ausgangspunkt für eine Neuorientierung des Sozialismus.

Selbstverständlich bedeutet die Wärme, mit der ich das Buch und den Mann, von dem es zeugt, begrüsse, nicht einfache Zustimmung zu allem und jedem. Wenn ich den Verfasser recht errate, so würde ihm solche wenig Freude machen, wohl aber Widerspruch und Kritik, vorausgesetzt, dass sie aus Verständnis und Sachlichkeit entspringen. So will ich denn zum Schlusse noch kurz die Punkte andeuten, an denen mein Fragen und ein wenig auch mein Widersprechen einsetzt.

Um mit dem mehr Nebensächlichen zu beginnen, so wird der verehrte Autor es mir gewiss nicht übel nehmen, wenn ich da und dort noch ein wenig den Eindruck philosophischen Dilettantismus gehabt habe. Doch wiegt dieser Einwand nicht schwer, da darauf für das Wesentliche des Buches nicht so viel ankommt. Gewichtiger sind für mich die Bedenken, die ich gegen seine psychologische Methode hege, abgesehen von meinem Misstrauen gegen die Psychanalyse. Es scheint mir manchmal, als ob die psychologische Analyse gelegentlich doch zu einer gewissen Entwertung des sozialistischen Motivs führe. Mir schiene es richtiger, wenn die ganze Kritik noch entschiedener einen ethischen Ausgangspunkt hätte, so gut ich begreife, dass taktische Gründe mehr zur andern Methode rieten. Und noch wesentlicher ist etwas Anderes: Ein wenig Unrecht scheint mir De Man dem Marxismus doch zu tun. Er hält sich, wie ich glaube, doch etwas zu stark an die naturalistische Form, die jener allmählig angenommen hat und bringt zwei Momente daran nicht genügend zur Geltung: einmal das, was vom deutschen Idealismus her an ihm haftet und ihm eine Tiefe gibt, die man zuerst verstehen und würdigen muss, bevor man an die Kritik geht, sodann aber das noch viel wichtigere Moment des Messianismus, das diesem wissenschaftlich scheinenden Gebilde die Glut einer Religion leiht und allein seine ungeheure Wirkung erklärt, jenes Glaubens an einen Tag des Heils und Sieges der Gedrückten und Geächteten, eines Gerichtes und einer Gerechtigkeit, eines Reiches Gottes auf Erden. Diese Glut der Verheissung und Hoffnung, die in letzter Instanz aus dem Christentum stammt, zu dem ich hier die Propheten Israels, als Vorläufer, rechne, bildet die tiefste Deutung des Sinns des Marxismus; und hier muss auch angesetzt werden, wenn man diesen von innen her überwinden will. Es hilft nichts, ihn logisch und psychologisch zu besiegen; seine Kraft besteht in jenem religiösen Element. Auch sein Dogma lebt schliesslich davon. Dieses Besiegen aber heisst, es überbieten. Und hier müsste nun das religiöse Moment noch stärker hervortreten, als es bisher bei De Man schon tut. Der falsche, weil in ein falsches Gewand gekleidete und ent-

artete Messianismus des Marxismus kann nur besiegt werden durch den echten, den religiös begründeten, auf den Glauben an den lebendigen Gott und seinen in Christus kund gewordenen Willen ruhenden Messianismus des Reiches Gottes.

Hier setzt auch mein Widerspruch gegen De Mans These von der notwendigen Verbürgerlichung des Proletariates als einem Durchgangsstadium zum Sozialismus ein. Sie wäre gewiss richtig, wenn der Sozialismus nur eine ökonomische Theorie wäre und dem Proletarier nur ökonomische Gewinne bringen könnte. Aber wie, wenn er ein auch sittliches Lebensideal ist, sollte er dann den Proletarier nicht so reich machen können, dass er daran genug hätte und nicht begehrlich nach den kulturellen Fleischtöpfen des Bürgertums blikken müsste? Ich glaube, dass wir der Arbeiterschaft diesen Idealismus zutrauen dürfen und müssen. Das ist unter dieser Voraussetzung nicht Grausamkeit, sondern Wohltat. Und erst recht gilt dies, wenn der Sozialismus sich in einer religiösen Bewegung vollendet. Diese wird ihn im Sozialismus selbst und in dem, was noch mehr ist als Sozialismus, so tief befriedigen, dass er nach keinem Kapitalismus mehr verlangt.

Ueber diese letzteren Probleme werde ich anderwärts noch gründlich reden.[1]) Für diesmal genüge diese Andeutung der Punkte, wo mir das Unternehmen De Mans einer Kritik und vor allem einer Weiterführung zu bedürfen scheint. Es ist mir übrigens, als sei über diese Punkte eine Verständigung mit dem Verfasser wohl nicht allzu schwer. Meine Bemerkungen sind also im Grunde weniger Einwände gegen das Buch, als Hinweise auf die Probleme, die für uns Andere, also für Gesinnungsgenossen De Mans, darin liegen. Ich hebe darum zum Schlusse aber nochmals den grossen Wert des De Manschen Unternehmens hervor. Es ist nach meiner Ueberzeugung ein Symptom des bevorstehenden endgültigen Sturzes des Marxismus innerhalb des nichtbolschewistischen Sozialismus und zugleich ein Werkzeug dieses Sturzes. Der vulgäre Marxismus hat sich auch diesem Angriff gegenüber die Sache leicht gemacht. Er hat, so viel ich sehe, hinter den Trümmern seiner Dogmatik verschanzt, es im wesentlichen totgeschwiegen oder es auf eine Weise abgetan, die eine noch klügere Form des Totschweigens bedeutet. Aber es wird ihm nichts helfen. Der Marxismus als Religion der Sozialdemokratie, noch besser: als dogmatisches Bekenntnis der sozialdemokratischen Kirche, ist zusammengebrochen, es lebe der Sozialismus als ethisches und religiöses Ideal, als freier Glaube einer immer umfassenderen Volksbewegung und Menschheitssache!

25. März. L. Ragaz.

[1]) Ich hoffe, in kurzem anderswo ausführlich meine und meiner Freunde Stellung zu all diesen Problemen darlegen zu können.

Zur Chronik. In China sind die Dinge weitergegangen. Schanghai ist in den Händen der Kantonleute; diese dringen gegen Norden vor. Man redet von einer Spaltung in der Kuomintang, einem Auseinandergehen der „gemässigten" und der „extremen" Elemente. Möchte ihr dies erspart bleiben und der Bürgerkrieg sich nicht verdoppeln oder gar verdreifachen! Ohnehin wird ja der schon vorhandene Bürgerkrieg genug Verwüstungen, auch solche moralischer Natur und solche in erster Linie, hinterlassen. Ein allzustarkes Hervortreten der „extremen" Richtung würde den Grossmächten ein vielleicht sehr willkommenes Signal zum Eingreifen gegen die Kantonleute geben. Die Angst vor dem Bolschewismus ist ja in den englischen und amerikanischen Regierungskreisen gross und einigen ihrer führenden Vertreter wäre vielleicht der „Ausschwinget" in diesem Augenblick recht. Wenn Belgien auf alle Sonderrechte in China verzichtet hat, so geschah das gewiss nicht bloss wegen seiner Kleinheit, sondern auch unter dem Einfluss Vanderveides. Und was mag wohl Japan denken? Seine Imperialisten sind, zwischen dem nur allzu wachen Riesen Amerika und dem erwachenden China eingezwängt, in übler Lage. — Welch furchtbare Folgen ein solcher Kampf zwischen Russland als Führer der „Weltrevolution", besonders des sich erhebenden Asien und Afrika, und den mit Japan verbundenen westlichen imperialistischen Mächten hätte, braucht man nicht zu sagen. Weltkrieg der Völker mit Weltbürgerkrieg verbunden — was könnte der Teufel noch mehr wünschen? Die Kanonen und Maschinengewehre, die in Schanghai dem sich erhebenden China als Gruss des „Westens" entgegenstarren, mögen anders gemeint sein — das ist nicht so leicht zu entscheiden! — aber sie sind ein furchtbares Symbol. Ueber jenen Gegenden schweben Heere von Dämonen; mögen auch Engel (im starken Sinn des Wortes) darüber walten!

Zu dem gleichen Komplex von Tatsachen und Gefahren gehört der Konflikt zwischen Jugoslavien und Italien. Denn er ist ein Teil des Ringens zwischen jenen zwei Weltmächten. Mussolini hat im Dienste Englands das Recht, sich auf dem Balkan festzusetzen, mit Rücksicht auf die kommende Auseinandersetzung mit Russland. Ob seine diesmalige Aktion wirklich ein Erfolg war? Es ist doch die Aufmerksamkeit Europas auf diesen Gefahrenherd gelenkt worden. Dass der Völkerbund wieder nicht direkt eingegriffen hat, ist natürlich zu bedauern, indes wird man doch sagen dürfen, dass er durch sein blosses Vorhandensein wohl Schlimmeres verhütet hat. Und Mussolini fürchtet ihn, das ist ein gutes Zeichen. Er findet sich im Hasse des Völkerbundes mit vielen „radikalen" Sozialisten zusammen! Jedenfalls ist die Lage gegen 1914 verändert. Damals führte ein geringerer Anlass zum Weltbrand, heute fällt doch das Licht der Scheinwerfer viel rascher und stärker auf solche Stellen. — Etwas ganz Trauriges ist die Tatsache, dass gerade England (wie Amerika) die Herrschaft Mussolinis stützt. Die einstige „Tyrannenwehr" (als solche hat ja Schiller England besungen) als Patronin einer der schlimmsten Tyranneien der Geschichte, das ist ein böses Omen für Englands Zukunft. Und dieser Fall ist nicht vereinzelt, auch das faschistische Ungarn erfreut sich schon lange jener Gunst Englands, welche die so viel demokratischere Tschechoslowakei entbehrt. Uns bewegt vor allem auch die Frage: Was sagt eigentlich die englische Arbeiterschaft zu einer solchen Politik? Tut sie dagegen, was sie kann?

In Genf findet inzwischen die vorbereitende Besprechung für die geplante grosse Abrüstungskonferenz statt. Man weiss, dass sie unter einem schlechten Stern steht. Es bekämpfen sich zwei Tendenzen, eine, die bei der Abrüstung bloss die aktuelle Stärke der Armeen und Flotten mit Zubehör und

eine, die auch die potentielle Rüstung, also auch die Bevölkerungszahl, industrielle Entwicklung und dergleichen eines Landes berücksichtigt haben will. Jenes ist die angelsächsische, dieses die französische These. Man sieht, wie schwer es hält, dem Raubtier Krieg die Krallen zu beschneiden, statt es zu erschlagen! Inzwischen nehmen die Rüstungen für den Gaskrieg immer grauenhaftere Formen an. Davon ein andermal. Für bedenklich halte ich auch den Ruf nach der Milizarmee, als einer ungefährlichen Form des militärischen Systems. Abgesehen davon, dass sie dies gar nicht ist, soll diese Losung nur die Beibehaltung oder Wiedereinführung des richtigen Militarismus maskieren. Alle Gegner desselben müssen davor auf der Hut sein.[1]) Im übrigen ist klar, dass nicht die Regierungen abrüsten werden, wenn nicht die Völker sich erheben, bevor sie nochmals und endgültig zur Schlachtbank geführt werden. Die Regierungen sind viel zu stark in der Hand der Generalstäbler und haben weder Glauben noch Horizont noch Freiheit des Geistes.

Eine ganz besonders interessante Tatsache ist, dass die Schweiz bei den Verhandlungen in Genf, wo im übrigen auch die kleinen Länder beteiligt sind, fehlt. „Was geht uns das an? Wir rüsten ruhig weiter, denn wir sind neutral und Schutzwache des Völkerbundes!" So weit haben es also die Generalstäbler und Schlaumeier gebracht, dass ausgerechnet das Land, das den Völkerbund in seiner Mitte beherbergt, ruhig weiterrüstet, als ob nichts geschehen wäre und auf den Völkerbund pfeift. Das muss Gericht herbeiführen; denn auch die Schweiz steht unter der sittlichen Weltordnung.

Schwere Zeichen sind auch die zwei Mordtaten, die neulich in Zürich, die eine abgeurteilt, die andere begangen wurden. Der eine der beiden Mörder hat zwei Frauen getötet, um sie auszurauben. Ein ganzer Haufen von anderen Frauen ist ihm sonst ins Netz gegangen. Anlass zum Nachdenken über unsere Zustände. Der Andere, ein Arbeiter, hat seine Frau und vier Kinder und dann sich selbst getötet. Gewisse Sozialisten wenden auf den furchtbaren Fall schablonenhaft den „Geschichtsmaterialismus" an, andere beuten ihn direkt für den Klassenkampf aus; weder den Einen noch den Andern fällt es ein, die Arbeiter vor solchen Wegen zu warnen. Und doch müsste jeder, der die Arbeiter liebte und nicht bloss ein Demagoge wäre, dies letztere tun. Denn gross ist die Gefahr der Ansteckung, die von einer solchen Tat ausgeht.

Alles furchtbare Zeichen der Zeit, gewiss. Und es sind nur einige von zahllosen. Gewiss gibt es auch andere, gute; doch stehen für diesmal die bösen für uns im Vordergrund. Welch ein Ostern ist nötig, damit diese ganze Welt überwunden und die neue, „worin Gerechtigkeit wohnt", ins Leben gerufen werde! 4. April.

Von der Frauenliga. 1. Das Programm der vom 22.—24. April 1927 in Kattowitz und Beuthen O. S. tagenden Verständigungskonferenz der Intern. Frauenliga für Frieden und Freiheit enthält neben Arbeitssitzungen vier öffentliche Veranstaltungen. Es werden sprechen: Frau Dr. Tylicke-Warschau und Frau Kirchhoff-Bremen über: „Deutsch-polnische Verständigung", Frau Wejchert Szymanowski-Polen über: „Jugenderziehung im Sinne des Pazifismus", Studienrat Prof. H. Hoffmann-Breslau, Pastor lic. E. Moering-Breslau und Prof. Dr. Golinski-Beuthen über das Thema: „Du sollst nicht töten".

Anmeldungen von auswärtigen Teilnehmern werden zwecks Grenzübertrittserleichterung rechtzeitig erbeten an: Frau Dr. Kläre Schoedon, Beuthen O. S., Bahnhofstrasse 28.

2. Der deutsche Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit hat die amerikanischen Quäker gebeten, eine Hilfsaktion einzuleiten, um

[1]) Es ist darüber in der Januarnummer der „Friedenswarte" ein Aufsatz von mir unter dem Titel: „Ist das Milizsystem ein Schutz gegen den Militarismus?" erschienen.

der entsetzlichen Not der politischen Gefangenen Italiens, die auf wüsten Inseln ohne genügende Nahrung, ohne Süsswasser, ohne ärztliche Hilfe einem elendigen, langsamen Untergange ausgeliefert sind, zu steuern.

3. Die Internationale Vorstandssitzung der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, die vom 12.—18. März in Lüttich stattfand, hatte angesichts der kritischen politischen Lage in vielen Ländern und der bevorstehenden Weltwirtschaftskonferenz in Genf wichtige Beschlüsse zu fassen. Gegen das allgemeine Mobilisierungsgesetz, das in der französischen Kammer mit 500 gegen einige 30 Stimmen angenommen wurde, nahm der Internationale Vorstand in einer Resolution, die der französischen Regierung zuging, die französische Sektion der Frauenliga in einer Petition und in einem offenen Briefe an Paul Boncour Stellung. Die englische Sektion wandte sich gegen die Politik ihrer Regierung in China. Um engere Beziehungen zu den Frauen Chinas herzustellen, wurde beschlossen Frl. Prof. E. Balch, U. S. A., und Camille Drevet, Paris, nach China zu entsenden und zwei chinesische Frauen zur Teilnahme an der diesjährigen Sommerschule der Internationalen Frauenliga in Gland (Schweiz) aufzufordern.

4. Petition der französ. Sektion der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, die z. Z. zur Unterzeichnung bei den Frauen zirkuliert und deren Inhalt Regierung und Kammer bekannt gegeben und als Plakat angeschlagen wurde.

„Die unterzeichneten Frauen aller Parteien und ausserhalb der Parteien, die entrüstet darüber sind, dass man über sie verfügt hat, obwohl man ihnen noch die Staatsbürgerrechte und die Möglichkeit, ihre Meinung zum Ausdruck zu bringen, verweigert, protestieren gegen den Gesetzesvorschlag, der unter dem Vorwand der „nationalen Verteidigung im Falle eines offensichtlichen Angriffs" und „bei Vorbereitungen, die den Charakter eines Angriffs tragen", die „Mobilisierung aller Franzosen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht", vorsieht.

Sie sind der Ansicht, dass eine Kammer, die sich geneigt zeigte, ihnen das Stimmrecht zu verleihen, sich verleugnet, wenn sie über Leben und Gewissen der Frauen ohne ihre Einwilligung verfügt, dass diese Kammer, die am 11. Mai auf ein Friedensprogramm hin gewählt wurde, ihren Auftrag verrät, indem sie Massnahmen ergreift, die militaristischer sind, als in irgend einem andern Land der Welt.

Diese Kammer ladet durch Veranlassung solcher Massnahmen die schwerste Verantwortung auf sich, da die Nationalisten aller Länder zu einer gefährlichen Politik der Nachahmung und Ueberbietung nur zu sehr geneigt sein werden.

Mehr denn je sind die Unterzeichneten davon überzeugt, dass man den Krieg nicht vorbereiten darf, wenn man den Frieden will. Sie erklären, dass sie sich nicht mehr damit zufrieden geben können, pazifistische Reden anzuhören, die dazu bestimmt sind, Handlungen zu verhüllen, die alles andere eher als pazifistisch sind, sondern dass sie eine wirksame Politik wünschen, die von einem wahren Friedensgeist durchdrungen ist.

Sie verpflichten sich, diese Frieden und Freiheit aufs schwerste gefährdende Massnahmen in allen Kreisen auszuprangern und ihnen unter allen Umständen ihren einmütigen Protest entgegenzustellen.

Für die französische Sektion d. I. F. L. F. F.: gez. C. Drevet, G. Duchene, A. Jouve, I. Melin, M. de Saint Prix.

Mütterwoche 1927. Die Mütterwoche wird dieses Jahr einen etwas anderen Charakter annehmen als in den zwei vergangenen Jahren, da diesmal nun die Mütter in dem heimeligen und vielen nun vertrauten „Bendeli" (oberhalb Ebnat-Kappel, Toggenburg) sich zusammenfinden werden. Für diejenigen Kinder, die nicht bei Freunden oder Verwandten untergebracht werden kön-

nen, wird im Kinderheim von Fräulein Kopp, in Ebnat-Kappel Raum geschaffen. Die Haushaltung wird dies Jahr von jungen Mädchen geführt, die zu jener Zeit im „Bendeli“ zu einem Haushaltungskurs vereinigt sind, und für diese eine Woche den „Müttern“ Platz machen und in umliegenden Bauernhäusern übernachten.

Die Zusammenkunft ist wieder auf die Himmelfahrtswoche (22—28. Mai) angesetzt. Das Kostgeld beträgt für die ganze Dauer 25 Fr. für die Erwachsenen und 2 Fr. im Tag für die Kleinkinder.

Im übrigen hoffen wir, dass das Zusammensein und das Zusammenarbeiten der Mütter aus den verschiedenen Kreisen und Gegenden wieder so schön und fruchtbar gestaltet werden könne wie die vorhergehenden Jahre. Das Programm ist noch nicht ganz festgelegt. Für den ersten Teil der Woche sind gemeinsame Besprechungen über Kinder- und Krankenpflege unter Leitung einer Krankenschwester vorgesehen. In der zweiten Hälfte der Woche wird, wenn irgend möglich, Frau Dr. Tschulok die Besprechungen leiten und uns das Leben Wera Figners schildern. Für den Himmelfahrtstag müssen Thema und Referent noch gesucht werden. Es lag uns nur daran, diese vorläufige Mitteilung zu machen, damit die Frauen, die eine Teilnahme an der Mütterwoche in Aussicht nehmen, über Datum und äussere Bedingungen orientiert sind.

Rechtzeitige Anmeldungen an Frau Wettler, Wonnebergstr. 69, Zürich 8, oder an Frau Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4, wären sehr erwünscht.

Namens der Mütterwochekommission C. Ragaz und L. Wettler.

Von Büchern[1])

Du sollst nicht töten!

„Du sollst nicht töten!“ — Mancher der Leser der „Neuen Wege“ dürfte im vergangenen Sommer in Oberammergau gewesen sein bei der Konferenz des Internationalen Versöhnungsbundes und die, die nicht dort waren, haben alle hier und an anderer Stelle davon gehört und gelesen. Aber wohl nur ganz wenige von diesen letzteren haben etwas gehört und erfahren von dem Bild, das dort im Konferenzsaal täglich von der Wand herab grüsste und seine stille Sprache sprach für die „sehenden Augen“. Wir, die wir dort waren und seine Wirkung täglich erlebten, wir können es wohl nie mehr vergessen. Aehnlich wie die herrliche Musik unserer Freunde von der Thüringer Musikgemeinschaft war uns dieses Bild eine tägliche Erbauung, Erhebung und Stärkung. Es trug den Titel: „Du sollst nicht töten!“ Er war vom Künstler, dem in Memmingen (bayrisch Schwaben) lebenden Maler Joseph Madlener selbst auf den breiten Holzrahmen mit roten Lettern geschrieben. Dieses Bild,[2]) ein Bekenntnis des Künstlers, ist für uns eine gewaltige Predigt zu dem alten Gebot der Bibel. Lassen wir uns von ihm diese Predigt halten!

Da es dreiteilig ist, ein grosses Mittelbild und zwei kleinere Seitenbilder, folgen wir ganz von selber dieser Wegweisung:

1. Am still-friedlichen Abend, dessen Ruhe noch gesteigert wird durch die Ruhe der Gebirgsgruppe, die mit ihren klaren Linien in den abendlichleuchtenden Himmel hineinragt, — an solch still-friedlichem Abend treten wir

[1]) Gelegentlich auch: Von Bildern.

[2]) Das Bild ist im Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Sonnefeld bei Coburg, als gutes, farbiges Blatt wiedergegeben, herausgekommen und von dort zum Preis von 1.50 Mk. pro Stück zu beziehen und wird unsern Lesern sehr empfohlen.

aus dem hohen Tannenwald heraus, um uns in diese Stille zu versenken. Doch was erblicken wir da! Alle Stille und Ruhe scheint wie verjagt und verstossen — ein Schrei des Entsetzens gellt durch den Abend und sein Echo hallt von den nahen Hügeln wieder: Das blühende Leben, wie der sonnige Tag und als sein Ausklang der leuchtende Abend es uns schenken wollte, ist zertreten — mit Blut, dem roten, dunkeln Blut befleckt worden -- hier ist getötet — getötet — getötet! — Morden, Sengen, Brennen — aller Jammer und alle Not, die in diesen Worten liegen, stehen als schreckliche Wirklichkeit vor uns. Da liegt in seinem Blute ein eben noch gesunder, kräftiger Mann und neben ihm das an seiner Seite zusammengebrochene edle Tier, von der Kugel getroffen; und draussen das niedergebrannte Haus, dessen rauchende Trümmer in die Luft ragen, und oben auf dem Hügel, wie ein Hohn auf all dies Geschehen der leere Galgen, auf dem der Rabe krächzend sitzt — sonst kein Laut ringsum — keine Stimme des Entsetzens, kein Schrei nach Hilfe — doch: hier vorne ganz **still nur ein leises, schwaches Schluchzen, das leidgebrochene Menschenkind,** das Weib, das um ihr Einziges, was sie auf Erden hatte, weint, bitterlich weint, weil der Mord, das Töten, dieses verruchte Handwerk es ihr genommen — sonst keine Stimme weit und breit! Du bist allein mit diesem starren Entsetzen, allein mit dieser grässlichen Wirklichkeit, damit du sie einmal sehest in ihrer ganzen höllischen Tiefe und teuflischen Scheusslichkeit — doppelt klar und eindrücklich sehest im Gegensatz zu der stillen Ruhe dieses friedlichen Abends, dessen Hauch durch die Zweige der Bäume weht, nicht um dich zu trösten, nein, um dich nochmals aufzurütteln und dir die Augen zu öffnen für das, was nicht etwa irgend ein „Schicksal", aus irgend einer verborgenen Tiefe hervorgebrochen, nein, was Menschenhand verüben kann, verübt hat und, ach, so oft noch verüben wird! Denn du hörst in der Ferne ein dumpfes Dröhnen, den Gleichtakt von Schritten, der wie ein mächtiger Fusstritt ertönt. Und schon bist du nicht mehr vor diesem entsetzlich-wirklichen Einzelbild. —

2. Du bist entrückt, hinaus in die weite Welt, zu den Menschen. Dort hinten siehst du den Ort, wo sie wohnen und denkst an tausende und abertausende solch menschlicher Wohnstätten, friedliche Ortschaften, vom Kirchturm überragt. Du möchtest dich ausruhen, möchtest dich erholen von dem Schreckensbild dieses vorigen Erlebnisses, möchtest müde und traurig niedersinken am Wegrand, auf dem Bänkchen zu Füssen des Gekreuzigten, dessen Arme sich ausstrecken in den immer dämmriger werdenden, trüben Himmel mit seinem düsteren Gewölk. Aber nein! Du sollst nicht ruhen! Das Dröhnen der gleichmässigen Schritte wird immer deutlicher, kommt immer näher; du wagst kaum aufzublicken. Doch es ist Wirklichkeit: da kommen sie alle in geschlossenem Zug, ein düsteres Gegenbild zu den immer düsterer werdenden, hängenden Wolken — der Zug der Tötenden, derer, die töten wollen, deren „Geschäft" es ist, zu töten! Wie gebannt stehst du. Ja, halt nur aus und schau dir jeden Einzelnen genau an! Alles ist Wirklichkeit — der Zug der gewerbsmässig Tötenden, derer, die nicht denken, dass sie damit jenes heilige Gebot Gottes „Du sollst nicht töten!" missachten, ja mit Füssen treten. Sie ziehen vorüber — vorüber am Kreuz des Gekreuzigten, des durch Menschen hingemordeten Menschensohnes! Welch unheimliches Zusammenklingen von Vergangenheit und Gegenwart, von Geschichte und Wirklichkeit! Dieser Zug ist wirklich der Zug der Menschen, die dem Töten nachgehen: Voraus der „biedere" Jägersmann mit der „geliebten" Flinte in der Rechten, mit der er doch „nur" dem Häslein und dem Rehlein nachgeht, damit ihrer nicht zu viel werden — und neben ihm der wohlgenährte Schlächtermeister, dessen blutiges Handwerk dir heute doch besonders grausig erscheint, wenn du nur seine Schürze anschaust, ohne einen Blick auf sein Gesicht zu werfen: der Mann des gedankenlosen Hinschlachtens der Menge von Tieren, die auch ihr Lebensrecht haben, die aber ihr oft so junges Leben lassen müssen, damit Menschen

sich laben an dem guten Bissen, der aus diesen Tierleichen ihnen bereitet wird — sie beide auf dem Weg des Tötens, des Mordens!

Schon wolltest du aufatmen, aber dazu ist keine Zeit. Dicht hinter diesen kommt eine zweite Gruppe, Menschen, die nicht minder zusammen zu gehören scheinen, ihrem Handwerk und ihrem Werkzeug nach, nur mit dem einen Unterschied, dass die zwei Ersten sich freiwillig ihr Handwerk gewählt haben und es ungezwungen ausüben, während diese von Staats wegen dazu verpflichtet sind: das „offizielle" Morden! Im blutroten Mantel, das Gesicht verdeckt, siehst du den Scharfrichter mit dem langen scharfgeschliffenen Schwert, das so fest und sicher, so gelassen und ruhig auf seiner Schulter liegt, um im gegebenen Augenblick niederzusausen auf den Nacken des Sträflings. Und ihm zur Seite — verstehst du das Gleichnis? — zwei nur allzubekannte Gestalten, die in dir alle Erinnerung wecken an die Schrecken des Weltkrieges, zwei stahlhelm-„geschmückte" Krieger im düsteren Feldgrau, das Gewehr geschultert; ihr gleichmässiger Schritt der fest auftretenden Rohrstiefel zaubert dir mit einemmale die Millionenheere vor dein Auge, die hinausziehen, um Menschen zu töten, Menschenbrüder hinzumorden, auf höheren Befehl, auf Geheiss des Staates, fürs Vaterland! Du hörst das klingende Spiel, mit dem sie hinausziehen und denkst dabei an die zerfetzten Menschenleiber, an die jammernden Mütter, Bräute, Schwestern, Kinder, an alles, was das Wort „Krieg" in sich schliesst, dieses systematische Menschenmorden!

Und noch einmal möchtest du aufatmen, nein — „Halt" gebieten diesem nicht endenwollenden Zug; aber wieder gibt es kein Entrinnen. Denn schon schliesst sich ganz folgerichtig, ganz selbstverständlich eigentlich — fast möchtest du ausrufen: „Ja natürlich! die haben noch gefehlt!" — eine weitere Gruppe an: zwei Menschen, deren Handwerk, wieder das selbstgewählte, wie bei den zwei ersten, das Töten ist; auch diesmal — o Schreck aller Schrecken! — nicht das Töten von Tieren „bloss", nein, von Menschen! Warum aber sollte es ihnen nicht ebenso zur Gewohnheit werden wie jener ersten oder noch vielmehr jener zweiten Gruppe, die ja zu Millionen zählt — das Morden, das Töten von Mitmenschen?! Nur ist es für sie nicht geheiligt durch das Geheiss des Staates und deshalb nicht so offen und ehrlich, sondern hinter dessen Rücken, gedrückt und verschmitzt kommt dieser „Mörder" daher — der Einzige von allen, der offiziell so genannt wird; doch warum bloss er?! — Den jederzeit zum Schuss bereiten Revolver hat er in der Hand, um Gewalt mit Gewalt zu vergelten. Und neben ihm schleicht die Genossin seines Handwerks, den gezückten Dolch im Rücken verborgen, das Teuflischste von allem Teuflischen: das tötende Weib! die mordende Mütterlichkeit![1])

Und sie alle vorbei am Gekreuzigten! — vorbei am Gekreuzigten!! — Du möchtest aufschreien! Aber du wagst es nicht mehr, du kannst es nicht mehr. Stumm und schweigsam hat er dich gemacht, dieser Zug der Tötenden. Denn längst ist dir klar geworden, dass dies ja der Menschheitszug ist, der düstere Menschheitszug, in den auch du eingereiht bist, unerbittlich eingereiht — vorbei am Kreuz des Gekreuzigten — vorbei — vorbei — — Doch halt! — Nein! und abermals nein! schreit es in dir auf. Vorbei an Ihm? Jawohl: unerbittlich eingereiht, vorbei am Kreuz, jawohl — wenn du nicht gerade dort Halt machst, aufschaust zu Ihm und von Ihm dir sagen lässest jenes alte, längst verschollene, längst vergessene, tausend und abertausendmal übertretene Gebot, jenes schlichte und doch so gewaltige Wort der alten Bibel: „Du sollst nicht töten!"

Und wenn Tausende und Millionen, ja, wenn alle Menschen es tun — so oder so — ich will, ich kann es nimmermehr tun — in diesen Zug kann und will ich mich nie und nimmermehr einreihen; nein — herausspringen

[1]) Sollte diese Gestalt nicht die Dirne sein, die das Kind im Mutterleib oder besser: das Muttertum mordet? D. Red.

muss ich mit einem einzigen kühnen Sprung, mit der Tat meines Lebens: nicht töten! Ja, gar nichts tun, was auf der Linie des Tötens liegt! Denke an den Gekreuzigten und an seine Bergrede!

Und wenn du dann Brüder triffst, die auch ausgebrochen sind — gegen alle Mode und Sitte, gegen Gesetz und Ordnung — ausgebrochen aus dem Zug des Tötens, dann wirst du dich nur hineingestellt fühlen in einen andern Zug, in den Zug der Einsamen und Verstossenen, der Verlachten und Verspotteten, derer, die nicht am Kreuz vorüber gehen, sondern dort Halt machen und von Ihm, dem Gekreuzigten, das Kreuz sich auflegen lassen, um es willig zu tragen in Seiner Kraft.

3. Und noch einmal wirst du deine Augen auftun und ein Bild gewahren, das Ziel derer, die umgedreht haben unterm Kreuz und Ernst gemacht haben mit dem Gebot des Meisters: Noch scheint es dir wie ein Traum, aber auch das soll Wirklichkeit werden, so gewiss das Entsetzliche auch Wirklichkeit sein kann. — —

Kaum mehr ist sie zu erkennen — die gleiche Erde, die Menschen und Tieren, Bäumen und Blumen Mutter ist, schon immer Mutter sein wollte und erst recht wieder sein will, wenn die Menschen werden aufgehört haben, jenes alt-heilige Gebot zu übertreten, wenn sie nicht mehr töten. Dann, ja dann wird jeder Tag „Sonntag" sein, ein Sonnentag! ein Morgen so paradiesisch wie dieser, den du hier schaust: Wieder bist du aus dem Waldesdunkel hervorgetreten und stehst gebannt vor diesem Bilde — Ein Blick ins Sonnenland eines taufrischen Maienmorgens, dessen Weite und Deutlichkeit über blumenbesäte Wiesen, Matten, Hügel und Wälder hinabgeht bis zum spiegelklaren See und hinauf zu den ragenden Bergen, hinter denen eben in strahlendem Licht die Sonne emporsteigt, um diesen Tag zu grüssen und mit ihm diese liebe, reiche, gottgesegnete Mutter Erde samt den Menschen und Tieren, die in engster Fühlung miteinander leben dürfen, leben können, nein — einfach selbstverständlich leben, nur aus dem einen Grunde, weil sie nicht töten und getötet werden, weil kein Flintenschuss hier ertönt in diesem herrlichen Tal des Friedens, weil kein Morden, Sengen und Brennen durch diese Lande gezogen ist noch zieht, weil die Menschen in Mensch und Tier Brüder und Mitgeschöpfe sehen, geschaffen zu frohem, freiem Leben, das sie fröhlich teilen und sich täglich neu schenken lassen von dem, dessen hohem, heiligem Wort sie folgen: „Du sollst nicht töten!"

Nicht wahr, da ist dirs wohl, da atmest du auf, da schöpfst du neue Lebensfreude und neuen Lebensmut? Erfrischt, wie nach köstlichem Bade, kehrst du zurück in die Welt. „Aber ach," wirst du sagen, „das war ein Traum, ein schöner, schöner Traum! Die Wirklichkeit ist so anders; eben das, was ihr vorhin geschaut, das Töten, das ist die Wirklichkeit!"

Halt noch einmal still und schau nicht zurück, sondern schau hinein in die Sonne dieses neuen Tages, der so wirklich ist wie jeder andere, in dem nur die Menschen anders sind, so, wie die „Andern", die du doch auch kennst, von denen du doch nicht nur wie aus einem fernen Märchen gehört hast, nein, denen du doch in die Augen geschaut hast, deren Händedruck du heute noch fühlst, deren brennende Liebe zu den Menschenbrüdern, eben zu denen, die neben ihnen den Weg des Tötens gehen, du doch gefühlt, erlebt hast! Schau ihnen fest in diese leuchtenden Augen, fass doppelt fest ihre Hände, und es reihen sich viele, viele an, die du nicht kennst von Angesicht, viele, in aller Völker Zungen, Menschen, die diesen Weg gehen müssen, weil sie am Kreuz des einen Bruders Halt gemacht, und umgekehrt haben und dem Töten ein für allemal entsagt; Menschen, die sich in Seinen Heerdienst gestellt haben, unter Seine Fahne, Kämpfer im Heere Seines Lichtes!

Und es klingt in dir der Klang des letzten dieser drei Bilder ganz neu und ganz stark nach und es ertönt das Lied, das auch zu Füssen jenes Bildes

dort im Oberammergau des öftern ertönte, es singt und klingt von tausenden und abertausenden von Stimmen, und deine Stimme darf mitklingen in diesem Chor von Menschen:

„Brüder hört das Wort,
Dass es Wahrheit werde
Und dereinst die Erde
Gottes Ort!"

Gottfried Rieger, Tuttlingen.

Briefkasten.

An E. A. Sie machen mich auf den Widerspruch aufmerksam, dass ich in meiner Betrachtung: „Die Erlösung von der Angst" an einer Stelle vom „Gesetze" als aus der „Gottesangst" geboren rede und dann an einer andern von einem Gesetze der Freiheit. Wie sich das zusammenreime? Sie haben recht, da besteht ein scheinbarer Widerspruch. Freilich nur ein scheinbarer. Das erste Mal handelt es sich um ein Gesetz, das von aussen her dem Menschen aufgelegt wird, in dem Sinn, dass er es halten müsse, um Gott nicht zu erzürnen, im zweiten um eins, das aus freiem Gehorsam gegen den erkannten Gotteswillen fliesst. Das erste ist, mit Paulus zu reden, ein Gesetz der „Knechtschaft" (und Knechtschaft ist Angst), das zweite ein Gesetz der „Sohnschaft", also der Freiheit. Glauben Sie nicht, dass so der Widerspruch wegfällt?

An E. E. Sie fragen mich, ob ich denn die Chinesen für lauter Heilige halte, weil ich nur von den erfreulichen Anlagen des chinesischen Volkes rede und ihre Kehrseite verschweige?

Antwort: Ich setzte als selbstverständlich voraus, dass man diese Kehrseite als vorhanden betrachte, wollte aber in diesem Zusammenhange auf das Verheissungsvolle des chinesischen Volkscharakters hinweisen. Die Schatten des Lichtes sind natürlich überall da, aber braucht man das extra zu sagen? Auch weiss ich wirklich nicht, welches in den Augen der Kenner die besonderen Schwächen des chinesischen Nationalcharakters sind, da meine Gewährsmänner offenbar aus den gleichen Gründen wie ich lieber die andere Seite hervorheben.

Redaktionelle Bemerkungen.

Ich möchte doch ein Wort zu meinen religiösen Betrachtungen sagen, nur um einen Schlüssel zu ihrem richtigen Verständnis zu geben. Es sind nicht etwa alte Predigten, die ich jetzt abdrucke, sondern diese Betrachtungen entstehen frisch aus meinem jetzigen Leben und Denken. Sie wollen den Untergrund und Hintergrund dessen, was die „Neuen Wege" vertreten, auf eine besondere Art ans Licht stellen, nämlich so, dass sie mehr das individuelle Leben berücksichtigen. Das letzte Jahr habe ich von dem zu reden gesucht, was einen Menschen bewegt, der im Kampf um eine grosse Sache steht; dieses Jahr möchte ich das Thema der Erlösung behandeln, soweit sich diese besonders im Einzelnen verwirklicht. Möchte sich niemand durch die Predigtform abschrecken lassen, die diese Vorträge wider meinen Willen zum Teil angenommen haben.

Eine Erklärung zu dem Artikel: „Gegen die religiöse Verleumdung" (so, nicht „eine religiöse Verleumdung" muss es heissen) wird im nächsten Hefte erscheinen.

Arbeit und Bildung, Zürich.

Sommerprogramm.

1. **Die johanneischen Briefe.** Samstag, abends 8 Uhr. Leiter: L. Ragaz. Beginn 7. Mai.

2. **Einführung in das Leben der Natur.** Freitag, abends 8 Uhr. Leiter: Dr. Kauffungen. Beginn 13. Mai.

3. **Was Männer und Frauen vom Familienrecht wissen sollten.** Mittwoch, abends 8 Uhr. Leiter: Dr. jur. E. Hilfiker. Beginn 10. Mai.

4. **Tolstoi und Dostojewsky.** Montag, abends 8 Uhr. Leiterin: Frau Lydia S. Bagdasariantz-Mehly. Beginn 9. Mai.

5. **Die Frauenabende.**

   a) Frauengruppe Ober- und Unterstrass: Thema noch unbestimmt. Bücherausgabe. Alle vierzehn Tage, Donnerstag, abends 8 Uhr: Scheuchzerstr. 36, Parterre. Leiterin: Dora Staudinger. Beginn 5. Mai.

   b) Frauengruppe Aussersihl: Thema: **Zwei grosse Frauen** (Catharina von Siena und Elisabeth Fry). Jeden ersten und dritten Dienstag im Monat. Leiterin: Clara Ragaz. Beginn 17. Mai.

6. **Musikabende.** Beethoven und Bach. Alle 14 Tage, Donnerstag, abends 8 Uhr. Leiterin: Sophie Widmer. Beginn 12. Mai.

7. **Monatsabende.** Freie Zusammenkünfte, jeden vierten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr. Thema: Die weltpolitschen Probleme der Gegenwart. Beginn 26. eventuell 27. April.

Soweit nichts anderes bemerkt ist, finden alle Veranstaltungen im Heim von „Arbeit und Bildung", Gartenhofstr. 7, Zürich 4, statt.

Für die Kurse 2, 3 und 4 wird ein Kursgeld von 3 Fr. erhoben. Dieses wird solchen, die es wünschen, gerne erlassen. Anmeldungen bittet man zu richten an Frau Clara Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4.

Erlöst!

Aus seiner Fülle nahmen wir Alle Gnade um Gnade.
Ev. Joh. 1, 16,

Ich halte in meinen Betrachtungen, deren Gegenstand nun das grosse Thema der Erlösung ist, und zwar vorwiegend der Erlösung, wie sie sich auf den E i n z e l n e n bezieht, inne, um eine Frage zu beantworten, die einigen von uns wohl schon oft gekommen ist und die für unseren grossen Zweck ganz fundamentale Wichtigkeit hat.

Wir reden von der Erlösung, die uns durch Christus geworden sei. Das ist die ganze Verkündigung des Christentums; es ist d a s Evangelium. Ganz besonders wird es am Karfreitag und am Ostertag verkündigt. Und eine frohe Kunde ist es gewiss: Erlöstsein, das bedeutet befreit sein aus der Knechtschaft — der Knechtschaft der Welt, des Todes, der Sünde, der Sinnlichkeit, des Leides, überhaupt aller beengenden und versklavenden Mächte, zu „ewigem Leben", das heisst, zum Leben des Reiches Gottes, zur herrlichen Freiheit der Söhne und Töchter Gottes. Was könnte es Grösseres geben als dies?

Aber s i n d wir denn wirklich erlöst? Ist die W e l t erlöst? Sind w i r erlöst?

Diese Frage erhob sich nicht oder wenn sie es tat, geschah es in einem ganz andern Sinne, so lange unter uns eine andere Auffassung der Erlösung herrschte als jetzt, so lange die Erlösung auf der einen Seite einen mehr individualistischen und auf der andern einen mehr jenseitigen Charakter hatte. Die Erlösung durch Christus war unseren protestantischen Vorfahren wesentlich die Vergebung der Schuld. Darin hatten sie „Leben und Seligkeit". Diese Erlösung war am Kreuze Christi ein für alle Mal geschehen; jeder Einzelne brauchte sie sich bloss anzueignen. Was aber die Weltverhältnisse anbelangt, so musste man sie ertragen. Sie waren dazu bestimmt, eine Schule für den Himmel zu sein und selbst einst im Feuer des Gerichtes zu vergehen. Wir aber, die wir auf das Reich Gottes für die Erde warten, die wir die Erlösung irgendwie auch auf das Diesseits, und zwar auf alle Weltverhältnisse beziehen, die wir sie nicht nur religiös, sondern auch ethisch verstehen müssen, im Grunde also wohl fast alle heutigen Menschen, wir müssen notwendig auf die Verkündigung, dass die Welt durch Christus erlöst sei, offen oder versteckt mit der Frage antworten: „Ja, aber i s t denn die Welt erlöst? Sind denn w i r, die Christen, erlöst?"

Ist die Welt erlöst? Sie sieht doch nicht darnach aus und heute weniger als je. Oder herrschen etwa darin nicht Armut, Krankheit, Unrecht, Krieg, Weltangst und Weltreiz, Sünde und Tod? Ist, um

nur dies Eine anzuführen, die Herrschaft des Mammons, des eigentlichen Gegengottes, nach der Auffassung des Evangeliums, heute nicht umfassender und furchtbarer als je? Und wir, die wir uns Christen nennen — oder auch nicht nennen, aber uns doch zu Christus rechnen — sind denn wir erlöst? Sind wir selbst nicht arme Sklaven unserer Leidenschaften, Sklaven des Ich, Sklaven der Angst, Sklaven des Fleisches, Sklaven des Hasses, Sklaven des Todes? Wo merkt man uns die Erlösung an? Wenn wir das Wort Nietzsches von den Jüngern Christi hören: „Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten mir seine Jünger aussehen," so trifft uns dies Wort wie ein wohlgezielter Pfeil an der schwächsten Stelle. Ja, wo bleibt die Erlösung? Sind wir nicht dem Schicksal, dem weltlichen Begehren, dem Egoismus, der Sinnenlust, der Todesangst genau so unterworfen, wie die „Heiden", ja, oft noch mehr? Mühen wir uns nicht mit gewissen Fehlern, ja Sünden, fast ein Leben lang ab bis aufs Blut und bleiben, scheinbar oder wirklich, am alten Fleck, ja gehen, scheinbar oder wirklich, nur immer mehr zurück? Darum, wie es sich auch mit der Erlösung durch Christus verhalten möge, sie ist unter uns sehr stark ein blosses Wort, eine leere Stelle, ein Geheimnis geworden. Es gibt zu wenig Erlösung und zu wenig Erlöste unter uns.

Woran mag das liegen? Und wie kann das anders werden?

Ihr fragt: „Sind wir denn also nicht erlöst?" Und wir anworten: Gewiss, die Erlösung ist nicht fertig. Das ist offenkundig, bei der Welt und bei uns. „Aber ist deswegen nichts geschehen oder doch nichts Entscheidendes? Ist die Erlösung durch Christus bloss eine Verheissung oder ist sie eine Tatsache?"

Die Antwort muss, scheint mir, lauten: Sie ist beides, Tatsache und Verheissung.

Sie ist Tatsache. Die Erlösung ist geschehen. Sie ist geschehen durch Christus. Er ist der Erlöser, der Befreier. Und zwar ist er dies nicht nur dadurch, dass er uns allen durch seine Botschaft, sein Leben, Sterben und Auferstehen, Vergebung der Schuld, Siegesgewissheit gegenüber Schicksal und Tod, Triumph über alle Mächte der Welt und der Hölle versichert und verbürgt — nein, diese Mächte sind besiegt. Es ist damals etwas verändert worden, etwas — wir könnten auch sagen: alles. Es hat damals die Entscheidungsschlacht stattgefunden. Damals hat Einer mit den Mächten der Welt und Hölle auf eine Weise, die man nicht in Worte und Formeln fassen kann, gerungen, hat sein Blut vergossen, hat sein Leben hingegeben. Und nun ist alles anders. Diese Mächte: Schicksal, Welt, Schuld, Tod, alle diese höllischen Gewalten, die einst so stark dastanden wie die Berge, fast allmächtig, sie sind nun schwach geworden. Von dem Fürsten der Welt mit seinem

ganzen Reiche heisst es nun: „Das macht, er ist gericht, Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Das ist das Wunder und Geheimnis, schwer zu sagen und doch wohl zu empfinden. So ist die Erlösung geschehen.

Und nun kann sie von hier aus weiter geschehen. Es ist im Zentrum der Dinge alles gewendet und nun gilt für den Umkreis die Verheissung: „Siehe, ich mache alles neu." Die Kette ist zersprengt, nun sollen wir gehen. Die Kerkertür ist geöffnet, nun sollen wir ins Freie. Die Schlacht ist geschlagen, nun sollen wir die Siegesbeute sammeln. Das Gericht ist geschehen, nun sollen wir seinen Spruch vollziehen. Mit andern Worten: durch die in Christus geschehene Erlösung sind Möglichkeiten eröffnet, die vorher nicht bestanden, nun können Siege errungen werden, die vorher nicht möglich waren; durch dies Felsentor, das er lebend, leidend, sterbend und auferstehend aufgesprengt, können Leben und Kraft strömen ohne Ende, die ganze Fülle des Reiches. Nun ist die Ueberwindung von Armut, Krankheit, Unrecht, Krieg, von Welt, Tod und Hölle in jeder Form möglich. Diese Siege müssen bloss ergriffen werden. Sie sind bereit.

Und das ist also das Geheimnis: Die Macht des Bösen ist, so bergehoch gewaltig es scheint, doch ganz schwach geworden durch die Erlösung, die in Christus geschehen ist, und die Kraft des Guten ist erschlossen und angeboten. Der Sieg ist da; wir müssen ihn bloss ergreifen. Das müssen wir tun im Glauben. Im Glauben müssen wir erkennen, wie schwach das Böse, das zum Himmel Ragende, eigentlich ist, im Glauben die neuen Möglichkeiten des Guten für die Welt in Besitz nehmen. Wir müssen es nicht selber erringen, sondern bloss nehmen, was errungen ist, müssen wagen zu nehmen — im Glauben. Das ist die wesentliche Aufgabe jener Gemeinschaft, die wir im tiefsten und umfassendsten Sinne die Gemeinde Christi nennen können; das ist das Hauptwerk der grossen Kämpfer und Wegbereiter Gottes. Nicht sie sind es, die es machen, gewiss, der Lebendige hat in jener Tat Christi nicht abgedankt, er tut fortwährend weitere Taten der Erlösung — er tut sie, ist bereit, sie zu tun, wenn wir selbst bereit sind, wenn eine Gemeinde da ist, die darauf wartet, weil sie daran glaubt, und natürlich nicht untätig wartet, sondern wartet in Arbeit, Kampf, Wagnis, Geduld des Glaubens. In dem Masse, als dies geschieht, als die Christenheit sich so einstellt und in diesem Sinne wieder zur Gemeinde Christi wird, werden die Erlösungen des Reiches Gottes aus Verheissung Wirklichkeit werden. Das ists, was jetzt mitten in Not und Drangsal einer neuen Geburtszeit des Reiches Gottes über uns aufgeht. „Hebet eure Häupter in die Höhe, denn eure Erlösung naht."

Die Erlösung ist geschehen, wir müssen sie im Glauben ergreifen.

Wir müssen aus der Fülle, die uns erschlossen ist, nehmen „Gnade um Gnade".

Und das nun scheint mir auch das letzte Geheimnis der Erlösung des Einzelnen. Es ist so gewaltig und so zart, dass nur wenige Worte es andeuten dürfen. Dann muss es heissen: „Wer es fassen kann, der fasse es."

Auch für uns als Einzelne ist die Erlösung geschehen, wir müssen sie bloss fassen. Die Quelle fliesst überreichlich, wir müssen bloss daraus schöpfen. Warum sind wir so wenig Erlöste? Weil wir das nicht wissen! Wir mühen uns ab, eine Quelle zu schaffen, wo schon eine fliesst. Wir bringen die Wassertropfen unserer „Werke" herbei, die doch in der Hitze auf unserer Hand vertrocknen oder im Abgrund der Unendlichkeit der sittlichen Forderung verschwinden. Wir wollen, mit andern Worten, uns selbst erlösen. Aber das ist das Geheimnis: Die Erlösung ist ja da, ergreife sie doch! Auch du bist erlöst — sei es doch! Du starrst auf die Uebermacht des Bösen in dir und hast Angst. Aber diese Uebermacht ist gar nicht vorhanden, ausser für deine Angst. Auch hier ist das Gericht ergangen; du musst bloss seinen Spruch vollziehen. Auch in dir ist die Macht des Bösen, so himmelhoch sie scheint, ganz schwach geworden. „Ein Wörtlein kann sie fällen." Glaube daran, fasse dieses Wunder! Was suchst du nach dem Guten, nach der Fülle seines Lebens? Siehe, es ist da, schöpfe daraus! Es ist dein eigen, nimm es an! Ergreife es im Glauben! Du gehst neben einem Paradies in der Wüste einher, weil du das Gute selber machen willst. Aber siehe, es umgibt dich, umleuchtet dich, umfliesst dich. Es ist in Gott, dem Guten und du bist sein Kind; es wird zu dir gesprochen: „Mein Sohn, du bist immer bei mir und alles, was mein ist, ist dein." Es ist in Christus Fleisch geworden, du aber darfst an seinem Tisch sitzen, darfst seinen ganzen Reichtum in dich aufnehmen, darfst aus seiner Fülle Gnade um Gnade nehmen; darfst dich in sein Bild verwandeln lassen, von Klarheit zu Klarheit. Die Siegesmacht des Guten ist über dir, um dich, sie fliesst, wenn du willst, in dich. Du bist erlöst, glaube es, sei es! L. Ragaz.

Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.

(Fortsetzung.)

4. Das Kreuz.

Ueber beiden Formen steht das Wort des Meisters: „Wer mit mir gehen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich

und folge mir nach.“[1]) Es liegt darin zunächst das Selbstverständliche. dass, wer an das Reich glaubt, sich auch für das Reich einsetzt. Er hat künftig nur diesen einen Lebensinhalt; dieser ist die köstliche Perle, an die er alle andern gibt, um dadurch nur desto reicher zu werden; er ist der unermessliche Reichtum seines Lebens. Ein Schwanken darf es da nicht mehr geben: „Wer die Hand an den Pflug legt und blickt zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“[2]) Da ist die Selbstverleugnung, die das Wort Jesu meint. Es ist nicht diese oder jene grosse Selbstüberwindung, diese oder jene Entsagung, sondern es ist die völlige Umkehrung der natürlichen Lebensrichtung, die gänzliche Hingabe des Eigenlebens an Gottes Sache. Wer sie durchgemaht hat, der hat nun nicht mehr ein privates Leben, zu dem Gottes Sache ein blosser Anhang wäre, sondern geht mit seinem Ich in Gottes Sache auf. Er ist damit noch nicht das, was wir etwa einen Heiligen nennen. Auch in ihm regen sich selbstische Triebe und natürliche Leidenschaften; aber er weiss, dass diese gerichtet sind durch die Sache, der er dient, dass Gott ihn schon durch die Sache selbst unaufhörlich richtet; er weiss, dass er Gott gehört, dass sein Reich den Sieg auch über alles bedeutet, was in uns widergöttlich ist.

Hier stossen wir auf einen Punkt von entscheidender Bedeutung: auf den Unterschied zwischen dem, was ich Nachfolge nenne und dem, was man so unter der sog. christlichen Religion und Sittlichkeit zu verstehen pflegt. Diese ist auf der einen Seite ein Ausstrecken der Hände aus einem Privatleben nach Gottes Gaben, nach seiner Hilfe und Gnade, und anderseits eine Summe von Regeln und Uebungen christlicher Frömmigkeit und christlicher Sittlichkeit, die man mehr oder weniger eifrig auf sich nimmt. Hier fehlt durchaus die Selbstverleugnung in dem echten, umfassenden Sinn des Wortes Jesu. Man legt sich wohl viele einzelne Selbstverleugnungen auf, aber nicht die Selbstverleugnung, die Aufgabe des Selbst an Gott. Im Vordergrund steht das Selbst. Es soll von Gott gerettet, getröstet, erhöht werden; Gott ist im Grunde sein Diener; es soll im Grunde sein Wille geschehen. Wenn für die Nachfolge die Losung lautet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit,“ so für diese sog. christliche Religion und Sittlichkeit: „Trachtet am ersten nach eurem religiösen und sittlichen Vorteil, nebenbei könnt ihr dann auch etwa nach Gottes Reich und Willen fragen.“ Gott und sein Reich werden tatsächlich zum blossen Anhang eines privatim orientierten Lebens. Die Nachfolge aber ist ein Weg, der Weg vom Reiche zum Reiche; sie ist eine Sache, in der man sich selbst völlig verliert, die uns ganz und ohne

[1]) Matth. 16, 24.
[2]) Lukas 9, 62.

Rest in Anspruch nimmt. Da ist nicht mehr das private Leben hier und Gott dort, sondern das ganze Leben ist von Gott mit Beschlag belegt und hört auf, ein privates zu sein. Alles Tun ist auf Gottes Sache gerichtet, alles Hoffen und Zagen, alles Jubeln und Seufzen, alles Beten und Arbeiten gilt ihr, alles Fehlen und Straucheln ist Sünde gegen sie. Zwar bleibt das Tun und Sein unendlich hinter der vollkommenen Treue, der vollkommenen Ganzheit, dem vollkommenen Gehorsam zurück, aber die Orientierung des Lebens bleibt doch dieselbe. Es muss in aller Schroffheit gesagt werden: Wer sich mit dem Reiche Gottes einlässt, der darf es nicht nur halb und halb tun, ein privates und weltliches Leben führen und daneben, zur Verschönerung und Vertiefung dieses Lebens, noch ein wenig für das Reich Gottes schwärmen und gelegentlich etwas dafür tun. Dadurch wird die Sache des Reiches Gottes nur kompromittiert und es kommt für den, der sich so stellt, nichts heraus. Da gilt nun wirklich die sonst oft fälschlich gebrauchte Losung: Alles oder nichts! Wer neben ihm noch ein privates Leben haben will, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.

Von selbst wird die Nachfolge zum Kampf. Denn die Sache Gottes ringt mit einer Welt widergöttlicher Gewalten ausser uns und in uns. Und darum muss, wer in die Nachfolge tritt, das Kreuz auf sich nehmen. Das ist das Zeichen, das über allem steht, was wir vom Reiche und der Nachfolge zu sagen haben. Das Kreuz bedeutet ja auch nicht, wie in der üblichen Abschwächung der christlichen Privatreligion, allerlei Ungemach und Schmerzen des Lebens überhaupt, sondern das Leiden in Gottes Dienst und für Gottes Sache. Das Kreuz liegt schon in der Selbstverleugnung für Gottes Sache. Denn diese bedeutet einen Strich durch die Hoffnungen und Entwürfe des natürlichen und selbstischen Strebens. Das Kreuz ist nicht nur etwas, das auf diesem Wege gelegentlich auftaucht, sondern es ist das Zeichen, das über dem ganzen Wege steht, es ist, wie Förster sagt, der Querstrich, der von Gott aus durch die aufstrebende Linie des natürlichen Menschenwesens gemacht wird — zu seinem Heil. Es ist das gewaltigste Zeichen jener Umkehrung der Welt, die Gott und sein Reich bedeuten. Aber zu diesem Kreuz im allgemeinen Sinne über dem Wege der Nachfolge gesellt sich freilich eines im besonderen Sinne, ein direktes Leiden um Gottes Sache willen in Anfechtung durch die Welt, Einsamkeit, Entsagung, Not und Angst — wenn nötig bis in den Tod hinein. Ohne die Fähigkeit und Willigkeit, dieses Kreuz auf sich zu nehmen, gibt es keine Nachfolge, auch keinen ernsthaften Glauben an das Reich. Dieser tut sich gerade in einer freudigen Bereitwilligkeit kund, dieses Leiden auf sich zu nehmen. Das Kreuz ist das Zeichen höchsten Adels, es wird von Gott seinen treuesten Streitern angeheftet; ein Jünger Christi ist als solcher ein Kreuzritter. Zwar

sollen wir nicht übertreiben. Wir bleiben auch auf dem Wege der Nachfolge Menschen. Die via dolorosa bleibt, trotzdem Jesus uns darauf vorangegangen ist, hart, steil und steinig. Wer wirklich etwas vom Kreuz in diesem Sinn erfahren hat, der weiss, dass es unsäglich bitter sein und durch alle Tiefen der Erde und der Hölle führen kann, bis zur Angst der Gottverlassenheit. Trotzdem, es bleibt das Schönste und Grösste, was man erfahren kann. Es ist sozusagen die höhere Taufe der Seele, die sie von den Dämonen der Welt erlöst. Wir wollen uns darob nicht beklagen, wollen entschlossen, tapfer, getrost, leidensfreudig sein.

Ich sage das, liebe Freunde, weil ich glaube, dass wir uns darüber völlig klar sein müssen: wer sich mit dem einlässt, was das Grösste und Tiefste unseres Wollens bedeutet, der muss dafür leiden. Das ist ganz selbstverständlich. Wer das nicht will, darf sich gar nicht auf diesen Weg begeben. Und wer es erfährt, darf sich nicht darüber wundern. Es ist zwar natürlich, dass wir dies dennoch tun, so wie es natürlich ist, dass wir uns über die Tatsache des Todes wundern, so selbstverständlich sie zu sein scheint; aber dieses Staunen muss doch rasch übergehen zur Klarheit darüber, dass es so sein muss und zuletzt doch zur Freude darüber, dass wir leiden dürfen. Denn das Grösste und das Beste des Lebens ist es doch und es ist nicht bloss Ironie, wenn der Meister seinen Lieblingsjüngern an Stelle des Sitzens zu seiner Rechten und Linken im Reiche Gottes verspricht, dass sie seinen Kelch trinken und mit seiner Taufe getauft werden dürfen.

Das alles sind aber noch Dinge, die, so schwer sie auch fallen mögen, doch grundsätzlich betrachtet sich von selbst verstehen. Es handelt sich um den Kampf mit Fleisch und Blut, nicht um Probleme. Solche erheben sich aber, sobald wir einen Schritt weiter gehen. Erinnern wir uns nun daran, dass das Reich Gottes eine Umkehrung der Welt bedeutet, dass wir darum selbst nur durch eine völlige Umkehr hineingelangen können. Aus dieser Tatsache entstehen jene Probleme, die uns heute entgegentreten und die gerade uns besonders zu schaffen machen. An dieser Stelle lenken wir wieder in jenen Gedankengang ein, der uns von unserem Hoffen und Glauben für die Welt zu den Aufgaben unseres persönlichen Lebens führte. Es handelt sich für uns nicht bloss im allgemeinen um die persönliche Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes, sondern um die besonderen Forderungen, Fragen, Aufgaben, die aus unserer besonderen Sache aufsteigen. Also kommen für uns nicht bloss die allgemeinen Probleme derer, die dem Reiche Gottes dienen wollen, in Betracht, sondern ganz bestimmte, einzelne, die uns gerade auf unserem Wege begegnen.

Diese Probleme decken sich weithin mit dem, was wir die Probleme der Bergpredigt nennen können. Ich verstehe hier unter Bergpredigt nicht bloss das, und auch wieder nicht alles das, was in den Kapiteln fünf bis sieben des Evangeliums nach Matthäus und den entsprechenden Abschnitten der andern Evangelien geschrieben steht, sondern dasjenige im Evangelium, was Vinet das „Ausserordentliche" nennt, alles das, was in sittlicher Beziehung sozusagen in eine Ueberwelt führt. Denn die Bergpredigt ist der paradoxeste Ausdruck jener völligen Umkehrung der Welt, die das Reich Gottes meint. Hier werden nicht nur, in schroffem Gegensatz zu den Wertungen der Welt, die Armen, die Leidenden, die Unterdrückten und Verfolgten, die Hungernden und Dürstenden selig gepriesen, sondern wird auch verlangt, dass wir nicht widerstehen dem Uebel, sondern dass wir dem, der uns einen Schlag auf den rechten Backen gibt, den andern hinhalten, dem, der uns den Rock nehmen will, auch den Mantel geben, mit dem, der uns eine Meile zwingen will, zwei gehen, dem geben, der uns bittet und uns nicht abwenden von dem, der uns abborgen will. Es wird uns gesagt, dass wir unsere Feinde lieben sollen. Und es wird uns, was fast noch schwerer scheint, gesagt, dass wir nicht sorgen sollen, sondern Gott sorgen lassen, der für die Vögel des Himmels und die Blumen des Feldes sorgt. Wenn wir „Bergpredigt" in einem weitern Sinne nehmen, so tritt uns dazu vor allem noch die Forderung der Entäusserung von Besitz, des völligen Bruches mit unserer geistigen und leiblichen Umgebung und der furchtlosen Bereitschaft zum Bekennen und Leiden entgegen. K ö n n e n wir das? S o l l e n wir das? Dass wir es tun, wird aus irgend einem Grunde, wohl nicht ganz mit Unrecht, gerade von uns erwartet. Auch wir selbst erwarten es sozusagen von uns. Es scheint wohl einer inneren Notwendigkeit zu entsprechen, dass, wer an das Reich glaubt, sofort zur Bergpredigt kommt.

Aber wie verhält es sich mit uns? Wir stehen beschämt, weil wir vor diesem Masstabe nicht standhalten; wir stehen vielleicht auch unschlüssig, weil wir nicht wissen, ob das wirklich ein Weg für uns ist oder nicht, ob er vielleicht überhaupt unmöglich ist oder ob er einen andern Sinn hat als den, dass wir ihn gehen könnten und sollten. Jedenfalls steht es so: die Bergpredigt ist uns eine Beschämung und eine Unruhe, gerade uns.

Wie soll ich in wenigen Worten vom Sinn der Bergpredigt, dieser alten, schweren Sache, reden können? Ich kann es bloss, weil ich es für meine Aufgabe halte, diese Fragen weniger zu beantworten, als sie so recht eindringlich zu u n s e r n Fragen zu machen. Es gibt eine Auffassung der Bergpredigt, wonach diese wirklich von vornherein nicht den Sinn hätte, ein Weg für uns zu sein. Sie

sei eschatologisch zu verstehen, das heisst: sie zeige etwas, was erst im vollendeten Reiche Gottes geschehen könne und werde, aber nicht etwas, was jetzt möglich wäre. Nicht selten wird diese Behauptung so gewendet, dass die Bergpredigt uns bloss zeigen wolle, was wir sollten, aber nicht könnten, also eine blosse göttliche Ironie sei. Ich halte diese Auffassung für falsch. Nichts, gar nichts in den Worten Jesu deutet darauf hin, ja, diese Worte, die so einfach, so hoch und licht wie im Firnschnee leuchtende Berggipfel vor uns stehen, bekämen damit etwas, das anzunehmen mir fast wie Lästerung erschiene. Nein, diese Worte sind eben die Erlösung von der Welt, die Jesus uns ankündigt; diese Worte sind Glanz von dem Reiche Gottes, das er predigt und bringt; dieser Weg ist ein Weg für uns, sobald wir etwas vom Reiche Gottes spüren. Das ist ja freilich die Vorbedingung. Ich will mich nicht für zu gut halten, oft Gesagtes noch einmal zu sagen: Die Bergpredigt ist selbstverständlich nicht ein Weg für solche, die nichts von Gott wissen oder wissen wollen, sondern bloss der Weg für die Jünger. Weil solcher nach der Meinung des Neuen Testamentes stets wenige sind, so werden auch wenige die Bergpredigt fassen und als ihren Weg verstehen. Sie ist, mit andern Worten, der Weg der Gemeinde Christi. Darum kann sie nicht in eine fremde Welt, etwa in die Politik und das Wirtschaftsleben, auf gleiche Weise hineingestellt werden, wie etwa ein allgemein anerkanntes oder Anerkennung forderndes soziologisches Gesetz. Wohl aber kann sie von der Gemeinde aus revolutionierend in Politik und Wirtschaftsleben einbrechen. Vor allem darf man die Bergpredigt nicht als etwas betrachten, das man seufzend auf sich nähme, weil man eben doch ein „Christ" sein möchte. Sie ist in uns nur echt, wenn sie eine Freude ist — nicht ein Müssen, sondern ein Dürfen, nicht ein Gesetz, sondern eine Erlösung. Die Bergpredigt ist nicht eine moralische Forderung von unerhörter und fast unmöglicher Schwere, die auf unsere schwachen Schultern gelegt werden sollte und sie erdrücken müsste, sondern sie ist eine Gabe, eine Erlaubnis, eine Freiheit, die höchste von allen Freiheiten, sie ist, wie ich soeben gesagt, die Erlösung von der Welt mit ihrem furchtbaren Druck, gerade auch ihrem moralischen Druck. Ihr Sinn ist im Grunde nicht schwer zu fassen: sie ist einfach das, was in unserer Seele wird, wenn wir von Gott berührt werden, von Gott, dem Heiligen, der unser Vater ist; gerade so wie die Hoffnung auf das Reich und der Glaube daran in unserer Seele entsteht, wenn wir mit ihm, dem Lebendigen, in wirkliche Verbindung treten. Es ist kein Zufall, wenn im Evangelium nach Matthäus, das wohl auch nicht zufällig am Anfang des Neuen Testamentes steht, unmittelbar auf die Ankündigung des Reiches durch Johannes und Jesus die Bergpredigt folgt. Von Gott und

seinem Reiche führt der Weg sofort zur Bergpredigt. Keine Rede davon, dass wir, um sie zu verstehen und zu leben, bis zur Vollendung des Reiches Gottes warten müssten. Mit vielem müssen wir gewiss darauf warten, vielleicht auch mit einer vollendeten Erfassung und Verwirklichung der Bergpredigt. Dies Los teilt sie mit unserem Glauben und Hoffen; auch für dieses heisst es: „Es ist noch nicht erschienen": es ist noch nicht vollendet; wir warten auf die Erfüllung. Aber sind wir deshalb ohne Glauben und Hoffen wie die Heiden? So mag es uns heute noch an der Vorbedingung zu vielem fehlen, was in der Bergpredigt an letzten Möglichkeiten angedeutet ist; wir müssen damit warten. Aber nicht mit ihrem Verständnis und ihrer Verwirklichung überhaupt.

Allerdings, auch dies zu bemerken sei nicht versäumt, muss die Bergpredigt mit Geist verstanden werden. Ohne irgendwie ihren Ernst abzuschwächen, müssen wir, wie immer bei Jesu Worten, von einer groben Wörtlichkeit absehen, und zwar gerade auch, weil diese zu wenig ernst wäre. Dann aber, ihrem Sinne nach, ist sie das, dem wir nicht entgehen können, wenn wir von dem Gotte, der uns im Reiche Christi entgegentritt, berührt und erfasst sind. Denn dann wird Armut zum Reichtum, Verfolgtsein zur Freude. Dann wird Sorge zur Sünde. Dann können wir dem Bösen nicht mehr mit Bösem begegnen und nicht mehr auf unserem Rechte als einem Letzten bestehen; dann dürfen wir die innere Verbindung mit dem Feinde nicht abbrechen; dann müssen wir in jener Reichsunmittelbarkeit leben, die spricht: „Zu den Alten ist gesagt, ich aber sage euch," jenseits des Menschengesetzes allein im Gesetz Gottes, der die Freiheit ist — und das ist es ja, was in unendlicher Gewalt des Ernstes und unendlicher Herrlichkeit die Worte Jesu meinen. Es ist einfach die Welt Gottes, des Allmächtigen, Heiligen, Gütigen, die Welt Gottes, des Herrn und des Vaters, gegenüber unserer Welt der Gier, der Sorge, des Macht- und Besitzstrebens, der Rechthaberei und des Hasses. Wir gehen diesen Weg in dem Masse, als wir dem gehorchen, was Gott in uns fordert und wirken will. Wenn wir ihn nicht gehen oder schlecht gehen, so darum, weil wir überhaupt immer wieder von Gott abfallen, der Welt mehr glauben und dienen als ihm; aber deshalb bleibt doch bestehen: der Weg der Bergpredigt ist der Weg Gottes, es ist der Weg, den man geht, wenn man — in dem Sinne, der jetzt klar ist — einen Gott hat und ihm gehorcht. Wenn wir die Welt Gottes vertreten wollen, so müssen wir die Bergpredigt leben; — nein, wir müssen nicht, sondern es ist unsere höchste Freude, das Müssen ein herrliches Dürfen.

Ich weiss, hier entstehen neue Fragen, die zu beantworten nun aber nicht meine Aufgabe sein kann. Zum Teil kann es die Aussprache tun, im übrigen wollen und können wir ja heute mehr Fragen stellen als beantworten.

6. Die Armut.

Von diesem immerhin noch allgemeinen zweigt sich ein besonderes Problem ab, das uns auf unserem Wege begegnet und das freilich auch ein altes Problem der Nachfolge ist: es liegt im Verhältnis zum Besitze. Wenn dieses Problem gerade jetzt auftaucht, nach der Erörterung über die Bergpredigt, so ist das wieder kein Zufall. Denn wenn die Bergpredigt die paradoxeste Erläuterung jener Umkehrung der Welt ist, die das Reich Gottes, die Gott bedeutet, so tritt diese Umkehrung nirgends deutlicher hervor als an diesem Punkte; wenn Mammon der Herr der Welt ist, wenn es wahr ist: „Nach Gold drängt, Am Golde hängt Doch alles," so kann es keine stärkere Umkehrung der Welt geben als die Armut. Diese aber steht an der Eingangspforte des Reiches: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich." Armut ist hier freilich ein umfassender Begriff. Auch die „geistlich Armen" sind gemeint. Armut ist einfach die rechte Grundeinstellung des Menschen zu Gott in allen Dingen. Aber freilich ist das Verhältnis zum materiellen Besitz im Evangelium von ganz besonderer Wichtigkeit. Wie ich nun früher angedeutet, werden wir schon durch unsere Stellung zum Sozialismus darauf gestossen. Wir bekämpfen den Kapitalismus nicht nur als wirtschaftlich-gesellschaftliche Macht, sondern auch und in erster Linie als Mammonismus des Herzens. Und nun wissen wir, dass das Evangelium in dieser Beziehung sehr streng ist. Der Kampf zwischen Gott und Mammon wird auch in der Bergpredigt als entscheidend wichtig erklärt. Und erst wenn wir von Nachfolge reden, dann taucht fast von selbst die Entäusserung vom Besitz, die Armut vor uns auf. Wir sehen einen Franz von Assisi vor uns und können nicht umhin, in ihm einen Nachfolger Christi zu erkennen, dem nur ganz blinde theologische Voreingenommenheit die Echtheit abstreiten könnte. Ja, ihn, den nun ein Jubiläum misshandelt, den eine Kirche und ein Staat, dieser von dämonischer Machtgier besessen, jene jedenfalls weltlich gross und reich, verherrlichen, während sein Wesen und seine Botschaft sie richtet, wollen wir in inniger Freude und Dankbarkeit grüssen. Wir hören mit ihm das Wort Jesu an den reichen Jüngling: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen, und dann komm und folge mir nach," und das andere Wort: „Wer unter euch nicht absagt allem, was er hat, der kann mein Jünger nicht sein." Davon werden viele von uns im tiefsten beunruhigt. Auch abgesehen von diesen bestimmten Worten beunruhigt uns

schon das Bewusstsein der Bruderschaft und Solidarität, wenn wir den Unterschied zwischen unserer Lebensstellung und dem unserer darbenden Brüder und Schwestern vergleichen. Und endlich beunruhigt uns die Tatsache, dass an allem Besitz so viel Unrecht klebt, diese Tatsache, die auch in dem Worte Jesu ausgedrückt ist, das vom „Mammon der Ungerechtigkeit" redet.[1]) Das Verhältnis zum Besitz, das uns als Sozialisten zu schaffen macht, bedrängt uns noch ungleich mehr als Christen. Unser Leben ist halb und schief, vom bösen Gewissen verfolgt, bis dies Verhältnis in Ordnung ist.

Und wie bringen wir es in Ordnung?

Liebe Freunde! Wie gross, wie herrlich, ja wie befreiend wäre es, wenn wir wirklich tun könnten, was Franziskus getan hat, alles weggeben, was wir haben, seis viel, seis wenig! Das schiene uns das Rechte, das Ernste, das Schönste! Und doch glaube ich nicht, dass das die Meinung Jesu ist und ich sage das sicher nicht, um dem anscheinend schwersten Wege selber zu entgehen und ihn andern zu ersparen. Vielmehr muss ich auf Grund meiner Erfahrung und des Neuen Testamentes diese Sache weiter fassen. Ich stosse bei meinem Ringen mit diesem Problem stets auf zwei Wege. Eigentlich ist es ja nur ein Weg, der sich aber in zwei Aeste spaltet. Die eine grosse Grundwahrheit dieser Sache ist, wie ich meine, die, dass wir keinen eigenen Besitz haben, dass all unser Besitz, prägnant ausgedrückt, Gott und dem Bruder gehört. Das muss unsere Grundempfindung und grosse Beunruhigung sein. Wer diese Beunruhigung nicht empfände, der könnte wohl kaum als Jünger Christi angesprochen werden. Das Verhältnis eines Menschen zum Besitz bleibt nun einmal der schärfste Prüfstein für sein Verhältnis zu Gott. Was für ein Verhalten aber folgt nun aus dieser Grundwahrheit, die unsere Grundempfindung sein muss? Ich antworte: Dass wir unsern Besitz durchaus in den Dienst Gottes und der Brüder stellen — restlos. Wir sind, wenn wir Besitz haben, nur Verwalter Gottes.

Wenn ich dies sage, so weiss ich genau, was man mir entgegnen wird: „Das ist ja das, was man immer gesagt hat; so steht es ja in jedem Leitfaden für Konfirmanden und in jedem Lehrbuch christlicher Ethik zu lesen. Aber was hat es genützt? Ist dadurch verhindert worden, dass heute der Mammonismus die Welt beherrscht wie noch nie? Wie hat man die Verwaltung des Besitzes im Namen Gottes aufgefasst? Im besten Fall so, dass man damit sparsam umging, sich verpflichtet fühlte, das Vermögen ungeschmälert oder wenn möglich vermehrt den Erben zu hinterlassen, Gottes Teil aber in Almosen, Gaben für wohltätige Zwecke und Testamentsverfügungen für Mission und Armenanstalten erledigte. Was ist uns geholfen, wenn man diese alte Antwort wieder auffrischt?

[1]) Vergl. Matth. 19, 21; Luk. 14, 33; Luk. 16, 9 u. 11.

Ich erwidere: Diesen Einwand verstehe ich nur zu gut und lasse sein Recht gelten, aber er hebt meine Behauptung nicht auf. Dass es eine alte Antwort ist, kann kein Einwand sein. Es ist vielleicht gerade unsere Aufgabe, allerlei alte Antworten wieder aufzufrischen. Sie steht nun einmal auch im Neuen Testament, dem doch niemand mangelnden Ernst oder gar Bürgerlichkeit vorwerfen wird. Es ist durchaus nicht so, dass dort von allen, die auf das Reich warten, der völlige Verzicht auf ihren Besitz gefordert wird. Auch Jesus tut dies nicht. Wohl aber ist klar, dass dort mit unerbittlichem Ernste und grosser Selbstverständlichkeit festgehalten wird, dass wir nur Verwalter sind, dass der Besitz Gott und dem Bruder gehört. Und nun sage ich: Daraus muss Ernst werden! Dann ist alles in Ordnung. Und das ist nun eine Aufgabe der kommenden Erweckung der Christenheit. Freilich sehe ich genau, dass man diese weitgespannte Wahrheit zur Bequemlichkeit missbrauchen, dass man unter dem Vorwand, den Besitz für Gott und den Bruder zu brauchen, sich selbst damit das Leben schön und und leicht machen kann. Aber ich frage: Wer stellt uns Bürgschaft für den Ernst der Menschen — wenn es ihnen nun einmal nicht ernst ist? Ist es ihnen ernst, dann ist jene Grundwahrheit genug, ist es ihnen aber nicht ernst, dann stellt die strengsten Regeln für sie auf, und sie werden sie nur desto sicherer umgehen. Der Ernst muss von Gott selbst kommen, der eine Erweckung der Seelen schafft. Und ich denke, dass er in gewaltigen kommenden Erschütterungen von aussen und von innen her ihn schaffen wird. Wie der Krieg das Gewaltproblem in den Mittelpunkt der religiösen Probleme gerückt hat, so werden die sicher nicht aufhörenden sozialen Erschütterungen es mit dem Problem des Besitzes oder der „evangelischen Armut" tun. Franziskus wird auf die Weise, die den neuen Tagen entspricht, zu seinem neuen Rechte kommen.

So sage ich denn: in diesem unerbittlichen, gegen Selbstbetrug vorsichtigen Ernst lasst uns das was wir haben tatsächlich und ehrlich Gott und den Brüdern zur Verfügung stellen, indem wir es als Verwalter ihnen dienen lassen. Lasst uns tief von dem Bewusstsein durchdrungen sein, dass unser Besitz nicht uns gehört, dass wir dafür Gott und den Brüdern Rechenschaft schuldig sind, dass er in diesem Sinne ihnen gehört. Lasst uns dabei, was unerlässlich dazu gehört und nicht umsonst im Evangelium so enge damit verbunden ist, die Mahnung tief ins Herz prägen: „Sorget nicht — Gott sorgt." Das „Sorget nicht" ist, was die Armut, ein Grundmoment der ganzen Wahrheit der Bergpredigt. Was für Pflichten sich daraus im Einzelnen ergeben, kann ich hier nicht weiter ausführen. Das kann auch nur der Einzelne in seiner besonderen Lage wissen. Hier muss im höchsten Ernst doch die höchste Frei-

heit des Reiches Gottes walten. Nur zweierlei darf ich vielleich rasch hervorheben: irgendwelche Ueppigkeit, irgendwelcher egoistischer Luxus des Lebens — worunter ich aber nicht Lebensschönheit und Lebensfreude verstehe — scheint mir durch die Grundwahrheit dieser Sache ausgeschlossen, wenigstens so lange, als es noch Armut und Elend gibt, und ebenso klar scheint, dass wir unsere Sache durch nichts so furchtbar kompromittierten, als wenn man an uns mammonistische Gebundenheit, Härte, Gier, Selbstüberhebung beobachten könnte.

Aber noch eins habe ich zu sagen, und das ist eine sehr wichtige Ergänzung. Es gibt noch einen zweiten Weg, jener Grundwahrheit gerecht zu werden. An bestimmte Menschen mag doch die Aufforderung Jesu: „Verkaufe, was du hast und gib es den Armen" herantreten; für sie mag die Entäusserung von allem Besitz eine freie Notwendigkeit werden. Entweder empfinden sie den Besitz als allzuschwere Versuchung, oder sie haben eine Berufung, die sie als Besitzlose besser erfüllen können, oder sie hören einen Ruf Gottes, der gerade das von ihnen fordert. Das ist dann ein Fall, von dem was ich Nachfolge Christi im engeren Sinne nennen möchte, etwas was nicht alle Jünger tun müssen, sondern Einzelne besonders Gerufene und Erwählte. Nur der Erwählte selbst kann wissen, ob er diesen Weg gehen soll, wie und wie weit er ihn gehen soll. Er darf ihn jedenfalls nicht gehen, wenn er ihm nicht eine hohe Freude und Befreiung ist, wie er es ja dem Franziskus war. Unter dieser Voraussetzung aber halte ich es für notwendig, dass dieser Weg immer wieder Menschen finde, die darauf gehen. Dante vertritt ein grosses Recht, wenn er, mit Franziskus, der Armut in der Christenheit immer einen Königinnensitz eingeräumt sehen will. Dadurch vor allem wird der Thron Mammons gestürzt. Solche Menschen und Bewegungen sorgen dafür, dass die Beunruhigung in der Besitzfrage nicht aufhört, dass jener Ernst eintritt, der die alte Wahrheit lebendig macht. Diesen Weg geht auch in unserer heutigen Mammonswelt da und dort eine hohe Seele. Es geht ihn auf besonders erschütternde Weise unser Freund Kees Boeke. Auf ein gewaltiges Vermögen verzichtend, lebt er mit einer Frau aus reichster und vornehmster Familie und einer grossen Kinderschar wie ein Bettler. Es ist gewiss nicht unser aller Weg, wohl nicht der eines Einzigen unter uns, aber es ist ein Weg, dem der Segen nicht fehlen wird, ein Weg, der hilft, die Seelen zu dem gewaltigen Ernst des Verhältnisses zwischen Gott und Besitz aufzurütteln und die Gewalt Mammons zu brechen.

Wenn ich meine Auffassung dieses Problemes kurz zusammenfassen soll, so sage ich: Eine Entäusserung unseres Besitzes, ein Verkauf, eine Hingabe an Gott und den Bruder ist von uns allen gefordert. Sie sind auf beiden von mir geschilderten

Wegen (zwischen denen es selbstverständlich viele mittlere gibt) möglich. Wenn es uns bloss ernst ist!

In diesem Sinne ist die Armut, wie Franziskus und Dante mit dem Evangelium meinen, ein Grundmoment, gleichsam das Vorzeichen alles Christentums im Sinne des Neuen Testamentes. Eins ist meine Hoffnung: dass aus unserer Mitte auf alle Fälle, seis in dieser, seis in jener Gestalt, ein Strom antimammonistischer Kraft hervorbreche. Ein Durchbruch muss von uns auf diesem Gebiete jedenfalls geschehen.

7. Die Gewaltlosigkeit.

Ein weiteres, besonderes Problem des persönlichen Lebens, das vielen unter uns zu schaffen macht, ist das Verhältnis zu der Macht, die wir Gewalt nennen. Auch hier handelt es sich um eine der fundamentalen Umkehrungen des Weltwesens durch das Reich Gottes. Denn welcher Trieb hat tiefere Wurzeln in unserem natürlichen Wesen als der nach Durchsetzung unseres Selbst um jeden Preis? Das Problem entsteht für uns wieder aus der Tatsache, dass wir Sozialisten und dass wir, um nochmals dieses etwas kompromittierte Wort zu brauchen, Christen sind. Als Sozialisten sind wir gegen den Krieg; wir sind aber als religiöse Sozialisten nicht nur gegen den Völkerkrieg, sondern in unserer grossen Mehrheit auch gegen die Aufrichtung des Sozialismus durch das Mittel der Gewalt. Aber sind wir auch gegen den Klassenkampf? Sind wir gegen den Kampf überhaupt und gegen jede Gewalt? Wir sind als Jünger Jesu — um nun dieses vielleicht allzukühne Wort zu gebrauchen — dazu berufen, Frieden zu schaffen, Frieden zu verkündigen; aber wie stellen wir uns dann zu dem Kampfe um soziale Gerechtigkeit? Es gilt für uns das Wort: „Selig sind die Friedebringer, denn sie sollen Söhne Gottes heissen," und es gilt das andere, dass wir nicht widerstehen sollen dem Bösen. Wie können wir mit solchen Losungen Kämpfer sein, im sozialen Ringen Partei nehmen? Das ist das alte tragische Problem, das auf dem religiösen Sozialismus lastet und gewiss vielen von uns eine ewige Unruhe des Gewissens ist. Von aussen kommt es an uns so gut wie von innen. Es stossen uns darauf unsere sozialistischen Gegner und auch Freunde, indem sie fragen: „Wie könnt ihr rechte Kämpfer für unsere Sache sein, wenn ihr doch an das Evangelium glaubt, das vor allem Frieden stiften will?" Es stossen uns darauf aber auch — mit mehr oder weniger Recht — die Christen, indem sie uns fragen: „Wie könnt ihr, die ihr doch auf Versöhnung aus sein solltet, das Schwert schwingen, scharfe Kampfesworte sagen?" Es stossen uns darauf, wie ich schon angedeutet, die Gegner des Kampfes gegen den Krieg, indem sie uns fragen: „Uebt ihr denn in eurem eigenen Leben nie und nirgends Gewalt? Seid ihr bereit, darauf restlos zu verzichten?"

Man könnte nun wohl sagen, das sei nicht eigentlich ein Problem des persönlichen Lebens, sondern eins von allgemeiner und prinzipieller Tragweite, und gewiss ist dem so. Es hat denn auch noch eine andere Gestalt, als die, worauf ich jetzt allein Rücksicht nehme. Aber auch hier, wie in der Besitzfrage, spitzt sich das allgemeine und grundsätzliche Problem zu einem persönlichen zu. Es stellt sich dann so dar: Wie wir nicht recht gegen den Mammonismus kämpfen können, ohne dass unser Leben sich entsprechend gestaltet, so können wir nicht gegen die Gewalt kämpfen, wenn wir dem Gewaltgeist in unserem persönlichen Leben dienen und in unserem Kampfe zum Ausdruck bringen. Wir müssen überall dem Gewaltprinzip absagen, wenn wir Frieden verkündigen wollen. Aber dann erhebt sich ja der Einwand: Sollen wir denn überhaupt den Kampf vermeiden? Sollen wir überall bloss vermitteln, bloss Versöhnung predigen? Beides um jeden Preis? Das wäre auch wieder nicht das Rechte, entspräche übrigens auch nicht dem Beispiel Jesu selbst. Und es ist ja ohne weiteres klar, dass wir die Bergpredigt wie das ganze Evangelium nicht in einem unmännlichen, weichlichen, passiven Sinne verstehen dürfen. Das Evangelium ist die ungeheuerste Energie und Aktivität des Kampfes gegen das Böse, die es gibt und die sich denken lässt. Es braucht unter uns nicht gesagt zu werden, dass das: „Ihr sollt nicht widerstehen dem Bösen" nicht bedeutet: „Ihr sollt das Böse nicht bekämpfen!" sondern bloss: „Ihr sollt das Böse nicht auf seinem eigenen Boden und mit seinen eigenen Waffen, sondern von der Höhe her, mit einer überlegenen Kraft bekämpfen." Mir steht fest, dass wir als Kämpfer für das Rechte, für Gottes und der Menschen Sache, eine unbedingte Schärfe der Wahrheitsrede mit einer ebenso unbedingten Kraft der Güte, eine leidenschaftliche Parteinahme für das, was wir für recht halten, mit einer grenzenlosen Freiheit des Sinnes und Weite des Herzens verbinden sollten. Wo eines von diesen beiden Elementen fehlt, da ist nicht der ganze Jesusgeist auf dem Plan. Eine Weichheit, die nicht kämpfen, Partei nehmen, herb sein kann, verfehlt ihn. Man neigt zwar heute, auch etwa unter uns, vielfach dazu, zum Teil aus Reaktion gegen die Brutalität des Krieges und andere Erscheinungen der Zeit, zum Teil vielleicht doch auch aus Schwäche; aber dabei geht nach meiner sehr bestimmten Empfindung die Hälfte der Wahrheit verloren. Unser im Relativen zerfahrenes Geschlecht bedarf aber wohl gerade der Erweckung und Stählung durch die Schärfe unerbittlichen Wahrheitszeugnisses. Ebensosehr freilich geht die ganze Wahrheit verloren bei einer Schärfe, über der die Liebe vergessen wird. Zwischen diesen beiden Einseitigkeiten schwanken die Meisten von uns hin und her. Viele von uns fehlen mehr nach der einen, viele mehr nach der andern Seite,

nicht leicht einer trifft die ganze Wahrheit. Gibt es wohl eine Verbindung beider Elemente, eine Ueberbietung des Gegensatzes in einer höheren Einheit?

Liebe Freunde! Ich glaube wohl, dass es dies gibt. Zwar zwingt die Aufrichtigkeit mich, auch nur den Schein des Anspruches abzuweisen, als ob ich diese Verbindung persönlich zu verwirklichen vermöchte. Aber alle Schwäche des eigenen Vollbringens hindert mich nicht zu sehen, worauf es ankäme. Ich darf nun das grosse Wort nicht scheuen: Die Verbindung bestünde in der Liebe — in einer Liebe, die so gross wäre, dass man ihren Ton erschütternd auch aus der herben Wahrheitsrede fühlte, einer Liebe, die zürnen, strafen, hart die Wahrheit sagen müsste, eben um der Liebe willen. So ist es in Jesus. Er, der Herbste, ist auch der Zarteste, seine unendliche Liebe ist so unendlich scharf. Und sie redet zuletzt vom Kreuz aus! Das erschüttert die Herzen, dass sie seine Wahrheit hören müssen. Und diese Liebe, die in ihrer Heiligkeit so scharf ist, das ist eben das Göttliche, das ist Gott selbst. Das ist das Geheimnis dieser Verbindung, und das scheint mir auch für uns die Lösung zu sein, die wir suchen müssen. Unsere Schärfe müsste aus der Liebe, dem Mitleid der Liebe, kommen, nicht aus Hass, Rache- und Gewaltgeist, anmassender oder empfindlicher Ichsucht, und man müsste das spüren können. Sie müsste darum zuerst am Herzen Gottes, des Heiligen aber auch Barmherzigen, geläutert sein. Sie müsste aus tiefem Schmerz stammen, nicht aus der Lust am Wehtun oder gar einem selbstgerechten Richtgeist, aus dem Verstehen und Helfenwollen, nicht aus Ungerechtigkeit und Härte. Und um das Allerletzte zu sagen: die höchste Liebe, die nicht in Weichlichkeit, sondern in herbster Kraft nur liebt, nur duldet, nur vergibt, ist von selbst die schärfste Richterin. Wieder stehen wir vor dem Geheimnis des Kreuzes. Dem Kreuze entgeht auch diese Liebe nicht, aber das Kreuz ist auch die höchste Verbindung von Wahrheitsdienst und Liebesopfer; es allein ist immer die wahre Vermittlung und Versöhnung.

Wenn wir, liebe Freunde, zwar in grosser persönlicher Unvollkommenheit, aber in sicherer Orientierung darnach diese Stellung einnähmen, so würde unsere innere und äussere Haltung völlig einheitlich. Wir wären dann die schärfsten Kämpfer gegen das soziale Unrecht, viel schärfer als alle reinen Klassenkämpfer, die im Grunde der Macht, die sie bekämpfen, selber huldigen, aber wir wären es nicht im Geiste der Gewalt, nicht im Namen eines rein gesellschaftlich orientierten und vielleicht gar noch hassvoll verstandenen Klassenkampfes, wir streckten damit gleichzeitig die Hände nach dem Gegner aus, Verbindung suchend, ja wir suchten in allem Gegensatz die Verbindung, in allem Kampf den Frieden.

Wir wären die leidenschaftlichsten Antimilitaristen, aber nicht in einem Geiste, der im Grunde nur ein feiner Militarismus ist, sondern aus wirklichem Widerwillen gegen die Gewalt, aus Abscheu gegen jene Gewalt, die Brudermord wird und das göttliche Ebenbild im Menschen schändet, aus suchender Liebe. So meine ich, sollen und können wir unerbittliche Kämpfer sein und doch Friedebringer, so sollen und können wir Streiter sein und doch Versöhner. Beides ist freilich wieder nur möglich, wenn wir der Verheissung bedenken: „Sorget nicht, Gott sorgt, redet Wahrheit und seid der Liebe treu — fürchtet euch nicht!" Denn wir wollen uns keinen Illusionen hingeben: auch wir werden damit nicht etwa der Anfechtung entgehen, nicht etwa beliebter werden, im Gegenteil tiefer beunruhigen und stärker gehasst und verfolgt werden, eben als die, welche tiefer beunruhigen — wir werden und wollen dem Kreuz nicht entgehen. Aber auch hier wird das Kreuz die tiefste Versöhnung sein. Vor ihm allein beugen sich die Dämonen.

Vor dieser Hauptsache, wenn Ernst waltet, müssen Spitzfindigkeiten zurücktreten, mit denen man uns etwa vexieren will: wie weit wir die Gewaltlosigkeit treiben, wie wir, wenn Einer und so fort und so fort! Es handelt sich für uns nicht um ein Dogma von der Gewaltlosigkeit, wie überhaupt nirgends um ein Dogma, sondern um die Besiegung eines der Grundfeinde Gottes und seines Reiches, jenes dämonischen Triebes nach Selbstdurchsetzung um jeden Preis, der zu jener Macht führt, die wir Gewalt nennen. Dieser Macht müssen wir mit Gott Herr werden, wir müssen auch an diesem Punkte die Umkehr des Reiches Gottes vollziehen. Darauf kommt es an. Dann werden wir für das Einzelne in Freiheit den rechten Weg finden und mit der Zeit auch dort Siege erringen, wo jetzt noch kein Zugang zu sein scheint. Das Wesentliche ist, dass wir stärker werden in jener Liebe, die auch wahrhaftig ist, weil sie als selbstlos keine Furcht kennt. Vielleicht darf auch gerade an dieser Stelle an das erinnert werden, was ich die Nachfolge im engern Sinne genannt habe. Gewiss sind gerade in diesem Kampfe gegen das Reich der Gewalt, wie überall auf dem Gebiete, wo wir uns jetzt befinden, besondere Berufungen und besondere Taten und Siege möglich. Dass die Dienstverweigerung, um nur dies eine Beispiel zu nennen, eine solche ist, werden wir alle zugeben. Gewiss aber sind noch andere möglich und werden hervortreten, wenn es dafür Zeit ist. L. Ragaz.

(Schluss folgt.)

Rudolf Boeck.[1])

I.

Nachruf.

Einer der Besten, Aufrechtesten, Treuesten ist von uns gegangen: Rudolf Boeck, ein unermüdlicher Kämpfer für die Sache des Friedens, des Rechtes, der Menschlichkeit. Am 11. April, im Beginn der Charwoche, ist Boeck in seinem Heim in Mauer bei Wien, nach verhältnismässig kurzem Leiden, aufs liebevollste betreut von den Seinen, verschieden. Was wir in ihm verloren haben, lässt sich in den spärlichen Worten, die wir ihm hier widmen, nur notdürftig andeuten. Zeichenlehrer, an mittleren und höheren Schulen, von Beruf, trat er infolge eines schweren Leidens während des Krieges in den Ruhestand und stellte sich nun, kaum genesen, mit allen seinen Kräften in den Dienst der praktischen Humanität. Im Jahre 1919 lernte er in Wien die Gesellschaft der Freunde kennen und wurde ein Jahr später selbst Quäker. Diese Zugehörigkeit war bedingt durch seine lebendige Religiosität, die ihn frühzeitig zum Sozialismus führte, ohne ihn an der materialistischen Entartung desselben teilnehmen zu lassen; die Erneuerung der Welt im Leben der Völker und der Gesellschaft war ihm eine unmittelbare Forderung des Herzens, der sich der Verstand zu fügen hatte. Er war Sozialist und Pazifist aus innerster Notwendigkeit, aus dem grossen und ewigen Gesetz der Liebe, dem er gehorchte wie nur wenige. Er brachte das auch in seiner ausserordentlichen, fast zu weit gehenden Toleranz zum Ausdrucke, die ein hervorstechender Zug seines Wesens war. Jede gutgemeinte Bestrebung, die irgendwie dem Wohl der Allgemeinheit dienen sollte, fand ihren Förderer an ihm. Seine regste Tätigkeit entfaltete er in der Gesellschaft der Freunde, um die er sich hier, namentlich was Ausbau der Organisation und Propaganda anbelangt, grosse Verdienste erworben hat. Aber er wirkte überall, als Freund, Berater und Helfer, wo es galt, ein Neues und Gutes ins Leben zu rufen: so namentlich im Versöhnungsbunde, dann bei der christokratischen Studentenvereini-

[1]) Am 11. April dieses Jahres ist in Mauer bei Wien ein Mann gestorben, von dem nachträglich — es ist ein tragisches „nachträglich"! — etwas zu erfahren für die Leser der „Neuen Wege" von grossem Werte ist. Prof. Rudolf Boeck war der Leiter einer Siedlung und Volkshochschule im obgenannten Orte. Er muss ein aussergewöhnlicher Mensch gewesen sein. Zuletzt bildete er den Mittelpunkt des Kreises der „religiösen Sozialisten", der in Wien und Oesterreich überhaupt entstanden ist. Noch in jungen Jahren ist er gestorben. Es ist uns eine Freude und eine Trauer zu gleicher Zeit, dass dieser Mensch uns durch einen Nachruf seines und unseres Freundes Ewald wie durch eine seiner letzten Aeusserungen, die, wie seine Freunde sagen, ihn selbst so sehr charakterisiert, nahe treten darf. „Obwohl er gestorben ist, lebt er doch." Die Red.

gung und bei den Kriegsdienstgegnern. Und doch hielt sich Boeck von der Gefahr frei, der so manche auch der Wohlgesinnten nicht ganz entgehen: über dem Dienst an der Sache die Unmittelbarkeit der persönlichen Zusammenhänge einzubüssen. Er hatte an allen, die ihm begegneten und Eindruck auf ihn machten, ein tief menschliches Interesse, stand ihnen bei, förderte sie mit grossen Einsätzen. Nicht ohne Grund ist er im engern Kreise immer nur „Vater" oder „Papa" genannt worden. Wenige Wochen vor seinem Tode erlebte er noch die Freude, im damals neuerstandenen Bunde der religiösen Sozialisten (unter Führung des sozialdemokratischen Hilfsarbeiters Otto Bauer, Herausgeber des „Menschheitskämpfer") eine fruchtbare Saat aufgehen zu sehen; desgleichen in dem von mir angeregten engern Zusammenschluss der verschiedenen religiössozialen Gruppen Oesterreichs, zu dem er, schon vom Krankenlager aus, seine freudige Zustimmung gab. Vielleicht darf ich zu seiner Charakteristik noch beifügen, dass an ihm vor allem die schlichte Selbstverständlichkeit der Güte auffiel und wirkte. Unwillkürlich sagte man sich: wie kommt es, dass man diese Grundhaltung, die doch dem tiefsten Wesen des Menschen entspricht, so selten findet? Aber das ist eben das Geheimnis dieser Wenigen, und zugleich ihr Erbe, das mit umso weihevollerer Sorgfalt gehütet werden muss. Indem wir uns dessen bewusst werden, fühlen wir ihn gegenwärtig, gegenwärtiger als je, mit uns verbunden im grossen Werke des neuen Reiches, das nicht in den Grenzen des Diesseits gefangen ist. O. Ewald.

II.

George Fox (1624—91) und William Penn (1644—1718).

Eine religiös-soziale Betrachtung.

Um das Christentum als ganzes zu verstehen, es geistig und seelisch durch die Logik des Herzens zu erfassen und darnach zu leben, bedarf es nicht besonderer historischer Studien und Kenntnisse. Das erklärt uns am besten Pestalozzis Wort, das er schon in jungen Jahren prägte: „Das Christentum ist nicht nur eine Lehre, sondern auch eine Uebung." Damit ist aber gar nichts gesagt gegen den wunderbaren wissenschaftlichen Apparat, der uns die Entstehung des Christentums auch verstandesmässig in den letzten hundert Jahren so nahe brachte; ganz im Gegenteile: dem, dessen Herzen Lehre und Uebung echten Christentums zum inneren Erlebnis wurden, wird jede ehrliche Bibel- und Evangelienkritik begrüssenswert sein; denn sie kann seine Ueberzeugung von der Unzerstörbarkeit des höchsten Ethos, das der Welt durch Christus zukam, nur noch mehr befestigen, wenn auch einzelne Formulierungen der Texte in den Schriften Veränderungen oder sogar Ausscheidungen

erfahren müssten. An Einem kann weder eine noch so strenge Kritik noch aber eine noch so schlechte Ausübung der christlichen Lehre etwas zerstören: an der ewigen Wahrheit, dass nur die Liebesbotschaft in ihrer beispielgebenden Uebung im Leben Jesu und seiner wahren Nachfolger überall die Erfolge für den Frieden unter den Menschen aller Zonen gebracht hat, dass immer wieder aufs neue, wenn auch mit recht unzulänglichen Mitteln, nach schweren Katastrophen auf diese Friedensbotschaft zurückgegriffen werden muss, mag sie dann auch unter welchem Namen immer gehen.

Unter denjenigen Menschengruppen, die sich am stärksten und tiefsten von der Wahrheit dieser so einfachen und doch so schwer selbst mit dem Herzen und Gemüte, gar nicht aber, oder kaum nennenswert, mit dem dürren Verstande der Verständigen, sondern nur mit der Einfalt des kindlichen Gemütes begreifbaren Lehre selbst erfassen und festhalten liessen, nehmen die Quäker, oder wie sie sich selbst nennen, die Freunde, wohl eine besonders hervorragende Stellung ein. Sie standen von Anfang an trotz vieler innerer Krisen und blutiger äusserer Verfolgungen, die auch ihnen nicht erspart blieben, unter einem besonders glücklichen Stern: die Vorsehung hatte ihnen als bedeutendste Erwecker zwei Männer geschickt, die unter Mithilfe von gleichgestimmten Frauen und Männern der verschiedensten Alters- und Ständestufen eine Renaissance der christlichen Urgemeinde heraufführten, wie sie weder früher noch später gesehen wurde. George Fox und William Penn sind das Doppelgestirn, das in einer symphonisch-harmonischen Lebensarbeit allen Zeiten unvergänglich voranleuchtet, das als „Same Gottes" unverwüstlich weiterwirkt und immer wieder, am meisten aber in den Zeiten leiblicher und seelischer Not, die wunderbarsten Früchte göttlich inspirierter erhebendster Menschlichkeit trägt.

Was einleitend vom Christentum im allgemeinen in bezug auf historisches Verstehen und Erkennen gesagt wurde, gilt im besonderen Falle auch vom Quäkertum und seinen Gründern und von ihrer Auswirkung auf die späteste Zukunft. Wer sich dafür interessiert, auch für das rein biographische Material, lese das eine oder andere der vielen guten Bücher, die in allen öffentlichen grossen Bibliotheken oder in jeder Freundeszentrale-Bücherei zu finden sind. Er wird seine Freude daran haben, je mehr er sich in diese Bücher vertieft. Allerdings, Vertiefung und wirkliche Versenkung in sie fordern diese Bücher, wie alles Echte und Grosse. Sensationsgier kommt nicht auf ihre Rechnung. Aber die höchste Dramatik, ja Tragik hoher Gefühle der vollsten Hingabe an den Menschheitsdienst entschädigen reichlich den Gottsucher, mag seine Weltanschauung wie immer, spirituell, rationell oder mate-

riell eingestellt sein. Wir lernen praktische Idealisten und ideale Praktiker kennen, die in verblüffenden Visionen und weitausgreifenden Blicken aller Art die Entwicklung aus dem Chaos herausbeschwören, im Kleinen wie im Grossen, im Einzel- wie im Gesamtleben das Chaos in den Kosmos, in die vernünftige Weltordnung im höchsten Sinne des Logos,[1]) eben durch die Logik des Herzens, verwandeln. Sie sind Evolutionisten und dadurch — weil sie immer in dem dynamischen Geiste Christi wirken — revolutionärer als alle gewalttätig-explosiven Umwälzungen jemals auf die Dauer sein konnten.

George Fox ist kurz zu charakterisieren als der christliche Ghandi des 17. Jahrhunderts, William Penn als der Tolstoi dieser Zeit. Dabei dürfen wir allerdings nicht vergessen, dass sich der erstgenannte Vergleich nur auf die geistige Auswirkung bezieht, nicht auf die soziale Stellung: während Ghandi aus vornehmem Hause stammt, ist George Fox von kleinbäuerlicher Handwerkerabstammung; aber die religiöse Einstellung für Frieden und Versöhnung auf dem Wege der Verständigung ist beiden gemeinsam. bei William Penn trifft aber der Vergleich mit Leo Tolstoi auch in sozialer Beziehung vollkommen zu: war er doch der Sohn eines Admirals, hochgebildet, Kämmerer eines Herzogs, und hatte jederzeit bei Hofe Zutritt. Obwohl um zwanzig Jahre jünger als sein Freund Fox, arbeitete Penn durch mehr als ein Vierteljahrhundert mit diesem einfachen Manne in einer für alle Welt, Zeitgenossen und Zukunftsmenschen, mit der höchsten Gnade der Vorsehung gesegneten Intensität, die das Ewig-schöpferische echter Geistigkeit aufs ergreifendste vor Augen führt.

Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, dass das Geburtsjahr des George Fox und das Sterbejahr Jakob Böhmes das gleiche sind. Dieser Schlesier und sein mährischer Nachbar und viel älter gewordene Zeitgenosse Johann Amos Comenius haben durch ihre tiefe Innerlichkeit und andere den Freunden verwandte Eigenschaften einen ungeheuren Einfluss auf die im Werden begriffene Gesellschaft der Freunde ausgeübt. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zeigt sich hier auf geistigem Gebiete ebenso evident wie auf materiellem. Es gibt wohl eine Störung, aber gewiss keine Zerstörung geistigen Geschehens und Wollens. Und immer baut sich der Geist den Körper, nie aber umgekehrt. Es ist auch kein blinder Zufall, dass unsere deutschen Gottesfreunde des 14. Jahrhunderts und die noch viel älteren Bogumilen des Balkans aus dem zehnten Jahrhundert dieselben geistigen Grundzüge aufweisen wie die Freunde, und auch ihre Verwandtschaft mit den Mennoniten, Labadiesten, Duchoborzen u. a. ist kein Zufall; auch nicht, dass die

[1]) Logos = das Wort, die „Vernunft" Gottes. Vergl. Joh. 1, 1 ff. D. Red.

hohen Ahnen spät- und frühplatonischer, stoischer und sokratischer Richtung tief wesensverwandte Züge untereinander mit all den genannten wie mit der christlichen Urgemeinde zeigen. Ueberall ist es das Antlitz Gottes, der ewigen Liebe, das uns aus diesem grossen Herzen und aus den tiefen, gütigen Kinderaugen dieser immer jung gebliebenen Menschen freundlich entgegen lächelt. Besonders auffallend ist uns an den Freunden, dass alles, was sie taten und wirkten, aus einer typischen Jugendbewegung heraus getan wird im Sinne jener Jugendlichkeit, wie sie beim Einzelnen von der ihm innewohnenden Jugendkraft abhängt, die gar nicht beeinflusst ist von der Zahl der kalendermässig gelebten Jahre.

Nur so erklärt sich das erfolgreiche Bestehenbleiben der Freunde in dem wirrsäligen England des 17. Jahrhunderts, ihre unwiderstehliche Ausbreitungsfähigkeit und die ihrer Gedankengänge auf andere, gar nicht in ihre sehr losen Organisationen eingetretenen Menschengruppen, ihr sieghafter Glaube und ihr unverbrüchliches Vertrauen auf das Göttliche in jedem Menschen ohne Unterschied der Klasse, der Rasse, des Standes oder des Bekenntnisses, er mag leben wo immer. So erklären sich ihre Erfolge im sozialen Dienste wahrer Menschwerdung, ihr eigener und aller anderen Aufstieg „durch Nacht zum Licht", aus diesem Vertrauen auf das „innere Licht", auf den „Christus in uns". Die besten unter ihnen, und es waren deren viele Tausende, waren nie Sektierer, sie sahen im Inneren eines jeden, ob Neger, Indianer, Hindu, Moslem, Buddhisten oder Freidenker, immer nur den göttlichen Samen, „das von Gott", „das wahre Licht, das jedem Menschen leuchtet, der in diese Welt gekommen ist" (Joh. I,9). Mit der inneren Befreiung eines jeden, zu der alle zusammenhelfen müssen, waren sie sicher, dass sie Freude, Frieden und wahre Freiheit hervorbrachten; daher ihr fester Glaube an die Macht echter Erziehung und Selbstzucht der Persönlichkeit und ihrer intensivsten Pflege bei Jung und Alt.

Die moderne Arbeitsschule verdankt ihnen, wahrscheinlich durch Comenius angeregt, die stärksten Impulse. Sie waren diejenigen, die aus dem Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heraus die Abschaffung der Sklaverei praktisch durch das von ihnen selbst gegebene Beispiel in die Wege leiteten. Aus demselben Grunde bekämpfen sie die Lohnsklaverei. Sie begründeten das Genossenschaftswesen auf allen möglichen Gebieten, selbst auf dem der Siedlungsbewegung, die ihnen ein Mittel ist, zum neuen Typus des Menschen der Zukunft beizutragen und seine Voraussetzungen zu schaffen. Sie bekämpften die unbilligen lebenzerstörenden Nahrungsmittelzölle, sie traten für alle Enterbten ein, arbeiten unentwegt für die Gefängnisreform, indem sie den Gedanken der Erziehung anstelle der Strafe gesetzt wissen wollen, und kämpften für die Beseitigung der sozialen Ursachen der Ver-

brechen. Sie sind überall für den friedlichen Ausgleich der Gegensätze eingetreten, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker in jedem Lande. Ihr Kampf gegen Alkohol, Nikotin und Opium ist so alt als sie selbst; damit im Zusammenhang steht ihr Kampf um die Verbesserung der Gesundheitspflege, ihr Kampf gegen Tuberkulose und andere Volksseuchen. Dr. Lister, der Erfinder der Antiseptik in der Chirurgie, war Quäker. Sie traten immer ein für den freien Verkehr der Völker untereinander und förderten überall Strassenbau, Eisenbahnen und Schiffahrt. George Stephensons einziger vertrauensvoller Förderer zum Bau seiner ersten Lokomotive war der Quäker-Kaufmann Pease. Sie traten jederzeit mit allen ihren Kräften als Treuhänder vieler anderer Menschen guten Willens ein, für die unschuldigen Opfer der Kriege und der bösen Zeiten nach den Kriegen oder nach verheerenden Naturkatastrophen.

Aber die schönste Blume des Gemütes ist doch ihr Bekenntnis zum persönlichen religiösen Erlebnis, aus dem allein bei ihnen die oben aufgezählte, nur einen Teil ihrer Arbeit aufzeigende, sich immer noch höher entwickelnde Tätigkeit quillt: das persönliche religiöse Erlebnis, wie es ihnen allein im stillen Kämmerlein oder in ihren gemeinsamen stillen Andachten zuteil wird, bei denen alle, Mann und Frau, jung und alt, im Sinne der Urgemeinde zum Priestertum berufen sind. Dies ist ein persönliches Erlebnis, das leider so vielen ganz fremd wurde durch Veräusserlichungen und Zeremonien, die gar nichts mit recht verstandener Religiosität zu tun haben. Es ist kein Wunder, dass heute mehr denn je diese einfachen Formen des Quäkertums in allen Ländern, bei allen Völkern und Bekenntnissen aufmerksame Beachtung und oft auch Einführung finden. Das Johanneswort: „Gott ist die Liebe, und die Liebe ist Gott" wird immer mehr in seinem tiefen sozial-religiösen Sinne vielen verständlich, die früher daran achtlos vorübergingen, bis es ihnen wie Schuppen von ihrem inneren Auge fällt. Als George Fox die Freunde zusammenfasste und er wie sie zur Verbreitung der Friedens- und Versöhnungsbotschaft im Geiste Jesu nach Amerika, Holland und Deutschland, einige sogar zum Papste und zum Sultan gingen, als William Penn 1682 seinen Friedensstaat Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia, d. h. „Bruderliebe" gründete, als er 1693 seine berühmte kleine Schrift über die „Gründung eines europäischen Staatenbundes zur Gewährleistung eines dauernden Friedens" schrieb, in der er für den Eintritt Russlands und der Türkei plädierte und Deutschland an der Spitze dieses Bundes wünschte, da war weltmännische Klugheit, gepaart mit tiefster Einsicht des Gemüts in die Bedürfnisse der menschlichen Seele und in die materiellen Bedürfnisse des Völkerlebens, weit ihrer und unserer Zeit vorausgeeilt. Wie schwächlich mutet einen da die Epigonenarbeit an, die mit dem kaufmännischen Rechenstift und poli-

tischem Dilettantismus das ungöttliche Problem des Unfriedens und der Gewalttätigkeit lösen will. Solche Rechnung kann und wird nie stimmen.

Wir kommen zum Schlusse unserer, das Persönliche wenig, das allgemein Gültige stärker betonenden Ausführung darüber, was George Fox und William Penn für die ganze Menschheit durch die unentwegte Anwendung rein christlicher Grundsätze getan haben, ihr eigenes Volk und alle anderen Völker aufs stärkste beeinflussend im sittlichen, religiösen und ethisch-philosophischen Sinne. Der eigentliche Gründer und geistige Anreger war der einfache George Fox, der den Weg der Befreiung zeigte, den einzig wirklich mit Erfolg gangbaren, „den Weg, die Wahrheit und das Leben". William Penn stellte seine hohen Geistesgaben und seine reichen materiellen Mittel zum beispielgebenden „heiligen Experiment" der Gründung Pennsylvaniens zur Verfügung. Was auch andere später daran verdorben haben, die aufbauende Kraft der Menschheit wird immer auf das grosse Vorbild zurückblicken, um sich Rat zu erholen.

Professor Rufus M. Jones, dessen Werke über die „Geistigen Reformatoren des 16. Jahrhunderts" und über die Geschichte des Quäkertums besonders lesenswert sind, charakterisiert George Fox treffend mit folgenden Worten: „Er hatte zwar keinen ordentlichen Schulunterricht genossen; aber er war ein Mann von ungewöhnlicher, angeborener Auffassungsgabe, von ausserordentlicher Lebenstiefe und rasch im Verstehen; er war der geborene Führer, ein Genie des Geistes und Herzens, eine schöne Vereinigung von Mystiker, weitausblickendem, hellseherischem Weisen und praktischem Lebensreformer; er war ein furchtloser, rauher Wahrheitskämpe für eine lebensfrische, bisher ganz ungewohnte, neue Form des Christentums."

Rudolf Boeck †.

Zur Weltlage

Das Judentum und die europäische Welt.[1])

Die Geschichte des Judentums ist seit dem Auszug Abrahams aus Mesopotamien und der Herausführung der Kinder Israels aus Aegypten Kristallisation um einen geistigen Mittelpunkt. Den Prozess der jüdischen Geschichte bildet der Kampf der zu diesem Zen-

[1]) Der vorliegende Aufsatz eines bedeutenden Vertreters des heutigen Judentums, von dem ich hoffe, dass einige andere ihn ergänzen werden (einer ist schon gerüstet) mag dazu dienen, ein richtigeres Bild als das des Antisemitismus von dem zu geben, was das moderne Judentum in seinem Besten (und

trum hinführenden und der von ihm ablenkenden Kräfte. Völker sind wie Menschen Gebilde der Natur und des Geistes zugleich. Das jüdische Volk war stets vorwiegend ein Geistesgebilde; in ein anderes Volk wird sein Mitglied hineingeboren und findet sich in ihm ohne weitere geistige Handlung seinerseits auf naiv-natürliche Weise; in das Judentum tritt der Jude wohl durch die natürliche Tatsache der Geburt ein, aber volles Heimatrecht erlangt er erst durch einen geistigen Akt, durch den Willensentschluss der Einfügung in das geschichtlich gewordene jüdische Wesen, durch die bewusste Uebernahme der Schwere und Aufgabe, die ihm durch die Eigenart des Judentums, durch seine „Auserwählung" gestellt ist. Je klarer und entschiedener dieser Bewusstseinsakt vollzogen wird, desto stärker äussern sich die zentripetalen Tendenzen im Judentum. Es wird als ein abgesondertes, eigenbestimmtes Wesen erkannt, dessen Geschichte und Bestimmung es aus dem Kreise der anderen, mehr natürlichen Völker heraushebt. Diese Eigenart hat die jüdische Geschichte bestimmt und ist ihrerseits durch sie verstärkt worden. Sie hat das Judentum immer, im Altertum wie heute, aus der Mitte der Völker herausgestellt, es zu einer in der Menge einsamen Minderheit gestempelt, hat den Antisemitismus als eine Erscheinung hervorgerufen, die ebenso ohne ihres gleichen ist wie das jüdische Volk und seine Geschichte.

Immer wieder aber sind an die Seite dieser zentripedalen Tendenzen in der jüdischen Geschichte zentrifugale getreten. Das Joch dieser besonderen Lebens- und Denkart erwies sich als zu schwer, die Enge der Absonderung wirkte zu Zeiten drückend und lähmend. Der Enge gegenüber lockte dann von aussen die Weite neu entdeckter seelischer Landschaften; die Abschüttelung der Last des nach dem Bunde mit Gott gerichteten Lebens verhiess Freiheit und Ungebundenheit sorgloser Sonnentage. Das jüdische geschichtliche Leben ist in einem Rhythmus von Fall und Aufstieg, von Blüte und Auflösung verlaufen, und auch die Aeusserungsintensität der jüdischen Kultur war diesem Gesetz unterworfen. Die jüdische Kultur stellte seit den Tagen der nomadischen Hebräer, die ihre Volkswerdung durch einen geistig-moralischen Akt, die Bindung an das Sittengesetz Gottes, erfahren hatten, ein geschlossenes System dar, das in seinem Kern unversehrt, an seinem Rande einen wechselnden Reichtum von Aeusserungen und Uebergangsformen kannte. In seinem Grundzug blieb es aber durch über dreitausend Jahre ein-

nur auf dieses kommt es ja überall an) ist und will; aber auch solche, die das jüdische Problem an sich nicht berührt, werden ihn mit tiefem Interesse lesen können. Ich mache bei diesem Anlass auf die bedeutende Schrift des gleichen Verfassers: „Die politische Idee des Judentums" aufmerksam, die das gleiche Problem in einem weiteren Rahmen behandelt, und darf vielleicht bei dieser Gelegenheit auch an die meinige: „Christentum und Judentum" erinnern. D. Red.

heitlich, es war stets sittlich, sozialethisch und religiös orientiert. In seinem Mittelpunkte stand das Verhältnis von Mensch zu Gott, von Mensch zu Mensch. Die Aeusserungsformen der bildenden Künste, die die griechische Kultur auszeichneten, waren ihm ebenso fremd wie die der römischen eigentümlichen Formen staatsorganisierender Fähigkeiten.

Der Höhepunkt des Prophetismus, die Abfassung des Deuteronomiums, des Hiobbuches und der Psalmen, die für die künftige Gestaltung und Festigung des Judentums entscheidenden Ereignisse, fielen in die Zeit des Untergangs der in äusserer Machtentfaltung unbedeutenden und verhältnismässig nur kurzlebigen israelitisch-jüdischen Staatsgebilde. Aber das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Bestimmung der Menschen jüdischer Abstammung erhielt sich lebendig, von allen äusseren Schicksalen unabhängig. Es hatte jene geistig-sittliche Form angenommen, die es aus dem noch unentwickelten Nationalbewusstsein der anderen Völker schon im Altertum hervorhob und ihm Dauer verlieh. Der jüdische Nationalismus war nicht an den Staat gebunden; es waren gerade die Vertreter des jüdischen Nationalismus in seiner entfalteten Form, die durch ihr Bestreben der Versittlichung der Lebensgrundlagen des jüdischen Volkes zur Schwächung oder Zerstörung der staatlichen Gewalt beitrugen, an deren Stelle es galt, die Unmittelbarkeit menschlicher Beziehungen, deren Richtmass die Gerechtigkeit Gottes sein sollte, treten zu lassen. Der jüdische Nationalismus war bestimmt durch das Bewusstsein der Auserwähltheit durch Gott zu vorbildlichem Leben, durch den steten Abfall von der Last dieser Selbstverpflichtung und durch die Hoffnung auf Herbeiführung des Reiches Gottes auf Erden

So konnte sich eine Harmonie und Geschlossenheit der jüdischen Kultur entfalten, die ihren Trägern inmitten der Verwirrungen und politisch-sozialen Umwälzungen der Zeitalter einen eigenen Stil wahrte, gleichzeitig aber auch die Gefahr einer seelischen Begrenztheit und einer unberechtigten Ueberhebung in sich barg, die manchmal bis zu lächerlicher Abschliessung vor der Grösse der fremden Umwelt führte. Doch bestand meistens lebhafter Austausch und Verkehr mit umgebenden Kulturen an der Peripherie der jüdischen. Alles menschliche Denken ist miteinander verbunden; von dem Denken des jüdischen Volkes führten beinahe stets viele Verbindungslinien in die Weite der Welt. Immer waren jüdische Denker, von den Verfassern der ältesten Legenden der Bibel, Philo und den Vätern der Mischna über Maimonides und Spinoza bis zu Hermann Cohen von fremden Gedankengängen angeregt, immer beeinflussten auch sie ihrerseits die Ideologie der Völker. Aus dem jüdischen Bezirke kamen der Umwelt das Urchristentum, kam der Traum des Reiches Gottes, der in allen Revolutionen und religiösen

Erschütterungen des Abendlandes nachgewirkt hat; über den Rand des Judentums blickten stets Juden voll Sehnsucht nach der Weite und Schönheit da draussen, nach der ruhigen Sicherheit eines Lebens, das nicht in jedem Augenblicke vor Gott steht. Zu Zeiten gewannen diese zentrifugalen Tendenzen, diese Sehnsucht nach Abschüttelung der scharf absondernden Eigenart, nach einer Angleichung an alle anderen Völker, sei es durch den Untergang des jüdischen Volkes, sei es, öfters noch, durch ein Dasein als Volk gleich allen anderen Völkern, die Oberhand. So war es nach der Besitzergreifung Kenaans. Das Richterbuch erzählt davon, und das achte Kapitel des ersten Buches Samuels gibt den Schlüssel zu der Art, in der das Judentum seine eigene Geschichte sieht. Indem die Juden „einen König haben wollen, um allen anderen Völkern zu gleichen", haben sie ihren Gott verworfen.

Die Berührung mit kulturell überlegener Umgebung, in der die dem Judentum fehlenden Künste und Wissenschaften wie auch äussere Glanzentfaltung und zivilisatorische Hochleistungen einen führenden Rang einnahmen, stärkte stets die zentrifugalen Tendenzen in der Judenheit, insbesondere wenn gleichzeitig im Judentum eine Zeit der Enge und Erstarrung in besonders hohem Masse eingetreten war. So war es vor allem in der hellenistischen Periode gewesen. In noch stärkerem Grade war es so am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Judentum stand im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in einer Periode des Stillstands seiner geistigen Entwicklung, freie Regsamkeit des Geistes, kühnes Erfassen neuer Wege des Gedankens schienen ihm versperrt. Die Dumpfheit dieser abgeschlossenen Atmosphäre stand in offenem Kontrast zu der mächtigen Welle freier Kultur und schöpferischer Erfindungskraft, die die europäischen Völker seit der Renaissance, vor allem aber seit der Aufklärung erfasst hatte. Kulturelle Sehnsucht war eine der Haupttriebfedern der Niedergangsperiode des Judentums in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; das Wesen des Niedergangs bestand aber in dem Versuche einer Emanzipation vom eigenen Selbst, in dem Bestreben, so zu werden, wie die anderen Völker sind, sei es als individueller Lösungsversuch, der zur Assimilation, zur Reform und zur Taufe führte, sei es als kollektiver Prozess einer Anpassung des jüdischen Volkes an die Lebensformen der anderen, wie es ein Teil der Haskala im Osten Europas und der politisch-territoriale Zionismus erstrebt hat. Die Kraft des Tragens einer besonderen Art, die bewusste Liebe und Bejahung des eigenen, seit vielen Jahrhunderten ererbten Schicksals schien gebrochen; vom Westen kommend und vor allem die sozial höherstehenden Schichten erfassend hielt die Assimilation ihren Siegeszug durch die Judenheit.

Diese zentrifugale Tendenz, den anderen gleich zu werden, was

letztens die Aufgabe des Judentums bedeuten musste, wurde durch die politisch-staatliche Ideologie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts verstärkt. Der mittelalterliche Staat kannte weder Gleichheit „vor dem Gesetz", noch Einheitlichkeit der Bewohner seines Territoriums. Persönliches und Standesrecht galten, in dem freien Gefüge der nebeneinander bestehenden, verschiedenen Gruppen und Gemeinschaften fand auch die jüdische ihren Platz. Der absolute Staat des achtzehnten Jahrhunderts verlangte aber die gleiche Unterordnung aller Bewohner unter seinen Willen, ihre Einordnung als ihm gegenüber Gleiche in das Gefüge des zentralistischen Verwaltungsapparates. Ein Wille und ein Recht sollten von nun an im Staate herrschen. War dieser absolute Staat im Osten und in Mitteleuropa noch dynastisch bestimmt, so verband sich im Westen bald mit der Vorstellung des absoluten Staates die der Nation als seines Trägers, der Staatsnation, die den Staat bildet und mit ihm identisch ist. In England und Frankreich wurden die Worte Staat und Nation gleichbedeutend. Alle Bewohner sollten Bürger sein, Gleiche vor dem gleichen Gesetz, beseelt von den gleichen Idealen, erfüllt von der Liebe zu denselben Institutionen und Sitten, hingegeben dem Wohle des Staates und der Nation. Gleiche Rechte bedingten gleiche Art und umgekehrt. Dem Staate gegenüber gab es, entsprechend dem ahistorischen Individualismus der Aufklärung, nur Individuen, nicht Stände oder Korporationen. Die Verfechter der Judenemanzipation in der französischen Nationalversammlung, vor allem Clermont-Tonnere, erklärten 1789: „Den Juden als Nation ist alles zu verweigern, den Juden als Menschen ist alles zu gewähren." Das Pariser Synhedrion unter Napoleon I. erklärte: „Aujourd'hui que les juifs ne forment plus une nation et qu'ils ont l'avantage d'être incorporés dans la grande nation. . ." Dies war auf Grund der damaligen Auffassung von Staat und Nation legitim. „Un et indivisible", einheitlich und unteilbar war der damals sich herauskristallisierende moderne und dabei doktrinäre Staat, der seine absolute Staatshoheit bis zu seiner Gleichsetzung mit der höchsten sittlichen Idee durch Hegel auf allen Gebieten behaupten wollte, der gerade im Gegensatz zum mittelalterlichen Staate keine Autonomie, keine politisch-nationalen Institutionen, keine Absonderung und Entziehung vor seiner Gewalt in seinem Innern dulden durfte. In diesem neuzeitlichen Staat ragte das mittelalterliche Judentum störend hinein; nicht eingefügt in Wirtschaft, Sitte und politisches Leben der sie umgebenden Nation wurden die Juden als Herd mancher Uebel angesehen; ihre Einfügung in den Staat galt daher zu ihrem eigenen und ihrer Nachbarn Wohl ihrer Erziehung und Besserung. Napoleon I. gab seiner Ueberzeugung Ausdruck, dass „der von den Juden verursachte Schaden nicht von einzelnen Personen ausgehe, sondern in

der ganzen Verfassung des gesamten Volkes begründet sei." Die jüdische Notabelnversammlung in Paris sprach sich auch im August 1806 für die „staatsbürgerliche Erziehung" der Juden, für die Aufhebung ihrer besonderen Verfassung aus. Es wurde erklärt, dass von nun an die Juden keine Nation mehr bilden, dass sie in ihrer Einreihung in die Staatsnation die politische Erlösung sehen, dass zwischen den Juden verschiedener Staaten kein Solidaritätsgefühl besteht. Das Judentum als politische Nation verschwand, der Staatsbürger jüdischen Glaubens erstand.

So war es aus zwei Hauptgründen, deren einer vorwiegend im Innenleben des jüdischen Volkes, der andere in der politischen Ideologie jene Zeit seinen Ursprung hatte, dass das Judentum, vorläufig im Westen Europas, sein geschichtliches nationales Sondersein zugunsten eines individuellen Gleichseins aufzugeben begann. Umstände verschiedener Art wirkten mit. Die Philosophie der Aufklärung und der Revolution wird als von jüdisch-prophetischen Vorstellungen genährt empfunden; ging doch die französische Revolution und Aufklärung auf die englische und amerikanische zurück, deren alttestamentarische Beeinflusstheit offenkundig und vollbewusst war. Der weltbürgerliche Humanismus einerseits, die Losungen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, das Niederreissen Jahrhunderte alter trennender Schranken und Traditionen andererseits mussten nicht nur die jüdische Intelligenz an sich locken, sie schlugen zugleich eine ideelle Brücke, die den Uebergang aus Vätergebundenheit zur Weltfreiheit erleichterte. Nicht weniger stark erwiesen sich wirtschaftliche Anlässe. Der Frühkapitalismus hatte seinen Einzug in das europäische Wirtschaftsleben gehalten und war im Begriffe, auch in Mitteleuropa die alte zünftig-feudale Ordnung abzulösen. Er verlangte eine Loslösung von den bisherigen, streng gebundenen Wirtschaftsformen. Die Juden, stets ausserhalb der zünftigen Ordnung und der bäuerlichen Wirtschaft, waren daher wichtige Pioniere des Frühkapitalismus, insbesondere, da sie auch über flüssiges Kapital verfügten. Die Juden traten jetzt gleichberechtigt, ja oft als Schrittmacher in das allgemeine Wirtschaftsleben ein, und auch dies führte sie von ihrem Sonderleben in eine Gleichheit der Lebensbedingungen und Erwerbsformen. Der Kapitalismus, der seinen Mittelpunkt in den grossen Städten hatte, veranlasste die Juden, vom Lande in die Städte abzuwandern und damit aus dem gebundenen, traditionellen und gehüteten Leben der alten kleinstädtischen Gemeinden, wo jeder unter der Kontrolle der konservativen öffentlichen Meinung stand, in die Freiheit der grossen Städte, wo das Aufgehen in fremder Umgebung und die Abstreifung hergebrachter Sitten erleichtert wurden.

Die Folgen dieses Angleichungsprozesses wirkten sich auf sozialem, kulturellem und psychologischem Gebiete aus und waren in

ihrem Wesen Erscheinungen ähnlich, die auch andere mittelalterliche und orientalische Völker bei ihrem Eintritt in die moderne Lebensform, bei ihrer „Verwestlichung" gekannt haben. Der Prozess der Säkularisierung des jüdischen Lebens setzte ein. Aeusserem Anschein nach wirkte sich dies freilich dahin aus, dass das Judentum sich auf die Synagoge und rein religiöse Institutionen zurückzog, dass es eine „Konfession" wurde, tatsächlich aber wurden dem Judentum weiteste Lebensgebiete entzogen, die bisher nach mittelalterlicher Art religiös gebunden gewesen waren, und säkulär-rationalistischer und dabei fremder Ordnung unterstellt. Die moderne jüdische nationale Bewegung bejahte später diese Verweltlichung des Judentums und setzte sie fort, indem sie sich bemühte, die der jüdischen Ordnung entrissenen Lebensprovinzen ihr wieder einzuverleiben, ohne sie dabei religiös zu binden.

Die Umgestaltung der jüdischen Gemeinde wirkte auch auf die Stellung der Frau. Bis dahin wie in allen mittelalterlich-orientalischen Gemeinschaften ans Haus gefesselt, trat sie nun in das öffentliche geistige und soziale Leben ein. Frauen waren es, die in Berlin die Schrittmacher der Aufklärung wurden und einen Mittelpunkt deutschen Geisteslebens schufen. Das Ehewesen und die Aeusserungen der Erotik erfuhren eine tiefgehende Umgestaltung. Sie lösten sich aus patriarchalisch-sippenhafter Bindung, sie wurden individuell und ihre Wege führten die Jugend oft jenseits der Grenzen der Judenheit. In der veränderten Auffassung des Verhältnisses zur Frau spiegelte sich der Gegensatz, der in der Zeit der Assimilation die Generationen trennte. Der Vater fand die Wege des Sohnes sündhaft, der Sohn sah in dem Vater nur die tote Vergangenheit, die staubige Enge, der es zu entrinnen galt. Die Heiligtümer des Vaters, die dieser in ununterbrochener Reihenfolge von vielen Geschlechtern seiner Ahnen empfangen hatte, warf der Sohn zum alten Gerümpel. Die Leidenschaftlichkeit der Assimilation und die Dialektik des Interesses führten zu einer Verzerrung der perspektivischen Schau: im Judentum erschien alles hässlich, tot, unwürdig und verächtlich, draussen aber sah alles schön, jung und edel aus.

Alles, was das Ghetto und die achtzehn Jahrhunderte des Exils, in denen das Judentum verachtet gewesen war, geschaffen hatten, wurde abgelehnt, nur die Bibel, der als dem „Alten Testament" auch im ganzen Abendlande Verehrung gezollt wurde, blieb in ihrem Ansehen und gewann noch an Ansehen; man wandte sich ihr wieder zu, versuchte sie ohne die allegorischen und willkürlichen Deutungen des Mittelalters zu lesen und in die Landessprachen zu übersetzen, um so den Zugang zur Bibel, mehr aber noch den zu den Landessprachen zu erleichtern. Moses Mendelssohns deutsche Bibelübersetzung, von der der Pentateuch 1782 erschien, bildete

den literarischen Beginn der Assimilationsperiode. Sie erledigte das Ghetto: durch die Hinwendung zur Bibel, durch den Versuch einer rationellen Erklärung (die sogenannte Biuristenschule wurde darin grundlegend) und durch die Verlebendigung der hebräischen Sprache, deren Schönheit Mendelssohn pries und deren grammatikalisches Studium er einleitete. Von seiner Bibelübersetzung angeregt, wurde zwei Jahre später die erste hebräische Zeitschrift „Hameassef" in Königsberg begründet. Seine Bibelübersetzung leitete aber auch die Assimilation ein: durch ihre Hinwendung zur deutschen Sprache und durch ihre Abwendung von der Umgangssprache des jüdischen Volkes in Mittel- und Osteuropa, dem Jiddischen, das bald die Verachtung teilte, die man allen Institutionen des Ghettos entgegenbrachte. Selbst des Namens „Jude" schämte man sich vielfach, man suchte das alttestamentarische „Israelite" wieder zu erwecken. Die Geschichte der Auflösung des mitteleuropäischen Judentums vollzog sich in wenigen Jahrzehnten. Ihre Tendenzen waren die Gleichwerdung mit der Umgebung und die Einfügung in den damaligen Staat, Reform und Emanzipation. Die gemässigte Assimilation, wie sie Martin Philippson in der Nachfolge seines Vaters Ludwig dargestellt hat, wollte die Juden „zur Stellung ihrer Ansprüche als vollwertige Menschen und Staatsbürger" veranlassen. „Zugleich tat sich unter ihnen das ernstliche Bestreben kund, ihre Glaubensgenossenschaft auch im Innern umzugestalten und ihr so das Recht auf Gleichstellung endgültig zu erwerben; sie umzugestalten in kultureller und sozialer Beziehung. Das spezifisch Orientalische und Mittelalterliche sollte abgestreift, der vieltausendjährige, edle und unvergängliche Kern des Judentums herausgeschält und mit Formen umgeben werden, die den Empfindungen und geklärten Anschauungen der Neuzeit entsprächen. Die Juden sollten sich des knechtischen Schmutzes des Ghettos entledigen, in Aussehen und Geberden, in Sitte und Beschäftigungsart der andersgläubigen Umgebung näher gebracht werden. Während sie fortfuhren, treue Juden zu sein, sollten sie zugleich in vollem Umfange Deutsche werden: Deutsche jüdischen Glaubens." In dem Kampfe um die Emanzipation standen Gabriel Riesser und der edle Liberale Johann Jacoby in erster Reihe. Ihnen allen war Grundsatz, dass das Judentum keine Nation, sondern ein „blosser Glaubensverein" sei. „Wo ist das andere Vaterland, das uns zur Verteidigung ruft? Wir sind nicht eingewandert, wir sind eingeboren, und weil wir es sind, haben wir keinen Anspruch anderswo auf eine Heimat, wir sind entweder Deutsche oder wir sind heimatlos." „Unser Messias ist die Wahrheit, welche immer mächtiger an altverjährten Vorurteilen und mittelalterlichen Satzungen rüttelt, und über kurz oder lang uns frei machen wird; nach Palästina zurückzukehren begehren wir nicht, wir streben

nur — wie gering und gerecht ist unsere Forderung — wieder zum ungekränkten Menschen- und Bürgerrechte zu gelangen." Aus diesem Dilemma: Deutsche — heimatlos, Rückkehr nach Palästina — ungekränkte Menschen- und Bürgerrechte — erschien den Vorkämpfern der Emanzipation in den zukunftsfrohen Jahren um 1830 der Ausweg eindeutig, sie hatten ihre Lösung nicht gegen die Juden zu verteidigen, sondern gegen die anderen; ein halbes Jahrhundert später standen Pinsker und Herzl, die Begründer des politisch-territorialen Zionismus, vor dem gleichen Dilemma; die Lösung, die sie ihm gaben, war aber der von 1830 entgegengesetzt. In beiden Lösungsversuchen war es nicht die innere Beziehung zu jüdischem Wesen, sondern das Gefühl für Ehre und Würde, das, zu den verschiedenen Zeiten freilich in verschiedener Richtung, den Ausschlag gab. Ein Brief Jacobys vom 10. Juli 1832 gibt eine tiefe Einsicht in das Seelenleben der Besten jener Generation. Sie litten an ihrem Judentum: „Der Gedanke: Du bist ein Jude! ist eben der Quälgeist, der jede wahre Freude lähmt, jedes sorglose Sichgehenlassen gewaltsam niederdrückt!" Der Jude leidet daran, als minderwertig zu gelten, er will, kann er nicht die Liebe seiner Mitbürger erwerben, ihre Achtung erkämpfen. Es gilt, alle Juden, die vor allem, die nur an ihre persönlichen Existenzsorgen und Vorteile denken, aufzurütteln, sie an Freiheit und Ehre und den Kampf darum zu gemahnen. „Wer von Jugend auf im Gefängnis lebte, fühlt nicht die drückende, brustbeklemmende Luft desselben; — eine freiere Atmosphäre zu atmen, dies Glück kennt er zu wenig, um sich danach zu sehnen, um es schätzen zu können. Solche Unglückliche muss man aus dem Schlafe aufrütteln, den schwachen Rest ihres Ehrgefühls in Anspruch nehmen, sie mit der Nase auf ihre Ketten stossen, um sie zur Einsicht und zum Gefühl ihrer Schmach zu bringen." Die Besten der Generation von damals, „die Söhne eines Jahrhunderts, dessen Atem die Freiheit ist," (Gabriel Riesser) suchten einen Weg ins Freie, in Würde und Seelengrösse; nur dass sich der Weg als ein Irrweg erwies. Ein neuer Weg ins Freie sollte ihn später ablösen, beider Masstäbe für Würde und Freiheit waren aber nicht dem Judentum, sondern der Umwelt entnommen.

Diese Assimilation an die Wertmasstäbe der abendländischen Völker wirkte sich bis zur Würdelosigkeit in der Reform aus. Samuel Holdheim, Rabbiner in Schwerin, liess selbst das religiöse Sonderleben der Israeliten vor der Einfügung in den Staat der Gegenwart völlig zurücktreten; er lehrte, das Leben des Judentums müsse völlig von den Gesetzen und Nationaltendenzen jener Staaten reguliert werden, in die die Juden zufällig verstreut sind. Aufgabe der Rabbiner sei es, alles auszuscheiden, was an das ehemalige Sondersein der Juden gemahne und sie irgendwie als von den anderen

Staatsbürgern unterschieden erhalten könne. Die oberste Aufsicht und Entscheidung über das Judentum stehe aber den Staatsregierungen zu, die das Recht hätten, alles, was sich dem Rahmen der allgemeinen Gesetzgebung nicht anpasse, abzuschaffen. Die jüdischen Ehe- und Speisegesetze, die Sabbatruhe und der Samstag als Wochenende und Feiertag, jüdische Schule und Gemeinde, all das sollte beseitigt werden. Die hebräische Sprache sollte aus dem Gottesdienst verschwinden, und ein Grundpfeiler der jüdischen Religiosität, der Messianismus, verbannt werden. Die Berliner Reformgemeinde ging in ihren Neuerungen auf dieser Bahn: der Gottesdienst erfolgte fast ausschliesslich in deutscher Sprache und mit unbedecktem Haupte, die Frauen wurden den Männern bei religiösen Handlungen gleichgestellt, der Sabbatgottesdienst wurde am Sonntag abgehalten.

So sollte sich die Reform das Judentum dahin auflösen, dass der Jude des neunzehnten Jahrhunderts, berauscht von dessen scheinbarer Grösse, sich völlig loslöste von seiner Vergangenheit und wurzellos und ohne jede eigene Substanz sich ganz dem Lebenstriebe hingebe, der sich von einer Staatskultur als letztem Ziele leiten liess, deren sittliche Hohlheit den später Geborenen klar geworden ist. Diese Reform konnte daher keine Dauer haben, aus ihr führte der Weg in die Taufe, in die völlige Assimilation durch Verschwinden und Untertauchen in der Umwelt. Tausende gingen damals diesen Weg. Das liberale Judentum aber, das sich als Nachfolger der Reform erhob, hat wieder an die jüdische Vergangenheit angeknüpft, es hat den zentrifugalen Tendenzen auch zentripetale entgegensetzt. Sein Lehrer, Abraham Geiger, hat in seiner Untersuchung über die jüdische Geschichte versucht, ihr tieferes Wesen zu erfassen und in ihr eine freie Entwicklung und stete Anpassung zu sehen. Er hat auf sie die Philosophie und die Geisteslage des neunzehnten Jahrhunderts übertragen. Ihm bot die alte Zeit Beispiele dafür, „dass ein gebildetes Volkstum mächtig auf die Geister wirkend auch an dem religiösen Leben des Judentums keineswegs spurlos vorübergeht, und dass die Bekenner des Judentums, treu und anhänglich ihrer Religion, dennoch in Sitte und Sprache des Landes eingingen." Das Judentum hat ihm schon früh alles Nationale abgestreift: „Das Judentum hat die Schranken des engen Volkstums gebrochen; nicht die Geburt macht den Juden, sondern die Ueberzeugung, die Anerkennung des Glaubens." „Das (jüdische) Volksleben war eine zeitliche Hülle, ein Mittel, notwendig, damit der Glaube sich vollständig befestige." Aber dieser Glaube war bei Geiger wenigstens eine lebendige Kraft. Das liberale Judentum ist aber auch über Geiger hinausgegangen, zurückgegangen zum Judentum. Ismar Elbogen hat dies in seiner Rede zum Gedächtnis des fünfzigsten Todestages Geigers erklärt: „Weder hat die Ent-

wicklung der Menschheit sich so vollzogen, noch das Leben innerhalb des Judentums sich so gestaltet, wie man es 1840 erwarten konnte. Ganz andere Kräfte, als man damals voraussah, sind zur Herrschaft gelangt. Es haben sich im Judentum Kräfte gebildet, positive und negative, erhaltende und zerstörende, von deren Gewalt und Wucht man damals nichts ahnte. Es haben innerhalb der Judenheit der Welt, innerhalb der Völker und ihrer Stellung zum Judentum Umwälzungen schwerwiegendster Art stattgefunden und uns vor Probleme gestellt, die in Geigers Tagen unbekannt waren, die auch mit seiner Einstellung nicht immer sich verantworten lassen." Im Judentum erwachten und erwuchsen neue Kräfte, bis sie unter der Einwirkung der Zionsliebe zu voller Blüte gediehen und selbst auf alle Seitenwege und Nebenstrassen, in die im neunzehnten Jahrhundert das jüdische Leben sich ergossen hatte, ihre beseelenden Einflüsse geltend machten.

Zu gleicher Zeit, als die Reform das Dilemma zwischen Sonderleben und Eingliederung in den Staat auf die Art zu lösen suchte, dass ersteres letzterem völlig Raum gab, kam aus dem Lager der Orthodoxie ein Lösungsversuch anderer Art. Samson Raphael Hirsch, damals Rabbiner in Oldenburg, veröffentlichte im Jahre 1838 seine „Neunzehn Briefe". Ihm ist Israel ein Volk mit einer bestimmten Aufgabe. „An Einem grossen Bau arbeiten wir alle, alle Völker, jedes mit seinen Tugenden und Fehlern, seiner Weisheit und seinem Wahn, mit seinem Steigen und Fallen und mit dem, was es als Summe seines Daseins der Nachwelt vermacht; dafür werden alle Guten unter allen Völkern gelebt haben; dazu wird auch der Griechen Kunst, wenn rein, die Gemüter veredelt, ihre Weisheit, wenn wahr, die Geister erleuchtet, dazu der Römer Schwert alle Völker vereinigt, friedlicher der Europäer Handel dazu Nationen verbrüdert haben, und dazu wird auch Jissroel sein Teil auf s e i n e Weise lösen." Das Judentum hatte von Anbeginn seine eigene Aufgabe, „Erfüllung göttlichen Willens" und daher seine Sonderexistenz: „Eben darum musste es gesondert bleiben; durfte nicht eingehen ins Treiben der übrigen Völker, damit es nicht auch untergehe in Besitz- und Genussvergötterung." Es war und bleibt ein Volk durch seine Lehre auch ohne Land und Boden, „nicht eingehend ins Treiben und Streben der übrigen Völker, heiliges Menschentum im eigenen Leben bewährend." Wohl bejahte Hirsch die Einfügung in den Staat der Gegenwart, die Emanzipation. Er begrüsste sie als Erlösung von unerträglichem Drucke, der zur Verkümmerung führen musste, er erklärte es als Pflicht, „des Staates Zwecke zu fördern und das eigene Wohl nicht getrennt von des Staates Wohl zu achten". Denn „nie war Land und Boden das Einigungsband des Judentums, sondern die gemeinsame Aufgabe der Thauroh; darum ja auch eine Einheit noch, wenn auch fern vom

Lande — und darum noch Einheit, wenn auch überall in der Zerstreuung angebürgert; bis sie Gott einmal auch äusserlich als Volk auf einem Boden vereinigen werde, eine Zukunft, die, als Ziel des Goluss gesteckt, verheissen ist, aber ja nicht tätig von uns gefördert werden darf, nur erhofft." Aber „die ganze Frage der Emanzipation", die für Riesser und Geiger von entscheidender Wichtigkeit war und das Primat besass, hat nach Hirsch, „als bloss unser äusseres Geschick zunächst berührend, im Judentum nur ein untergeordnetes Interesse. Ein anderes Ziel ist uns vorgesteckt, dessen Erreichung ganz in unseren Händen, das der Verwirklichung des Judentums durch Juden." Es gilt die Zeit zum Judentum zu erheben, nicht das Judentum zurzeit zu nivellieren. Die Reform, deren die Juden bedürfen, ist die durchs „wiedererkannte, geistig erfasste, mit aller Tatkraft verwirklichte Judentum". Dazu bedarf es der Schulen, die jüdisches neben allgemeinem Wissen vermitteln, beide zu einer vom Judentum getragenen Einheit verschmolzen, bedarf es, dass der Jugend die hebräische Sprache wie die Sprache ihres Landes zu eigen sei, dass „in b e i d e n sie d e n k e n gelehrt werde". Die Zersetzung im Judentum, die zur Zeit Samson Raphael Hirschs eingesetzt hat, wird, das weiss er, noch Jahrzehnte anhalten, das Judentum befindet sich in einem Gestaltwandel. „Mag immerhin diese Zeit des Kreissens unser, unserer Kinder, unserer Enkel Leben noch überdauern, so werden die Urenkel sich freuen des zum Licht und zum Leben gedrungenen Kindes; sein Name ist: „sich selbst begreifendes Judentum." Hirschs Zuversicht war berechtigt; seine Enkel und Urenkel sind Zeugen dessen geworden, wie das Judentum wieder erkannt und bekannt zu werden begann. Nur dass Hirsch den Gestaltwandel, in dem sich die geistigen und sozialen Aeusserungsformen des Judentums befinden, nicht erfasste; das Judentum, das aus diesem Gestaltwandel hervorzugehen beginnt, ist ein anderes, als die Orthodoxie der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts erwartet hat. Wie die Reform in Mitteleuropa ihre ursprünglich stürmische und drängerische ahistorische Tendenz aufgab (nur in Nordamerika erhielt sie sich in dieser Form) und dem liberalen Judentum den Platz räumte, so starb zu der gleichen Zeit in Mitteleuropa (in Osteuropa erhielt sie sich bis in die Gegenwart) die starre, tatsächlich an die Lebensformen des traditionellen Judentums der letzten Jahrhunderte gebundene, jede Berührung mit der geistigen Umwelt leugnende Orthodoxie aus und an ihre Stelle trat die Neu-Orthodoxie, die die moderne Bildung, das Berufsleben und den Staat ihrer Zeit bejahte, dafür sich aber umso starrer an eine Reihe äusserer Gebräuche klammerte. In dieser Orthodoxie, die damals noch an der Grenze der altherkömmlich gebundenen stand, erwachte auch zuerst der Zionsgedanke, das Verlangen nach der Rückkehr der Juden in ihre einstige Heimat,

deren unmittelbare Wirklichkeit noch in allen Gebeten und religiös-nationalen Traditionen den Zerstreuten lebendig bewahrt geblieben war. Aber dieser Zionismus war noch völlig religiös orientiert, er war noch nicht aus dem Gestaltwandel des Judentums im neunzehnten Jahrhundert und aus seiner Berührung mit der europäischen Moderne hervorgegangen; er war eine geradlinige Fortsetzung des religiös-messianischen Zionismus des Ghetto; er fand seine Begründung ausschliesslich in Sprüchen der Bibel und des Talmuds und sein Ziel war die vollständige Erfüllung aller traditionellen Gebote und Gebräuche, von denen viele, insbesondere der Opferdienst, an das Land gebunden sind und sich mit Israel zusammen in der Diaspora befinden, von der sie erlöst werden sollen. Der Rabbiner Hirsch Kalischer veröffentlichte 1862 sein Buch über die Wiederherstellung Zions; ihm schlossen sich andere an, die ähnlich wie der noch von den Wellen der Sabbatai Zewi-Bewegung ergriffene italienische Dichter und Kabbalist Moses Chaim Luzzatto, der nach einem von reiner Glut erfüllten kurzen Leben in das Heilige Land zog und dort nach seiner Ankunft 1747 starb, von mystischer Sehnsucht nach der Ankunft des Messias getrieben waren. Unter ihnen ragte Elijahu Gutmacher hervor, ein Heiliger und ein mystischer Philosoph, der glaubte, dass der einzelne durch seelische Reinheit und Selbstentäusserung das Geschlecht für die Erlösung bereiten könne, eine einsam-asketische, patriarchalisch-hilfsbereite Gestalt. Er fühlte die Substanz des Judentums schwinden, und daher wollte er ringen, dass die Erlösung komme. Als Kalischer im Jahre 1860 die erste Versammlung von Rabbinern und Notabeln zur Erörterung der Frage der Palästinabesiedlung nach Thorn einberief, beteiligte Gutmacher sich daran ebenso wie an der 1861 in Frankfurt an der Oder begründeten Gesellschaft zur Kolonisierung Palästinas, deren treibende Seele Dr. Chaim Lorje war, ein glühender Mystiker aus der Schule des grossen späten Kabbalisten Jizchak Lurja, und ein seltsamer, verworrener, ans Krankhafte grenzender Mensch. Die von ihm geleitete Gesellschaft vergrösserte sich schnell, sie gewann Mitglieder in den verschiedenen Städten Deutschlands, in Russland, in England und Frankreich, in der Türkei und in überseeischen Ländern. Aber durch seine bizarre und masslose Persönlichkeit brachte Lorje schon nach einigen Jahren den Verein zu einem jähen Ende. Aber der Gedanke der Besiedlung Palästinas durch Juden als Erfüllung einer Mizwa hatte damals jüdisch-religiöse Personen in allen Ländern erfasst. Ihnen war es klar, dass es sich dabei um eine Besserung der Lebenslage und auch eine wirtschaftliche Belebung und Hebung der palästinensischen Juden und um die Ermöglichung der Einwanderung weiterer Juden durch Gründung grosser Kapitalgesellschaften handle. Zu ihnen gehörte der im Orient geborene Semliner Rab-

biner Jehuda Alkalai, der ursprünglich seine Hoffnungen auf die Alliance Israelite Universelle gesetzt hatte, die im Jahre 1870 auf Anregung Charles Netters, der dem Gedanken der Palästinabesiedlung anhing, die erste Ackerbauschule in Palästina in der Nähe Jaffas, „Mikwe Israel" (Hoffnung Israels) begründet hatte. Später, mehr als siebzigjährig, reiste Alkalai zur Förderung seiner Bestrebungen selbst nach Palästina, wo unter dem Vorsitz des damaligen Chachambaschi eine „Israelitische Allianz für Besiedlung Palästinas" gebildet wurde. Nach seiner Abreise brach die Gesellschaft zusammen. Die Chaluka-Juden, die in Jerusalem von frommer Unterstützung bloss dem Gebet und Studium lebten, traten gegen die landwirtschaftliche Arbeit auf, die die Juden vom Gottdienen ablenke. Alkalai eilte nach Jerusalem zurück, wo er im Herbst 1878 achtzigjährig verschied. Kurz nachher erwarben einige seiner Anhänger bei Jaffa eine Bodenfläche, auf der sie jüdische Familien zu einem Dorfe ansiedelten, aus dem die heute grösste landwirtschaftliche Siedlung Palästinas hervorwuchs, Petach Tikwa, das Tor der Hoffnung.

Aber dieser auf rein orthodoxer Basis erwachsene Zionsgedanke, der noch in seiner Grundlage, wenn auch nicht mehr in seiner Form, dem jüdischen Mittelalter angehörte, stellte ebenso wie die Orthodoxie selbst in Mittel- und Westeuropa einen immer dünner werdenden und bald völlig versikernden Seitenarm des jüdischen Flusses dar. Der Hauptarm nahm eine andere Richtung, er führte zu einer sehr schnell fortschreitenden Auflösung und zur Assimilation. Das Judentum hatte in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts den tiefsten Stand seiner Lebensintensität erreicht, den es je gekannt hat. Man wollte nur den andern gleichen, nichts mehr. Der über dreitausendjährige Kampf um den Sinn und die Erfüllung jüdischer Art schien beendet. Es war nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, eine Erscheinung, die die jüdische Peripherie erfasst und zu einem Abbröckelungsprozess geführt hat, der Kern des Judentums selbst schien ergriffen. Noch lebte in schöpferisch-sensitiven Menschen, wie in Heinrich Heine und Alexander Weill, abseitigen, erregten, tiefer verbundenen Individuen in aller Loslösung das Bewusstsein der Tragik, der Auserwählung und der Schuld; das Judentum erwies sich als unzerstörbar. Aber sein character indelebilis tritt zwar uns Nachlebenden selbst in jener Zeit klar ins Bewusstsein, den Mitlebenden konnte und musste als letzte Zuckung erlöschender Lebenskraft erscheinen, was wir als „unterirdisches" Weiterfliessen fortwirkender Energien deuten.

Nur einem Manne war es in jener Zeit gegeben, als Schüler seiner Zeit, ja als Vorkämpfer ihres Liberalismus und ihrer kritischen Philosphie sein Leben seiner Aufgabe zu widmen: der Be-

wusstwerdung des Judentums, der Deutung seiner Bestimmung und seiner Zukunft, seiner Opposition gegen die Welt Roms und der Imperium-Kirche, gegen die Welt in Paris und der Moderne. Joseph Salvador war der Sohn eines Spaniolen aus Südfrankreich und einer katholischen Mutter. Die Reihe seiner Werke, ansteigend durch alle entscheidenden Epochen der jüdischen Geschichte, ist eine grosszügige Geschichtsphilosophie des Judentums und der Menschheit, in deren Geistesentwicklung das Judentum einen zentralen Platz einnimmt, gespiegelt in der Auffassung seiner Zeit und ihrer Kämpfe um Freiheit und um die Bewahrung der Revolution, aber niemals losgelöst von ihrem Boden, dem Selbstbewusstsein des Judentums. Salvador begann mit seiner „Loi de Moïse ou Système religieux et politique des Hébreux" 1822), führte das Problem der Volkswerdung und Volksartung Israels weiter aus in seiner „Histoire des Institutions de Moïse et du peuple hébreu" (1828), untersuchte die entscheidende Wende der jüdischen Geschichte in seinen Werken „Jesus-Christ et sa Doctrine" (1838) und „Histoire de la domination romaine en Judée et la ruine de Jérusalem" (1847) und gab seiner Zukunftshoffnung auf das neue Jerusalem Ausdruck in seinem abschliessenden Bekenntnis „Paris, Rome, Jérusalem" (1860). Salvador war Philosoph, sein Blick ging auf das Ewige und Entscheidende im Judentum, auf die Kernfrage des Sinnes, nicht auf die gegenwärtige Lage oder Not des Volkes. Es ging ihm um die Idee des Judentums, um seine Erhebung zu der Höhe dieser Idee, um eine geistige Entscheidung und Würde, vor der alle Fragen der Leiden und der Staatsbürgerschaft zu nichts werden. „Israel ist das Privileg verliehen worden, seit zweitausend Jahren für eine Idee zu leiden. Aber dies ist keine Tragödie, es ist eine Epopöe. Die wahre Tragödie und das unsagbar Traurigste wäre das Martyrum eines Israels, das seiner eigenen Leiden unwürdig wäre." (Israel Zangwill.) Das Judentum des neunzehnten Jahrhunderts fiel von der Höhe einer tragischen Epopöe in die Niederungen eines tragi-komischen Melodramas. Salvador aber sah die Epopöe.

Salvador war wie Herz ein Sohn der Aufklärung und der Revolution, die ihm beide die alte von Moses gegebene Verfassung zu verwirklichen suchten. Zwei Grundideen kennzeichnen das Judentum nach Salvador, die der Einheit und die der Zukunft, der Einheit der menschlichen Rasse, ihrer Gleichheit und Brüderlichkeit, und die ihrer Zukunft im messianischen Bunde mit Gott. Das Christentum hat diese Idee übernommen, hat sie aber verfälscht. Das Judentum hat sie aber ungeachtet seiner Zerstreuung und seines Leidensweges, der aus ihm das Märtyrervolk gemacht hat, um das Messiasvolk zu werden, treu bewahrt. Rom hat über Jerusalem triumphiert, indem es einige seiner Gedanken übernahm, Paris

über Rom, als es in den Prinzipien der Revolution getreuer auf die Verfassung Jerusalems zurückging, aber Paris brachte nur die Politik, die zu ihrer Vollendung und Beharrung der Religion bedarf, die nur vom neuen Jerusalem kommen kann. Das Judentum ist keine abgeschlossene, begrenzte Kodifikation, es ist plastisch und ewig und fortschreitend wie der Geist, wenn auch immer in sich identisch. Nur hat es die Kraft, den neuen Messianismus herauszuführen. Und die weltpolitischen Zusammenhänge selbst sind dem Bau des neuen Jerusalems günstig. Noch vor 1830 schrieb Salvador: „Les oscillations des peuples continuent. Après avoir importé les arts, la civilisation, la religion des rives de l'Asie, l'Occident est entraîné par la force des choses à les y reporter. Des intérêts nouveaux surgiront des idées nouvelles; et certes l'importance politique de Jérusalem et du pays d'Israel ne pourra manquer de renaître dès que le génie de l'homme sera parvenu à creuser l'isthme de Suez et à mêler les eaux de l'Océan à celles de la Mediterranée."

Salvador sah den alten Kampf zwischen Rom und Jerusalem weitergehen, zwischen Israel und den Völkern, sah die kommende Aufgabe des noch lebenden, des sich verjüngenden Israel bis zu seiner Aussöhnung mit den Völkern in der neuen Menschheit, die aus Israels Lehre hervorgehen soll. Und er sah Israel (zum Unterschied von S. R. Hirsch) wandlungsfähig und eingestellt in die Zusammenhänge der neuesten Zeit und ihres Gestaltwandels. In einer Zeit der Auflösung des Judentums, der Zweifel und der Flucht, vor denen kein anderer Ausweg schien als die Rückkehr zur absondernden Starrheit, zum Ritual der Orthodoxie, grub er nach dem tiefern Sinne des jüdischen Geistesprozesses und glaubte an seine Zukunft: „Sowie Gott-Jesus, und nicht der Mensch sich seine Autorität an Stelle der eingesetzten Götter gesetzt und im Schosse Roms seine höchste Manifestation gefunden, so muss ein neuer Messianismus erblühen und sich entwickeln; so muss sich ein Jerusalem neuer Ordnung, zwischen Orient und Okzident gelegen, an die Stelle der Cäsaren und Päpste setzen. Nun, ich verhehle es mir nicht, seit einer langen Reihe von Jahren habe ich keinen andern Gedanken genährt als die Zukunft dieses Werkes. So lange es meine Kräfte mir erlaubt haben, habe ich dessen Fahne aufgepflanzt. Es wird nicht lange dauern, so wird sie in jüngeren Händen als den meinen kräftiger flattern."

Zwei Jahre bevor Salvador im Jahre 1864 diese Zeilen niederschrieb, war das Buch eines Mannes erschienen, der sein Erbe übernehmen und in ungeahnter Weise bereichert weitergeben sollte, der wie Salvador von der historischen Notwendigkeit überzeugt war, „dass die Inspirationen Juda's und ihr ursprünglicher Keim noch einmal wirksam werden". Moses Hess, der in sich die fruchtbaren Anregungen der beiden Strömungen, die die Revolution des Judentums in der Neuzeit eingeleitet haben, der Aufklärung und

des Chassidismus, vereinigt, kann als die zentrale Figur und der geistige Wendepunkt in der Geschichte des Judentums des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnet werden. Noch ist auch er ein Einsamer und ein Vorläufer, aber von ihm strahlen bereits alle jene Kräfte aus, die das Judentum wieder zu einem neuen Bewusstsein und Anstieg führen sollten. Dr. Hans Kohn (Jerusalem).

Aus der Arbeit

Arbeit und Bildung, Zürich.

„Arbeit und Bildung" hat wieder zwei „Semester" hinter sich. Sie bedeuten wieder einen Fortschritt. Besonders sind es die zwei grossen Weltanschauungskurse, die viel Volk angezogen haben. Der erste handelte von der Seele. Er wurde, da Prof. Förster verhindert war, hauptsächlich durch Prof. Dr. Walter Gut bestritten. Bloss den Schlussvortrag hielt der Schreibende. Es handelte sich um die Fragen nach dem Wesen der Seele, nach ihrer Krankheit und Gesundheit, nach den für ihre Entfaltung günstigen und ungünstigen Verhältnissen. Prof. Gut, der in seiner Person den Theologen, Philosophen und Psychiater vereinigt, verstand es, mit grosser Klarheit und Anschaulichkeit einer aus allen Bevölkerungskreisen zusammengesetzten Teilnehmerschaft von etwa 150 Personen die in Betracht kommenden Tatsachen, Aufgaben und Fragen auseinanderzusetzen und vom psychologischen immer wieder zum ethischen und religiösen Problem weiterzuleiten. Es war bezeichnend, dass gerade die Weltanschauungsfragen aus der Mitte der Teilnehmer mit besonderer Lebhaftigkeit gestellt wurden. Infolge davon wurde notwendig, für die aufgeworfenen Probleme nach Neujahr einen neuen Kurs einzurichten. Dieser handelte von folgenden Themen: Sind Leid und Rätsel der Welt mit dem Gottesglauben vereinbar? Was kann uns die Wissenschaft sagen und was nicht? Gibt es eine Freiheit des Willens? Empfangen wir das Gesetz unseres Handelns von der Natur oder vom Geiste? Gibt es eine Wahrheit? Referenten waren (in der Reihenfolge der Themen): Prof. Dr. Ludwig Köhler, Dr. med. Alexander v. Muralt, der Schreibende, Prof. Dr. Emil Brunner. Wir sind den Referenten, die uns bei diesem Werke so trefflich geholfen haben, von Herzen dankbar. Die Teilnehmerzahl betrug wieder etwa 150. Unser Saal vermochte sie nicht recht zu fassen. Man sieht, wie lebendig diese Dinge sind. Daneben haben wir im ersten Semester einen speziell von einem bestimmten Kreis von jungen Leuten gewünschten und für sie eingerichteten Kurs über „religiöse Grundfragen" gehabt, den der Schreibende leitete und der auch von der heutigen geistigen Gärung Zeugnis ablegte.

Das zweite Semester brachte uns einen Kurs von Pfarrer Dr. Jakob Weidenmann über Ferdinand Hodler, der sich zu einer vorzüglichen Einführung in die bildende Kunst überhaupt gestaltete. Wieder folgte eine zahlreiche Teilnehmerschaft reich erfreut und belehrt den von Geist und Humor sprudelnden, pädagogisch aufs trefflichste angelegten Erläuterungen eines grossen Themas. Dazu gesellte sich ein mehr den sozialen Fragen gewidmeter Kurs, der an Hand von Gustav Landauer die Grundprobleme des heutigen Sozialismus, besonders das des Marxismus, behandelte. Ihn leitete Dr. Max Kleiber. Die auch wieder recht zahlreichen Teilnehmer kamen meistens aus den Kreisen der sozialistischen Jugend und es herrschte eine lebendige und kameradschaftliche Aussprache.

Durch den ganzen Winter gingen die Frauenabende, geleitet in Aussersihl durch Clara Ragaz und jenseits der Limmat von Dora Staudinger, denen diesmal in Aussersihl „Lienhard und Gertrud“ in Ober- und Unterstrass das Thema: „Frau und Heim“ zu Grunde lag. Diese Abende haben teilweise immer noch stark mit der Stumpfheit und Uebermüdung gerade vieler proletarischer Frauenkreise und den üblen Einflüssen der städtischen Atmosphäre zu kämpfen. Die Musikabende, geleitet von Sophie Widmer, galten diesmal Beethoven. Sie standen im Zeichen des Aufstiegs, insofern als die Teilnehmerzahl wuchs. Die grosse Arbeit und begeisterte Hingabe der Leiterin verdiente freilich noch viel breitere Wirkung. Allgemein erfreut hat das Beethovenkonzert mit dem „Fischli-Quartett“ und den Darbietungen von Frl. Fischli selbst. Neu aufgenommen wurden sodann die Bibelbesprechungen am Samstag Abend. Es stellten sich zu ihnen regelmässig 80—100 Teilnehmer ein, alte und neue. Wir wagten uns nun an das Johannesevangelium und diese Arbeit ist für den Leiter ein sehr grosses Erlebnis geworden. Möchte sie auch den Teilnehmern etwas geboten haben! Die Monatsabende endlich haben das Thema: „Weltpolitische Probleme“ behandelt. Es kamen bisher dran: Die Minoritätenfrage; die religiös-soziale Bewegung; der Faschismus (in einer Aussprache mit einem Italiener); der religiöse Sozialismus in Deutschland. Ueber das letztgenannte Thema referierte unser Freund Pfarrer Eckert, jetzt in Mannheim, der Vorsitzende des deutschen „Bundes religiöser Sozialisten“, den wir bei diesem Anlass kennen zu lernen die Freude hatten. Es gab eine recht lebendige Aussprache mit ihm als dem Vertreter einer von der unsrigen etwas abweichenden Auffassung der gemeinsamen Sache. In diesem Zusammenhang sei noch erwähnt, dass wir zwischen Weihnachten und Neujahr den Besuch von Runham Brown, dem Sekretär des Bundes der Kriegsdienstverweigerer, empfingen und mit ihm im Kreise der zürcherischen Gesinnungsgenossen die gemeinsame Sache verhandelten. Endlich wollen wir unsere Weihnachtsfeier nicht vergessen, die die Familie der Freunde zu festlichem und vom heiligen Zentrum unseres Wollens getragenen Zusammensein vereinigte.

Man wird aus diesem Bericht, der doch nur sehr summarisch ist, erkennen, dass wir wieder eine grosse Arbeit hinter uns haben. Ueber das Werk im übrigen viel zu sagen, ist hier nicht der Ort. Es fehlt ihm noch viel von dem, was seine Urheber und Träger erstreben. Von der sozialistischen Parteiseite her wird es ignoriert, ja sabotiert. Es mangelt uns noch an Menschen, die ihre Zeit und Kraft dem Ganzen oder einzelnen Zweigen unserer Arbeit zuwenden könnten. Zu kurz sind bis jetzt die Geschichte und die Natur gekommen, letztere seitdem die Herren Professoren de Quervain und Tschulok uns nicht mehr ihre so wertvollen Dienste leisten konnten. Dem Andenken des Ersteren sei auch hier ein warmes Dankeswort gewidmet. Es fehlt uns auch noch an demokratischer Aktivität und Anderem, noch Besserem. Aber vieles ist gewonnen, Anderes kann gewonnen werden. Der Baum wächst, wir haben Ursache zum Dank für viele menschliche Hilfe, Treue und Hingabe und göttlichen Segen.

L. R.

Rundschau

Zur Chronik. Es ist, wenn ich nicht irre, in den „Neuen Wegen“ auch schon von jener seltsamen Wellenbewegung die Rede gewesen, die man an der Weltentwicklung in der Zeit nach dem Kriege immer wieder beobachten konnte. In einem, wie es manchmal scheint, ganz regelmässigen Rhythmus geht es bald in die Tiefe, bald wieder in die Höhe. Bald scheint die Lage sich so zu verdüstern, dass es zum Verzweifeln ist; dann geht die Bewegung plötzlich

wieder in die Höhe, um vielleicht ebenso plötzlich wieder umzuschlagen. Man denke nur an jene Tagung des Völkerbundes, an der Macdonald und Herriot auftraten, wie sie aus grossem Dunkel mit glänzender Verheissung aufleuchtete, diese dann aber so schmerzlich rasch an dem Umschwung in England zunichte wurde. So seltsam es klingen mag, schien sich diese Pendelbewegung sogar so zu vollziehen, dass im Winter und tief in den Sommer hinein die Wendung zum Schlimmen vorherrschte, während im Spätsommer und Herbst der Umschlag zum Guten einsetzte, und dies nicht etwa bloss, weil um diese Zeit die grossen pazifistischen Versammlungen stattzufinden pflegen, was ja eine ganz rationelle Erklärung wäre, sondern so, dass man vor einer Art Mystik zu stehen schien.

Wie es sich damit auch verhalten möge, jetzt stehen wir zweifellos schon eine Weile wieder im Zeichen der Verfinsterung. Dazu scheint der Umschwung in China zu gehören, wo die Spaltung zwischen dem „kommunistischen" und dem „bürgerlich-radikalen" Flügel der nationalistischen Bewegung nun eingetreten ist, wohl nicht ganz ohne Nachhilfe von Seiten der imperialistischen Mächte, und infolge davon ein starker Rückschlag in der ganzen nationalen Bewegung. Ungünstig scheint diese Wendung insofern, als sie jenen imperialistischen Mächten die Möglichkeit gewährt, ihr altes Spiel fortzusetzen und also die Gefahr eines an diesem Stoffe sich entzündenden neuen Weltbrandes dadurch verstärkt wird. Wie leicht hätte er die Folge jenes gewaltsamen Einbruchs in die russische Gesandtschaft in Peking wie auch der wild-brutalen Hinrichtung Dutzender von „kommunistischen" Führern sein können! Soviet-Russland muss schwach sein, dass es darauf nicht mit Krieg geantwortet hat — was an und für sich ja ein gutes Zeichen ist.[1])

Ueberhaupt scheint die Lage der Dinge auch eine gute Kehrseite zu haben. So herzlich wir andern auch den Asiaten wie den Afrikanern die völlige Abschüttelung des europäischen Joches wünschen, so bedenklich wäre doch, wenn die Befreiung unter der Führung des Bolschewismus geschähe. Darüber ist in den „Neuen Wegen" so oft geredet worden, dass ein Hinweis darauf genügt. Eine der gewaltigen Gefahren, die seit dem Krieg über der Welt hangen, ist ja ihre endgültige Spaltung in eine östliche und westliche Hälfte, die sich feindlich gegenüberstünden. Diese Wolke, die einst bloss über Europa hing, hat sich inzwischen über die ganze Welt ausgebreitet. Wie viel heilvoller sähe diese ganze Entwicklung aus, wenn sie sich nicht im Zeichen Lenins, sondern Wilsons vollzöge oder vielleicht noch besser gesagt, im Zeichen einer Synthese von Wilson und Lenin, womit ich meine: im Zeichen einer nicht nur nationalen, sondern auch sozialen Erhebung und Befreiung, zugleich aber einer freien Verständigung der Völker im Sinne der Idee des Völkerbundes. Diese Weltrevolution müssen wir ersehnen und erstreben, nicht die des blossen Bolschewismus. Es soll bei diesem Anlass doch noch etwas nachgetragen werden, was sich für mich freilich von selbst versteht, aber in der letzten Zeit nicht besonders hervorgehoben worden ist: dass sicher die Asiaten und Afrikaner, wie sie in der Vergangenheit von Europa auch Gutes empfangen haben, dies auch künftig tun können und es auch nötig haben. Gewiss ist auch für sie Zusammenwirken besser als blosse Auflehnung und Trennung.

Dafür bietet vielleicht der in China eingetretene Stillstand mehr Gewähr, als ein rascher und einseitiger Sieg einer vom Bolschewismus aus allzusehr beherrschten Bewegung. Die Befreiung Chinas, wie ganz Asiens und zuletzt auch Afrikas, wird trotzdem vor sich gehen; die ist auf die Länge nicht auf-

[1]) Inzwischen ist jenem Einbruch der in das Gebäude der russischen Handelsgesandtschaft in London gefolgt. Gewisse englische Politiker wollen offenbar Krieg mit Russland! In Englands grosssen Tagen wäre so etwas unmöglich gewesen.

zuhalten. Die Europäer werden sich darin zu finden haben und sie kann durchaus auch für sie zum Gewinn werden. Aber es ist vielleicht für die Völker Asiens und Afrikas gut, wenn sie sich nicht durch allzu blendende Erfolge der chinesischen Freiheitsbewegung in einen revolutionären Rausch hineintreiben lassen, der vielleicht in Blut und Grauen endigte. Auf der andern Seite wird es zu einer nur noch dringlicheren Aufgabe aller derer, die jenen zweiten Weg der Entwicklung dieser Dinge für den rechten halten, alles, was sie können, dafür zu tun, dass es jenen Völkern möglich werde, ihn zu gehen. Es muss der berechtigten Freiheitsbewegung Asiens und Afrikas eine entsprechende von Europa und Amerika aus entgegenkommen und die Hand reichen. Das bleibt nun für lange eine der grossen Hauptaufgaben aller Suchenden und Vorwärtsstrebenden.

Mit dieser Wendung in China scheint ein anderes Ereignis zusammen zu hängen, das mir, wenigstens für die Gegenwart und nächste Zukunft, noch fast wichtiger erscheint: die Annäherung Russlands an den Völkerbund. Denn diesen Sinn hat doch die Teilnahme Russlands an der Wirtschaftskonferenz des Völkerbundes. Mir scheint gar nicht sehr unwahrscheinlich, dass in nicht zu ferner Zeit diesem Schritte der Eintritt in den Völkerbund folgen wird, vorausgesetzt, dass nicht andere Ereignisse eintreten, die diese Entwicklung der Dinge verhindern.

Damit eröffnet sich eine Perspektive von grösster Tragweite. Mir scheint dieses Ereignis eines der bedeutsamsten, die sich seit dem Ende des Weltkrieges vollzogen. Und auch eines der erfreulichsten. Das sage ich, trotzdem ich mir über die Gesinnungen der Bolschewiki keine Illusionen mache. Gewiss sind sie nicht über Nacht aus grimmigsten Feinden begeisterte Anhänger des Völkerbundes geworden. Gewiss kommen auch sie nach Genf, um dort ihre besonderen Interessen zu vertreten. Ihr Hauptmotiv mag wohl sein, die unter Englands Führung teils gebildete, teils sich bildende Weltkoalition gegen Soviet-Russland durch die Teilnahme am Völkerbund zu durchkreuzen. Es mag erst das Misslingen ihrer asiatischen Weltrevolutionspläne sie wieder nach Europa getrieben haben. Gleichviel, sie kommen nach Genf und das bedeutet ungeheuer viel, bedeutet Grosses und kann Gutes bedeuten. Denn es bedeutet, dass Russland sich wieder Europa zuwendet; es bedeutet, dass die verhängnisvolle Kluft zwischen Osten und Westen sich schliesst oder doch kleiner wird; es bedeutet gewaltig vermehrte Universalität des Völkerbundes, dem, falls Russland auf dieser Bahn beharrte, dann nur noch die Vereinigten Staaten fernstünden und auch diese dann sicher nicht mehr lange. So käme doch die Einheit der Völker im Völkerbunde zustande, freilich zunächst eine sehr formale und sehr fragwürdige, aber es entstünde die weitere grosse Aufgabe für alle die, denen es Ernst ist, sie immer mehr zu einer inhaltvollen, aufrichtigen, geistbelebten zu machen.

Wenn diese Perspektive, als günstige Möglichkeit (mehr möchte ich ja von ihr nicht aussagen), richtig gesehen ist, dann hat sich die Schweiz durch ihre Bereitwilligkeit, den Konflikt mit Soviet-Russland beizulegen, ein Verdienst erworben. Zwar darf man dieses nicht überschätzen; es ist ja nur eine bescheidene und sehr dürftige Gutmachung eines schreienden Unrechtes. Denn der ungesühnte Meuchelmord, an dem russischen Diplomaten auf Schweizerboden verübt, bleibt eine schweizerische Schande. Umso erbärmlicher ist die Haltung gewisser schweizerischer Stockreaktionäre, welche die Aktion des Bundesrates fast als einen Landesverrat betrachten und deren Sprecherin die Freiburger Regierung geworden ist. Deren Schreiben an den Bundesrat in dieser Sache ist leider nur zu bezeichnend für den Umfang, den der geistige Horizont eines grossen Teils der heutigen Söhne Tells angenommen hat, nachdem sie sich von dem Schrecken von 1918 erholt. Man möchte die Freiburger Regierung, die die Schweiz für befleckt und verraten hielte, wenn sie mit Soviet-Russland gar noch in geordnete diplomatische Beziehun-

gen träte, fragen, ob sie wohl je etwas gegen solche mit dem Zarentum gehabt habe, das jahrhundertelang seine edelsten Söhne und Töchter in der Schlüsselburg, der Peter- und Paulsfestung, den sibirischen Gefängnissen zugrunde gehen liess, oder gegen solche mit der Türkei, die mehr als eine Million Armenier — christliche Armenier, ihr Freiburger! — hingeschlachtet hat und darin immer wieder fortfährt, oder endlich gegen solche mit dem Italien Mussolinis, in dem es keineswegs legal und gewaltlos zugeht, was aber gerade berühmte Freiburger nicht hindert, für den Diktator zu schwärmen. Man hat von solchen Bedenken nie etwas gehört. Darum ist es eine erbärmliche Heuchelei, wenn diese Regierung und ihre Gesinnungsverwandten tun, als ob sie aus lauter Hass gegen Gewalt und Unrecht die Beziehungen zu Soviet-Russland verabscheuten — sie, denen ein Meuchelmord an einem politischen Gegner gerade recht war! Es ist nicht die Gewalttätigkeit des Bolschewismus, was ihre Entrüstung erzeugt, sondern der Umstand, dass Russland auf seine Art (und zwar auf eine, die wir bekanntlich missbilligen) ein sozialistisches Land ist. Das Verhalten solcher Leute gibt immer wieder gerade der bolschewistischen Auffassung des Klassenkampfes einen Schein von Recht. Wir aber freuen uns, ausnahmsweise einmal mit dem Bundesrat einverstanden zu sein und hoffen, er werde den Mut finden, mit Russland auch bald wieder in geordnete diplomatische Beziehungen zu treten. Denn was Deutschland und England nicht unter ihrer Würde finden, wird es für die Schweiz auch nicht sein. Es wäre lustig, wenn wir unsere diplomatischen Beziehungen zu den Völkern nach dem politischen Bekenntnis ihrer Regierungen gestalten wollten.[1])

Um nun zu Genf zurück zu kehren, so hat dort inzwischen das vorbereitende Komitee für die Abrüstungs-Konferenz getagt, mit dem bekannten Erfolg. Darob nun grosses Lamento und grosse Entrüstung in der ganzen Welt. Gewiss, ein beklagenswerter Ausgang — aber was hat denn dieses Schelten und Jammern für einen Sinn? Gibt es etwas wohlfeileres? Was ist denn das in Genf Geschehene anderes als ein Spiegelbild des Zustandes der heutigen Völker? Wenn diese anders wären, dann kämen andere Leute nach Genf. Aber wenn die Völker in Geldverdienen, Genuss und Sport aufgehen, dann tun die Regierungen, was sie wollen, und was schliesslich die Völker auch nicht ernstlich anders wollen. Diesen Sinn lege ich für meine Person der im übrigen sehr erfreulichen, jedenfalls durch seinen Präsidenten Lafontaine veranlassten Erklärung des Internationalen Friedensbureaus in Genf bei: „Wenn die Völker nicht durch Krieg und Kriegsfolgen geschwächt wären, und wenn sie besser über die Genfer Verhandlungen unterrichtet würden, hätte sich längst ein gewaltiger Protestschrei gegen die Art dieser Arbeiten aus allen Winkeln der Erde erhoben. Man dürfte eben nicht die Interessenten der Kriegsindustrie, des Waffenhandels und der Militärkarriere befragen, wenn man abrüsten will, sondern müsste sich an diejenigen wenden, denen man feierlich versprochen hat, dass künftighin der Krieg ein internationales Verbrechen darstellen solle.“ Am allerwenigsten hat ein Sozialismus, der selbst im Gewaltglauben steckt, das Recht, über die Niederlagen der Abrüstungsbewegung selbstgerecht zu höhnen; das macht sich am allertraurigsten. Denn warum ändert der Sozialismus diesen Stand der Dinge nicht? Er ist doch neben den Kirchen der Hauptschuldige. Uns andern zeigt das vorläufige Scheitern der Abrüstungsbewegung bloss wieder, dass es auf diesem Wege nicht geht. So lange die Völker in Armeen, Flotten und Rüstungen noch Sicherheit sehen, statt Gefahr und Fluch, werden sie halt rüsten, werden sie aufrüsten, nicht

[1]) So sehr ich den Inhalt des Schreibens der Freiburger Regierung missbillige, so sehr stimme ich zu, wenn die Kantonsregierungen sich auch mit der „äusseren Politik“ des Bundes befassen. Das sollte noch viel mehr geschehen, aber vor allem in den kantonalen Parlamenten; es wäre ein gutes und sinnvolles Stück Föderalismus.

abrüsten. Der Glaube, der hinter Armeen und Flotten steht, ist mit Abrüstung unvereinbar. Denn er ist tiefes Misstrauen gegen die Andern, ist Unglauben. Auf diesem Boden ist auch die gemeinsame Abrüstung eine Illusion, eben weil keiner dem Andern traut. Darum unbedingte Abrüstung, Vorangehen derer, die einen andern Glauben haben, Antimilitarismus jusqu'au bout! Das allein hilft, alles andere führt zum Untergang. Völker, seid ihr anders, als die Diplomaten, so erhebt euch!

Die Abrüstungsbewegung ist auch sonst ins Stocken geraten. Sie kommt auch in Dänemark, Holland und anderswo nicht vorwärts. Infolge dieses vorläufigen Misserfolges zeigt sich überall ein neues Spiel von Bündnisgruppen, alle sich bewegend einmal um die Achse des Gegensatzes von Russland und England, sodann um das Problem des pazifischen Ozeans. Es bilden sich allerlei überraschende Konstellationen. Der Umstand, dass die Verhandlungen zwischen Russland und der Schweiz in Berlin stattfanden, lässt vielleicht den Schluss zu, die deutsche Politik habe ihre Hand dabei mit im Spiele gehabt. Dann dürfte das Motiv doch wohl das gewesen sein, zu vermeiden, dass Deutschland in einem Kampf zwischen Osten und Westen in die Mitte zu stehen komme. Eine solche Rolle Deutschlands könnte man in seinem Interesse, wie in dem der ganzen Welt, nur begrüssen. Möglich wäre natürlich auch, dass man auf diesem Wege die eigene Stellung im Völkerbund stärken wollte. Vielleicht geht beides Hand in Hand. Man redet auch von einer neuen Annäherung zwischen Russland und Frankreich, der kleinen Entente unter sich und so fort. Zeigt sich nicht in alledem deutlich, dass die Dinge doch zu sehr in Fluss gekommen sind, um auf die Länge solche feste gegensätzliche Gruppierungen zu erlauben? Es drängt doch alles einer Einigung zu. Und einen Weltkrieg zu entfesseln wagt vorläufig doch niemand. Es bleibt uns Zeit, nicht viel, aber genug!

Auch im sozialen Leben wechseln Licht und Schatten. Die Reaktion, im Faschismus gipfelnd, macht überall neue Vorstösse; der Diktaturgedanke ist noch nicht überwunden. Am bedauerlichsten sind die Entwicklungen in England. Der Versuch einer Fesselung der Gewerkschaften gerade in deren klassischem Lande, das zugleich das klassische Land der politischen Freiheit ist, muss alle diejenigen, welche in England immer noch einen Hort der Demokratie in der Welt erblickten, aufs schwerste bedrücken. Sollte die Freiheit ihr Zentrum anderswohin verlegen? Es ist freilich auch in England noch nicht aller Tage Abend. Die äussere und innere Politik der konservativen Regierung, die sich ja nicht auf eine Mehrheit im Lande stützt, kann sie zu Fall bringen, es kann eine neue und diesmal festere Arbeiterregierung ans Steuer des Weltreiches kommen. Kenner versichern uns, dass dafür recht gute Aussicht sei. Das bedeutete eine gewaltige Veränderung der Weltlage. So kann auch hier ein Keim des Guten in dem Bösen sein. Es bleibt Grund zur Hoffnung.

Inzwischen tagt in Genf die Weltwirtschafts-Konferenz des Völkerbundes. Auch wenn man von einer solchen keine unmittelbaren Taten erwarten darf, so ist sie doch ein erfreuliches Symptom. Es zeigt sich auch auf dieser Linie die Entwicklung zur Einheit der Menschheit hin. Die Verhandlungen dieser Konferenz, in der zwischen den Vertretern des Kapitalismus doch auch solche des Sozialismus sitzen, sind gleichsam eine Beratung der Menschenfamilie über ihre Haushaltungssorgen. Man muss bei allen solchen Erscheinungen mehr auf ihren symptomatischen Charakter achten als auf ihre unmittelbaren Ergebnisse. Dann allein versteht man den Sinn der Gegenwart und erkennt etwas von der Zukunft.

Die Schweizer aber haben Wichtigeres zu tun: sie wählen, wählen, wählen . . . . . !

Mag also gegenwärtig das Pendel wieder stark nach der Seite des Unguten ausschlagen, so fehlt es am Guten doch nicht ganz, und die Erfahrungen

dieser Jahre erlauben uns die Hoffnung auf Umschläge zum Guten, die ebenso stark, ja stärker sein werden, als die jetzigen zum Schlimmen. Es handelt sich heute eben um grosse Dinge. Wenn unser Geschlecht doch nur ein wenig Geduld des Glaubens hätte!

Zusammenschauend können wir also vielleicht doch in all diesem Wechsel von Licht und Schatten, all diesem Hin und Her, Auf und Ab, einen Plan erkennen, und zwar den eines Aufbaus, etwa im Sinne Geibels:

„Dass, wo wir nur Einsturz schauen,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Bauen;

Dass auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebähren.
Und wo tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank.

Ja, dass blind und unbewusst
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie tun nach ihrer Lust." 13. Mai.

Vom modernen Götzendienst. (Ein Wort zur Automobilabstimmung.)

Das Schweizervolk stimmt am 15. Mai über ein Gesetz ab, das den Automobil- und Fahrradverkehr ordnen soll. Wenn diese Zeilen erscheinen, wird die Abstimmung vorüber sein. Aber sie ist ein Anlass, wieder einmal von einer Sache zu reden, die sich zu einem schweren Fluch und einem der grössten Uebel unserer Tage ausgewachsen hat.

Denn dass das Auto (zu dem ich der Kürze halber auch das Motorvelo rechne) in seiner heutigen Benützungsform[1]) das geworden ist, bleibt meine unerschütterliche Ueberzeugung. Es handelt sich nicht, wie man, von dem was nun einmal da ist hypnotisiert, etwa meint, um eine blosse Schrulle einiger hinter der Zeit zurückgebliebener Sonderlinge. Die Tatsachen sprechen eine Sprache, die man nur darum nicht hört, weil man entweder nicht hören will oder weil man im Banne eines bekannten Fatalismus meint, was sei, müsse sein, so wie es viele von der Armut, dem Krieg, der Prostitution meinen, wie man es einst von der Sklaverei und den Menschenopfern meinte.

Machen wir uns diese Tatsachen klar.

Das Auto ist ein Ausdruck unerhörter Brutalität. Es ist eine Lokomotive, die ohne Geleise im Schnellzugstempo mitten unter die Menschen hineinfährt, oft von sehr Unberufenen, nicht selten von halb oder ganz Betrunkenen geleitet. Gewiss ist es kein Zufall, dass diese Brutalität ihre Herrschaft antrat, als der Krieg die Menschen viereinhalb Jahre lang an die Missachtung des Menschenlebens, der Menschenwürde und Menschenfreiheit und an jegliche Bestialität gewöhnt hatte.

Das Auto ist ein Ausdruck unerhörter Willkür des einzelnen Menschen. Ein einzelner Mensch (oder seien es zwei oder drei, das ändert an der Sache nicht das Geringste) wagt es, auf solche Weise die Strasse und nicht nur die Strasse, für sich in Anspruch zu nehmen, die Ruhe, die Freiheit, das Leben seiner Mitmenschen zu bedrohen. Wahrhaftig, wenn wir nicht durch die Mächte der modernen Welt schon so tief versklavt und entmenscht wären, wenn es unter uns noch eine Demokratie als Lebensstil gäbe,

[1]) Ich bitte, die gesperrten Worte zu beachten. Ich bekämpfe nicht das Auto, sondern die Art seiner heutigen Verwendung.

so hätte sich schon längst ein empörter Wille erhoben und hätte solchem übermütigen Frevel ein Ende gemacht. Die Herrschaft des Auto über die Strasse, und nicht bloss über die Strasse, ist ein Zeichen mehr von der Auflösung der Demokratie in eine neue Sklaverei.

Das Auto ist ein Ausdruck des wilden Egoismus des heutigen Menschen, der nach nichts fragt, als nach seinem eigenen Belieben. Ihm gegenüber ist die Eisenbahn der Ausdruck eines Gemeinschaftswillens. Sie dient allen, wird von allen getragen. Das Auto dagegen ist die Verkörperung eines Willens, der nach der Gesamtheit nichts frägt, der nach niemanden etwas frägt. Ein Sozialist, der für das Auto schwärmt, ist wie ein Pazifist, der die Kanonen verehrt.

Das Auto ist ein Ausdruck des Triumphes der Bourgeoisie. Ross und Wagen hatte früher neben dem Bauer nur der Edelmann; nun hat jeder Seldwyler Spiesser sein Maschinenpferd. Und er betätigt damit seinen „Individualismus". Das ist die brutalste Verkörperung des Prinzips: Laissez faire, laissez aller! Der Bourgeois und Bourgeoissohn, der nun in seinem Maschinenpferd daherrast, darf damit sein Herrenmenschentum betätigen, so wie einst der Ritter, wenn er mit seinem Rosse den armen Bauer oder Zünftler beiseite stiess. Die Autohupe mit ihrem Gebrüll, das so unnötig oft und stark erhoben wird, auch in tiefer Nacht, wenn man von seinen Autofreuden heimkehrt, ist ein richtiges Symbol des Geistes, den das Auto vertritt: „Aus dem Wege, oder ich vernichte dich!"

Das Auto ist ein Ausdruck der unerhörten Herrschaft des Mammonismus über unsere Welt. Denn es ist wesentlich das Instrument des Reichen.[1]) Das Protzentum hat sich seiner ganz besonders bemächtigt. Es ist nicht zufällig das notwendige Zubehör des Schiebers geworden. Wenn nun dieses Auto heute die Städte zu einer Mördergrube macht, die Strasse zu einer Gefahr für Leib und Leben, mehr als sie zur Zeit der Raubritter war, wenn es die Natur gerade da, wo sie am schönsten ist, verschandelt und entweiht, so sieht, wer Augen hat, darin vor allem den Sieg Mammons über Gott und den Menschen.

Das Auto ist in seinem heutigen Gebrauch ein Ausdruck vollendeter Ruchlosigkeit. Nur ein ruchloser Mensch kann mit einer Lokomotive im Eilzugtempo unter die schutzlosen Menschen hineinfahren. Nur ein ruchloser Mensch kann ein Fahrzeug so benützen, dass es jeden Augenblick einen Menschen töten kann, und zwar nicht so, wie es fast bei jedem Fahrzeug möglich ist, sondern so, dass das fast notwendig wird. Nicht jeder, der in einem Auto fährt, ist ruchlos — muss man extra sagen, dass man es nicht so meint? — denn die Menschen tun vieles, ohne zu wissen, was sie tun, aber das Auto an sich in seiner heutigen Benützungsform ist ruchlos, und es liegt in seiner Tendenz, etwas von dieser Ruchlosigkeit auf die Menschen zu übertragen, die es benutzen. Denn kann man so brutal die Freiheit, das Recht, das Leben anderer Menschen gefährden, ohne selbst brutalisiert zu werden? Kann ein Mensch das zarte Gefühl für das Recht und die Heiligkeit des Menschen bewahren, der mit diesem brüllenden, rücksichtslosen: „Aus dem Wege!" daherrast, wissend, dass er jeden Augenblick zum Mörder werden kann?

Denn das Auto ist ein Mörder und zwar in riesigem Masstab. Man berichtet uns immer wieder, dass in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten allein etwa fünfundzwanzigtausend Menschen durch das Auto getötet worden seien. Dazu kommen natürlich hundertausende von mehr oder weniger schwer Verletzten. Dehnt man diese Statistik auf die ganze Welt aus, so wird man sicher nicht zu hoch greifen, wenn diese Art an Opfern des Autos (die ja nicht die einzige ist) auf fünfzigtausend Tote und fünfhundert-

[1]) Oder dessen, der als reich gelten möchte!

tausend Verletzte im Jahr einschätzt. Wer an einer bestimmten Strassenecke New-Yorks steht, sagt man uns, der kann durchschnittlich alle vier Minuten einen Todesfall infolge der Autos erleben. Man bedenke: fünfzigtausend Tote im Jahr! Das ist mehr als der Siebziger-Krieg kostete. Und diese Zahl steigt natürlich fortwährend. Man bedenke: ein Menschenleben alle vier Minuten! In der Schweiz mögen die Todesopfer des Autos auf jährlich zwei- bis dreihundert kommen.[1]) Man bedenke weiter, was das heisst! An der Grippe sind im Jahre 1918 infolge des Aufgebotes während des Generalstreikes meines Wissens etwa sechshundert Mann gestorben. Wie rechnet man diese Toten — übrigens ganz irrtümlicherweise — immer wieder der sozialistischen Arbeiterschaft an! Aber soviele Menschen tötet das Auto in zwei bis drei Jahren (von den leicht oder schwer Verletzten zu schweigen), warum rechnet man sie den Leuten, die sie in Wahrheit und Wirklichkeit verschulden, zum mindesten durch eine Eile, die mörderisch wirkt, nicht an? Nun, die Opfer sind ja meistens einfache Leute, Arbeiter, arme Bauern, zu allermeist Kinder und zwar Proletarierkinder, die unbehütet auf der Strasse spielen. Wenn alle vierzehn Tage das Kind eines Regierungsrates oder Redaktors von den Rädern eines Autos zerquetscht den Eltern heimgebracht würde, dann gäbe es wohl rasch eine Aenderung.

Das Auto ist ein Mörder der Ruhe, des Schlafes, der Gesundheit! Es verwandelt die Strassen der Städte in ein Meer von Lärm und Benzingestank. Es vertreibt die Stille der Nacht aus ganzen Quartieren. Es ist dadurch eine unerhörte Unruhe in die Welt gekommen. Welche Stille lagerte früher, verglichen mit dem jetzigen Zustand, über der Welt, besonders über der Strasse! Ross und Wagen hielten wenige und auch für diese Wenigen bedeutete es Arbeit und Kosten, sie bereit zu stellen. Das Klatschen einer Peitsche, das Klingeln eines Pferdegeschirres und allfällig der Ton eines Posthornes vermochten die Ruhe der Landschaft wenig zu stören, hoben sie vielmehr nur hervor. Wie ganz anders der jetzige Zustand! Das Auto besitzen im Vergleich mit Ross und Wagen viele. Es steht im Nu bereit. Eine Fahrt kostet wenig. So saust es nun rastlos hin und her,

---

[1]) Im Kanton Zürich allein wurden im Jahr 1926 58 Menschen vom Auto getötet! Wozu eine entsprechende Zahl von Verletzten kommt. 58 Menschen! Das scheint die Zürcher und analoge Zahlen die übrigen Schweizer völlig ruhig zu lassen. Und doch bedenke man: Wenn so viele Menschen bei einem Unglück ums Leben kämen, welch ein Aufsehen gäbe das! Nach vielen Jahren noch würde man sich schmerzlich daran erinnern. Bei dem Eisenbahnunglück von Münchenstein bei Basel, in der Mitte der neunziger Jahre, sind seinerzeit etwas über 70 Menschen umgekommen. Es ist noch jetzt unvergessen. Ja, um das Leben von einigen Fliegern oder Alpentouristen, die es selbst mit Bedacht in Gefahr gebracht haben, können tagelang ganze Länder zittern. Aber 58 Menschen jedes Jahr, und dazu grösstenteils völlig Unschuldige, was macht das! So unglaublich ist die Denkträgheit und Phantasielosigkeit der Menschen, dass es ihnen einen gewaltigen Eindruck macht, wenn 58 Menschen auf einmal umkommen, aber keinen oder fast keinen, wenn das im Laufe von dreihundertfünfundsechzig Tagen geschieht! Man würde auch im andern Falle alle denkbaren Anstalten treffen, um die Wiederkehr eines solchen Unglücks zu verhüten. Als im Rickentunnel 9 Männer das Leben infolge ausströmender Gase verloren, da war der Eindruck dieser Tatsache so gross, dass man sofort mit grossen Kosten an die Elektrifikation schritt — und das natürlich mit Recht, jedes einzelne Menschenleben ist heilig! — aber 58 jedes Jahr im Kanton Zürich, 2—300 in der Schweiz, die Verletzten und Verstümmelten ungerechnet, das ist wohl eine Notwendigkeit, ein heiliges Opfer für den Moloch, das man diesem nicht zu entziehen wagt? O ihr Menschen, was seid ihr für blinde und törichte Geschöpfe!

Tag und Nacht, und erfüllt mit seinem Lärm die Welt, alle heilige Stille daraus vertreibend. Denn das Gebrüll der Autohupe und fast noch mehr das Knattern des Motorrades dringen in alle Weite, in die verborgenen Tiefen des Waldes und in die verlorenen Schluchten des Gebirges. Bedenkt aber wohl da und dort Einer, was es für Leib und Seele bedeutet, wenn die Stille, die heilige Stille, aus der Welt verschwindet? Wir werden in jeder Beziehung die neue Herrlichkeit teuer bezahlen müssen. Das Auto greift durch die stetige Bedrohung des Lebens die Nerven an und trägt ungeheuer zu dem leiblichen und seelischen Zusammenbruch unseres Geschlechtes bei, den eine vermehrte Hygiene nur für kurze Zeit wird verschleiern können. Wartet nur, ihr Betörten, die Früchte werden schon reifen!

Das Auto ist ein Mörder der Natur. Es hat unsere schönsten Alpenstrassen in Tummelplätze für moderne Dämonen verwandelt; es verheert alle Strassen, diese wunderbaren Gebilde, in denen Natur und Kultur sich vermählten. Das Auto vertreibt den Geist der Weihe aus Feld und Wald, trägt in sie Lärm und Gestank, Hetze und Hast, Gier und Besessenheit der heutigen immer mehr den Dämonen verfallenden Zivilisation. Diese Autofahrer sind auch von einer wahren Sucht erfüllt, mit ihrem Instrument schlechterdings überall hinzukommen. Kein einsamer, enger Waldweg ist mehr vor ihnen sicher, es muss alles verheert sein. So will es die Gier des heutigen von Gottesfurcht und Gottesliebe entleerten Menschen.

Der Automobilismus unserer Tage ist ja ein Sympton und eine Frucht der gottverlassenen Gier und Unruhe des heutigen Menschen, der, da er keinen menschlichen und göttlichen Gehalt mehr besitzt, sich in Hast, Brutalität, wildem Haschen nach Neuheit und Sinnengenuss betäuben muss. Er ist ein ganz besonders furchtbares Symbol der zunehmenden Herrschaft der Dämonen über unsere Welt. Es ist sicher kein Zufall, dass er ganz besonders wie dem Mammonismus, so auch dem Kriege dient, diesen beiden Mächten, in denen der Dämonismus unserer Zeit am grellsten hervortritt. Es ist kein Zufall, dass Mord und Laster sich ganz besonders daran heften. Man weiss, wie oft das Auto Mordtaten als geeignetes Instrument dient (ich erinnere bloss an die Ermordung von Rosa Luxemburg, Rathenau, Matteotti!), man weiss, wie oft es zu Orgien des Bachus und der Venus führt und von ihnen heimkehrt. In weitem Umkreis um grössere Städte lagern sich solche Orte, wo besonders in Sommernächten dieser Autogeist sich austobt. Heimkehrend stören dann diese Helden Menschen aus dem Schlaf, die hart arbeiten oder überfahren solche, die früh an ihr Werk müssen!

Oder sind das etwa keine Tatsachen? Und ist das etwa kein Fluch?

Aber man wird einwenden: „Das Auto hat doch auch seinen Nutzen. Es ermöglicht raschere Fortbewegung von Menschen und Sachen. Mit dem Auto kann man in kurzer Zeit vieles sehen; mit dem Auto kann ein Arzt rasch zu Kranken fahren."

Ich halte das alles für lauter Schein; ich glaube resolut nicht an den Nutzen des Autos in seiner heutigen Verwendung.

Um mit dem Arzt zu beginnen: Was bedeuten die paar Fälle, in denen der Arzt durch das Auto rasche Hilfe bringen kann, gegenüber der Verheerung von Leben und Gesundheit, die es im übrigen schafft? Nebenbei gesagt: ich würde, wenn ich es im übrigen verbieten könnte, dem Arzte das Auto erlauben. Aber dass durch diese eine Möglichkeit eines Nutzens und ein paar analoge dazu etwa das heutige Autowesen gerechtfertigt werde, kann nur völlige Gedankenlosigkeit behaupten.

Man kommt rasch in die Natur und durch die Natur. Ja, besonders durch die Natur! Ja, um diese zu verwüsten, durch Lärm, Gestank und Hetze zu schänden! Und was hat man selbst von der Natur bei dieser Eile? Ein Kinovergnügen, einen Rausch, nicht mehr.

Man bringt Güter und Menschen rascher von Ort zu Ort? Wohl, aber ich frage: Wozu? Werden die Güter dadurch etwa billiger? Davon ist wahrhaftig nichts zu merken und wird auch künftig nichts zu merken sein. Im Gegenteil: wir Konsumenten müssen zum übrigen auch noch das Auto bezahlen, wir müssen in der Schweiz die hunderte von Millionen aufbringen, die für das Auto ins Ausland wandern.

Aber die Eile? Ja, was soll dabei herauskommen? Glaubt jemand im Ernst, dass bei diesem Hin- und Herschiessen mehr Arbeitsleistung herauskomme? Selbstverständlich das genaue Gegenteil. Einmal kostet dieses grösstenteils unnötige Herumschiessen des Seldwylers und anderer Leute in ihrem Auto selber Zeit, viel Zeit. Sodann kann nur die Gedankenlosigkeit eines schon geistig degenerierten Geschlechtes glauben, dass man es mit der Hast machen könne, dass ohne Ruhe, Stille, Besinnung, ohne Zeit, der Mensch im Ganzen und Grossen wertvolle und gediegene Arbeit tun könne. Die Automethode wird in einer Wüste der Unfruchtbarkeit enden. Diese Form der Gier wird ebenso sicher zu einer Selbstvernichtung führen, wie allgemein jene Gier, die immer mehr die Seele der modernen Zivilisation geworden war, im Weltkrieg zur Selbstvernichtung im Grossen geführt hat.

„Aber wie, willst du denn einem Fortschritt der Technik dich in den Weg werfen? Das Auto ist nun einmal ein modernes Verkehrsmittel und wird es bleiben!"

Ich frage zurück: Was heisst „Fortschritt der Technik"? Ist jeder Fortschritt der Technik etwas Gutes? Sind Giftgase, Maschinengewehre, Tanks nicht auch Fortschritte der Technik? Soll denn jeder Fortschritt der Technik, auch wenn er dem Teufel dient, ohne weiteres auf die Welt losgelassen werden? Was brutal, egoistisch, frevelhaft, verwüstend und mörderisch ist, soll die Freiheit haben, sich nach Willkür auszutoben, bloss zur höhern Ehre des modernen Gottes, der Technik heisst?

Nein, von einem Nutzen oder gar Segen kann bei dem Automobilismus unserer Tage im Ernst nicht die Rede sein. Er ist eine Frucht des übelsten Geistes unserer Zeit und wird diesen nur verstärken. Er steht im Bunde mit allen Mächten der Zeit, deren Wirkung die Entwürdigung und Entseelung des Menschen und der Welt ist. Was unsere Zeit nötig hätte, wäre mehr Ruhe und Stille, mehr Besinnung und Vertiefung, mehr Weile und Versenkung, mehr Rücksicht und Zartsinn, mehr Gemütstiefe und adlige Humanität — also genau das Gegenteil von dem, was das Auto heute ist und wirkt. Es lenkt ja besonders von aller Vertiefung und Besinnung ab; es berauscht und betäubt den Menschen; es raubt ihm vollends alle Fähigkeit zur Andacht im tiefsten Sinne; es leitet ihn ganz und gar von Innen nach Aussen ab; es verhindert durch den Trug einer sinnlichen Beweglichkeit jener tiefern Beweglichkeit der Seele, aus der allein wirklicher Fortschritt stammt (ein Reaktionär könnte es erfunden haben, um den Bewegungstrieb des Menschen von Innen nach Aussen, vom Geist auf die Materie abzulenken); mit dem Kino und Radio zusammen (die beide freilich auch zu Besserem gebraucht werden könnten) dient es der Verflachung und Mechanisierung des Lebens, der wir auf vielen Wegen immer weiter entgegentreiben — dem Tod entgegen.

„Ja, aber was denn? Willst du das Auto verbieten?"

Ich antworte: Mir steht bei allem menschlichen Tun der Mensch im Mittelpunkt. (Dass dabei Gott inbegriffen ist, brauche ich wohl kaum zu bemerken, weil es für mich keinen Menschen gibt ohne Gott!) Alles menschliche Tun muss daran orientiert sein, ob es dem Menschen dient, ob es seine Würde, seine Freiheit, seine Gesundheit, sein Leben, seinen seelischen Gehalt mehrt oder nicht. Wenn irgend eine technische Erfindung das nicht tut, sondern das Gegenteil, so ist sie für mich gerichtet, mag sie so glänzend sein als sie will. Dabei bleibe ich. Ich bleibe damit auf der

Linie der Kultur. Denn alle Kultur steht und fällt mit diesem Masstab. Darum ist auch das Auto (immer in seiner heutigen Gebrauchsform gemeint) der Ausdruck wildester Unkultur. Ich sage nicht „Barbarei", denn schwerlich wären „Barbaren" je so tief gesunken, dass sie sich das Auto hätten gefallen lassen. Dazu gehört schon „Zivilisation"!

„Aber noch einmal: willst du denn das Auto verbieten?"

Ich antworte: Das Auto an sich braucht natürlich niemand zu bekämpfen. Es wird sich bloss um die Art seiner Verwendung handeln. Diese Verwendung muss, wenn wir Menschen sein wollen, streng an folgende Bedingungen gebunden sein:

1. Es darf nur in einem Tempo fahren, das jedem Kind, jedem alten Menschen, jedem Schwerhörigen oder Schwerbeweglichen leicht ermöglicht, sich vor ihm in Sicherheit zu bringen. Grössere Geschwindigkeit ist nur dem Arzte, der Feuerwehr und ähnlichen Berufen und Betätigungen erlaubt.
2. Es hat allen Lärm zu vermeiden. Besonders die Nachtruhe ist von früh an absolut zu schützen.
3. Es darf nicht durch seinen Gestank Stadt und Land vergiften. Die Technik, die ja alles kann, was sie ernstlich will, soll dafür sorgen, dass diese Forderung erfüllt wird. Strenge Gesetze sollen sie dazu zwingen.
4. Es soll die Natur vor ihm geschützt werden. Kein Spazierweg darf durch ein Auto befahren werden. Wer Wald und Feld bloss durchrasen will, um sie für andere zu verlärmen und verstänkern, der soll doch lieber auf der Autostrasse bleiben. Die Alpenwelt ist dem Luxusauto entweder zu verschliessen (was das Richtige wäre) oder nur unter Bedingungen zu öffnen, die sie vor Entweihung und Verwüstung bewahren.
5. Es sind sowohl in den Städten als allgemein besondere Autostrassen einzurichten, auf denen die Autos sich austoben dürfen. Die andern Strassen aber sind dem Auto teils verboten, teils ist es auf diesen an das Tempo gewöhnlicher Fuhrwerke und andere, äusserst strenge Einschränkungen gebunden.
6. Das Luxusauto ist auf das Schärfste zu besteuern.
7. Strengste Strafen sind auf alles zu legen, was an der Benützung des Autos Willkür, Brutalität, Gefährdung von Menschen und Schändung der Natur bedeutet.

Es wird schwerlich jemand sagen können, dass solche Bestimmungen unbillig wären. Denn sie schützen alle solche Güter, die doch unvergleichlich mehr wert sind als das Auto. Aber man wird vielleicht einwenden, dass man damit tatsächlich das Auto verbiete. Ich antworte: Ja, das Auto, das ein Unfug, ein Fluch und ein Frevel ist. Wenn es nicht bestehen kann, ohne das zu sein, so soll es vergehen, je rascher, desto besser. Dem Auto, das ein Nutzen, ja ein Segen ist, stehen solche Bestimmungen nicht im Wege.

„Aber wird das möglich sein?"

Lieber Leser! Das ist freilich eine andere Frage. Ich vertrete, was recht ist, was sich gehört und auch von selbst verstünde, wenn wir Menschen wären, freie, menschliche Menschen, wenn wir gar Demokraten, Sozialisten, Christen wären. Aber der Widerstand, auf den diese Forderungen stossen, ist mir selbstverständlich klar.

Zwar müsste ja die übergrosse Mehrheit der Menschen damit herzlich einverstanden sein und darin eine Erlösung von schwerem Unfug und Fluch erblicken. Denn sie sind die Leidenden. Die Nutzniesser des Autos (besonders des Luxusautos, an das ich in erster Linie denke) bilden nur eine verhältnismässig kleine Zahl. Aber die grosse Mehrheit wird auch in diesem Falle, wie in so vielen anderen, nicht das wollen, was ihr wahrhaft diente. Sie lässt sich betrügen und knechten. Der Hauptbetrug ist jene Anbetung alles technischen Fortschrittes, in der unsere Generation nun einmal erzogen wird, ist jener Fatalismus, der sich unter alles beugt, was mit frechen An-

sprüchen auftritt. Es handelt sich in dieser Sache, wie in vielen andern, um einen Götzendienst, um den Dienst eines modernen Moloch. Und gegen Götzen kommt nur Gott auf.

Zu diesem Grundbetrug gesellt sich ein anderer. Die Masse, die das Auto nicht selbst besitzt, die von ihm nur Nachteile schwerster Art hat, sie möchte es doch besitzen. Sie bewundert es. Und wenn Vetter Hans, der ein Auto hat, den Proletarier und seine Familie einmal zum Mitfahren eingeladen hat, so ist man im siebenten Himmel. Diesen Umstand wissen die Autoherren schlau auszunützen, um so diese Sache, deren Wesen tiefe Volksverachtung (weil Menschenverachtung) ist, populär zu machen.

Endlich redet man den Leuten viel vom Nutzen des Autos vor und gedankenlos, wie sie sind, glauben sie es. Sie würden meinen, es bedeutete eine Katastrophe, wenn nicht alle Strassen verlärmt, verstänkert, von Lebensgefahr erfüllt wären. Wirte, Hoteliers und Journalisten sind im Bunde, um sie in diesem Glauben (der natürlich ein blöder Wahn ist) zu erhalten. Man redet von einer Autostrasse Hamburg - Mailand - Rom (oder so), die durch die Schweiz führen soll. Welch eine neue Verschandelung der Schweiz wäre das! Aber nun stürzt man sich auf dieses Projekt in dem Glauben, eine Gegend, durch welche diese Strasse führe, erlebe das tausendjährige Reich und andere, durch die sie nicht führe, versäumten den Einzug des Messias. Welch eine Verblendung! Aber es ist sicher: jeder Kampf gegen das Auto (in dem nun klargestellten Sinne) hat eine Masse von Interessen oder Scheininteressen gegen sich, die einen Wall um den bedrohten Götzen bilden, besonders einen Wall aus Geld und Lüge.

Endlich kommt zu diesen Faktoren noch der moderne Sportsgeist, der an allem, was rast, was betäubt, was brutal ist, Freude hat, und wir sind wieder beim Molochsdienst angelangt.

Welche Aussicht auf Erfolg bleibt denn unter solchen Umständen für einen Kampf gegen das Auto in seiner heutigen Verwendung?

Ich antworte: Ebensoviel als für den Kampf gegen die Sklaverei, den Alkohol, die Prostitution, den Krieg! Auch diese Mächte sind Götzen. Auch ihnen dienen die Massen, zu ihrem Verderben, willig, ja mit Begeisterung. Auch der Kampf gegen sie erschien anfangs und erscheint zum Teil jetzt noch als lächerlich, ja gottlos. Alle diese Dinge erschienen als Notwendigkeiten, als etwas, gegen das anzugehen Unsinn wäre. Die zuerst dagegen auftraten, galten als verrückte Köpfe. Und doch musste der Kampf geführt werden. Und doch gesellten sich zu diesen Verrückten nach und nach Scharen von Menschen und zuletzt wurde, wie im Fall der Sklaverei, die Verrücktheit von einst zur Selbstverständlichkeit und die Selbstverständlichkeit von einst zur Verrücktheit. So wird es auch in dieser Sache gehen. Dessen bin ich ganz sicher.

Ich weiss auch, dass schon jetzt überall Menschen gibt, die in dieser Sache so denken wie ich. Ihnen möchte ich zurufen: Habt nur den Mut, so zu denken und lasst Euch nicht einschüchtern durch den Lärm des Tages. Nicht Ihr seid die Verrückten, Ihr, die Ihr das Heiligtum des Menschen und der Natur für wichtiger haltet, als den Glanz einer technischen Erfindung und die Ihr nicht begreift, dass es eine Ehre sein soll, für den technischen Fortschritt von der Strasse vertrieben, in der Nachtruhe gehindert, in der Freude an Gottes Welt verstört, vielleicht eines Tages überfahren zu werden oder (was noch schlimmer wäre) ein Kind überfahren zu sehen. Die andern sind die Verrückten, die von einem Dämon Besessenen. Es wird ein Tag kommen, wo Ihr Recht erhalten werdet; möchte es für Mensch und Natur nicht zu spät sein.

Ich gehe noch weiter: Ich erwarte trotz allem, dass der Widerstand binnem kurzem sich ernsthaft erheben wird. Ja, ich halte es nicht für unmöglich, dass er zuletzt in Gesetzen und Ordnungen der Menschlichkeit

Ausdruck findet. Eine eidgenössische Initiative wird eines Tages gewisse moderne Menschenrechte, Grundrechte der Menschlichkeit, die sich auf solche Dinge beziehen, in unsere Verfassung setzen. Sie wären dort wahrhaftig am Platze so gut wie nur irgend etwas. Es werden Menschen kommen, die sich für diesen Kampf ebenso einsetzen, wie Menschen sich gegen Sklaverei, Prostitution, Alkoholismus und Krieg eingesetzt haben. Ja, ich wage zu hoffen, dass diese Worte ein Mann oder eine Frau liest, die diese Sache, die ich selbst nur aussprechen, nicht weiter in die Hand nehmen kann, weil die Kraft nicht auch noch dazu reicht, zu der ihrigen machen und Führer werden in einem Feldzug für den Menschen. Es ist am Anfang jeder grossen Bewegung immer nur Einer oder Eine gewesen. Es genügte! Dabei ist mir freilich klar, dass es solchen Menschen nur gelingen wird, wenn grosse, geistige und soziale Umwälzungen kommen, Umwälzungen, die von den Götzen zu Gott und von der Maschine zur Seele führen. Aber diese werden kommen. Wenn sie nicht kommen, so kommt der Untergang.

Dixi et salvavi animam meam. Ich weiss gut genug, dass viele auch unter den Freunden und Gesinnungsgenossen diesen meinen Kampf belächeln, für eine Grille halten. Meinen sie aber wirklich, es hätte für mich einen Sinn, Sozialist zu sein, gegen den Krieg zu kämpfen, für Arbeiterschutz einzutreten, das „Du sollst nicht töten!“ als ein Grundgesetz der sittlichen Welt zu betrachten und den Egoismus, die Brutalität, die Bedrohung, Verstörung und Vernichtung des Lebens und Lebenswertes, die der heutige Automobilismus bedeutet, für nichts zu halten? Kann sich jemand wundern, wenn mir ein vom Auto zerquetschtes Kind, das seiner Mutter gebracht wird, mehr bedeutet, als alle Reize modernen Molochdienstes? Es ist für mich überall der gleiche Kampf für Gott und den Menschen. Und ich habe schon mehr als einmal recht behalten.

Zu dem Artikel: Gegen die religiöse Verleumdung.

I. Nach dem Lesen des Artikels in der Märznummer der „Neuen Wege“: „Gegen eine religiöse Verleumdung“ habe ich als der angegriffene Herr X einen Brief an Herrn Prof. Ragaz geschrieben, der zur Veröffentlichung bestimmt war. Es hat sich daran eine längere Korrespondenz geknüpft. Statt nun diese eingehenderen Ausführungen zu drucken, sind wir übereingekommen, nur eine kurze nicht auf die theologischen Probleme eingehende Erklärung den Lesern der „Neuen Wege“ zu bieten.

Ich erkläre, dass ich in dem wohl einzig beanstandeten zweitletzten Abschnitt des abgedruckten Teils meines Referates über die neutestamentlichen Wunder weder Herrn Prof. Ragaz noch die religiös-soziale Bewegung als solche gemeint habe. Ich habe einen Typus ohne Namen gezeichnet, wozu die Einzelzüge aus verschiedenen Lagern genommen worden sind, in denen der Reichsgottes-Glaube wieder aktuellere Bedeutung gewonnen hatte. Ich wollte einerseits die Verbindung des Reiches Gottes mit irgend einer Entwicklungslehre und anderseits einen Aktivismus (nicht den Aktivismus überhaupt), der die Grenzen zwischen Gott und Mensch, zwischen Reich Gottes und Welt verwischt und (mindestens in gefährlichen Ausdrücken) den Eindruck erweckt, aus unserem Tun heraus fliesse in gerader Linie das Reich Gottes, als „kurzschlüssiges Missverständnis“ bezeichnen. Der nächste in den „Neuen Wegen“ nicht mehr abgedruckte Abschnitt fasst den Zielpunkt der Gedankenführung zusammen in den Satz: „Wir wollen es einmal mit aller Deutlichkeit so sagen: Wenn wir glauben ans Reich Gottes und hoffen auf dieses Reich Gottes, so glauben und hoffen wir auf ein innerhalb einer durchgreifenden und absolut geltenden Naturgesetzlichkeit unmögliches Wunder.“ Meine Bekämpfung galt nicht dieser oder jener Gruppe, sondern jedem Versuch, ein Reich Gottes zu glauben unter Umgehung des Wunderglaubens. Dass dies

für Herrn Prof. Ragaz nicht zutrifft und darum auch ihn nicht trifft, weiss ich. Man hätte nicht fragen sollen: „Wer ist gemeint?“, sondern „Was ist gemeint?“

Die Polemik der „Neuen Wege“ zeigt mir allerdings deutlich, dass ich mir die Frage, wer sich gemeint fühlen könnte oder an wen die Leser meines Aufsatzes denken könnten, zu wenig ernsthaft vorgelegt habe. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen, bedaure ich den satyrischen Unterton jenes Abschnittes, der, sobald man ihn gegen eine Person oder Gruppe gerichtet denkt, verletzend wirken musste. Ich habe darum dem Abschnitt in der demnächst erscheinenden Broschürenform meines Aufsatzes eine andere Fassung gegeben, ohne im übrigen sachlich etwas anderes zu sagen, als was ich schon in der ersten Fassung sagen wollte. H. Grossmann, Pfr.

II. Es tut mir eigentlich leid, dass jener Pfarrer, den ich nicht nennen wollte, weil es sich nicht um etwas „Persönliches“ handelte, nun doch bekannt wird. Aber es zeigt sich ja nun auch, dass ein bedauerlicher Irrtum im Spiele war. Ich hatte ganz bestimmte Gründe — die hier auseinanderzusetzen keinen Wert hätte — zu der Annahme, jene Ausführungen seien speziell gegen die „Religiös-Sozialen“ (nicht gerade gegen mich selbst) gerichtet. Gewisse Umstände schienen diese Annahme notwendig zu machen. Auch einige Ausdrücke in jenen Stellen des Vortrages von Herrn Pfarrer Grossmann legten diese Interpretation nahe. Selbstverständlich fällt nun alles hin, was in meiner Antwort auf jener falschen Voraussetzung beruhte. Ich bedaure, dass es, trotz meinem ernstlichen Bemühen, kein Unrecht zu tun, durch eine Kette von Missverständnissen doch zu einem solchen gekommen ist. Doch muss ich auch jetzt betonen, dass meine Erwiderung sich keineswegs in erster Linie gegen jene Aeusserungen des Hrn. Pfr. Grossmann richteten, die bloss ein Anlass dafür waren und zwar kein besonders schlimmer, sondern gegen die Art, wie seit Jahren bestimmte theologische Kreise, besonders jüngere, Haltung und Sinn unserer Bewegung mit Lust entstellen. Alles, was ich gegen diese Art gesagt, halte ich in voller Schärfe aufrecht. Ich habe mit Bedacht von religiöser „Verleumdung“ geredet. Es gibt eine solche und sie ist vielleicht die bösartigste Form von Verleumdung. Auch Paulus wehrt sich gegen sie und braucht auch den Ausdruck Verleumdung.[1]) Solche ist überall vorhanden, wo man wider besseres Wissen Menschen oder Dinge heruntersetzt, ihre Ansichten und Motive entstellt und sie damit entwertet. Dass dies unserer Sache gegenüber in theologischen Kreisen (um von andern nicht zu reden) geschieht, ist leicht zu beweisen. Aber schon ein Aburteilen über Dinge, die man zu kennen sich gar keine Mühe gibt, ist Verleumdung, ist „falsches Zeugnis“, und wie sehr ist das uns gegenüber üblich, ja die Regel. Wie leichtfertig wird z. B. immer wieder die fable convenue weitergegeben, die Religiös-Sozialen glaubten, mit Sozialismus und sozialer Umwälzung oder auch mit Antimilitarismus das Reich Gottes machen zu können! In dieses ebenso hochmütige wie törichte Wesen muss einmal energisch hineingefahren werden, viel weniger um unserer Sache willen, die auch Verleumdung ertragen kann, als um jener Leute willen, die lernen müssen, es mit der Wahrheit genauer zu nehmen und sich die Dinge nicht allzuleicht zu machen. Unsere Gesinnungsgenossen sind in diesen Dingen sehr oft viel zu passiv gewesen; ich hoffe sehr, dass sie sich ermannen und gegen diese wohlfeilen Entstellungen kräftig Verwahrung einlegen werden. Vielleicht werden edle Gegner sie darin unterstützen. Das wird für alle ein Vorteil sein.

Von den Problemen selbst, die zur Verhandlung stehen, wird wohl auch in den „Neuen Wegen“ noch gründlich geredet werden müssen. Das kann um so leichter und fruchtbarer geschehen, je rascher man sich gewöhnt, von unserer Sache mit jenem Respekt zu reden, den sie wahrhaftig verdient.

L. Ragaz.

[1]) Vgl. z. B. Röm. 3, 8.

Die Religiös-Sozialen — Jünger der Stoa. In den Verhandlungen des Basler grossen Rates über eine allfällige Einführung des politischen Frauenstimmrechtes behauptete ein Vertreter der „Evangelischen Volkspartei", Dr. Paul Roth, dass meine und meiner Gesinnungsgenossen Stellung zu solchen Fragen auf dem Einfluss der Stoa beruhe. Er wiederholt diese Erklärung in einem offenen Brief an Nationalrat Hoppeler, der seither in der „Evangelischen Volkszeitung" (Nr. 16) erschienen ist.

Ei, der tausend; dachte ich, als ich das las, jetzt sind wir auf einmal Stoiker! Was sind wir nicht schon alles gewesen! Bald rechnet man uns zu den Wiedertäufern, bald zu den Jesuiten (wegen unserer Berufung auf Jesus!), bald zu den Tolstoianern, und jetzt also sind wir Stoiker. Woher mag wohl Dr. Roth dieses Fündlein haben? Wahrscheinlich aus dem grossen Werk von Tröltsch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen", dessen Thesen gerade an diesem Punkte, in der Fassung des Verhältnisses von Christentum und stoischem Naturrecht, besonders fraglich sind. Was sich die Theologen und Halbtheologen nicht alles vormachen und vormachen lassen! Wir sollen alles Mögliche sein, nur damit man nicht zugestehen müsse, dass wir uns auf das Evangelium stützen und auf nichts anderes.

Nein, lieber Herr Doktor, da ist von Stoa keine Rede! Die Stoa hat bei mir und sicher auch bei meinen Gesinnungsgenossen weder direkt noch indirekt je eine Rolle gespielt. Was uns bewogen hat und bewegt, für die Anerkennung des Arbeiters als Menschen und im gleichen Sinne für das Recht der Frau einzutreten, das ist die Wahrheit von der Gotteskindschaft des Menschen, von dem unendlichen Wert jeder Seele und von der Bruderschaft und Schwesterschaft der Kinder Gottes — das und nichts anderes; dessen darf Herr Dr. Roth ganz sicher sein. Hat er denn noch nie den Spruch des Paulus gelesen: „Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib. Denn wir sind alle Eins in Christus Jesus"? (Gal. 3, 28.)

Uebrigens: wie begründet denn Herr Dr. Roth selbst seine Stellung? Doch wohl nicht auf die Stoa? Wir jedenfalls begründen die unsrige nicht auf Zeno, sondern auf Christus; das sei ein für allemal und mit Nachdruck gesagt.

Bern. Die nächste Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege" findet statt Sonntag, den 29. Mai, im Gemeindehaus in Bümpliz. Sie soll der vertraulichen Aussprache gewidmet sein, speziell über die Arbeit des vergangenen Winters und das künftige Arbeitsprogramm. Auch wird von den bernischen Teilnehmern an der Lostorfer Konferenz, wie Pfr. v. Greyerz und Frau, M. Lanz, A. Wirz und andern Bericht erstattet über die dortigen Verhandlungen. Wir bitten alle Leser der „Neuen Wege" an dieser Zusammenkunft teilzunehmen und sich mit uns entweder abends um 5 Uhr bei der Tramhaltestelle Bremgartenfriedhof zu treffen, um gemeinsam nach Bümpliz zu wandern, oder sich von 6 Uhr weg daselbst im Gemeindehaus (altes Schloss) einzufinden. Der Ausschuss.

Redaktionelle Bemerkungen.

In dem Aufsatz von Dr. Hans Kohn stehen eine Reihe von jüdischen Ausdrücken, die für Leser, die sie nicht verstehen (und das wird die grosse Mehrheit sein) hätten übersetzt werden sollen. Wir werden das, wenn möglich, im nächsten Heft nachholen. Die meisten erklären sich übrigens aus dem Zusammenhang selbst.

Druckfehler.

S. 166, Z. 8 v. unten (in dem Aufsatz: „Unsere Lebensführung etc.") muss es heissen: „Die Liebe ist wohl (statt „nicht") das letzte Wort in allen Dingen."

„Spirit of St. Louis."

Tut Busse . . . so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes.
Apostelgesch. 2, 38.

Liebe Gemeinde!

I.

Als ich von dem begeisterten Empfang las, der dem Flieger Lindbergh nach seinem Ozeanflug bereitet wurde, da habe ich auch für einen Augenblick im Geiste mitgejubelt dort auf dem Flugfeld von Le Bourget; und vielen von euch ist es gewiss ebenso ergangen. In uns allen ist dabei ein Hochgefühl erwacht und der Gedanke hat uns überwältigt, der Gedanke: „Es ist ein Mensch, dem das gelang, einer von uns, einer wie ich und du." Was doch uns Menschen nicht alles möglich ist! Seien wir uns doch dessen mehr bewusst, welch verborgene und unbenutzte Kräfte in uns Menschen liegen, Kräfte und Möglichkeiten, von denen wir uns nicht im entferntesten hätten träumen lassen.

Zu jenem Hochgefühl des Menschseins ist dann bei vielen von uns noch etwas anderes hinzugekommen: ein Gefühl tiefen Dankes gegen den, der diesen Menschen schuf, so kraftbegabt und so sieghaft. Wir haben ans Psalmwort gedacht: „Ich danke dir, dass ich wunderbar bereitet bin," oder an jenes andere: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst — du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk. — Alles hast du unter seine Füsse getan." — Du, der du uns Menschen solche Siege schenkst, „wie herrlich ist dein Name in allen Landen"; wenn schon das Geschöpf solches kann, wie viel mehr muss der Schöpfer können!

Nach diesem ersten Jubel aber habe ich den Zeitungsbericht zu Ende gelesen und da sind mir so einige Einzelheiten aufgefallen, die einem stutzig und nachdenklich machen mussten. Es sei Nacht gewesen, als der Flieger in St. Louis abfuhr, unmittelbar nach der Polizeistunde, als sich eben die Theehäuser, Kabaretts, Kinos und Tanzlokale entleert hatten. Und nun strömte diese sinnentrunkene Menge hinaus, im Smoking und Ballkleid dem Piloten nachzuwinken. Und dann Lindberghs Wort beim Einsteigen in die Steuerkabine: „Ich steige in meinen Henkerraum!" Dann sei das Fahrzeug in die Höhe gefahren, elegant und kühn, das Surren der Maschine sei immer leiser und geheimnisvoller geworden, bis es sich schliesslich in Nacht und Nebel verlor. Das tollkühne Fahrzeug dieses tollkühnen Mannes aber habe den mysteriösen Namen getragen: „Spirit of St. Louis" — Geist von St. Louis.

Und dieser „Geist von St. Louis" schwebte siegreich über die Wasser. Wieder wars Nacht, als man ihn drüben in Europa erwartete. Da sei eine zehntausendköpfige Menschenmenge gestanden,

von abends 8 Uhr bis gegen 11 Uhr, dicht aneinandergedrängt, Gesicht neben Gesicht, mit sehnsüchtig himmelwärts gerichtetem Blick; mit Herzklopfen erwartet sie den Geist — den „Geist von St. Louis". Und endlich nach langem vergeblichem Harren wieder das geheimnisvolle Surren. Es schwebt daher wie ein Nachtfalter, wie eine schwarze Taube vom Himmel herab. Die Freude und Begeisterung aber kennt keine Grenzen mehr. Gezückte Sackmesser — ein Stücklein, ach nur ein Fädelein vom Segeltuch, nur ein Splitterlein von einer Flügelstange des Geistes von St. Louis — als Andenken und Reliquie! Der Geist von St. Louis bedarf polizeilichen Schutzes. — Nicht etwa nur die Gassenbuben machten mit, sondern die ganze Bevölkerung, vom Bäckerjungen bis zu den höchsten Spitzen der hohen Regierungen. — Am anderen Morgen: Kleiderlappen, Papierfetzen, geknickte Stöcke, zerdrückte Hüte, zehn Schwerverletzte und zwei Tote. Das war die eine Wirkung des Geistes von St. Louis. In New York aber habe man nach der Nachricht von der Ankunft Lindberghs die Schiffssirenen und Fabriksignale losgelassen und die Glocken der Kirchen seien geläutet worden. Lindbergh aber tafelte seither fast nur noch bei Königen und Ministern und die Landesregierungen zeichneten ihn aus mit den höchsten verfügbaren Ehren und Orden. Das war eine weitere Wirkung des Geistes von St. Louis. Und der hohe Bundesrat in Bern hat der Bundesversammlung die Bewilligung eines Nachtragskredites von 120,000 Franken beantragt, als Bundesbeitrag für die Olympiade 1928, mit der Begründung, es könne kein Zweifel bestehen, dass „die Beurteilung an der Olympiade in Paris für unser Land von grossem Vorteil war". Das scheint eine weitere Wirkung des Geistes von St. Louis zu sein.

II.

So deutlich, so schreckhaft unverhüllt und deutlich wie im „Geist von St. Louis" hat sich unser Zeitgeist glaub ich schon lange nicht mehr gezeigt. Dieser Geist von St. Louis, das ist der Geist des 20. Jahrhunderts, der heute mehr oder weniger die Einzelnen und die Völker treibt und erfüllt. Gleichsam inkarniert in eine schwarze Riesentaube ist er uns da erschienen. Ja, es ist ein schwarzer Geist, ein Geist der Nacht, schwarz und phantastisch wie Lindberghs Flugzeug. Lasst uns zunächst versuchen, das Wesen dieses Geistes in Worte zu fassen:

Als Erstes möchte ich sagen, der Geist von St. Louis ist der Geist der Erde. Er kommt von unten her. Darum muss er uns zunächst unbedingt imponieren, insofern wir noch gesunde und natürlich empfindende Menschen sind; denn alles irdisch Grosse und Gewaltige imponiert uns auf den ersten Blick. Aber nun hat jede irdische Grösse die sonderbare Eigenheit, dass sie uns nicht

nur imponiert und erhebt und anzieht, sondern im nächsten Augenblick erschreckt und niederschmettert und abstösst. Dieses eigentümlich zwitterhafte, schillernde und zwiespältige des Erdgeistes können wir schon an gewissen Naturerscheinungen beobachten: Das Gewitter, das durchs Tal heraufzieht, es imponiert, aber es erschreckt uns zugleich. Der Bergriese in unserer Alpenwelt zieht uns fast magisch an, im nächsten Augenblick kann er uns beunruhigen, als drohe er über uns herzufallen. Ich sah jüngst zum erstenmal den Rheinfall in Schaffhausen. War das eine Wohltat, aus all den kleinen und kleinsten Geräuschen unserer modernen Welt herauszutreten und dieses grosse Rauschen über sich ergehen zu lassen, ein Rauschen, als rollte die Erde mit. Das war erhebend; aber zeitweise kam es mir vor, als lägen in eben diesem Rauschen sämtliche Kräfte der Erde, die uns hinunter in den Abgrund zerren wollen. Noch deutlicher zeigt sich diese Zwiespältigkeit des Erdgeistes bei irdisch grossen Persönlichkeiten. Napoleon fasziniert und imponiert, derselbe Napoleon erschreckt und stösst ab. Der persönliche Verkehr mit Goethe war für viele erhebend, andere wurden durch seine Grösse plattgedrückt (z. B. Lenau). Und genau so zeigt sich die zwiefache Wirkung des Erdgeistes in den Erfolgen unserer modernen Technik: Lindbergh und der Geist von St. Louis imponieren und begeistern — sie erschrecken aber ebensosehr. Die Erde und i h r Geist, sie können uns nicht n u r imponieren und erheben und anziehen — das andere negative Element ist immer auch sofort dabei; das heisst die Erde und ihr Geist können uns letzlich nicht erlösen.

Weil ferner der Geist von St. Louis eine irdische Grösse ist, darum können wir mit unserem Verständnis ihn so gut erfassen. Er ist sichtbar und hörbar und greifbar. Wir können ihn und seine Wirkungen genau messen mit unseren Massen, mit Stunden und Kilometern. Und wir können diesen Geist bewerten nach unseren Masstäben und seine Kraftwirkungen auszeichnen durch „angemessene" Belohnungen und Ehren. Das ist der messbare Geist unserer Zeit. Der Geist unserer sämtlicher Vehikelgeschwindigkeiten, der messbare Geist unserer Matchschützen in Rom, der messbare Geist des Kinospiels, der nur dauert, bis die 2—3000 m Film durchgerollt sind und dann wie abgeschnitten aufhört. Das ist der messbare, greifbare Geist, der langsam sich unsere sämtlichen Lebensgebiete erobern will, von der maschinenmässig betriebenen modernen Hühnerzucht bis hinein in die Schulstube der Erstklässler, die nun bereits im ersten Jahr „Gedrucktes" lesen, also möglichst „weit gefördert" werden sollen. Das ist der Geist, der bald nur mehr in Zahlen, Gewichten, Massen, Distanzen und Geldwerten sich manifestiert. Das ist der „Geist von St. Louis", nach dem jene 10,000 köpfige Menge johlend und krampfhaft begeistert Ausschau

hält. Es ist zugleich der Geist, der alle unmessbaren und unwägbaren Werte leugnet und mit Füssen tritt. Und weil (um nur einen von allen zu nennen!) ein Menschenleben solch ein unwägbarer Wert ist, darum kann dieser Geist Menschenleben aufs Spiel setzen um technischen Erfolges willen. Es ist der Geist Lindberghs, der lächelnd den „Henkerraum" seiner Flugmaschine besteigt, um einen Rekord aufzustellen. Es ist unser Geist, den wir begreifen, dem wir offen zujubeln, den wir heimlich billigen; dem wir alle mehr oder weniger, bewusst oder unbewusst, frönen.

III.

Aber nun sind wir eine Pfingstgemeinde. Darum wollen wir nicht beim „Geist von St. Louis" stehen bleiben, sondern unsere Gedanken und Herzen einem anderen Geist entgegenöffnen, dem Pfingstgeist, dem heiligen Geist. Da kommen wir nun auf den Boden des Unermesslichen und Unwägbaren. Darum stockt unsere Stimme und unsere Gedanken werden zaghaft, wenn wir auf den heiligen Geist zu sprechen kommen.

Von ihm kann ich zunächst einzig sagen: Ich habe ihn nicht. Und ihr habt ihn wohl auch nicht. Und unsere Zeit hat ihn nicht. Und weiter muss ich sagen: Ich kann ihn nicht machen. Und ihr könnt ihn wohl auch nicht machen. Und unsere Zeit kann ihn nicht machen. Wäre es ein „Produkt", dann könnte ihn irgend ein moderner Produzent gewiss produzieren. Aber er ist eben kein Produkt. Kein Produkt unserer Muskelkraft und Intelligenz, kein Produkt unserer Erde überhaupt. Und könnten wir mit unserer Intelligenz die ganze Erde und alles Wasser und alle Luft unserer Produktion untertan machen — das Ergebnis wäre immer nur eine Höchstleistung der Technik mit Riesenbegeisterung darüber, das heisst das Produkt wäre immer nur „Geist von St. Louis", nie heiliger Geist.

Aber (werdet ihr fragen) was sollen wir denn, was können wir denn? Etwas müssen wir doch t u n! Ja, es gibt ein Tun, das uns vom „Geist von St. Louis" befreien könnte. Es ist das einzige Tun, das bei all unserem ungeheuer vielen Tun noch wesentlich und wichtig ist. Unser Text möchte uns diesen Weg zeigen: „T u t Busse . . . so werdet ihr empfangen die Gabe des heiligen Geistes." Da sehen wir, er ist eine G a b e, der heilige Geist. Und die kann man nur empfangen. Keiner aber erhält heute diese Gabe ohne Busse. Busse, das ist das entscheidende Wort, das heute fallen muss, das ist das Wort, das unserer Zeit gehört. Einen anderen Eingang als durch das niedere Tor der Busse kennt der heilige Geist nicht.

Das erste aber, was eine rechtschaffene Busse in uns wirkt, ist, dass sie uns die Augen öffnet über unseren Zustand. Sie zeigt uns,

wie wir dran sind und wo wir stecken. O verlangt nicht, dass ich euch heute mit verheissungsvollen Worten über unsere Geistesarmut hinwegtäusche und hinwegtröste. Auch erhebende Gottesdienste und erfreulich starker Kirchenbesuch dürfen uns nicht hinwegtäuschen über unsere Dürftigkeit. Wir wollen zu unserer Armut stehen, wollen sie nicht mit elenden Lappen verhüllen.

Weiter gibt uns die rechtschaffene Busse Antwort auf ein Warum. W a r u m haben wir den Geist nicht? Warum kann er nicht kommen? Wo fehlts? Der heilige Geist kann nicht kommen, weil wir voll eines anderen Geistes sind. Der Geist von St. Louis und der heilige Geist vertragen sich schlechterdings nicht miteinander. Wo der eine ist und herrscht, da ist der andere nicht. Und wo der heilige Geist hinkommen soll, da muss zuerst der Erdgeist weg.

Aus dieser Einsicht heraus erwächst für uns heute das dringliche Gebot: Kehret um! Wendet euch ab vom Geist, der die Zeit beherrscht! Denket um! Denket anders als bisher. Habt eure Interessen anderswo als bisher. Werdet misstrauisch gegen Schlagworte, die vielleicht ein ganzes Jahrhundert anerkannte. Stutzt, horcht auf. Macht zunächst einmal mit den Gedanken rechtsumkehrt vom Zeitgeist und Erdgeist weg, und ihr werdet staunen, zu wie vielem ihr nein! sagen müsst, das ihr bisher gebilligt oder gar bejubelt habt.

Wenn die Busse in uns diese Umkehr und Abkehr vom Zeitgeist bewirkt hat, dann ist wieder sauberer Tisch. Dann wären wir bereit, die Gabe des heiligen Geistes zu empfangen. Wann es dann Gott gefällt, uns diese ganz grosse Gabe zu schenken, das wissen wir freilich nicht. Er kann das machen, wie er will. — Einmal hat er die Menschen damit beschenkt. Dort beim ersten Pfingsten, von dem uns die Schriften berichten. 3000 und mehr wurden vom Geist voll und er hat Taten bewirkt, über die wir heute nur mit Sehnsucht die ferne Kunde lesen können: Fremdlinge haben sich verstanden damals; Feiglinge sind Helden geworden; Blinde wurden sehend und Lahme gingen, sie alle getrieben vom heiligen Geist. Und keiner mehr schied zwischen Mein und Dein, sie teilten Alles miteinander in Bruderliebe. Nachher und seither ist dieser selbe Geist noch da und dort in der Geschichte wirksam geworden. Aber nie mehr so wie zuerst, auch in der Reformation nicht. Der erste Pfingstgeist hat sich verzogen. Warum? Weil man sich an den Erdgeist verlor. Darum müssen wir umkehren und zurückkehren aus der Gefangenschaft des Erdgeistes, um die Gabe des heiligen Geistes zu empfangen. So ist es gekommen, dass uns heute das Pfingstfest zu einem Bussfest wurde, an dem wir auskünden: Kehret um!

IV.

Es ist gewiss ein armes Pfingsten, das nur Busse und Umkehr

auszurufen hat. Das ursprüngliche Pfingsten mit der „Fülle des heiligen Geistes“ ist darin fast nicht wieder zu erkennen. Ich kann daran nichts ändern; durch Worte am allerwenigsten. Aber nun möchte ich doch noch einer ganz persönlichen Hoffnung Raum geben. Es ist eine leise, zage Pfingsthoffnung, die uns auch an einem armen Pfingsten still und froh machen kann vor Gott: Die Abkehr vom Zeitgeist ist heute auch da. Und sie wächst, wächst in dem Masse, wie die Begeisterung für den Zeitgeist zunimmt. Und es ist bereits eine Wirkung des heiligen Geistes, dass diese Abkehr da ist. Gerade solch halbwahnsinnige Erscheinungen wie die Ozeanflüge und der Heiligenkultus, der damit getrieben wird, gerade solche Erscheinungen öffnen manchem von uns Aug und Ohr, so dass er anfängt zu denken. Und das ist doch schon etwas, ein deutlicher Hinweis aufs wahre Pfingsten.

Vorläufig heisst es für uns: Die Hoffnung nicht verlieren — das Gottvertrauen nicht verwerfen — das Beten nicht vergessen und die Sehnsucht nicht erlahmen lassen. Die Sehnsucht nicht erlahmen lassen, das ist so wichtig. Ich weiss, sie ist auch da, die Sehnsucht nach dem heiligen Geist. Und dass sie da ist, ist wiederum bereits ein Wirken des heiligen Geistes selber. Und sie wächst. Sie wächst in dem Masse, als die Begeisterung für den Erdgeist zunimmt.

So scheiden sich immer deutlicher zwei Lager auseinander in unserer Reife- und Scheidungs-Zeit. Das eine Lager weist uns hin aufs Flugfeld von Le Bourget, wo ein unglückseliges Volk sehnsüchtig Ausschau hält nach dem schwarzen „Geist von St. Louis“. Das andere Lager ist (seinem Wesen entsprechend) unsichtbar. Es besteht aus Männern und Frauen verstreut über die Erde, die sich einig wissen im gleichen Glauben, gleichen Hoffen, gleichen Lieben, die in aller Stille aber unaufhaltsam den Weg bereiten und Ausschau halten nach dem anderen Geist, nach Gottes Geist, der unsere Erde erfüllen und erlösen wird.

Uns alle aber stellt Pfingsten vor eine Entscheidung, die immer deutlicher eine Entscheidung auf Leben und Tod wird: Entweder wir stellen uns ins Lager derer, die den heiligen Geist erwarten, oder wir halten Ausschau nach dem „Geist von St. Louis“.

Walter Lüthi.

Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.

(Schluss.)

8. Die Bruderschaft.

Das Wort von der Liebe stösst uns schmerzlich auf ein drittes, besonderes Problem gerade unseres persönlichen Lebens, eben die

Liebe. Die Liebe in dem Sinne, wie sie hier allein in Betracht kommt, ist schliesslich die fundamentale Umkehrung des natürlichen Wesens, welche das Reich Gottes meint und dessen edelste Frucht. „Daran wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt.“[1]) Auch haben wir gesehen, wie unser Sozialismus auf Bruderschaft hinweist. Ueben wir diese? Wie sollten und könnten wir sie üben? Wie steht es hierin mit unserem Leben?

Gerade über dieses oberste Thema wäre unendlich viel zu sagen. Ich beschränke mich wieder auf das, was gerade für uns in Betracht kommt. Für uns ist wohl wesentlich wieder nicht, dass wir Modelle der Liebe seien, was wir weder sein können noch sollen, sondern dass unsere ganze Einstellung die auf den Bruder ist. Wieder heisst es: wir gehören selber auch nicht uns selbst, sondern Gott und den Brüdern. Das sollte man an uns spüren. Wir sollten auf unsere Weise eine „Brüdergemeinde“ sein. Das bedeutet, wie mir scheint, vor allem: wir dürfen uns nicht abschliessen, weder in einem Stand, noch in einem Beruf, noch sonst in einem Lebenskreis. Wir sind dazu da, den Menschen zu helfen, zu dienen; wir sind jedermann zugänglich. Das muss sozusagen unsere geistige Uniform sein. So wie die Welt heute ist, bedeutet dies aber, dass für uns ganz besonders das Wort gilt: „Haltet euch herunter zu den Niedrigen.“[2]) Wir gehören vor allem zu den Brüdern und Schwestern in der Tiefe. Wir gehören zu den armen Kindern, der gefährdeten Jugend, den in sittliche Not geratenen Frauen, den Lastergebundenen, den Verbrechern. Dass es uns dorthin zieht, dass viele von uns dort zu sehen sind, das ist doch wohl das eigentliche Zeichen, ob die rettende Liebe die grosse uns bewegende Kraft ist. Wie ganz anders wird man uns vieles von unserer Botschaft abnehmen, wenn wir immer zahlreicher dort zu sehen sind; wie ganz anders wird man uns dann als Kämpfer verstehen!

Ich rede davon aber nur in Kürze, einmal, weil ich nachher noch einmal darauf kommen muss, sodann, weil hier wieder mehr eine Aufgabe, als ein prinzipielles Problem vorliegt. Ich wollte es bloss aussprechen, das Wort von der Bruderschaft als unserer grossen und heiligen Sache.

9. Der Konflikt.

Aber gerade das Wort von der Liebe führt uns noch zu einem vierten und letzten Spezialproblem für die Träger unserer Sache, einem Problem, das für uns typisch ist und das freilich zum Teil sich mit den schon berührten deckt. Unsere Stellung schliesst den

[1]) Joh. 13, 35. [2]) Röm. 12, 16.

Konflikt mit den bestehenden Verhältnissen in sich. Diese nimmt bestimmte, sozusagen akute Formen an. Er greift auch in das Leben Anderer ein, gerade in den Fällen, die wir vor allem ins Auge gefasst haben: da wo es sich um den Besitz oder um den Kampf gegen Unrecht und Gewalt im politischen und sozialen Leben oder um den Weg der Bruderschaft handelt. Wir wissen alle, wie zum Beispiel die Dienstverweigerung Spannung, Aufregung und Kampf in Familie, Verwandtschaft und Freundschaft tragen kann. Hier ist das Problem dies, wie wir in dieser Lage auch durch unser persönliches Verhalten dem Reiche Gottes dienen können. Besonders macht eine Frage vielen von uns zu schaffen: Sollen wir, dürfen wir in Verhältnissen bleiben, die dem widersprechen, was wir glauben und hoffen, oder sollen wir glaubend und leidend aushalten, so lange wir können, in der Erwartung, vielleicht gerade dadurch Gottes Sache am besten zu dienen? Hat man nicht oft einfach die Berufung, in bestimmten Lebenskreisen, in welche man ja nicht durch Zufall hineingestellt ist, auszuharren und damit diesen Kreisen selbst im Namen Gottes einen Dienst zu tun — in aller Demut, da diese Kreise ja in mancher Beziehung vieles vor uns voraus haben? Aber, kann man in solchen Verhältnissen ausharren, wo man täglich, stündlich sein Bestes verleugnen muss? Kann ein Fabrikant im kapitalistischen System ein Christ sein? Darf ein Arbeiter, der ein Jünger Christi sein möchte, Munition herstellen? Darf ein Gläubiger unter Gottlosen wirken? Darf einer, der gegen die Gewalt kämpft, bei einzelnen Aktionen oder Bewegungen sein, die irgendwie dem Gewaltgeist huldigen? Sollen wir gehen, oder sollen wir einen „Kompromiss" schliessen?

Das sind uralte Probleme des Reiches Gottes. Es sind gewiss nicht bloss die unsrigen, aber sie treten unter uns so häufig auf, sie erwachsen so selbstverständlich aus dem heraus, was wir als unsern Wegen erkannt zu haben glauben, dass wir darüber ein kurzes Wort sagen müssen, nur ein kurzes Wort, wo freilich Anlass zu vielen Erörterungen wäre.

Einige Grundwahrheiten scheinen mir auch in dieser Beziehung festzustehen. Einmal: Der Dienst des Reiches ist wichtiger als alle anderen Beziehungen und geht ihnen vor. Hier kommen die grossen Worte zu uns: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert . . ."[1]) Aber ebenso fest steht, dass man diese Verhältnisse nicht von sich aus lösen soll, wenn es nicht sein muss. Ganz sicher gibt es in der Nachfolge Christi auch ein solches stellvertretendes Leiden, das in seiner Art

[1]) Matth. 10, 34 ff.

etwas von der Sünde der Welt auf sich nimmt und nicht in Hochmut oder Eigenwillen bloss seine Seele retten will. Gewiss ist das oft schwerer, als eine gewaltsame Trennung, so heftige Schmerzen diese auch kosten möchte.

Rate ich damit zum Kompromiss? Ich glaube nicht, dass dies das rechte Wort ist. Wir geben damit nicht unsere Sache mehr oder weniger preis, sondern kämpfen für sie, aber so, dass wir eben nicht immer sieghaft sein können, dass wir still halten, warten, aushalten müssen in der Welt, wenn auch nicht von der Welt. Ich meine, dass dies für uns der normale Weg sei, der Weg, den wir gehen müssen, solange wir können, der Weg der Liebe, die alles trägt.

Aber so wahr dies ist, so wahr ist auch das Dritte: dass wir, wenn es sein muss, auch den Bruch nicht scheuen dürfen. Sein muss es aber dann, wenn wir sonst Gott und uns selbst untreu würden, unsere Seele verlören. Wann dieser Fall eintritt, kann kein Mensch uns sagen; wir können bloss sagen: es muss sein — wenn es sein muss, das heisst: wenn man vor Gott nicht mehr anders kann. Ebenso klar ist die Forderung, dass wir einen solchen Bruch, wenn es sein muss, nicht in Härte, in Hochmut und Ehrfurchtslosigkeit vollziehen sollen, sondern mit blutendem Herzen, mit aller Pietät, Zartheit, Rücksicht und echter Selbstverleugnung, die wir aufbringen können. — Dann freilich gilt noch die letzte und höchste Wahrheit dieser Sache: Dieser Konflikt selbst gehört notwendig zum Dienste des Reiches Gottes. Es ist etwas Grosses, dass dieses schliesslich allen menschlichen Verhältnissen und Bindungen überlegen ist. Es ist höchste Freiheit, die Grundlage aller Freiheit. Wenn wir diesen Weg gehen müssen, dann gehen wir ihn unter tiefen Schmerzen doch mit Stolz, ja mit innerster Freudigkeit; gehen wir ihn wieder mit der Verheissung: „Sorget nicht, Gott sorgt!“ im Herzen; gehen wir ihn nicht nur in der hohen Freiheit der Kinder Gottes, sondern auch in der Zuversicht, dass wir damit denen, von welchen wir uns trennen müssen, den grössten Dienst tun. Denn das ist das Salz der Erde, dass in solchem Bruch die höhere Bestimmung der niedrigen ihre Ueberlegenheit zeigt. Nichts kann einer Gemeinschaft, seis ein Volk, seis eine Kirche, seis eine Familie, heilsamer sein, als ein solcher recht ausgetragener Konflikt um des Reiches Gottes willen. Das ist wie Luft von den Bergen Gottes in die enge, schwüle, stickige Welt herab. Auch hier ist im Kreuze Heil.

Ja, im Kreuze! Nochmals müssen wir es uns eindringlich sagen: es steht über dem ganzen Wege, ebenso wie die Armut, die „Gewaltlosigkeit“, die Sorglosigkeit, die Liebe. Ob wir dulden,

ob wir kämpfen, ob wir ausharren, ob wir durchbrechen, wir können nirgends siegen ohne das Kreuz, so wie wir es verstehen; es geht nie ohne Schmerz und Opfer. Nur dass diese des Lebens grösste Ehre, Freiheit und Freude sind.

Das Kreuz ist das Zeichen, nicht der Kompromiss!

Und auch dies möchte ich wieder sagen: Es gibt überall auf diesen Wegen neben der allgemeinen Nachfolge, die jedem obliegt, der an das Reich glaubt, eine besondere, eine des Berufenen und Erwählten, der das tun darf, muss, kann, was in einem besonderen Sinne ausserordentlich ist. Freilich tritt damit nur desto dringlicher die Frage auf, wer denn berufen und erwählt ist. Es besteht eine Gefahr, dass sich berufen und erwählt glaubt, wer es nicht ist. Ich antworte: Es gibt ein ganz sicheres Kennzeichen dafür, ob die Berufung und Erwählung echt ist oder nicht, nämlich das Kreuz, die Selbstverleugnung. Der Weg eines echt Berufenen und Erwählten muss bei aller Freudigkeit schwer sein, muss Selbsterniedrigung bedeuten, ja nicht etwa Selbsterhöhung, muss Gehorsam sein, ja nicht Hochmut, er muss gegen Fleisch und Blut gehen, darf nicht selbstgewählt, selbstgemacht, aus den Träumen des Herzens gebaut, sondern muss eine klare, schwere Notwendigkeit sein.

10. Tragen und Getragensein.

Liebe Freunde! Ich habe versucht, die Aufgaben und Probleme unseres persönlichen Lebens herauszuarbeiten, die sich aus der doppelten, im Grunde aber doch einen Tatsache ergeben, dass wir dieser bestimmten Bewegung zugehören, die man religiösen Sozialismus nennt und dass wir in dieser und überhaupt dem Reiche Gottes dienen möchten. Dabei habe ich vieles nicht gesagt, was wohl auch hieher gehörte, wichtig ist und mir persönlich sehr am Herzen liegt, was aber kein Problem einschliesst, mit dem wir hier gemeinsam ringen müssten. Es ist ja gewiss ohne weiteres klar, dass die g a n z e Lebensführung eines Menschen, der Gott dienen, der eine bestimmte Sache, ja die Sache Gottes selbst, vertreten will, wichtig ist. Denn je nachdem wird diese Sache dadurch gefördert oder geschädigt. Es liegt eine grosse Verantwortlichkeit auf solchen, die einen neuen Weg gehen und zeigen wollen, einen neuen Weg Gottes unter den Menschen. Gross ist das Aufmerken der Menschen, wo so etwas angekündigt wird. Es zeigt sich dann eine seltsame Mischung von Glauben und Unglauben. Die Menschen können nicht recht glauben, dass so etwas im Ernst möglich sei. Und doch möchten sie nichts lieber glauben als dies; es ist doch das, was sie im tiefsten beunruhigt; es ist doch die Wahrheit, von der sie sich im Grunde beugen. Darum ist es dann eine Mischung von Freude und Leid, wenn die Enttäuschung eintritt.

Der persönliche Wandel derer, die irgendwie Gottes Sache vertreten wollen, hat also eine entscheidende Bedeutung. Das ist durchaus die Meinung des Neuen Testamentes. Die apostolischen Briefe sind voll von Mahnungen an die Jünger und Gemeinden, zu bedenken, was sie für eine Sache zu vertreten haben. Aus dem Munde Jesu selbst heisst es: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" und „Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Es kann eine Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen sein. Darum lasset euer Licht vor dem Menschen leuchten, dass sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." So spricht Christus auch von sich selbst: „Ich heilige mich auch für sie [die Jünger], auf dass auch sie in der Wahrheit geheiligt seien."[1]) Die Erfahrung bestätigt diese Wahrheit. Was an der urchristlichen Gemeinde die Heiden beunruhigt und zum Nachdenken gezwungen hat, das war viel weniger ihre Botschaft, als ihr Leben. „Sehet", sagten sie, „wie sie einander lieben." „Sehet, welche Frauen die Christen haben." Man darf sehr wohl auch an die Heilsarmee denken. Ihre Theologie und ihre Methoden sind zum Teil seltsam, aber ihr Tun, ich meine: ihre Liebe, ihr Demut, ihre Tapferkeit im Dienste Gottes und der Brüder hat manchen erschüttert, den die feinste und glänzendste Theologie unberührt gelassen hätte. Ist es bei uns nicht eher umgekehrt? In der letzten Zeit sind das leuchtendste Beispiel für jene Wahrheit bekanntlich die Quäker geworden. Diese haben nun freilich auch eine tiefe und anziehende Lehre, aber der grosse Eindruck, den sie während des Krieges und nachher gemacht und womit sie beinahe die Ehre des Christentums gerettet haben, war doch ihr Tun, das wie ein Wunder wirkte und die Menschen auch gegen den grössten Radikalismus ihres praktischen Bekenntnisses entwaffnete.

Das alles liegt auch mir sehr am Herzen; ich stehe mit tiefer Beschämung davor. Aber ich will davon nicht weiter reden; es ist besser, jeder von uns rede davon mit Gott und mit sich selbst. Ich möchte sogar eher noch einen Trost hinzufügen: Wenn es eine ernste Tatsache ist, dass wir gleichsam die Sache Gottes durch unser Beispiel tragen sollen, so ist es auf der andern Seite eine ebenso grosse frohe Tatsache, dass die Sache Gottes, wenn wir ihr uns aufrichtig zuwenden, ihrerseits uns trägt, uns Kraft mitteilt, uns Siege über Schwäche, Egoismus und Leidenschaft, wie über andere, dunkle Mächte verleiht, die uns eine rein private Frömmigkeit nie gewährt; dass auch in dieser Beziehung das Wort gilt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen."[2])

Von alledem habe ich also nicht geredet; meine Aufgabe war,

[1]) Matth. 5, 13 ff; 7, 16; Joh. 17, 19. [2]) Matth. 6, 33.

gewisse allergrösste Dinge hervorzuheben, die zugleich Probleme sind, gewisse typische Aufgaben und Schwierigkeiten, die gerade aus unserer Sache aufsteigen. Auch hierin sogar habe ich mich beschränken und manches weglassen müssen, was auch nicht unwichtig ist; ich nenne nur das Abstinenz- und Askeseproblem in seinen verschiedenen Formen. Ich hoffe aber, doch ungefähr das getroffen zu haben, auf das es ankommt, das wesentlich ist, und ich hoffe es umso mehr, als es im Grunde die ewigen Aufgaben und Fragen des Reiches Gottes sind, um die es sich handelt. Denn immer kämpft das Reich Gottes mit den Götzen der Welt und diese stellen sich immer dar als falsche Religion auf der einen Seite und auf der anderen als Egoismus, Mammonsdienst, Gewalt- und Machtstreben, Gebundenheit an die sinnlich-natürliche Welt.

11. Freiheit und Gebundenheit in der Mitarbeit.

Wir müssen uns aber an dieser Stelle überhaupt noch einmal grundsätzlich klar machen, auf welche Art und Weise wir durch unsere Lebensführung dem Reiche Gottes dienen können.

Handelt es sich nun etwa um einen Moralismus des Reiches Gottes, oder doch um eine Ethik desselben, um ein wohlgeordnetes System von Regeln, in die sein Tun zu spannen hätte, wer dem Reiche Gottes dienen will?

Nichts könnte falscher sein, als dies. Bedenken wir doch, dass dem Reiche Gottes dienen, wie wir immer wieder gezeigt haben, soviel bedeutet, als Gott dienen und dass dieses bedeutet, aus Gott zu leben, statt aus der Welt. Nun aber ist Gott der Lebendige. Nur wer an den Lebendigen glaubt, glaubt an sein Reich. Darum aber kann sein Dienst stets nur ein Lebendiges sein, ein Unmittelbares, nicht ein System. Gewiss ist sein Wille eindeutig, er will das Reich Gottes und das Reich ist eine sehr bestimmte Sache, es ist die Welt der fleischgewordenen Heiligkeit und Güte Gottes. Aber wie nun der Einzelne diesen Willen Gottes zu verwirklichen hat, das ist kein Gesetz und System, sondern Sache des allerindividuellsten, allerintimsten Verhältnisses zwischen Gott und ihm. Das ist Sache des Glaubens — also eine unendliche Freiheit, in die niemand hineinreden darf, und ist Sache des Gehorsams — also eine unbedingte Gebundenheit, die sich ebenso sehr aller fremden Einsprache entzieht. In diesem Verhältnis muss ein Mensch einmal etwas nicht tun, was alle Welt für richtig hält und ein andermal etwas tun, was alle Welt verurteilt. In diesem Sinne muss für den Dienst am Reiche Gottes inmitten von dessen alle bindender Wahrheit doch jeder gerade seinen Weg gehen. Das ist die Wahrheit, die wir als Vorzeichen zu allem setzen müs-

sen, was wir bisher vom Dienste am Reiche Gottes und von der Nachfolge gesagt haben. Es sei wohl beachtet!

Aber wie sollen wir diesen unsern Weg erkennen?

Ich antworte, und auch diese Wahrheit ist von ausschlaggebender Wichtigkeit: Wir müssen uns dabei jedenfalls vor allem Machen hüten. Das wäre jener Aktivismus, gegen den heute so viel geredet wird, Wahres und Unwahres. Unser Tun muss vielmehr Mitarbeit am Werke Gottes sein. Das bedeutet, dass wir nichts tun sollen, als was Gott uns aufträgt. Gott aber spricht zu uns aus unserer Wirklichkeit, aus unseren Lebensumständen, unseren Verhältnissen, unserer bisherigen Lebensbahn. Hier müssen wir seinen Willen tun, hier seinen Ruf vernehmen — wenn dieser echt ist — hier glauben und hier gehorchen, wie uns von Abraham erzählt wird. Wenn wir das Reich im Herzen tragen, dann wird Gott dafür sorgen, dass unser Tun ihm dient, dann kann und soll alles ihm dienen, dann mündet das Bächlein unseres Tuns in den grossen Strom des Tuns Gottes und derjenigen Menschen, die ihm helfen; dieser Strom wird durch es gemehrt, aber dieses Bächlein empfängt seinen Lebenssinn von ihm. Wir müssen aufmerken, müssen wachen, müssen bereit sein — „bereit sein ist alles" — aber wir brauchen wieder nicht zu sorgen, brauchen nicht zu hasten, zu zwingen — es ist Arbeit und Raum für Alle, und Gott hat Zeit.

12. Unser Licht leuchten lassen!

Damit ist vielleicht auch auf ein Bedenken geantwortet, das uns nun wohl beständig im Herzen zu schaffen gemacht hat. Wir sollen, wenn auch gewiss in einem bescheidenen Sinne, das Reich Gottes durch unser persönliches Leben tragen, Gottes Sache verherrlichen, unserer besonderen Sache Vertrauen schaffen. Liegt darin nicht etwas Bedenkliches? Wenn wir nun von der Schwere der Aufgabe absehen, ist es nicht schon eine Gefahr, wenn wir uns bewusst sind, dass wir Vorbilder sein sollten, dass wir beobachtet werden — oder gar werden wollen? Wird dadurch nicht alle Naivität, Unmittelbarkeit und Wahrheit unseres Tuns zerstört? Ist dann die Gefahr pharisäischen Hochmutes nicht ebenso gross wie die der Verzweiflung an dieser Aufgabe? Ist darum nicht sogar das Wort des Meisters: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen" in einen gewissen Verruf geraten?

Liebe Freunde! Der Einwand ist sehr ernst zu nehmen. Hier drohte bei falschem Verstehen tatsächlich ein tödliche Gefahr. Aber es waltet freilich ein Missverständnis. Selbstverständlich soll all das, was wir gefordert haben, nein, was das Evangelium fordert, nicht um der Menschen willen geschehen, obschon es den Menschen dient, sondern um Gottes willen. Vor ihn allein haben wir uns

dabei zu stellen, nicht vor die Menschen. Nicht im Schaufenster soll unser Tun sich abspielen, sondern im Kämmerlein. So meint es ja doch der Meister, der in der Bergpredigt vor allem den Geist des Pharisäismus bekämpft und die Anweisung gibt, dass nicht nur das Gebet, das wichtigste Tun, sich im Kämmerlein abspiele, sondern auch dass beim Almosen, dem Symbol alles Handelns auf die Menschen hin, die linke Hand nicht wisse, was die rechte tue. Das Wort von unserem Licht, das wir leuchten lassen sollen, ist selbstverständlich nur so gemeint. Der Meister redet hier, wie oft, paradox, lasset uns ihn mit Verstand hören. Alles, was wir genannt, gehört vor Gott und in die Stille, dann allein wird es leuchten.

Auch gehört zu dieser Wahrheit eine Ergänzung. Wir müssen, wenn wir Gott dienen wollen, oft so handeln, dass wir den Menschen anstössig werden, dass sie unser Tun nicht verstehen können. „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.“[1]) Damit ist von vorneherein ein Gegengewicht zu einem Tun geschaffen, das etwa das Lob oder doch die stille Anerkennung der Menschen eintragen könnte, und aller Versuchung zu religiöser Eitelkeit gewehrt. Das Verhältnis wird sich sogar so gestalten, dass gerade das, was an unserem Tun „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sein soll, den stärksten Anstoss gibt. Desto klarer wird die Regel, dass wir zunächst nur für Gott handeln dürfen, wenn wir seinem Reiche dienen wollen.

13. Tun und Gnade im Reiche Gottes.

Aber es erhebt sich im gleichen Zusammenhang noch eine letzte Frage, die ich nicht unbeantwortet lassen darf, wenn ich schweres Missverständnis so viel als möglich vermeiden will. Wer so grosses Gewicht auf das persönliche Tun derer legt, die auf das Reich Gottes warten, der erregt bei der heutigen Wachsamkeit besonders der Theologen in Bezug auf diesen Punkt unvermeidlich den Schein, als ob er meine, dass durch dieses Tun das Reich Gottes herbeigeführt, vielleicht sogar gemacht werden könne. Wir stossen damit wieder auf ein Thema der ersten Besprechung, der über unseren Glauben an das Reich Gottes, müssen ihm aber auch in diesem Zusammenhang einige Worte widmen.

Was bedeutet denn unser Tun für das Reich Gottes? Hängt dieses davon ab? Können wir es durch unsere persönliche Lebensführung fördern oder schädigen? Können wir es damit gar herbeiführen, es damit machen?

Um mit dem Letzten zu beginnen, so ist klar, dass wir nicht meinen, das Reich Gottes machen zu können. Das hat, entgegen den üblichen Reden über uns, nie jemand von uns geglaubt. Wir

[1]) Matth. 5, 10.

haben es immer gewusst und gesagt: Das Reich Gottes ist Gottes Gabe. Es ist Gottes Verheissung. Es ist „in keines Menschen Herz gekommen" und keine Menschentat kann es machen; es ist Gnade. Es kommt ohne unser Verdienst; es kommt trotz unserer Sünden; es kommt als Wunder. Aber es kommt doch nicht ohne die Menschen. Denn es will ja unter den Menschen und in den Menschen herrschen. Darum muss es sich mit ihrem Herzen und Gewissen, ihrem Wollen und Tun verbinden; sonst kann es nicht wirklich werden. Es kann sich darum nicht auf der Erde niederlassen, wenn nicht Menschen daran glauben, darauf warten und sich darauf rüsten. Darum aber kommt eben doch auf die Haltung der Menschen sehr viel, in gewissem Sinne alles, an. Ihr Glauben und Hoffen haben die Kraft und Verheissung, das Reich auf die Erde herabzuziehen, wie ihr Unglaube und ihre Herzenshärtigkeit die Kraft, sein Kommen zu hindern. Das ist die ganz sonnenklare Meinung der Bibel und ebenso die Erfahrung aller Geschichte des Reiches Gottes. Treue, Reinheit, besonders auch unschuldiges Leiden, haben die Macht, im Einzelnen oder im Ganzen grosse Siege, grosse Durchbrüche des Reiches herbeizuführen. Einzelnen Erwählten ist besonders viel anvertraut. Wenn ein Moses, ein Jesaias, ein Paulus strauchelte, fiele, untreu würde, so hätte das für Gottes Sache auf Erden die schwersten Folgen; auf ihre Treue, ihren Gehorsam kommt ungeheuer viel an. Das Leben Christi selbst ist die höchste Offenbarung dieser Wahrheit. Sein Werk konnte nur getan werden, wenn er seinen Weg im vollendeten Gehorsam, vollendeter Reinheit, vollendeter Wahrhaftigkeit, vollendeter Liebe und vollendetem Vertrauen ging bis zum Ende; vom Ausgang seines Kampfes auf dem Berge der Versuchung, in Gethsemane, auf Golgatha hing der Verlauf der Geschichte des Reiches Gottes wie der Weltgeschichte ab.

Darum bleibt bestehen, dass das Reich Gottes als Gabe und Wunder der Gnade Gottes doch auch durchaus menschliches Tun ist und von menschlicher Haltung abhängig. Ich füge dem Gesagten noch den Hinweis auf die grosse Wahrheit hinzu, die einst Franziskus in dem Worte ausgesprochen hat: „Jeder versteht nur, was er tut," die zu seiner Zeit ein Kierkegaard und in unseren Tagen ein Tolstoi so gewaltig verkündigt haben, die aber durchaus auch der Meinung des Evangeliums entspricht: Wir können die Wahrheit des Reiches Gottes nur in dem Masse verstehen, als wir sie in unserem Leben verwirklichen.[1]) Die Wahrheit Gottes ist eine Sache der Existenz, nicht der Theorie, sie ist in diesem Sinne, trotz aller Objektivität, ja gerade um ihretwillen, unendlich subjektiv.

[1]) Vergl. z. B. Joh. 7, 16—17.

Gott weiss, warum er beides so zusammengebunden hat. Es bleibt dabei: Gott und Mensch arbeiten zusammen am Kommen des Reiches, zum Reiche gehört die Nachfolge und was Gott zusammengefügt hat, das soll die Theologie nicht scheiden.

Aber nachdem dies mit aller Kraft behauptet worden ist, soll noch einmal betont werden, dass dies die Gnade des Reiches nicht aufhebt. Im Gegenteil, so widerspruchsvoll, ja unlogisch das zu klingen scheint: auch das Tun des Willens Gottes ist Gnade — es stammt aus Gnade und ist Vollendung der Gnade. Wir können nur geben, was wir empfangen haben. Was wir aus uns selbst allein hervorbringen können, falls es so etwas überhaupt gibt, ist armselig. Wir können nur lieben, weil wir uns geliebt wissen; wir können nur vergeben, weil uns vergeben ist; wir können nur arm sein, weil wir reich sind; wir können nur sorglos sein, weil für uns gesorgt wird. Alles Tun im Dienste des Reiches Gottes stammt aus dessen eigenen Kräften, das Reich Gottes aber ist wie gesagt eine Gabe. Wir haben bei der Erörterung der Bergpredigt gezeigt, wie ihr einfacher Sinn eben darin besteht, dass sich darin die Orientierung des Tuns an Gott ausdrückt, im Gegensatz zu der Orientierung an der Welt. Gott aber ist für den Menschen immer Gnade. Auch sein Gericht ist Gnade. Am deutlichsten nun wird uns seine Gnade freilich im Wunder der Wunder, in der Vergebung der Schuld. Weil diese aber am Kreuze am deutlichsten hervortritt, so ist das Kreuz, zu dem die Auferstehung gehört, der Schlüssel zur Bergpredigt, entspringt an seinem Fusse die Kraft alles Tuns, das dem Reich Gottes entspricht und dient.

14. Die Quelle des Tuns.

Weil auf diese Weise Gott selbst der Urheber alles dessen ist, was wir durch unsere Lebensführung für seine Sache tun können, so ist auch die Frage beantwortet, die uns gewiss schon lange auf unseren Lippen liegt: „Woher nehmen wir die Kraft zu solchem Tun?“ Ich antworte: Wir werden zu solchen Tun fähig in dem Masse, als Gott wirklich und gross in uns wird. Darum ist das Eine, was not tut, dass wir zu ihm gehen, uns von ihm ziehen, uns von ihm bekehren lassen von der Orientierung an der Welt weg zu der Orientierung an ihn. Mit anderen Worten: Wenn wir dem Reiche Gottes dienen wollen, so ist der Weg und die Kraft dazu, dass wir dieses selbst in unser Herz aufnehmen. Dann wirkt es dort alles von sich selbst.

15. Der neue Weg der Bewegung.

Und nun, liebe Freunde, möchte ich zum Schlusse wieder an den Punkt zurückkehren, von dem ich ausgegangen bin. Ich bin

ausgegangen von der Tatsache, dass unsere Bewegung die Aufgaben und Fragen der persönlichen Lebensführung vernachlässigt habe. Wir liessen es noch etwas unentschieden, ob das ein Nachteil oder ein Vorteil gewesen sei. Dass es auch ein Vorteil gewesen sei, habe ich zu zeigen versucht. Aber nun möchte ich zum Schlusse doch betonen, dass wir jetzt einen Schritt weiter tun sollten auf unserem Wege. Jene Einseitigkeit hat unsere Sache doch auch zu schwerem Schaden gereicht. Ich habe angedeutet, dass dieses zweite Thema von den Veranstaltern der Konferenz auch durch die Beobachtung gewisser schwerer Mängel unserer Bewegung aufgedrängt worden ist. Darf ich einige dieser Mängel offen nennen? Vielleicht kann ich sie am kürzesten aussprechen, wenn ich an jenes Wort anschliesse, der bedeutsamerweise gerade Paulus, der Vorkämpfer des Glaubens, gesprochen hat: Wir haben bisher wohl stark den Glauben und die Hoffnung betont, aber die Liebe, die grösste unter ihnen, nicht im gleichen Masse.

Wie kann ich das meinen? Die Veranstalter der Konferenz sind ausgegangen von der Beobachtung, dass wir Religiös-Sozialen oft so auffallend unsozial seien, so wenig Gemeinschaftsgeist und Gemeinschaftsgewissen hätten. Der am meisten tragische Beweis dafür ist die bekannte grosse Spaltung, die sich unter uns vollzogen und die unserer Sache so schwer geschädigt hat. Sie ist trotz aller Unterschiede in der Auffassung dieser Sache doch nur möglich gewesen, weil der Glaube stärker war als die Liebe und die Theologie wichtiger als die Bruderschaft in Christus. Aber diese Spaltung ist nicht die einzige geblieben, wenn es auch die schlimmste und offenkundigste war. Immer wieder bröckeln wir auseinander, drohen in kleine Kreise und Gruppen zu zerfallen, die einander fremd werden. Jeder dieser Kreise hat eine gewisse Neigung, wieder sein eigenes Leben zu führen, seine Sache für die Wichtigste zu halten und die grosse gemeinsame zu versäumen. Wir reden zu wenig mit einander, arbeiten zu wenig mit einander, helfen zu wenig einander, ja wir müssen oft froh sein, wenn wir einander nicht hemmen und schädigen, und das tun gerade wir, die wir doch neue Gemeinschaft unter den Menschen verkündigen! Spotten wir damit nicht unser selbst und machen unsere Sache zum Spott? Wir müssen uns oft wundern, wenn in Bewegungen, die doch bei weitem nicht etwas so Grosses und Reines vertreten wollen, wie die unsrige, sich manchmal so viel mehr Einheit, so viel mehr Eifer, so viel mehr Opferfähigkeit, so viel mehr Bekennermut kund zu tun scheint. Nicht etwa, dass diese Dinge unter uns fehlten; es wäre schweres Unrecht, dies zu behaupten. Es gibt auch unter uns ergreifende Beispiele von Eifer für die gemeinsame Sache, von Hingebung und Treue.

Daneben aber gibt es so viel egoistische Eigenbrödelei, so viel Gleichgültigkeit und auch etwa grosse, wehtuende Untreue, die unsere Sache lähmt. Hier muss etwas nicht in Ordnung sein und zwar im Zentrum. Dieses etwas müssen wir herausfinden und überwinden.

Aber dieser Mangel spielt auch für das ganze öffentliche Auftreten und Wirken unserer Bewegung eine äusserst erschwerende Rolle. Es fehlt auch hier manchmal jenes Etwas. Lange, lange schon spüre ich es schmerzlich und ringe um Abhilfe. Was ist es? Darf ich es ganz einfach sagen: Wir sind bis jetzt unserem Volke und der Gemeinde der Gläubigen und Ungläubigen überhaupt noch zu wenig evangeliumsmässig entgegengetreten und das heisst: zu wenig als Vertreter der Liebe. Nicht etwa, dass es uns ganz an Liebe gefehlt hätte. Es wäre wieder ein schweres Unrecht, wenn man dies behaupten wollte. Wir wollen auch gegen uns selbst nicht ungerecht sein. Unser ganzes Wollen und Kämpfen und Leiden hatte ja doch wohl zur Quelle die Liebe, die Liebe zum Volk, die Liebe zu den Brüdern, die aus der Liebe Christi zu uns kam. Aber ich meine trotzdem, diese Liebe sei als solche doch noch zu wenig greifbar hervorgetreten, sie habe sich einerseits zu stark als religiöse Lehre, anderseits zu stark als Busspredigt und Kampf gezeigt, sie sei noch zu wenig im Sinne Pestalozzis, des Franziskus, der Heilsarmee, der Quäker, zu wenig unmittelbar, laienhaft, volkstümlich, hilfreich, gütig, barmherzig, zu wenig als Evangelium hervorgetreten.

Und das scheint mir nun die Wendung zu sein, die unsere Sache nehmen will und nehmen muss: Sie muss noch mehr als persönliche Haltung ihrer Träger hervortreten. Wir müssen zunächst untereinander mehr Brüder und Genossen werden. Nicht dass ich meinte, wir sollten uns äusserlich enger an einander schliessen im Sinne einer Organisation oder gar einer Sekte. Das Gegenteil ist meine Meinung und mein Wunsch: wir gehören in die Welt und sollen nur immer tiefer hinein. Nur um dies mit der grössten uns möglichen Kraft tun zu können, sollten wir selbst uns mehr berühren. Ich denke mir immer noch, dass wir äusserlich von einander ganz unabhängige kleine Gruppen über das Land hin bilden müssen, die keiner Partei und keiner Richtung verschieden sind, sondern bloss verbunden in einem besonderen Glauben und Hoffen und zu einem bestimmten Dienst. Es müssen Herdfeuer sein, welche die Wärme eines neuen Lebens verbreiteten. An diese Herdfeuer muss sich jeder setzen können, den der Geist dieser Familie anzieht. Denn eine grosse Familie muss es sein, eine ganz freie neue Gemeinschaftlichkeit. Also gewiss keine Sekte

wollen wir sein; statt selbst eine neue Sekte zu bilden, möchten wir vielmehr das Sektentum der Welt überwinden helfen. Auch nicht eine Gemeinschaft im Sinne einer besonderen Organisation wollen wir sein, sondern Gemeinschaft in der Welt schaffen helfen. Aber in dieser Form sollte noch mehr Bekümmerung um einander, noch mehr Opferbereitschaft für einander, noch mehr gemeinsame Arbeit sein, noch mehr Selbstverleugnung, noch mehr wirklicher Sozialismus, noch mehr Bruderschaft.

Ich glaube an den Segen der Gemeinschaft. Vereinzelt werden wir schwach und arm, die Flamme unseres Glaubens und Liebens wird in der Einsamkeit matt — wie wird sie aufleuchten in mehr Gemeinsamkeit! Ich meine, dass in solcher Gemeinsamkeit vieles möglich wäre, was unmöglich ist, wenn wir isoliert bleiben. Haben wir diesen Segen der Gemeinschaft nicht oft gespürt, wenn wir beieinander waren? Wir sollten aber immer beieinander sein. Ihr versteht, was ich damit meine. Was hätten wir während des Krieges und nachher der Welt sein können, wenn wir diesen Zusammenhalt gehabt hätten, wenn die Kraft der Liebe und Hingabe aus uns gestrahlt hätte, wie sie aus den Quäkern strahlte! Wenn wir dieses Allergrösste nicht genug gehabt haben, was war daran schuld? Vielleicht doch, liebe Freunde, dass uns unsere Sache wichtiger war, als Gottes Sache. Darum waren wir so empfindlich, so eifersüchtig, so sehr zum Weggehen oder zur Sonderung geneigt. Unsere Sache war zu wenig im rechten und viel im falschen Sinne persönlich. Gewiss zeigten sich an unserer Sache, so wie sie unter uns vertreten wurde, grosse Mängel; gewiss hafteten und haften noch an uns Allen individuelle Fehler, Einseitigkeiten, Menschlichkeiten. Wenn wir auf diese schauen, so entleiden wir uns und entleidet uns die Sache bald; so kommen wir auseinander, gehen unsern persönlichen Liebhabereien nach, nehmen diese zu wichtig und vergessen das Gemeinsame. Da gibt es nur eine Hilfe: der freie Zwang Gottes, der über uns ist, der grösser ist als unsere Mängel und Tugenden und in dem alle Ueberempfindlichkeit und Uebersubjektivität untergeht. Es gibt auf Grund einer sensitiven Subjektivität keine Gemeinschaft im tieferen Sinne des Wortes. Die Subjektivität (in diesem Sinne) trennt. Es muss etwas Uebersubjektives, Bindendes, Heiliges da sein, wo eine Gemeinde entstehen soll. Gott allein, der Gott, der über uns ist und unter uns, schafft solche Gemeinschaft.

In diesem Geiste zu neuer Freudigkeit und Stosskraft gesammelt, gingen wir an Kampf und Arbeit in der Welt. Die Einen, die dazu gerufen wären, gingen nach wie vor in die sozialistischen Organisationen, in Partei, Genossenschaft, Gewerkschaft, Bildungsarbeit, bereit zum Dienen und auch zu dem Leiden, das nicht ausbleibt; die Andern an die Stätten der Not und des Lasters; die Dritten in die

Arbeit einer neuen Volksbildung, besonders die, welche den missverständlichen Namen der Volkshochschule trägt. Wenn ich von dieser letztern nur ein einziges besonderes Wort sagen darf, so möchte ich erklären, dass ich sie als eine der besonderen Aufgaben und Gelegenheiten unserer Bewegung betrachte, weil ich meinerseits sie im Sinne Pestalozzis verstehen möchte, nicht als eine neue Form von Schule oder Lehrmethode, sondern als Suchen neuer Gemeinschaft aus neuem sozialem und religiösem Lebenssinn, als neue Liebe von Mensch zu Mensch und aus der Liebe quellendes neues Verständnis. Und so würden wir den Kampf um soziale Gerechtigkeit und Frieden auf Erden kämpfen in jener neuen, persönlichen, menschlichen, über alle Parteilosungen hinausführenden, evangeliumsmässigen Art, welche äusserste Schärfe und äusserste Herzensweite vereinigte in der mit Glauben und Hoffnung verbundenen und sie krönenden Liebe. So würden wir, um dies Grosse nur noch einmal anzudeuten, uns vor allen in die Tiefen begeben, zu den Brüdern und Schwestern in Not und Sünde.

Liebe Freunde! Der Weg unserer Sache, den ich anzudeuten versucht habe, scheint mir der Weg in die Zukunft zu sein. Ich bin tief überzeugt, dass er die kommende Erweckung der Christenheit bezeichnet. Auf ihm werden sich das, was man Sozialismus nennt und das, was man Christentum nennt, in jenen Höhen zusammenfinden, welches wir Reich Gottes nennen. Hoch über all der Not und Verheissung, all dem Dunkel und Chaos, aber auch all der Sehnsucht der Welt, hebt sich der Weg empor, über dem die zwei Worte leuchten: das Reich und die Nachfolge. L. Ragaz.

Aussprache

Der Vegetarismus.

Vorbemerkung der Redaktion. Ich glaubte, die Aussprache über das Wort: „Du sollst nicht töten“ werde besser abgeschlossen, weil sie mir auf ein falsches Geleise zu geraten schien, ohne natürlich solchen, die sich gern noch dazu geäussert hätten, das Wort abschneiden zu wollen. Es zeigt sich nun aber, dass der Vegetarismus sich zu ungestüm zum Worte meldet, als dass man ihn einfach ignorieren könnte. Tatsächlich beobachten wir ja auf Schritt und Tritt, was für eine Macht die auf die sog. Lebensreform gerichteten Bestrebungen aller Art über viele Gemüter haben; eine Macht, die meines Erachtens nicht nur Gutes, sondern auch Schlimmes wirkt. Eine ernsthafte und freundschaftliche Erörterung dieses Themas ist also schon am Platze. Ich hoffe, dass sie zu einer wirklichen Abklärung führen werde und hoffe zu diesem Zwecke, dass wir nicht bloss unsere feststehenden Dogmen vertreten wollen, die wir um keinen Preis zu lassen gesonnen sind, zu denen wir vielmehr bloss die Andern auch bekehren möchten, sondern dass es uns aufrichtig um die Wahrheit zu tun sei.

Ich veröffentliche darum heute einen ersten Beitrag zu dieser Aussprache. Auf eine Antwort verzichte ich vorläufig, obschon sie mir nicht gerade schwer fiele, und bemerke bloss noch, dass ich kein Wort gegen den Vegetarismus an sich gesagt habe. Was ich bestritt, war bloss, dass das biblische Gebot ursprünglich diesen Sinn habe (und dabei bleibe ich) und dazu die These, dass beide Postulate: die Weigerung, einen Menschen zu töten und der Vegetarismus notwendig verbunden sein müssten. Ich behalte mir vor, meine Auffassung nochmals zu vertreten und auch dem Verfasser des vorliegenden Beitrags zu erwidern, aber vorläufig sollen Andere das Wort haben. L. R.

I.

Werte Redaktion!

In Ihrem Votum zu dem Worte: „Du sollst nicht töten!" beanstanden Sie, dass einer der Einsender dieses Gebot nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die Tiere angewendet wissen will, weil dies in zu losem Zusammenhang mit dem Grundgedanken der Aussprache, dem religiösen Pazifismus, stehe.

Besteht nun wirklich gar kein Zusammenhang zwischen diesen beiden Auffassungen? — Ist es nicht erwiesen, dass Menschen, die auf Fleischnahrung verzichten, ihren Charakter ändern, leidenschaftsloser, sanfter werden, und umgekehrt solche, die viel Fleisch essen, reizbar, zornmütig und gewalttätig sind?

Diejenigen Völker, deren Hauptnahrung das Fleisch ist, sind auch die grausamsten und kriegerischsten, während die rein pflanzlich ernährten sanftmütig und aufopferungsfähig sind. Denken wir nur an die Hindus und deren Führer Gandhi!

Es lässt sich heute eben nicht mehr bestreiten, dass körperliches Verhalten, körperliche Gewohnheiten die geistige Verfassung des Menschen beeinflussen, ja oft bestimmen. Dies glaubt und versteht man eigentlich erst recht, wenn man am eigenen Leibe erlebt hat, was eine Umstellung in der Ernährung bedeutet.

Vor ein paar Tagen kam mir ein kleines Büchlein in die Hand, das gerade diese Themen eingehend behandelt, es heisst: „Du sollst nicht töten!" von Kaellbermann (Verlag Richard Richter, Freiberg-Sachsen), aus welchem ich mir erlaube, ein paar Zeilen anzuführen:

„Vegetarismus und Pazifismus sind weltanschauliche Umwälzungen . . . und wer der einen Idee dienen will, kann die andere nicht verwerfen, denn beiden liegt das natürliche Dasein des Menschen zu Grunde. Pazifismus vom weltlichen und wirtschaftlichen Standpunkt aus kann nie die Lage erfassen, denn die Wirtschaft ist die Dienerin des Mordens, . . . in ihr liegen die Veranlassungen aller Streitigkeiten. Erfassen des eigentlichen Uebels ist mehr wert, als der auf rechtliche und wirtschaftliche Massnahmen aufgebaute Pazifismus, der materielle Vorteile ohne Kriegsgreuel sucht, im übrigen aber die Greuel der Tiertötung nicht beachtet. Deren Vermeidung wäre am ersten imstande, den Friedensgedanken zu festigen."

Vor bald 500 Jahren soll Leonardo da Vinci gesagt haben: „So lange Schlachthäuser bestehen, werden wir auch Schlachtfelder haben!" — Und erst heute begreifen und verstehen wir das allmählich. R. M.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Fehler.

Brüder, wenn auch ein Mensch von einem Fehler übereilt wird, so sollt ihr, die ihr Geisterfüllte seid, einem solchen im Geiste der Sanftmut zurechthelfen, und schau du dabei auf dich selbst, ob du nicht auch der Versuchung ausgesetzt bist. Traget Einer die Last

des Andern, so erfüllet ihr das Gesetz Christi. Wenn Einer meint, er sei etwas, da er doch nichts ist, so betrügt er bloss sich selbst. Jeder prüfe sein eigenes Tun, dann wird er seinen Ruhm wohl für sich behalten und nicht den Andern damit behelligen. Denn es wird jeder sein eigenes Bündel zu tragen haben. Galater 6, 1—5.

Schwer ist die Last der Sünde und Schuld, die weitaus schwerste, die unvergleichlich schwerste aller Lasten. Und doch scheint es manchmal, als ob unsere Fehler uns fast noch mehr quälten. Welch eine Last ist zum Beispiel die Neigung zum Jähzorn, die oft den edelsten Menschen anhaftet; wie verhängnisvoll kann dieser werden — man denke nur an Moses, Luther, Wichern! Aber eine nicht kleinere ist die persönliche Empfindlichkeit — wie erschwert sie denen, die damit behaftet sind, das Leben, und dazu denen, die mit ihnen zusammenleben oder etwa in Berührung kommen! Damit verwandt ist das Misstrauen, das so viel irriges Urteil erzeugt, so sehr seinen Träger selbst und die, welche es trifft, lähmt und das nicht nur Gespenster, sondern oft auch Dämonen schafft — man denke hier an die Eifersucht, die damit zusammenhängt! Aber auch blinde Vertrauensseligkeit ist ein Fehler, der sich schwer genug rächen kann; man denke bloss an Pestalozzis Leben! Dann wieder sind es Fehler des sinnlichen Lebens, die Menschen haben können, welche sonst hoch stehen. Besonders machen die Fehler, die mit der Zunge zusammenhängen, den allermeisten Menschen zu schaffen. „Wir fehlen alle viel," sagt davon der Jakobusbrief, „wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann und ist gewiss imstande, auch den ganzen Körper im Zaume zu halten". Aber wir reden bald zu viel, bald zu wenig, reden an einander und auch an uns selbst vorbei — kurz, nichts offenbart uns die ganze Fehlerhaftigkeit unseres Wesens so deutlich und so eindringlich, wie der Spiegel unserer Zunge. Gerade hier spielt besonders auch die Eitelkeit herein, die auch eine schwere Last ist und die nur die andere Seite jenes Minderwertigkeitsgefühls bildet, unter dem so viele Menschen von der Wiege bis zum Grabe gebückt gehen. Wir sehen, welch ein Rattenschwanz das ist; es ist uns klar, dass wir die Liste noch lang, fast bis ins Unendliche, ausdehnen könnten.

Diese Fehler unterscheide ich von eigentlicher Sünde. Sie können freilich leicht zur Sünde werden, sie bilden ihre fruchtbare Brutstätte, ihren leichtesten Ansatzpunkt bei uns. Vielleicht, wer weiss? hängen sie auch irgendwie mit der Sünde als ihrer letzten Wurzel zusammen. Aber Sünde ist eigentlich doch immer bloss der Trennung von Gott, der Abfall von Gott, die Auflehnung gegen Gott, und sie ist in ihrem letzten Grund als menschliche Aeusserung stets Mangel an Glauben und Liebe (die beide nur ein Leben sind), sie ist auf alle

Fälle eine Sache des Willens, ist eine Gesinnung, während Fehler zunächst mehr in unserer individuellen Natur, im Temperament unseres Leibes und unserer Seele, in der besonderen Mischung der Elemente unseres Wesens wurzeln. Wenn wir zum Vergleich an einen Baum denken, so ist Sünde eine Krankheit, die an die Wurzeln oder an das Mark geht, während Fehler mehr ein Raupenfrass an den Blättern, ein Auswuchs an der Rinde, eine Schmarotzerpflanze auf dem Aste sind. Aber wenn auch Sünde das viel Schlimmere, das viel, unvergleichlich viel Gefährlichere und vielleicht doch die letzte Wurzel auch der Fehler ist, so leiden wir, wie gesagt, meistens viel stärker an unsern Fehlern als an der Sünde selbst. Das hängt wohl damit zusammen, dass unsere Fehler meistens viel kenntlicher sind als unsere Sünden, viel mehr nach aussen treten, viel mehr das Urteil der Menschen herausfordern, viel mehr, wie wir wenigstens meinen, uns Schaden bringen. In der Tat, während vielleicht unsere wirklichen und oft auch unsere vermeintlichen Fehler an der grossen Glocke hängen, wissen um unsere Sünden ausser Gott nur ein oder zwei Menschen, vielleicht nur wir allein und vielleicht — das ist das Allerschlimmste — nicht einmal wir selbst. Wenn wir auf Grund dieser Sachlage unsere Fehler leichter nehmen, als unsere Sünden (vielleicht sagte ich besser: unsere Sünde, in der Einzahl redend; denn es gibt ja im Grunde nur eine Sünde — nicht viele Sünden, sondern bloss Sünde; Sünde ist nicht etwas, was sich in einzelnen Taten oder Unterlassungen darstellt, sondern ein Vorzeichen zum Tun und Lassen), dann geschieht das einfach, weil wir eben die Sünde nicht ernst genug nehmen, weil wir, kurzsichtigerweise, ihre Folgen nicht so deutlich sehen, wie die der Fehler, weil uns das Urteil der Menschen wichtiger ist als das Urteil Gottes.

Jedenfalls möchten wir unsere Fehler gerne los werden. Wie kann das geschehen? Dass es schwer ist, sehr schwer, ja fast unmöglich, das weiss jeder, der es versucht hat, auch nur einen solchen Naturfehler zu besiegen. Wie viele Rezepte haben wir schon ausprobiert und wie viele Rezepte gibt es dafür — fast so viele, wie für die leiblichen Gebrechen und mit gleicher Wirkung: es wird dadurch meistens eher schlimmer als besser. Weiss ich nun endlich eines anzugeben, das sicher hilft? Ja, ich glaube eines zu wissen, eines oder zwei!

Das erste heisst: Wir sollen unsere Fehler gar nicht los werden wollen; das wäre mit ungeheurer Gefahr verbunden.

Es wäre mit der Gefahr verbunden, dass wir dadurch von Gott getrennt würden. Als Fehlerlose würden wir zu ihm sprechen: „Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie andere

Leute," und wir wissen, wie das von Gott trennt. Es gibt denn auch nichts Unerträglicheres, als fehlerlose Menschen. Solche kommen nämlich vor (ist das wohl ein Widerspruch zu dem vorhin Gesagten?), aber Gott behüte uns vor ihnen — schicket uns, zur Erholung von ihnen, einen groben Sünder! — Gott behüte uns selbst davor, solche werden zu wollen! Welch eine Kälte geht von solchen Menschen aus! Ihre vollkommene Tugend ist wie ein Eispanzer, den sie um die Seele tragen. Dieser Eispanzer lässt Gottes höchste Gaben nicht zu ihnen kommen. Denn wer fehlerlos ist, kann auch nicht merken, dass er ein Sünder ist. Unsere Fehler aber haben offenbar die organische Funktion, dass sie uns an unsere Sünde erinnern sollen. Wer sie weghaben will, ohne diese selbst wegzuhaben, erschlägt die Wächter, welche das Vorhandensein des Feindes ankünden. Aber wer nichts von Sünde weiss, weiss auch nichts von Gnade. Wer nicht arm ist vor Gott, der kann das ganze Reich Gottes nicht empfangen. Darum wohl hat Blumhardt der Vater zu Blumhardt dem Sohn, dem damals siebzehnjährigen, gesagt: „An deinen Tugenden wirst du zugrunde gehen" und darum wohl hat Jesus gesprochen: „Wahrlich ich sage euch: Zöllner und Dirnen werden eher in das Reich Gottes eingehen, als ihr Priester und Schriftgelehrten."

Aber wie sie von Gott trennte, so würde Fehlerlosigkeit uns auch von den Menschen trennen; denn das, was uns Menschen am stärksten verbindet, sind unsere Fehler. „Wie — sind nicht sie es, die uns vielmehr am stärksten trennen?" — Ja, gewiss, so lange wir uns selbst für fehlerlos halten. Anders aber wird das Verhältnis sofort, wenn wir unsere Fehler erkennen und darunter leiden. Denn dann braucht es nur eine kleine Ueberlegung, um uns zu sagen: „Du regst dich über fremde Fehler auf, aber geht es ihnen nicht bloss wie dir? Bist du nicht selbst schwer gefährdet?" Sollten wir nicht versuchen, wenn der Andere von einem Fehler übereilt wird, dies genau so zu nehmen, wie wenn eine Krankheit ihn überfiele, und zwar eine, die sehr leicht auch uns erfassen könnte? Und es ist auch eine Krankheit! Einem Kranken aber macht man nicht Vorwürfe; man hat Angst für ihn, man hilft ihm, so gut man kann. Von Natur sind wir geneigt, das zu vergessen. Adam ist selbstgerecht. Wir fahren auf, wenn wir auf die Aeusserungen eines solchen Fehlers bei Andern stossen, wir sind enttäuscht, trennen uns mehr oder weniger von ihnen; machen ihnen ihre Fehler zum Vorwurf und verdreifachen damit deren Gewicht. Aber wir sollten nicht Adamsmenschen, sondern Christusmenschen sein und das Gesetz Christi ist, dass Einer des Andern Last trage. Wie tief ist das! Wir sollten die Last des Andern als die unsrige empfinden. Das können wir nur dann, wenn wir die

starke Empfindung der eigenen Last haben, wenn wir wissen, wie sehr nahe uns die Versuchung unseres Fehlers ist. Wir erschrecken dann über den des Andern als ob es der unsrige wäre. Das Kreuz Christi lehrt uns die gewaltige Solidarität der Schuld und der Erlösung, die Macht der Sünde und die Macht der Gnade. Davon geht das „Gesetz Christi" und seine Erfüllung aus. Wenn wir in diesem Sinne: „Geisterfüllte" sind, dann zieht uns nichts so sehr zu dem Bruder, als wenn wir sehen, dass ein Fehler ihn „übereilt". Es ist unsere Sache, Tua rex agitur.

So gesehen — und wir sollen so sehen — verbinden unsere Fehler uns mit den Menschen und ihre Fehler sie mit uns. Aus dem Stoff der Fehler ist die festeste Brücke zwischen den Menschen gebaut; die Fehler sind die Widerhacken, die die auseinander strebenden Balken des Menschenwesens zusammen halten.

Darüber täuschen wir uns oft. Wir meinen: „Ach, wenn das Andere fehlerlos wäre, dann wollte ich es schon lieben, und wie! — aber so? Ach, wenn die Menschen nicht so fehlerhaft wären, was für eine Freude wäre es, mit ihnen zu verkehren!" Nichts ist verkehrter, als so zu denken. Das genaue Gegenteil ist wahr: Wären wir fehlerlos, so hätten wir nichts mit einander zu schaffen. Der Eispanzer trennte uns. Es fehlten die Widerhacken, um uns zu fassen. Solche Fehlerlosen gibt es ja — noch einmal — aber kann man mit denen etwas haben? Sind die es, die Gemeinschaft zwischen den Menschen stiften? Gehen die zu den Feinden, den Zöllnern, gehen die zu den Trinkern, den Dirnen, den Verbrechern? Das tun nur die, die sich selbst sehr fehlerhaft (und mehr als das) wissen, das können nur die tun. Die allein können auch wirklich vergeben; wo gibt es aber Gemeinschaft ohne Vergebung? Wir lieben die Menschen um ihrer Fehler willen, das ist die paradoxe Wahrheit. Fehler geben der Liebe die Wärme. Eisstatuen kann man nicht lieben. Es ist eine Wahrheit, ähnlich der, dass wir am meisten die lieben, für die wir am meisten sorgen müssen; vielleicht ist sie ein Stück dieser umfassenden Wahrheit, jedenfalls ist sie ein Abglanz der noch viel tieferen, dass es keine so feste Verbindung zwischen den Menschen gibt, als erkannte, bekannte und vergebene Schuld.

Wir sollen unsere Fehler gar nicht los werden wollen, weil sie uns an Gott und an den Menschen binden. Ist das zu verstehen nicht schon Erlösung?

Aber es gibt noch ein zweites, nämlich ein wirkliches Loswerden von den Fehlern — soweit dies nämlich wünschenswert und notwendig ist, wohlverstanden! — aber eines, das auf dem rechten Wege geschieht, nicht auf dem falschen.

Ich beginne von aussen her. Viel ist schon geleistet, wenn wir

unsere Fehler k e n n e n. Alles, was man kennt, was man durchschaut, ist dadurch schon wie besiegt. Man steht darüber. Man ist nicht mehr in seinem Banne. Die Fehler, die wir kennen und übersehen, sind gleichsam nicht mehr die unsrigen. Sie sind etwas Fremdes, das uns bloss äusserlich anhaftet. Aber dadurch, dass dies geschehen ist, sind sie schon zum Absterben verurteilt; denn nun nähren sie sich bloss noch von der äussersten, selbst absterbenden Rinde unseres Wesens, nicht mehr von seinem Mark und frischen Lebenssaft. Allerdings kennen wir unsere Fehler nicht alle, darum aber heisst es im Psalm: „Verzeihe mir die verborgenen Fehler", und darin liegt wohl auch die Bitte: „Enthülle mir meine verborgenen Fehler, soweit dies nötig ist" — denn wer könnte den Anblick a l l e r seiner Fehler ertragen?

Aber dieses Erste führt uns noch tiefer und mehr nach Innen. Hier wollen wir an den Gedanken anknüpfen, dass unsere Fehler, wenn sie auch nicht S ü n d e sind, vielleicht zuletzt doch mit dieser Wurzel zusammenhängen. Und nun drängt sich eine einfache Wahrheit auf. Was ist denn die Sünde? Wie wir schon gezeigt haben, ganz und gar nichts anderes als Scheidung von Gott. Sollte das nicht auch die letzte und eigentliche Ursache unserer Fehler sein? Stammen diese nicht zuletzt aus dem Mangel an Glauben und Liebe? Die Fehler stammen, sagten wir, aus unserer Individualität, aus unserem leiblichen und seelischen Temperament, und das heisst: aus der besonderen Mischung der Elemente unseres Wesens. Aber sollte diese an sich etwas Fehlerhaftes und also eine Quelle von Fehlern sein? Unsere Individualität ist doch eine Schöpfung Gottes und als solche durchaus gut und vollkommen. Wenn sie also doch unvollkommen ist und Fehlerquelle wird, so muss eine Verderbnis stattgefunden haben. Diese Verderbnis kann aber nur Abfall von Gott sein, und das ist eben d i e Sünde.

Wenn wir unsere Fehler daraufhin prüfen, so springt, wie mir scheint, in die Augen, dass das ihre Wurzel ist. Wenn wir, um dies eine Beispiel wieder besonders zu beleuchten, im R e d e n so viel fehlen, so doch bloss, weil in unserem S e i n etwas nicht in Ordnung ist. Es wird wohl so sein, dass nicht Gott über uns herrscht, sondern das Ich mit seinen bald hochmütigen, bald kleinmütigen Ueberlegungen (die im Grunde das Gleiche bedeuten) uns in seinem Banne hält. Sonst würden wir zur rechten Zeit reden und zur rechten Zeit schweigen und würden, wenn wir redeten, bei aller Unzulänglichkeit des Ausdrucks doch r e c h t reden und das R e c h t e reden. Aus dem gleichen unerlösten Wesen stammt die Wallung des Jähzornes. Er ist nicht von Gott, „des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist". Ebenso alle sinnliche Gier. Gier ist ein Zeichen, dass Gott fehlt, dass die Seele leer

ist; sie ist die Erbsünde. Und endlich das Misstrauen wie die Vertrauensseligkeit: sind sie nicht ein Zeichen, dass wir zu sehr an die Menschen als Menschen gebunden sind, dass wir an sie gebunden sind durch das trübe Medium des Ich? Schwanken wir nicht darum zwischen Misstrauen und Uebervertrauen, während wir, durch Gott in Freiheit mit den Menschen vereinigt, ein sieghaftes Vertrauen mit nüchternem Klarblick verbänden? Stammen also nicht, mit andern Worten, auch unsere Fehler zuletzt aus jenem Götzendienst, der d i e Sünde ist? Wenn die Fehler die Brutstätte der Sünde sind, so ist auch die Sünde die Brutstätte der Fehler.

So weisen unsere Fehler uns zu deren Wurzel, dem Urfehler, der Sünde. Und h i e r müssen wir ansetzen, wenn wir sie überwinden wollen. Wir müssen nun von innen nach aussen gehen. Von aussen her werden wir durch unsere Fehler nach innen gewiesen, damit wir ihre letzte Ursache erkennen, aber von Innen her muss die letzte Heilung kommen. Wir müssen lernen, die Sünde wichtiger zu nehmen als die Fehler, das Urteil Gottes wichtiger als das der Menschen. Die Verderbnis unseres Wesens muss durch die neue Geburt, die eine „neue Schöpfung" ist (vergleiche 2. Kor. 5, 17), geheilt werden. Von G o t t aus wird alles Leben gesund, fehlerlos (wenn wirs recht verstehen), wie etwa eine Tanne, eine Rose wirklich fehlerlos ist. Anders gesagt: Wenn unsere Fehler aus der Sünde wachsen, so gibt es eine Erlösung davon; denn es gibt eine Erlösung von der Sünde, eine Erlösung vom Bösen durch die Kraft und Gnade Gottes. Gott ist die Erlösung, auch von unseren Fehlern.

Ist das nicht die Hilfe? Wir preisen unsere Fehler, die uns zeigen, wie es mit uns steht, die uns durch Liebe und Gnade mit Gott und dem Menschen verbinden; wir sind dankbar für unsere Fehler, die uns zu dem letzten Grund aller Fehler führen, dem Bösen, und damit zu Dem, der uns vom Bösen erlöst.

L. R a g a z.

Aus der Arbeit

Aufruf an die Freunde des „Aufbau" und der „Neuen Wege" im Aargau und den angrenzenden Gebieten.

Nach dem Vorbild von Bern, Basel, Zürich, Luzern und andern Orten haben sich auch im Aargau und den angrenzenden Gebieten Gesinnungsfreunde gefunden, welche sich in kleinern Gruppen mit der Besprechung sozialistischer Probleme befassen, in dem Geiste, wie er sich uns im „Aufbau" und den „Neuen Wegen" äussert.

Von verschiedenen Seiten ist der Wunsch laut geworden, man möchte sich in freien Zusammenkünften treffen und näher kommen.

Ueber den Ort und die Zeit könnte man sich bei der ersten Zusammenkunft verständigen, erwünscht wäre uns aber, einigermassen zu erfahren, wie gross die Zahl der Mitarbeiter und Teilnehmer ist.

Alle Freunde und Leser der „Neuen Wege" und des „Aufbau", welche sich um die Förderung und Entwicklung unserer Bewegung interessieren, sind gebeten, uns ihre Zustimmung und genaue Adresse zu übermitteln, damit wir zu der ersten Zusammenkunft einladen können. Wir hoffen, dass es recht viele sein werden.

A. Urech, Bezirkslehrer in Muri (Aargau).
A. Peter, Bezirkslehrerin in Schönenwerd.
Herm. Suter, Lehrer in Baden.
W. Lässer, Sekretär in Aarau.

Alkoholfreies Volkshaus und Jugendherbergen in St. Moritz.

Das Gute findet sich mit Vorliebe da, wo man es gar nicht vermutet. Oder wer von uns vermutete wohl, dass es in St. Moritz, im St. Moritz der Palacehotels, der Orgien eines Kurlebens, in dem sich eine untergehende, augenblicklich aber noch triumphierende Gesellschaft austobt, ein ganz feines alkoholfreies Hotel und Volksheim befindet? Und doch ist es so. In herrlichster Lage, abseits vom Trubel, unmittelbar am See, ist eines, ein ehemaliges Hotel, nun umgewandelt und in jeder Beziehung umgetauft, ausgezeichnet geleitet von einer Freundin und Gesinnungsgenossin, mit alkoholfreiem Restaurant und viel Raum für Gäste zu jeder Jahreszeit, mit Licht, Sonne, Höhenluft und dazu mit warmer und guter moralischer Atmosphäre. Nun scheuen zwar manche vor einem Ort wie St. Moritz zurück. Aber St. Moritz ist nicht immer „St. Moritz"; die Sommersaison dauert etwa sechs bis acht Wochen und die Wintersaison ungefähr ebensolang; daneben aber, also vom September bis in den Dezember hinein und vom März bis Ende Juni und länger, ists an solchen Orten so schön wie irgendwo, und St. Moritz ist von Gott sehr schön geschaffen. Aber auch während der Saison hält etwa dieser oder jener sich im Oberengadin auf und ist dann froh, ein solches Asyl zu finden. Wie fein wäre es ferner, wenn an einem solchen Orte mit so trefflicher Gelegenheit etwa auch einmal ein Ferienkurs von Freunden und geistigen Verwandten stattfände! Gerade die saisonfreie Zeit eignete sich dafür herrlich. Wenn die Reise etwas teuer ist, so ist dafür Gelegenheit zu wunderbaren Fusswanderungen, die in dieser Zeit nicht durch das Auto verunmöglicht werden und dazu schöner sind als zu andern Zeiten.

Die Gelegenheit ist umso günstiger, als in Verbindung mit dem

alkoholfreien Kurhaus nicht weniger als zwei vortreffliche Jugendherbergen vorhanden sind. Sie bieten auf gutem, reichlichem Strohlager mit Blachen und genügend Wolldecken jungen Wanderern billige Unterkunft. Kochgelegenheit ist vor der Hütte vorhanden, ebenso sämtliches Koch- und Essgeschirr. Es können 35 bis 40 junge Leute aufgenommen werden. Der Preis ist 80 Rappen für Mitglieder der Genossenschaft für Jugendherbergen, Fr. 1.20 für Nichtmitglieder.

Wohlan denn, Junge und Alte, denket an diese prachtvolle Gelegenheit! Und wenn ihr hinkommt, so wisset, dass die Leiterin unsere Freundin und Mitstreiterin ist. L. R.

Adresse: Alkoholfreies Hotel und Volksheim „Bellaval" in St. Moritz.

Ferienkurs im Volkshochschulheim für Mädchen Casoja, Valbella ob Chur. Wie andere Jahre, steht auch dieses Jahr das Volkshochschulheim für Mädchen Casoja, Valbella ob Chur, vom 10. Juli bis September Mädchen vom 16. Altersjahr an für ihren Sommerferienaufenthalt offen.

Hier können sich junge Menschen aus allen Kreisen zusammenfinden, sich kennen lernen, um sich körperlich und geistig zu stärken. Körperlich, da bei der Hausarbeit alle mithelfen. Es bleibt so doch noch genügend Zeit zu Ruhe, Musse, Spiel und Wandern. Geistig, da alle in die tägliche Stunde kommen, in der Fragen aus dem Leben, über Weltanschauungen, Kunst und Erziehung besprochen werden. Je eine Woche lang wird ein Referent in Casoja sein, der diese Stunden einleitet, damit die Mädchen dann in freier Aussprache Klärung der Fragen suchen.

Der Pensionspreis beträgt Fr. 5.— bis Fr. 6.—. Das Kostgeld kann aber ganz oder teilweise erlassen werden. Wir besitzen eine Kostgelderkasse für diejenigen, die nicht das ganze Kostgeld bezahlen können. Mädchen, die aber mehr als das festgesetzte Kostgeld bezahlen können, werden gebeten, es zu tun.

Programm der Ferienkurse:

10.—17. Juli: Frl. Dr. A. Brügger. Thema: Die Briefe Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschen.
17.—24. Juli: Referent noch unbestimmt.
24.—31. Juli: Frl. Louise Fahrion. Thema: Spiel-, Sing- und Märchenwoche.
31.—7. August: Frl. E. Bloch. Thema: Ueber Kulturaufgaben der Frau.
7.—14. August: Herr Dr. Max Weber. Thema: Aus der Arbeiterbewegung.
14.—21. August: Herr Prof. L. Ragaz. Thema: Religion und Sozialismus.
21.—28. August: Frau Dr. E. Rotten. Thema: Die Erneuerung der Erziehung.
28. August bis 3. September: Frau C. Ragaz. Thema: Lienhard und Gertrud.

Auskunft und Anmeldung: Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella (ob Chur, Tel. Lenzerheide 44).

Weltkonferenz für Erziehung

des Internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung
(4. Internationale Pädagogische Konferenz)
3. bis 15. August in Locarno.

I. Das Programm der Konferenz.

Gesamtthema: Der Sinn der Freiheit in der Erziehung.

Der I. A. f. E. d. E. umfasst seit 1921 Erzieher aus allen Erdteilen, die die Jugend im Geiste der Brüderlichkeit, Freiheit und Friedfertigkeit erziehen, mit ihr den Gewaltgeist der herrschenden Weltord-

nung überwinden und eine bessere und gerechtere an ihre Stelle setzen möchten.

Die diesmalige Tagung auf Schweizer Boden im Pestalozzi-Jahre soll dazu mithelfen, endlich mit Pestalozzis pädagogischen und sozialen Anschauungen Ernst zu machen und ruft darum vor allem die Mitarbeit der Schweizer Erzieherkreise, ob Lehrer oder Laien, auf, denen es um Erneuerung von innen zu tun ist.

Eine starke Beteiligung aus andern Ländern, vor allem durch Menschen der Praxis aus neuen freien Schulen, privaten wie staatlichen, ist zu erwarten. Unter den Rednern sind pädagogische Denker und Gestalter aus vielen Ländern gleichmässig vertreten.

Den Vorsitz der Konferenz führt Prof. Pierre Bovet, Leiter des Internationalen Erziehungsbüros und des J. J. Rousseau Instituts in Genf; dem vorbereitenden Ausschuss gehört für die Schweiz Dr. Ad. Ferrière-Genf an.

Es findet täglich ein Hauptreferat statt, dazu kommen zahlreiche Studiengruppen und Arbeitsgemeinschaften, um möglichst viele Wünsche der Teilnehmer zu befriedigen und allen die Möglichkeit aktiver Mitarbeit zu geben.

Auskünfte, Programme und Anmeldescheine für die Gebiete deutscher Sprache bei der deutschen Mittelstelle des I. A. K. in Kohlgraben bei Vacha (Rhön), Deutschland.

Zur Auskunft über die vorangegangene 3. Internationale Pädagogische Konferenz in Heidelberg 1925 haben sich von deutschschweizerischen Teilnehmern freundlicherweise bereit erklärt:

Herr Kuhn sen., Schönbühlerstrasse 24, Zürich;

Fräulein Marie Lanz, Thunstrasse 46, Bern;

Herr Direktor Tobler, Landerziehungsheim Hof Oberkirch bei Kaltbrunn.

Wer den Gedankenkreis des I. A. f. E. d. näher kennen lernen und Berichte aus der Praxis so gerichteter Erzieherarbeit aus aller Welt lesen möchte, bestelle das Organ des Kreises für die Gebiete deutscher Sprache:

Das werdende Zeitalter,

Monatsschrift für Erneuerung der Erziehung, 6. Jahrgang, hs. v. Elisabeth Rotten und Karl Wilker im Verlag Dr. K. Hoenn, Landschlacht, Schweiz. Abonnementspreis halbjährlich 5 Fr. Probehefte vom Verlag.

II. Die Grundsätze und Ziele des Internationalen Arbeitskreises.

Grundsätze: 1. Das wesentliche Ziel aller Erziehung sollte sein, das Kind bereit zu machen, der Ueberlegenheit des Geistes über das Stoffliche und der Verwirklichung dieses Geistes im täglichen Leben zu dienen. Daher muss die Erneuerung der Erziehung — welche Gesichtspunkte der Erzieher im übrigen haben möge — immer bestrebt sein, die geistige Kraft im Kinde zu wahren und zu erhöhen.

2. Dies ist besonders wichtig für die Frage der Disziplin. Der Erzieher muss sich ehrfürchtig in die Eigenart des Kindes einleben und eingedenk sein, dass seine besonderen Kräfte sich nur entfalten können unter einer von innen nach aussen wirkenden Disziplin, die den geistig-seelischen Fähigkeiten des Kindes vollen Spielraum gibt.

3. Alle Erziehung in Schulen von diesem neuen Typus sollte den in der Kinderseele erwachenden Interessen gerecht werden. Dies gilt für die Bildung von Charakter und Gefühlsleben so gut wie von der Uebermittlung von Kenntnissen. Der Lehrplan sollte allen diesen Interessen ein Betätigungsfeld bieten, sei es, dass einzelne Arbeitsgebiete den intellektuellen oder künstlerischen, sozialen oder andern Impulsen besonders entgegenkommen, sei es, dass eine Synthese, etwa in einer organisch eingegliederten handwerklichen Ausbildung gefunden wird.

4. Die Schulgemeinde als ein Ganzes sollte gemeinsam von den Kindern und Erwachsenen gebildet und verwaltet werden. Diese Selbstverwaltung und die Selbstzucht, in der jedes Kind gestärkt werde, müssen das klare Ziel haben, durch freie Einordnung in das Lebensganze eine auf äussere Mittel gestützte Autorität überflüssig zu machen.

5. Der neue Geist in der Erziehung wirkt sich vor allem darin aus, dass er selbstsüchtigem Wettbewerb keinen Raum gibt und dass beim Kinde an seine Stelle der Sinn für gemeinsames Schaffen tritt, aus dem heraus es lernt, sich freiwillig einzuordnen in den Dienst der Gemeinschaft.

6. Der Arbeitskreis tritt in vollem Umfange für Gemeinschaftserziehung im eigentlichen Sinne des Wortes ein, also auch für das Miteinander der Geschlechter, sowohl ausserhalb als innerhalb der Klasse, wobei beide Geschlechter vollauf ihre Eigenheit entfalten und wohltätigen und ergänzenden Einfluss aufeinander ausüben können.

7. Eine in diesem Sinne erneuernde und verwirklichende Erziehung wird im Kinde nicht nur den künftigen Gemeindebürger, Volksgenossen und Weltbürger bilden, der seinen Dienst für den Nächsten, für sein Volk und die Menschheit erfüllt; er wird auch den Menschen in ihm befreien, der, seines eigenen Menschentums bewusst, dieses in jedem andern ehrt.

Ziele: 1. Die weitestmögliche Einführung dieser Grundsätze in die bestehenden Schulen und die Ermöglichung besonderer Schulen, deren Leben und Lehren ganz darauf aufgebaut sind;

2. eine engere Zusammenarbeit von Lehrern untereinander ohne Unterschied der Grade und der Vorbildung, sowie der Lehrer mit den Eltern durch alle Schulgattungen hindurch;

3. die Herstellung von Beziehungen und eines wachsenden Gefühls innerer Zusammengehörigkeit zwischen Lehrern und andern, die diese Erziehungsideen teilen, in allen Ländern der Welt, unter Zuhilfenahme äusserer Mittel wie die Abhaltung internationalen Kongresse alle zwei Jahre und die Veröffentlichung einer internationalen Zeitschrift in einer deutschen, einer englischen und einer französischen Ausgabe.

Die Begründer des internationalen Arbeitskreises für Erneuerung der Erziehung waren bestrebt, ein äusserst elastisches Band zu schaffen, das der Besonderheit eines jeden angeschlossenen Landes freie Entfaltung und Anerkennung sichert. Der Arbeitskreis hat daher keine Statuten und keine Vorschriften für die Mitgliedschaft. Wer seinen Grundsätzen zustimmt und auf eine seiner Zeitschriften abonniert, darf sich als Glied des Arbeitskreises fühlen.

III. Nachschrift der Redaktion.

Ich möchte die vorstehenden Dokumente herzlich zur Beachtung empfehlen. Schon lange war es mein Wunsch und betrachtete ich es als meine Pflicht, auf eine Bewegung hinzuweisen, die all dem, was wir wollen, so nahe steht und die eine so grosse geistige Bedeutung besitzt. Nur das Uebermass von Aufgaben und — es nehme es niemand übel — das nur gewöhnliche Versagen von Mitarbeitern hat uns verhindert, diese erwünschte Pflicht zu erfüllen.

Der Internationale Arbeitskreis für die Erneuerung der Erziehung vertritt auf dem Gebiete der Pädagogik, in einem weiten Rahmen, vieles von dem, was auch uns, auf diesem Gebiete und auf andern, anliegt. Er will einer Erziehung aus neuem Geiste und zu neuer Gemeinschaft sowohl der Völker als der engeren Kreise der Menschen Bahn brechen. Eine Reihe von ausgezeichneten Menschen und wirklichen Führern unseres Geschlechtes (wenn es ihnen nur folgen wollte!) gehören ihm an. Ich nenne bloss von Ausländern Dr. Decroly, Martin Buber, Paul Oesterreich, Prof. Katzaroff, von Schweizern Pierre Bovet und Adolphe Ferrière, dazu noch besonders Frl. Dr. Elisabeth Rotten und Dr. Karl Wilkers, die wir wohl herzlich unsere Freunde nennen dürfen. Frl. Dr.

Rotten, die übrigens schweizerischen Stammes ist, leitet mit hohem und freiem Geiste und unermüdlicher Energie den deutschen Teil dieser Arbeit. Wir wissen von ihr, was sie während des Krieges und in den auf ihn folgenden Jahren an warmherziger, tapferer und opfervoller Arbeit der Versöhnung und Hilfe geleistet hat, und wir sollten es noch etwas mehr wissen. Sie und Dr. Wilker, den auch viele von uns persönlich kennen, leiten auch die deutsche Zeitschrift des Arbeiterkreises, „Das werdende Zeitalter", der in französischer Sprache die von Dr. Adolphe Ferrière „Ere Nouvelle" und in englischer die von Mrs. Beatrice Ensor redigierte „New Era" entspricht. „Das werdende Zeitalter" (das ich allein kenne) dürfte wohl diejenige deutsche Zeitschrift sein, die das Thema einer neuen Erziehung im freiesten und weitesten Geiste, dazu mit entsprechender Tiefe, behandelt. Jeder wird davon den allerreichsten Gewinn haben. Es ist der Wunsch dieses Kreises, sich mit der Schweiz in eine enge geistige Beziehung zu setzen. Die Erfüllung dieses Wunsches kann für uns selbst nur den grössten Gewinn bedeuten.

Eine Gelegenheit hiefür ist nun die für diesen Sommer geplante Konferenz des Arbeitskreises in Locarno. Diese Gelegenheit sollte niemand versäumen, der hingehen kann. Das Zentralthema: „Die Erziehung zur Freiheit" ist auch ein Zentralthema der ganzen Zeit. Der Umstand, dass man von Locarno aus das Land des Faschismus erblickt, mag dort diesem Thema ein besonderes Relief geben. Es wird sich in der nun so weltbekannt gewordenen Stadt, die in einer der zugleich lieblichsten und grossartigsten Landschaften der Welt liegt, ohne Zweifel eine geistige Elite der heutigen Welt zusammenfinden. Man wird auf ganz persönliche Weise erfahren, was in dieser Welt lebt und zum Lichte strebt. In Locarno wehen im August natürlich nicht gerade Gletscherlüfte — obschon Gletscherfirne genug ringsum ragen — aber:

„Es lächelt der See,
Er ladet zum Bade,"

in Orselina, ein paar hundert Meter darüber, wehen stets wieder erquickende Winde und die geistige Atmosphäre wird für die Seele gewiss eine grosse Erfrischung sein.

Eine Jugendzusammenkunft im Zeichen des heiligen Franz.

Der Versöhnungsbund veranstaltet Anfangs August zu Vaumarcus im Waadtland eine Jugendwoche, die unter dem Zeichen des heiligen Franz stehen soll. Ein paar hundert junge Leute aus aller Welt wollen sich dort treffen, um unter diesem Zeichen vor allem die zwei grossen Probleme des Mammons und der Gewalt, diese Zentralsprobleme der Zeit, zu besprechen, dazu das Verhältnis zu Natur und Kunst und die Stellung der Geschlechter zu einander. Dann wollen sie, heimkehrend, durch Spiel und Rede diese Botschaft des heiligen Franz für unsere Zeit in Dörfer und Städte tragen.

Es ist ein grosses Unternehmen. Möge Pfingstgeist über ihm walten! Vaumarcus bietet äusserlich sehr günstige Bedingungen für eine solche Zusammenkunft. Möchte auch viel schweizerische Jugend sich zu diesem Anlass einstellen und dem Versuch ein gesegnetes Gelingen beschieden sein.

Auskunft erteilen Frl. Elisabeth Monastier, 11, Pré du marché, Lausanne und Frl. Annamarie Sauter, Kasinostr. 19, Zürich.

Ein Internationaler Freundschaftskalender.

Fürs kommende Jahr möchte der Versöhnungsbund einen Internationalen Freundschaftskalender herausgeben, der den verschiedenen Ländern Zeugnis werden soll von dem, was an Friedensgeist und reinem Wollen innerhalb der andern lebendig ist. Zur Sammlung des deutschsprachigen Materials brauchen wir die schnelle tätige Hilfe vieler Freunde!

Wir suchen Dichterworte, Auszüge aus Büchern, Lieder, Gedichte,

Berichte über persönliche Erfahrungen, kurz zusammengefasste Biographien, kleine Geschichten, auch Zeichnungen, Holz- und Scherenschnitte, aus denen Gesinnung des Friedens und der Versöhnung spricht. Dabei gehts nicht nur um die Beziehungen der Völker untereinander, sondern ums Ganze des täglichen Lebens, also auch um Friedenswege etwa auf dem Gebiet der Klassengegensätze, der Erziehung usw. Bei allem, was nicht Original ist, wird um Quellenangabe gebeten.

Beiträge bitte zu senden an Eva Herrmann, Stuttgart, Werderstr. 39.

Zur Weltlage

Russland und England.[1])

Zum Erstaunlichsten in diesen Jahren der Ueberraschung und Verwirrung gehört wohl die Tatsache, dass das Bild der Weltlage jeden Augenblick einen fast völlig veränderten Anblick bietet, so dass eine stets erneute Anstrengung nötig ist, wenn man versuchen will, sich darin zurechtzufinden und seinen Sinn, so weit dies möglich ist, zu erfassen. Das gehört offenbar zu der ungeheuren Gärung, die den Charakter dieser Zeit ausmacht, zu dem Schmelzprozess, worin Altes sich auflöst, damit Neues sich bilde. Denn auch bei einem Gärungs- oder Schmelzvorgang, den wir in einem Gefäss beobachten, wechselt das Bild unaufhörlich. Die Wallung bringt bald dieses, bald jenes an die Oberfläche, erzeugt bald diese, bald jene Gestalt. Aber wie in solcher Gärung und Wallung der Stoff sich doch gleich bleibt und bestimmte Gebilde regelmässig wiederkehren, so enthält auch die heutige Weltbewegung in aller Buntheit ihrer Gestaltungen stets die gleichen Elemente und stellen sich bestimmte Konstellationen immer wieder her. Zu diesen gehört der Gegensatz zwischen Russland und England. Wir haben darum hier schon oft davon geredet. Da nun aber dieser Gegensatz jetzt klarer als je hervortritt und stärker als je das Bild der Weltlage bestimmt, möglicherweise sein entscheidendes Stadium erreicht hat, ist es wohl am Platze, darüber etwas Zusammenfassendes zu sagen, das vielleicht auch etwas Abschliessendes sein könnte.

1. Die Lage.

Welches ist der Sinn dieser Lage, die durch den Gegensatz von Russland und England charakterisiert wird?

Wir müssen, um den Sachverhalt in seiner ganzen Ausdehnung und Bedeutsamkeit zu erfassen, die Begriffe nach beiden Seiten hin

[1]) Diese Ausführungen wurden teilweise am Monatsabend von „Arbeit und Bildung“ in Zürich vorgetragen, doch werden die Teilnehmer, soweit sie Leser der „Neuen Wege“ sind, sie vielleicht in dieser Form gern noch einmal bedenken.

etwas erweitern. Wenn wir von England reden, so müssen wir die ganze angelsächsische Welt mit einschliessen, und unter Russland dürfen wir nicht bloss das russische Reich verstehen, sondern müssen den Blick noch darüber hinaus senden, nach der nichtrussischen Welt Asiens und nach Afrika. Dann erst wird uns ganz klar, was dieser Kampf bedeutet.

Warum betrachtet Russland England und die angelsächsische Welt überhaupt als seinen Hauptfeind? Wir meinen, wenn wir so fragen, natürlich das heutige, nicht das frühere Russland. Denn früher handelte es sich bei diesem Gegensatz, scheinbar wenigstens, nur um den Wettbewerb zweier Imperien in Bezug auf die Herrschaft über die Welt. Scheinbar wenigstens — denn man mag sich wohl fragen, ob nicht damals schon der Kampf zweier Prinzipien, zweier geistigen Welten hinter dem Kampf der Imperien gestanden habe. Jedenfalls ist dies jetzt der Fall. Das bolschewistische Russland sieht in England, das heute noch am stärksten die angelsächsische Welt vertritt, hinter dem aber Amerika als grösste Kapitalmacht steht, mit Recht seinen Hauptfeind. Denn es ist nicht nur die grösste Macht, die ihm entgegensteht, sondern vorläufig auch die innerlich gefestigtste. Deutschland, Frankreich, Italien, Polen, Südslavien, die Tschechoslovakei, Rumänien — um nur die grossen und mittleren Mächte zu nennen, die ja in diesem Zusammenhang fast allein in Betracht kommen — vermöchten, wenn England gefallen wäre, dem bolschewistischen Vorstoss viel weniger Widerstand zu leisten. Ihr innerer Zustand ist viel unsicherer; sie sind auch viel mehr vom Kommunismus ergriffen. England ist also das stärkste Bollwerk derjenigen Welt, die dem Bolschewismus widerstreitet, dieses Bollwerk zu zerstören darum das leidenschaftliche Begehren der bolschewistischen Führer. England ist aber nicht bloss das stärkste Bollwerk der heutigen Gesellschaftsordnung, also des Kapitalismus, sondern auch die Hochburg der Demokratie. Diese aber wird vom Bolschewismus bekanntlich fast mehr gehasst als der Kapitalismus, gerade weil sie eine ideale Macht ist, die seinen Weg versperrt und in seinen Augen einen Betrug bedeutet. Wilson und der Völkerbund, als Ausdruck dieses idealistisch-demokratischen Geistes der angelsächsischen Welt, werden darum nicht einmal von den Potsdamern, und unter diesen nicht einmal von den schweizerischen, so innig und glühend gehasst, wie von den Moskauern — die schweizerischen wieder inbegriffen.[1])

Mit diesem prinzipiellen Gegensatz verbindet sich ein taktisches Motiv. Zu den Hauptelementen der Rechnung des Bolsche-

[1]) Eine Annäherung an den Völkerbund kann der Bolschewismus deswegen doch versuchen, eben so gut wie eine an den Kapitalismus, nur tut er dies nicht aus Liebe zum einen oder andern, sondern aus reinem Opportunismus. Wer dabei der Stärkere bleiben wird, ist eine andere Frage.

wismus gehörte, wie er selber stets zugab, die Erwartung der durch das europäische Proletariat herbeizuführenden sozialistischen Weltrevolution. Diese Rechnung hat bekanntlich für Europa nicht gestimmt. Die eine Hälfte des bolschewistischen Experimentes ist also missglückt. Nun soll es mit der andern Hälfte, die man übrigens von Anfang an ebenfalls ins Auge gefasst hatte, versucht werden. Durch die Erhebung Asiens und Afrikas soll der europäische Imperialismus, vor allem der englische, ins Herz getroffen und durch die Erschütterung aller Verhältnisse, die die Folge davon sein müsste, doch noch die bolschewistische Weltrevolution möglich gemacht werden. Man merkt sofort, wie gewaltig die Perspektive wird. Auch sieht heute jedermann, dass es sich nicht um Hirngespinste handelt. Der ganz unter kommunistischem Einfluss stehende „Kongress der unterdrückten Völker", der vor einiger Zeit in Brüssel stattgefunden, zeigt in Verbindung mit den chinesischen Ereignissen mit vollkommener Deutlichkeit, dass d i e s e r Teil der bolschewistischen Rechnung nicht aus Illusionen besteht.

Dieser ungeheuren Gefahr tritt England entgegen. Zunächst einmal ganz einfach, weil es sein Imperium bedroht sieht. Es hat allen Grund dazu. Die Welt hat vielleicht noch nie einen so ungeheuren Apparat gesehen, wie die in allen Völken und allen Zonen, in Norwegen und Finland wie in der Wüste Sahara und in den Wäldern von Java arbeitende kommunistische Propaganda, die ihre Spitze vor allem gegen England richtet. Ganze Hochschulen dienen bloss dieser Propaganda. Der Rubel fliesst in Millionenströmen. Kommunistische Parteien, Blätter, Agenten in der ganzen Welt gehorchen sklavisch dem Wink von Moskau.

Den organisierten Kommunismus in der englischen Arbeiterbewegung darf man freilich gering schätzen. Die Kommunistenangst des bürgerlichen England mag uns darum, wie die der Amerikaner, lächerlich vorkommen. Sie i s t es auch, soweit bloss die Lage im Mutterland, und zwar die heutige in Betracht kommt; sie ist es so gut wie die des festländischen Spiessbürgers. Aber ob nicht auch in dieser Angst doch etwas Berechtigtes ist? Vielleicht hat gerade eine herrschende Klasse einen besonders ausgeprägten Instinkt für das, was sie am Leben bedroht. Ist der Kommunismus nicht tatsächlich die Gottesgeissel, die über der heutigen Welt schwebt, bereit, auf sie herunter zu fallen? Ist er nicht das böse Gewissen einer Welt der Ungerechtigkeit?

So setzt sich denn England zur Wehr. Nicht mit den Mitteln, die allein helfen könnten: mit einem neuen Elan der Gerechtigkeit, mit einer neuen Verwirklichung der Demokratie im internationalen Leben, besonders Asien und Afrika gegenüber, und dazu im eigenen Lande, besonders in den sozialen Dingen, sondern mit Gewalt, Geld und List. Es verbündet sich in China offen oder heimlich mit den

Gegnern des Kommunismus. Es macht bei dem wohl ohne Zweifel völkerrechtswidrigen Einbruch in die Pekinger Sovietgesandtschaft mit. Mit beidem ahmt es echt bolschewistische Methoden nach. Es verbündet sich mit Mussolini — die „Tyrannenwehr" mit dem schlimmsten Tyrannen der Gegenwart, der Bolschewismusbekämpfer mit dem Faschismus! Mussolini soll, wenn es zu der gewaltsamen Auseinandersetzung mit Russland kommt, die Türken im Zaum halten, vielleicht direkt an Englands Seite mitkämpfen. Er soll jetzt schon die Vorherrschaft auf dem Balkan bekommen, damit nicht Russland ihn bekomme. Er erhält die Erlaubnis, in Arabien Unrat zu stiften. Alles ein wenig auf Zusehen hin, an der englischen Leine. Die Randstaaten Russlands, von Finnland bis Rumänien, werden umworben und so weit als möglich an England gebunden. Dieses geht so weit, seine alte balance of power-Politik aufzugeben. Nachdem es im Sinne dieser alten Politik seit Deutschlands Niederlage gegen Frankreich gearbeitet, dessen Verbündete, vor allem Polen, Jugoslavien, die Tschechoslovakei mehr oder weniger bekämpft, auf der andern Seite aber Deutschland und Ungarn — sogar das Ungarn Horthys! — unterstützt hatte, wechselt es die Methode. Es sucht Frankreich neu an sich zu fesseln und gibt Deutschland halbwegs preis, weil dieses doch nicht so leicht gegen Russland zu gewinnen ist — womit freilich nicht gesagt ist, dass nach Ablauf einiger Zwischenentwicklungen Deutschland nicht auch zu haben wäre! Vielleicht besonders, wenn Frankreich n i c h t wollte!

Es ist aber zu bedenken, dass dieser Gegensatz vor allem auch s o z i a l e r Natur ist. Darum erscheint er auch in der i n n e r n P o l i t i k. Es ist durchaus kein Zufall, dass der Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Russland (eingeleitet durch den brutalen, gewiss auch völkerrechtswidrigen Einbruch in die russische Handelsgesandtschaft in London) zusammentrifft mit dem Kampf gegen die englischen Gewerkschaften und einem französischen Vorstoss gegen den Kommunismus. Man fürchtet — verblendeterweise, denn die Sache verhält sich umgekehrt — in den Gewerkschaften Verbündete des Bolschewismus. Man ist durch den Generalstreik so erschreckt, dass man das ganze Gebäude der heutigen Gesellschaft in den Grundfesten wanken sieht.

So bildet sich denn in der inneren und äusseren Politik eine breite Weltfront, die gegen den Kommunismus und — darüber darf man sich nicht täuschen — mehr oder weniger auch gegen allen Sozialismus gerichtet ist. Auf die Seite Englands tritt dabei der W e l t f a s c h i s m u s, auf Seite Russlands der organisierte W e l t k o m m u n i s m u s und mehr oder weniger die intellektuelle Führerschaft der unterdrückten Völker Asiens und Afrikas.[1]) Es ist wohl

[1]) Was den V ö l k e r b u n d betrifft, so fehlt es gewiss nicht an Bestrebungen, ihn zu einem Organ des Kampfes gegen Russland zu machen. Doch

nicht zu bezweifeln, dass es in Europa und Amerika einflussreiche Kreise gibt, die zu einer kriegerischen Erledigung des Kommunismus drängen, weil sie die Stunde für günstig halten.

So kommt durch diesen Gegensatz von Russland und England in die bunte politisch-soziale Weltbewegung eine merkwürdige Einheit: sie schliesst sich zusammen zu einem grandiosen Bilde, in welchem ein Weltkampf der Völker und Rassen halb zusammenfällt, halb sich kreuzt mit einem sozialen Weltkampf.

2. Auf welche Seite stellen wir uns?

In diesem Kampf müssen wir Partei ergreifen. Für Russland oder für England?

Die Wahl scheint den Meisten wohl nicht schwer zu sein. Wir können doch nicht mit dem Kommunismus gehen, dem Vertreter der Gewalt, der Diktatur, des Bürgerkriegs; mit dem Kommunismus, den wir all die Jahre her so leidenschaftlich bekämpft haben. England vertritt trotz allem doch die Demokratie. Was es für diese in der Vergangenheit bedeutet hat, ist heute wohl den Meisten bekannt. In diesen Tagen schweizerischen Elendes ist es eine schmerzliche Freude, zu bedenken, dass wohl der stärkste und beste Bestandteil dieser englischen und überhaupt angelsächsischen Demokratie einst mit dem Calvinismus aus der Schweiz gekommen ist. Wenn auch das England Baldwins und Churchills und das Amerika Coolidges von dieser Demokratie wenig mehr erkennen lässt, so gibt es auch ein England Macdonalds und ein Amerika Wilsons, und die Hoffnung ist durchaus berechtigt, dass diese nach Ablauf der traurigen Periode, die wir jetzt durchmachen, wieder obenauf kommen werden. Dazu kommt ein Gesichtspunkt, der in den „Neuen Wegen" schon genügend geltend gemacht worden ist: die Erhebung Asiens und Afrikas darf nicht unter dem Zeichen des Bolschewismus vor sich gehen. Es ist nicht abzusehen, was herauskäme, wenn dies geschähe; wenn wir sagen: die Hölle auf Erden, so ist das noch ein zu matter Ausdruck dafür. Man mag sich wohl fragen, wie sich denn die Bolschewiki selbst die von ihnen gewünschte Entwicklung vorstellen. Glauben sie im Ernste, dass eine blutige, rein nationalistisch orientierte Erhebung Asiens und Afrikas gegen Europa dem europäischen Proletariat Befreiung brächte und den Sozialismus zum Siege führte? Sehen sie nicht, was jedes Kind sehen kann, dass das sicherste Ergebnis einer derartigen „Weltrevolution" jedenfalls der Untergang

scheint mir völlig ausgeschlossen, dass er sich dazu hergeben werde. Dafür sind zu viele Elemente in ihm, welche einer solchen Tendenz widerstreben würden. Vielleicht sucht Russland eine Annäherung an ihn, um diese Tendenz zu durchkreuzen. Anderseits könnte sein, dass sich das reaktionäre England, zu seinem Unheil, von ihm innerlich abwendete, wenn er sich eher als Hindernis für jene Pläne erwiese.

des Sozialismus wäre, dass auf dem blutigen Trümmerfeld der Erde dann höchstens noch eine wilde Säbelherrschaft gediehe? Wahrscheinlich machen sie sich darüber überhaupt keine Gedanken, ihre Rechnung auf diesen Teil der Weltrevolution ist offenbar ein ebenso gewissenloses Vabanquespielen wie die auf die andere es war und ist.

Und doch — können wir uns ganz und gar und auf alle Fälle auf die Seite Englands stellen? Wenn nun gegen den Bolschewismus nicht die Demokratie, sondern die Reaktion losginge, könnten wir dann einfach mitmachen? Hätte das einen Sinn? Wäre das nicht auch wieder Verrat an uns selbst? Können wir uns gegen den Kommunismus mit dem Faschismus verbünden?

Aber auch abgesehen von dem Falle, dass es die brutale, im Grunde auch bolschewistische, Reaktion wäre, die gegen Russland mobil machte, steht auf Seiten Russlands nicht auch sonst ein Stück Recht? Ist das Prinzip, das Russland vertritt, aller Wahrheit bar? Wir sind ja gewiss alle darin einverstanden, dass die Erhebung und Befreiung Asiens und Afrikas notwendig ist. So sehr wir nun wünschen, dass sie nicht einfach den Plänen des Weltkommunismus diene, so könnte doch sein, dass Russland, das ihr einen starken Impuls gegeben, dies vielleicht noch eine Weile tun müsste. Das ist wohl ein Stück der providentiellen Rolle, die man auch dem Bolschewismus nicht leicht ganz absprechen kann. Um noch vorsichtiger zu reden: der Bolschewismus mag darin, gegen seinen Willen, ein Werkzeug sein, wie ja oft das Böse, gegen seinen Willen, dem Guten dienen muss. Es besteht doch wohl die Gefahr, dass wenn das England Churchills ganz siegte, die Erhebung und Befreiung Asiens und Afrikas verloren ginge. Die Gefahr und Unruhe des Kommunismus ist für gewisse notwendige Entwicklungen vielleicht auch notwendig.

Und fast noch wichtiger scheint mir ein anderer Gesichtspunkt. Wenn hinter England die Demokratie steht, so hinter Russland der Sozialismus. Man wird auffahren und rufen: „Was? Hinter Russland der Sozialismus? Der Kommunismus, diese Lehre und Praxis der Gewalt und des Schreckens soll Sozialismus sein?“ Gemach, gemach! — ich sage nur, dass hinter Russland der Sozialismus stehe, wie hinter England die Demokratie. Die Demokratie findet ja in England auch keine reine Verkörperung, namentlich nicht im heutigen reaktionären England. Stalin dürfte fast ein ebensoguter Sozialist sein, als Churchill ein Demokrat ist. Aber wie wir, soweit wir mit England gehen, nicht das England Churchills im Auge haben, so meinen, wenn wir in gewisser Beziehung auch für Russland eintreten, nicht das Russland Stalins. Die beiden Prinzipien stehen über diesen beiden Verkörperungen.

Ich will versuchen, noch unmissverständlicher und umfassender

auszudrücken, was ich meine. Russland vertritt heute, mit dem Osten und Süden zusammen, ein revolutionäres Element, das wir zwar in seiner kommunistischen Form bekämpfen, aber im allgemeinen doch nicht missen möchten. Es vertritt eine neue Welt, es bedeutet eine gewaltige Zerbrechung alter Formen und eine gewaltige Verheissung einer Weltrevolution im guten Sinne. Der Kommunismus ist die blutige, dämonische Verzerrung dieses Prinzips, aber es steht doch hinter ihm. Der Westen aber ist zu dieser Zeit vom konservativen Prinzip beherrscht. Das gilt wohl sogar von seinem Sozialismus. Was sich im Osten ankündigt — ich sage: ankündigt! — das ist vielleicht doch etwas Grösseres, als was der Westen hat, jedenfalls etwas, das dieser als Ergänzung seines Besten braucht.

Aber wir müssen, wenn wir der Grösse unseres Problems ganz gerecht werden wollen, noch höher hinauf. Nehmen wir nun den in der Einleitung angedeuteten Gesichtspunkt auf, dass schliesslich auch England und Russland, so viel sie schon an sich bedeuten, doch auch wieder nur Repräsentanten noch umfassenderer Kreise sind: England des Westens, Russland des Ostens. Diesen Gegensatz müssen wir ebenfalls hinter dem politisch-sozialen Kampf sehen. In diesem Gegensatz hat auch nicht bloss die eine Seite recht. Der Osten hat uns etwas zu geben: seine Offenheit gegen das Unendliche, seinen Zug zum Absoluten, seine Seelentiefe und Seelenkraft. Er soll uns dadurch von unserem Materialismus, unserer Flachheit, unserer Verengerung in der Endlichkeit retten helfen und uns den Impuls zu einer neuen geistigen Bewältigung der Wirklichkeit geben. Was von Russland herkommt, ist bloss die erste, gerade durch die übelsten Bestandteile der westlichen Zivilisation verunreinigte Welle einer grösseren, tieferen Bewegung, trotzdem waltet im Kommunismus auch etwas von jener Wahrheit des Ostens und dazu von einer noch höheren, die wir vergessen haben. Der Donner dieses furchtbaren Gottesgerichtes ist eine Mahnung an diese Wahrheit. Wir müssen aus einem tiefen Schlaf erwachen, bis wir wieder imstande sind, sie zu verstehen. Der Westen aber hat seinerseits dem Osten auch Gaben von gleichem Werte zu bringen: seinen Sinn für Mass und Ordnung, den Wert der Individualität und der Persönlichkeit und damit der persönlichen Freiheit. Wenn wir auf den tiefsten und umfassendsten Sinn des Gegensatzes Russland-England kommen und damit auch ihren politisch-sozialen Kampf ganz verstehen wollen, so müssen wir dahinter und darüber auch dieses noch grössere Problem sehen. Damit stehen wir, wie wir alle wissen, vor einer der Zentralaufgaben der Gegenwart. Diese Aufgabe aber wird nicht gelöst durch ein einfaches Entweder-Oder. Irgendwie muss der Geist des Ostens mit dem des Westens sich verbinden. Gerade aus dem Zusammenstoss der beiden muss das Feuer

entspringen, das in der Geschichte der Menschheit ein Neues schafft. Das ist noch nicht Pfingstfeuer, aber vielleicht doch mit diesem nicht ganz ohne Zusammenhang.

Unter diesen Gesichtspunkten bekommt auch die russische Revolution ein anderes Gesicht, als wenn man bloss an die bolschewistische Theorie und Praxis denkt. Diese muss man aufs schärfste bekämpfen, wenn auch nicht gerade mit ihren eigenen Mitteln, wie es jetzt üblich ist. Daran möchte ich nichts geändert wissen. Auch muss man immer beklagen, dass die russische Revolution in die Hand des Bolschewismus geraten und nicht etwas ganz Anderes geworden ist, etwas aus dem besten Russentum Geborenes, unmittelbar Erfreuliches und Segnendes. Aber wie die französische Revolution trotz aller Entartung und aller Greuel sozusagen ein notwendiges Wort Gottes zu jenem Zeitalter war (so haben die grössten Zeitgenossen sie verstanden), mag auch die heutige russische, trotz all ihrem dämonischen Fluch, doch der Welt etwas äusserst Notwendiges zu sagen haben.[1])

3. Die Aufgabe und Verheissung.

Aber was sollen wir denn tun? Wenn wir weder ganz für England noch ganz für Russland Partei ergreifen können, sollen wir denn zuschauen? Das dürfen wir nicht, auch wenn wir es könnten. Aber wir werden es nicht können; irgendwie wird in dieser ungeheuren Auseinandersetzung jeder Stellung nehmen müssen.

Aber wie denn sollen und können wir das?

Auf zwei Wegen sehe ich die Lösung dieses Problems.

Darf ich noch einmal ein von mir schon wiederholt verwendetes Stichwort herbeiziehen? Ich sage: es gilt nicht, „Wilson oder Lenin", sondern „Wilson und Lenin!" Wenn ich das sage, dann verstehe ich darunter natürlich nicht die zwei individuellen Persönlichkeiten, die diesen Namen tragen und auch nicht ihre besonderen Theorien, sondern etwas, was mehr ist als sie: das Prinzip der Demokratie auf der einen und das des Sozialismus auf der an-

[1]) Es ist vielleicht nicht unangebracht, in Bezug darauf an Goethes Worte in „Hermann und Dorothea" zu erinnern:

„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heute in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupt zu liegen; und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir Andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund erschienen im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer."

Eine gewaltige Illustration zu den letzten Versen bildet Carlyles Geschichte der französischen Revolution.

dern. Wilson allein bedeutet Demokratie ohne Sozialismus,[1]) Lenin allein Sozialismus ohne Demokratie. Beides genügt nicht, jedes dieser Prinzipien für sich allein muss versagen, beide vereinigt, bedeuten erst eine Hilfe.

Das Erste, das uns vor der furchtbaren Gefahr, die der Welt droht, retten kann, ist also Demokratie und Sozialismus, beide in freiem Bunde mit einander; ich könnte auch sagen: ein echter Völkerbund und ein echter Sozialismus. Den Völkerbundsgedanken müssen wir im Angesicht der heutigen Sachlage erst recht mit aller Kraft festhalten. Wenn Genf und Haag ihn nicht genügend verwirklichen und Genf ihn oft eher verrät, so müssen wir ihn auf andere Weise erst recht verwirklichen. Die Völkerdemokratie, die ja ein rechter Völkerbund meint, muss den Nationen und Rassen Afrikas und Asiens hochherzig entgegenkommen. Sie darf sie freilich nicht nationalistisch aufreizen, aber sie muss ihnen zur Freiheit helfen. Das ist ganz besonders auch die Aufgabe eines Sozialismus, der sich selbst und seine Aufgabe recht versteht. Wir setzen in dieser Beziehung viel Hoffnung auf den englischen Sozialismus. Er könnte leicht berufen sein, in dieser Weltkrise gewaltigster und furchtbarster Art eine entscheidende Retteraufgabe zu lösen. Wie wir schon anderwärts bemerkt haben, sind seine Aussichten dafür gut.

Diese Macht, die ich als Demokratie und Sozialismus bezeichne, wird sich der Aufgabe nicht entziehen dürfen, Russland wieder in den Lebenszusammenhang der europäischen Völker zurückzuführen. Das ist nun einmal eines der gewaltigsten und dringlichsten Probleme der Epoche. Es gibt keine Befriedung Europas und der Welt, keinen wahren Völkerbund, keine Vereinigten Staaten Europas, bevor dieses Problem gelöst ist. Jede andere Lösung aber ist besser, als der Weltbrand, der mit Sicherheit entfesselt würde, wenn der Krieg diese Lösung versuchen wollte. Jede andere Lösung ist schwer, gewiss; sie wird besonders durch die Bolschewiki schwer gemacht. Und doch muss, ohne dass man sich über die Bolschewiki Illusionen macht, jede Gelegenheit benützt werden, die sich hiefür bietet. Genf ist eine solche Gelegenheit. Man muss an Genf als Idee so fest glauben, dass man ihm zutraut, es werde bei solcher Beachtung das letzte Wort behalten, nicht das Moskau Lenins. Von der Grösse und Dringlichkeit dieser Aufgabe hat Wilson eine klare Erkenntnis gehabt; daher sein Versuch einer Konferenz mit den Bolschewisten auf den Prinzeninseln. Seine hochherzige Art, von jenen zu reden, wofür sie ihm freilich schlecht gedankt haben, ist ein Vorbild von Seelengrösse. Und mit Seelengrösse, nicht mit Faschismus,

[1]) Dass Wilson besonders gegen Ende seines Lebens sehr dem Sozialismus zuneigte und für das soziale Problem stets offen war, tut hier, wo sein Name bloss ein Symbol ist, wenig zur Sache.

und auch nicht mit Philistertum löst man solche Probleme. Zum mindesten sollten „Christen" so denken. Sollten solche, soweit sie etwas vom Geiste ihres Meisters auch in das Verhältnis der Völker zu einander hineintragen wollen, sich nicht auch einem Land und Volk wie Russland gegenüber des Apostelwortes von der Liebe erinnern dürfen, die alles trägt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet? Dies sollte durch die Ueberlegung erleichtert sein, dass Russland wahrhaft nicht bloss aus Kommunisten besteht (sie bilden nur etwa ein hundertstel der Bevölkerung!) und dass übrigens auch der Bolschewismus erklärt werden muss aus ungeheuren Sünden des Zarentums gegen dieses Volk, die zum Teil auch Sünden Europas sind. Denn wir haben nur zu ruhig zugesehen, wenn die Zaren den Besten ihres Volkes an den Galgen oder nach Sibirien schickten und das ganze Volk in Elend und Unwissenheit erhielten. Statt bloss die Kommunisten zu richten, sollten wir auch an die eigene Brust schlagen.

Das ist die e i n e Macht, die zwischen Faschismus und Bolschewismus treten, ü b e r ihnen sich erheben muss: echte Demokratie und echter Sozialismus, beide nicht g e g e n einander, sondern f ü r einander.

Aber ich meine freilich nicht, dass Demokratie und Sozialismus das Letzte und Höchste seien, was zwischen die beiden gewaltigen Kampfparteien treten und die Dämonen beschwören könne. Dass dieses für mich in letzter Instanz C h r i s t u s ist, brauche ich wohl nicht immer besonders zu sagen. Es ist aber wohl der Sinn der heutigen Bewegung in der Höhe, Breite und Tiefe der Welt, dass wir diesen Christus neu und besser verstehen und vertreten lernen. Dieser Christus gehört weder bloss zu England noch bloss zu Russland, weder bloss zum Westen noch bloss zum Osten — er führt über diesen Gegensatz hinaus.

Was die e i n e Seite desselben betrifft, die Auseinandersetzung von O s t e n und W e s t e n, so halte ich es für eine dringliche Aufgabe und bildet es einen Teil meiner Hoffnung auf die Rettung der Welt vor der grossen Katastrophe, dass sie immer mehr auch eine geistige, ja eine r e l i g ö s e werde. Als deren letzten Sinn betrachte ich eine, wenn ich dies missverständliche Wort brauchen darf, r e l i g i ö s e Einheit, oder wenn ich in m e i n e r Sprache reden darf, eine Einheit der Völker im Reiche Gottes. Es ist mein Glaube, dass der recht verstandene Christus dafür das Zeichen werden kann. Aber es soll nicht a u f g e d r ä n g t werden. Was zuerst kommen muss, ist eine Auseinandersetzung der Kulturen des Ostens und Westens in ihrer höchsten und entscheidenden Form, der Religion. Eine solche wird der politisch-sozialen Auseinandersetzung den schlimmsten Stachel rauben. Das allerdings nur unter der Voraussetzung, dass sie selbst nicht im Geiste der Herrschsucht und des Machtdran-

ges, unter der Form des Bekehrenwollens geschehe, sondern in Liebe und Ehrfurcht, als Verstehenwollen, wobei die höchste Leistung wäre, wenn jede Religion der andern helfen würde, zunächst ihren eigenen Sinn besser zu verstehen. In diesem Sinne sollten gerade wir „Christen" das Wort Christi: „Ich bin das Licht der Welt" anwenden. Dazu müsste sich Hilfe aller Art, ritterliches Einstehen für einander, auch in politischen Dingen, wenn nötig, gesellen, als Erläuterung des religiösen Wollens. Das scheint mir ist jetzt in erster Linie die Mission des Christentums. Wenn nicht an diesem Punkt die Aktion des westlichen Christentums mit gewaltiger Wucht und Tatkraft einsetzt, so ist es — nicht Christus! — endgültig gerichtet.

Auch diese Macht muss aber nicht nur zwischen Westen und Osten im allgemeinen, sondern auch speziell zwischen Europa und Russland treten. Wäre es nicht eine traurige Kapitulation, einfach bloss zuzuschauen, wenn sich hier gewaltige und vielleicht furchtbare Entscheidungen anbahnen? Hat man heute denn gar keinen Mut und Glauben mehr und traut sich wohl auch gewissen Negerstämmen gegenüber eine Mission zu, nicht aber die Auseinandersetzung von Reaktion und Revolution, Faschismus und Bolschewismus, „England" und „Russland" gegenüber? Finden diese Worte wohl einen Menschen, der ihre Mahnung hört und versteht und sie in Taten umsetzt? Auch das Gebet ist schon eine Tat, nur dass es nicht die anderen Taten ersetzen darf, wo diese möglich sind.

Man darf vielleicht doch hoffen, dass diese Macht auf den Plan trete. Manches ist schon in diesem Sinne geschehen. Nicht bloss die Dämonen sind am Werke. Mit den Lebenden verbünden sich die Toten, die doch leben. In Russland sind Tolstoi und Dostojewski nicht tot. In Westeuropa lebt Blumhardt. In Indien wirken Gandhi und Tagore. Ein grosser Teil von Jungchina kämpft unter dem Zeichen des Christen Sun-Yat-Sen. Im Schosse des Islam sogar wirkt, als Ketzerbewegung, der Bahaismus. Der „Versöhnungsbund" streckt seine Hand voll Warmherzigkeit den Brüdern im Osten und Süden entgegen.[1])

---

[1]) Folgende Botschaft ist vom britischen Versöhnungsbund an den Christlichen Nationalrat (National Christian Council) von China gesandt worden:

„Wir, das Generalkomitee des Versöhnungsbundes, senden Euch, unsern Mitchristen in China, Grüsse in der Zeit der Anfechtung. Wir sehnen uns danach, das chinesische Volk, in einem freien Staatswesen vereint, seinen ihm gebührenden Platz in der Familie der Völker einnehmen zu sehen. Wir erkennen an, dass in der Politik unseres eigenen Landes und der anderer Länder China gegenüber vieles ungerecht und falsch war, sind aber überzeugt, dass Regierung und Volk in England jetzt Frieden und Freundschaft mit China wünschen.

In der Treue gegen Christus, unsern Herrn, den Fürsten des Friedens,

Nicht weniger als der weltpolitische Gegensatz muss der sozi a l e die letzten Kräfte auf den Plan rufen. Wenn sich die Dinge so zuspitzen, wie sich das in dem geschilderten Gegensatz von Russland und England zeigt, dann muss das ein gewaltiger Alarmruf für alle sein, die an Gott, die Seele, den Bruder, an Christus, das Reich Gottes und des Menschen glauben, ein Ruf heraus aus Religionen, Konfessionen, Frömmigkeiten, Kirchen und Theologien, hinein in die Gefahren und Nöte der heutigen Welt, Gott entgegen, der aus ihnen — und uns aus ihnen — ruft. Ich habe den B o l s c h e w i s m u s ein Gottesgericht und eine Gottesgeissel genannt. Vielleicht deutet schon das Wort an, warum er beides ist: Wir haben offenbar den K o m m u n i s m u s C h r i s t i, ich meine den Geist einer von Christus bestimmten Gemeinschaft, in unserem politischen und sozialen Zusammenleben vergessen und sind tief in die Hölle des Mammonismus und Egoismus geraten. Vielleicht ist es eine Aufgabe des Bolschewismus, uns aus dieser Hölle herauszupeitschen, vielleicht muss der Kommunismus des Antichrist den Kommunismus Christi aufwecken. Tolstoi und Dostojewski sollen vielleicht nach dem Gericht, das Lenin heisst, noch zu ihrem Rechte kommen. Ein Erwachen der Christenheit zu Armut und Liebe ist vielleicht die Antwort, die Gott, im Sturm und Feuerschein uns begegnend, von uns verlangt.

So ist dieser Gegensatz zwischen Russland und England als Zeichen der Weltlage nicht nur eine ungeheure Drohung, sondern auch eine gewaltige Verheissung und mit beiden eine grosse, einfache Aufgabe.

---

liegt unsere einzige Hoffnung auf Gerechtigkeit zwischen Völkern und auf wirkliche Einheit innerhalb eines Volkes. Das tragische Erlebnis der Jahrhunderte der Geschichte des Westens beweist die Zwecklosigkeit des Appells an die Waffengewalt, sei es nun in der Form des Pöbelaufstandes oder der kriegerischen Handlungen, sogar in Verteidigung der heiligsten Rechte; sie zeigt, dass Krieg den Weg der Gerechtigkeit verhüllt, indem er die Verständigung selbst zwischen Menschen guten Willens hindert.

Während wir die sittliche Verantwortung für die neuesten Ereignisse nicht auf uns nehmen können, beklagen wir den Verlust chinesischer Menschenleben infolge britischer Kriegshandlungen, und wir setzen unsern ganzen Einfluss ein, um ähnliches in Zukunft zu verhüten. Als Staatsbürger werden wir nur eine Politik unterstützen, die China Gerechtigkeit widerfahren lassen will und alle noch unerledigten Schwierigkeiten durch Unterhandlungen zu beseitigen entschlossen ist, indem wir überzeugt sind, dass Ausländer heute, wenn nötig, wirksam geschützt werden könnten, wenn sie Schanghai räumen und von ihren Regierungen entschädigt würden, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Gefährdung von Leben und Eigentum geschwunden sein wird.

Wir rufen sowohl eure als unsere Staatsmänner auf, in diesem Geiste zusammen kommen; denn wir sind voll Vertrauen, dass sie so das Wohl ihrer Länder und den guten Willen unter den Völkern am besten fördern werden. „Friedensstifter, die in Frieden säen, ernten Gerechtigkeit."

Wir empfehlen euch der Leitung und dem Schutze dessen, der uns vor Straucheln behüten kann."

Es liegt die Frage nahe, wie gross die unmittelbare Gefahr eines kriegerischen Zusammenstosses und neuen, unausdenkbar schrecklichen Weltbrandes sei. Wenn ich darüber ein Urteil abgeben soll, so möchte ich sagen: Im Augenblick ist die Gefahr wohl noch nicht akut. Weder Russland noch England wird, abgesehen von kleinen Gruppen, heute einen Krieg wünschen. Russland ist dafür zu schwach und England wird noch so viel politischen Verstand haben, um zu wissen, dass ein solcher Krieg leicht den Untergang seines Weltreiches bedeuten könnte. Auch ist die englische Arbeiterschaft da, die sich einer Entwicklung zum Kriege hin mit aller Macht entgegenstemmen wird. Es bleibt also gewiss noch Zeit, das Aeusserste abzuwenden.

In Sicherheit einwiegen darf man sich trotzdem nicht. Wir müssen bedenken, dass solche Entwicklungen nicht einfach im Belieben der Menschen stehen. Mächte von der Art, wie sie hier im Spiele sind, wachsen leicht über die Absichten der Menschen hinaus. Wir haben das am Ausbruch des Weltkrieges erlebt, wir dürfen es jetzt nicht vergessen.

Also kein Fatalismus: alle diese furchtbaren Gefahren brauchen sich nicht zu verwirklichen; aber auch kein Optimismus: es sind furchtbare Gefahren. Ein ganz mächtiger Schutz vor ihnen ist es schon, wenn wir sie ganz deutlich sehen. Diesem Zwecke dient auch das, was ich nun, so gut ich konnte, ausgesprochen habe. Kein Optimismus — aber ein getroster Glaube! Es braucht, wenn die Dämonen gebändigt werden sollen, vielleicht gar nicht so viel Apparat. Sie scheinen doch auch wieder mächtiger als sie sind. Ich kann nicht glauben, dass wir dem Untergang geweiht seien, sondern glaube, dass wir durch all diese Gefahren, all diese Zuspitzungen weiter gedrängt werden sollen. Die Verheissung zu erfassen, die darin liegt und uns mit allem, was wir sind und haben, dem drohenden Unheil entgegenzustellen, das ist die deutliche Aufgabe. Ob Heil oder Unheil siegt, das liegt schliesslich — an dir und mir!

3. Juni. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik. Im Mittelpunkt der politischen Betrachtungen und Aktionen steht immer noch der Gegensatz von Russland und England, von dem an einer andern Stelle unter allgemeineren Gesichtspunkten die Rede ist. Er hat sich durch den englischen Ueberfall auf die russische Handelsmission „Arcos“ in London, auf den der diplomatische Bruch mit Russland gefolgt ist, noch verschärft. Ich halte diesen Ueberfall für eine schlimme Sache. Er geht gegen alle guten Gepflogenheiten des Verkehrs der Völker miteinander und ist eine Aeusserung jener brutalen Gewalttätigkeit, die in der heutigen Welt

nur immer mehr zunimmt und die eben auch den Bolschewismus charakterisiert. Es scheint bei jener polizeilichen Gewalttat auch weiter nichts herausgekommen zu sein. Man hat offenbar keine wichtigen Dokumente gefunden. Wenn aber solche doch gefunden worden wären und man bloss vorzöge, sie erst bei den Wahlen zu verwenden, so ist wohl ganz sicher, dass bei einem analogen Ueberfall auf englische Vertretungen in Russland und anderswo mindestens ebenso Schlimmes ans Licht käme. Jener Akt scheint mir aber auch unklug zu sein, sobald man ihn von grösseren Gesichtspunkten aus betrachtet. Denn als Wahlspekulation, darauf berechnet, dem englischen Philistertum wieder jenes Grusein von dem kommunistischen Gespenst beizubringen, das seinerzeit in Form des Sinowiewbriefes (sei dieser nun gefälscht gewesen oder nicht) so stark zur Erlangung einer konservativen Mehrheit beigetragen hatte, mag er ja ganz geschickt sein, aber als solche wäre er ein unwürdiges, ja fast frevelhaftes Spiel. Dagegen ist ganz sicher, dass durch dieses englische Vorgehen der Kommunismus eine Stärkung erfahren hat. Einmal, weil ihm damit Unrecht getan worden ist, sodann weil er dadurch wieder eine neue Wichtigkeit bekommen hat, während sonst ja sein Niedergang deutlich war. Es ist und bleibt also eine grundfalsche Methode. Wenn England die kommunistische Gefahr für sein Weltreich beschwören will, so steht ihm ein anderer Weg offen, der bei weitem verheissungsvoller, obwohl zunächst etwas schwieriger ist: den Völkern Asiens und Afrikas weitherzig und grossartig entgegen zu kommen, und es war in Englands grossen Tagen nicht seine Art, den Geist durch die Polizei zu bekämpfen. Eine geistige Macht aber, wenn auch eine schlimme, ist der Kommunismus. Immerhin auch als schlimme nicht ganz ohne ein Recht!

Anders sieht die Sache natürlich aus, wenn man bloss bedenkt, was die Bolschewiki verdient haben. Gewiss haben sie mit ihrer gewaltgläubigen und bei aller Raffiniertheit doch kindischen Revolutionspolitik die Lektionen verdient, die sie jetzt erhalten. Sie werden jetzt mit den Mittein bekämpft, die sie selbst nicht nur angewendet haben (das haben ihre Gegner auch getan, man vergisst immer wieder, dass die Greuel der Gegenrevolution die der Revolution noch bei weitem übertrafen und diese sogar erst erzeugt haben), sondern aus denen sie auch eine Art Religion gemacht. Ueberall scheint es gegen sie loszugehen. Zweifellos hat die englische Aktion jene Attentate ausgelöst, die nun in Polen und Russland gegen die Bolschewiki geschehen sind. Auf diese haben nun die Bolschewiki mit der Erschiessung von Dutzenden von Geiseln geantwortet, unter denen sich der fast siebenzigjährige Fürst Dolgorukow befand und denen man zum guten Teil nicht viel anderes vorwerfen konnte, als dass sie die Bolschewiki nicht lieben. Das sind alles furchtbare „Zeichen". Fast scheint es, als ob der Sturz des Bolschewismus näher sei, als man glaubte annehmen zu dürfen. So sehr die Liquidation des Bolschewismus zu wünschen ist, so muss man sich doch fragen: „ Was nachher?" und kann nur mit Schaudern an das denken, was vorher noch geschähe.

Das Gleiche ist von der Liquidation des Faschismus zu sagen. Mussolini muss gestürzt werden und es will auch da scheinen, als ob der Tag der Rechenschaft für ihn auch nicht mehr ferne sei. Hier macht mir das „Was nachher?" weniger zu schaffen als bei Russland. Es scheint mir doch nicht so schwer, dass nach dem Sturz des Faschismus ein demokratisches Italien, durch furchtbare Erfahrungen gereift und geläutert, das Steuerruder seines Landes ergreife. Aber vorher? Mussolini muss ja explodieren, aber die Frage ist, wie viel Häuser diese Explosion zertrümmern und wie viel Leben sie kosten wird. Dass im übrigen hinter diesem Mann durchaus nicht Grosses steht, beweist wieder seine neueste, berüchtigte Rede. Wer sie ganz liest und vielleicht im italienischen Text, der wird, wenn er nicht verblendet ist, den Eindruck bekommen müssen, dass es sich um einen zwar nicht unbedeutenden, aber doch eines höheren Geistes völlig entbehrenden, zwischen Angst und

eitlem Selbstgefühl hin- und herschwankenden Mann handelt. Die Witze, die er macht, sind unwürdig, passen besser in den zweiten Akt eines Bierkommerses, als in den Mund eines Menschen von solcher Verantwortung; bösartig sind die Bemerkungen über seine Gegner, die er auf wüste Inseln deportiert hat; verrückt endlich die bekannte Stelle: „Und dann? Und dann ist es die strenge, fundamentale und zweifellose Pflicht des faschistischen Italien, seine ganze Waffenmacht, die der Erde, des Meeres und des Himmels instand zu setzen. Wir müssen in einem bestimmten Augenblick fünf Millionen Mann aufbieten und bewaffnen können, wir müssen unsere Flotte verstärken, und unsere Luftstreitkräfte, an die ich immer mehr glaube, müssen so zahlreich und müssen so mächtig werden, dass das Rattern ihrer Motore jedes andere Geräusch auf der ganzen Halbinsel übertöne und dass die Fläche ihrer Flügel die Sonne über unserem Lande verdunkle. Wir werden dann, werden morgen, wenn wir zwischen 1935 und 1940 an einem Punkte stehen werden, den ich für den Wendepunkt der europäischen Geschichte halte, unserer Stimme Geltung verschaffen und unsere Rechte endlich anerkannt sehen." Ein Mensch, der so spricht, ist nicht ernst zu nehmen, allzulange wird er es nicht treiben können.[1]) Man hört denn auch von einer bedenklichen wirtschaftlichen und finanziellen Lage Italiens. Und dass der „korporative" Faschistenstaat auf schwachen Füssen steht, beweist die Bemerkung Mussolinis: „Mit den [faschistischen] Gewerkschaften steht es gut. Man darf sich aber nicht gar zu grosse Illusionen über die Haltung des sogenannten städtischen Proletariates machen: es steht uns zum grossen Teil noch fern, und wenn es nicht mehr wie einst gegen uns ist, so hält es doch nicht zu uns." Wenn ein schönfärbender Renommist wie Mussolini so redet, dann muss es in der Tat mit dem faschistischen Gewerkschaftsversuch übel stehen und das sozialistische Proletariat Italiens einen hohen Grad von aushaltender Tapferkeit zeigen.

Inzwischen hat sich auch der Konflikt zwischen Jugoslavien und Albanien verschärft. Man wird wohl nicht befürchten müssen, dass es darob in nächster Zeit zum Kriege komme. Es fehlt dazu Mussolini gewiss nicht gerade am Willen, aber am Geld, und das will bekanntlich etwas heissen! Auch wird Mussolini wahrscheinlich von England (und Amerika) fest an der Kette gehalten. Er darf vorläufig (s. v. v.) wohl bellen, aber nicht beissen. Ein solches Bellen ist wohl auch diese letzte Rede. Oder, um es etwas weniger nach dem Tierbuch auszudrücken: sie ist der hysterische Schrei eines

[1]) In ihrem Buche „Erinnerungen und Erlebnisse" beschäftigt sich Angelica Balabanoff intensiv mit Mussolini. Sie hat Gelegenheit gehabt, ihn genau kennen zu lernen. Denn sie hat mit ihm in der Redaktion des „Avanti" gearbeitet und hat mit ihm auch sonst viel zu tun gehabt. Das Bild, das sie von ihm entwirft, ist äusserst ungünstig. Sie wirft ihm namentlich eine hochgradige Feigheit vor und illustriert ihre Behauptung durch sehr merkwürdige Tatsachen. Diese Charakteristik wird wohl stimmen. Grossartige Worte und Geberden gehen oft mit Feigheit zusammen. Auch kann vielleicht nur ein Feigling ein Tyrann sein, zum mindesten einer im Stil Mussolinis. Angelica Balabanoff ist jedenfalls eine absolut zuverlässige Zeugin. Sie gehört zu der grossen Schar russischer Idealisten, die man sozialistische Heilige nennen könnte. Aus vornehmer Familie stammend, hat sie alles verlassen und ihr Leben dem Proletariat geschenkt, dabei eine wahrhaft franziskanische Gesinnung und Art offenbarend. So haben wir sie in Zürich persönlich kennen gelernt. Einer Unwahrheit ist sie unfähig. Wie sie über Mussolini die Wahrheit sagt, so tut sie es über seine Moskauer Geistesverwandten, zu deren Kreis sie einst, sich über den Bolschewismus idealistisch täuschend, gehörte. Höchstens könnte man denken, dass sie, als so grundgütiger und sittlich so lauterer und ernster Mensch, nicht imstande sei, einen Dämon wie Mussolini bis auf den Grund zu beurteilen.

Menschen, der darin Ersatz für ein Handeln sucht, das doch unmöglich ist. Immerhin, Mussolini muss sorgfältig unter europäischer Beobachtung gehalten werden!

Um einen Augenblick noch von dem dritten „Kriegsherde" zu reden, so ist in China eine überraschende Wendung eingetreten. Die streitenden Parteien der Kuomintang haben sich verbunden und stehen vor Peking, das ihnen wohl ohne viel Widerstand zufallen wird. Und was dann? Wird es zu einem neuen Bürgerkrieg, dem zwischen dem radikalen und dem gemässigten Flügel, kommen? Wird Japan kriegerisch eingreifen? Wie wird der Aufbau erfolgen? Wird darin Sun-Yat-Sens sehr gemässigter Sozialismus die Führung behalten? Wird der Kapitalismus rasch das Trümmerfeld besetzen? Die moralische und ökonomische Verwüstung des Riesenreiches durch den Krieg muss nach zuverlässigen Berichten furchtbar sein.

Leider haben sich nun die Missionen getrennt. Diese ewigen Trennungen sind ein Zeichen unserer „christlichen" Gottesferne.

In all diese Dunkelheiten des Chaos fallen plötzlich etwa helle Lichtstrahlen. Ein solcher ist Briands Angebot an die Vereinigten Staaten, dass zwischen ihnen und Frankreich ein ewiger Friede eintrete. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat, wie berichtet wird, dieses Angebot sehr ernsthaft aufgenommen und eine Kommission, an deren Spitze der bekannte Professor Murray Butler steht, nach Frankreich geschickt mit dem Auftrage, die Frage zu prüfen und die Verhandlungen einzuleiten. Dieses Ereignis ist von den Zeitungen natürlich nur so ganz nebenbei erwähnt worden und konnte in der Aufmerksamkeit der Welt neben einem Lindbergh und Chamberlin natürlich nicht aufkommen. Und doch könnte wohl geschehen, dass es in einer künftigen Geschichtsdarstellung nicht nur diese, sondern noch viele andere Tatsachen der Zeitgeschichte völlig ins Dunkle stellte. Zwar liegt die Sache so, dass ein Krieg zwischen Amerika und Frankreich wenig wahrscheinlich ist und darum ein ewiger Friede zwischen ihnen weniger bedeutete, als etwa einer zwischen Frankreich und England. Trotzdem wäre dieses Stück Immunisierung der Erde gegen die Kriegspest eine ganz grosse Sache. — Ein Lichtstrahl scheint mir auch der Verlauf der Weltwirtschaftskonferenz zu sein. Ich sehe in ihr das Weltwirtschaftsparlament oder besser: den Weltwirtschaftsrat vorgebildet, der kommen muss, weil er notwendig ist. Die Hauptsache ist zunächst, dass eine solche Konferenz zustande kommen und im Ganzen, trotz den bolschewistischen Teilnehmern, so friedlich tagen konnte. Es hat sich aber auch gezeigt, dass bei diesem Anlass allerlei wirtschaftliche und zugleich politische und moralische Wahrheit durchgebrochen ist, die sicher nicht unwirksam bleiben wird. Hier tut sich zum ersten Mal, seit die Erde steht, eine Art solidarische Fürsorge der ganzen Menschenfamilie kund. Das sind doch wieder grosse „Zeichen". Man wird wohl auch dieses Ereignis einst als ein Wende-Ereignis betrachten. — Der dritte Lichtstrahl ist das, was wir über die Verhandlungen des in diesen Tagen zusammengetretenen Völkerbundsrates lesen. In seinem Schosse wurde energisch und unter allgemeiner Zustimmung erklärt, die Abrüstung sei die Seele des Völkerbundes, wenn er darin nichts durchsetze, so falle nicht nur sein Existenzrecht, sondern auch seine Existenz selbst dahin. So reden die Minister, während bei uns immer wieder sogar grosse Völkerbundsfreunde die Abrüstung fast als quantité négligeable erklären, sich an unsere Armee klammern, als ob sie das nationale Allerheiligste wäre und sich in das Verlegenheitsasyl der „moralischen Abrüstung" flüchten.

Bei uns in der Schweiz geht es denn auch sonst entsprechend zu. Die eidgenössische Abstimmung über das Automobilgesetz und die baslerische über das Frauenstimmrecht haben wieder die ganze demagogische Verderbnis unseres politischen Lebens und noch einiges andere dazu kundgetan. Die Letztere hat besonders wieder gezeigt, was aus einem So-

zialismus wird, den man jahrzehntelang mit Materialismus und Klassenkampf nährte. Der „Aufbau“ hat diesem Thema eine ganze Nummer vorwiegend gewidmet und ausgezeichnete Erörterungen gebracht (vgl. Nr. 19). Erfreulich ist, dass auch richtige Parteisozialisten, wie Schneider in Basel, sich der durch solche Erfahrungen nahegelegten Erkenntnis nicht entziehen.

Im Angesicht solcher Wahrheit nehmen sich folgende Zitate eigen aus: „Wir wollen und müssen siegen und wollen durch die Eroberung der Staatsmacht den Sozialismus verwirklichen.“ (Hilferding am Parteitag der deutschen Sozialdemokratie.) „Die Jugend der Reichen hat es schön; sie brauchen nicht zu arbeiten und haben alles, was sie wollen.“ (Aus dem Aufruf zur Pfingstversammlung der sozialistischen Jugend der Schweiz.) „Die Kunst ist unser vornehmstes geistiges Gut. Sie, die dichterische Wirklichkeit, Schöpfung und Schöpfungsquell zugleich, ist unser eigentlicher Pfingstgeist, gibt uns die ewig junge Religion des Lebens und führt uns zur höchsten geistigen Freiheit und vollkommensten Erkenntnis.“ (Genosse Dr. H. B. in Zürich, der in der letzten Zeit, nach allerlei andern Auswirkungen, seinen Pfingstgeist durch unermüdliche Propaganda für die Freiheit der Abtreibung kundtut.) Wie lange wird man sich noch solch ein verlogenes Phrasenmachen erlauben dürfen?

Ueber den „Pfingstgeist“, den Lindbergh und Chamberlin auf den Flügeln ihrer Luftschiffe brachten, redet die treffliche Predigt, die wir in diesem Hefte bringen. Es gibt wohl Leute (und zu ihnen scheint auch Bundesrat Scheurer zu gehören) die den Pfingstgeist auch so ein bischen von der Olympiade (das heisst einem grossen Sportsfest) erwarten, die nächsten Sommer in St. Moritz[1]) stattfinden soll. Es ist der Pfingstgeist der Hotelokratie, die gewisse Kantone völlig beherrscht. Man hat in Strassburg und in Genf Früchte des Pfingstevangeliums erlebt, das der heutige Sport bedeutet. Und an einen solchen Schwindel leistet nun die Eidgenossenschaft 120,000 Franken Beitrag. Für so etwas hat auch Herr Musy Geld. Wenn aber jemand an den Bundesrat gelangte, um von ihm 5000 Franken für ein Heim für kränkliche Kinder zu erbitten, würde er wohl schön heimgeschickt. Es ist erfreulich, dass der Nationalrat trotz der warmen Fürsprache des Herrn Scheurer den Beitrag, der freilich eine Verschleuderung der Gelder der Eidgenossenschaft bedeutet, nur mit 64 gegen 62 Stimmen bewilligt hat. Mit Herrn Nationalrat Hoppeler, der ihn vehement bekämpfte, gehe ich diesmal einig. Wenn Herr Hoppeler nicht so oft für reaktionäre Postulate einträte, so hätte er gewiss die zwei Stimmen, die das Ergebnis geändert hätten, auch noch bekommen.[2])

Zum Schlusse, neben Lindbergh-Chamberlin und der Olympiade, noch eine einzige Tatsache: das internationale Arbeitsamt in Genf gibt die Zahl der Arbeitslosen in der ganzen Welt auf zehn Millionen an!

17. Juni 1927.

---

[1]) Und Amsterdam.

[2]) Ist es notwendig, zu bemerken, dass ich dem leiblichen Leben durchaus sein Recht geben möchte und auch nicht den Sport, sondern die Sportbesessenheit und alles, was damit zusammenhängt, „Schwindel“ nenne, wobei ich freilich gestehen muss, dass ich mir als Ausdruck und Uebungsmittel für das körperliche Leben etwas Besseres denken könnte als „Sport“?

Nebenbei: Wenn die sozialdemokratische Fraktion des Nationalrates in einer Sache, wo ein Sozialist selbstverständlich Nein sagt, vor den Arbeiter-Spörtlern umgefallen ist, wie die Partei bei der Abstimmung über das Automobilgesetz vor den Arbeiter-Radlern, so scheint fast, als ob das Umfallen für gewisse Genossen die Rolle eines Sportes zu spielen im Begriffe sei.

Gegen den Maschinenmenschen.

I. Das Auto.

1. Noch einige Bemerkungen über das Auto.

Es sind mir zu meinem Artikel über das Auto eine grosse Anzahl von Aeusserungen zugegangen. Sie zeugen alle von der tiefen Verstimmung, ja Empörung, die gegen das Auto-Unwesen in allen Schichten unseres Volkes vorhanden ist. Wenn es nur möglich wäre, ihr in einem Feldzug, dessen Ziel eine Aenderung des heutigen Zustandes bildete, zum Ausdruck zu helfen. Finden sich nicht vielleicht doch solche, die dazu Zeit, Lust und wirkliche Berufung hätten?

Meinerseits möchte ich nur noch eine ergänzende Bemerkung machen, die leider ein wenig zwischen den Zeilen des Artikels stecken geblieben ist. Es ist oft so schwer, genau zu sagen, was man meint, besonders wenn noch ungünstige Umstände dazu kommen. Wenn ich von der Brutalität, ja Ruchlosigkeit und Gottlosigkeit des Autos geredet habe, so war selbstverständlich nicht meine Meinung, dass jeder, der ein Auto lenkt oder in einem Auto fährt, an diesem Geiste teilhabe. Es wäre Ungerechtigkeit und Torheit, so zu reden. Gewiss gibt es unter Autolenkern und Autofahrern (auch im Luxusauto!) Leute genug, die so fein und gut sind, wie irgend jemand anders. Selbstverständlich dachte ich bloss an die Art, wie das Auto durchschnittlich benutzt wird, an gewisse Tendenzen, die in einem derartigen Vehikel verkörpert sind. Ich dachte an das, was z. B. in der folgenden Zeitungsnotiz zum Ausdruck kommt, die ich soeben gelesen und die nur allzutypisch ist: „Auf dem Heimweg von der Fabrik in Turgi wurde der 82jährige Spinnereiarbeiter Wilhelm Müller von Gebenstorf auf der Landstrasse von einem Automobil überfahren. Er blieb bewusstlos liegen und wurde von einem nachfolgenden Automobil nochmals überfahren, so dass er starb. Die beiden Autos machten sich unerkannt davon." (Wie, wenn dieser Ueberfahrene zufällig ein aargauischer Regierungsrat gewesen wäre?) Gewiss also fahren auch feine und gute Menschen Auto (noch ganz abgesehen von denen, die dazu durch den Beruf fast genötigt sind), nur möchten wir gerade diese bitten, den Kampf gegen das Auto-Unwesen mit uns zusammen aufzunehmen.

2. Das Wort eines Arztes.

Besonders erfreulich war mir der Brief eines Arztes, den ich mit Erlaubnis des Verfassers abdrucke. Gerade die Aerzte sind ja besonders berufen, diesen Kampf aufzunehmen. Auf sie wird man auch am ehesten hören. Es freut mich darum sehr, zu erfahren, dass die aargauische Aerzteschaft an die Regierung eine Petition um ein Nachtverbot des Lastautos (warum aber nicht auch des Personenautos?) eingereicht hat. Möchte sie Erfolg haben und Andere zur Nachfolge anregen.

Der Brief lautet:

„Gestatten Sie mir einige Worte zu Ihrem in der letzten Nummer der „Neuen Wege" erschienenen Artikel vom Autounwesen, in dem Sie sich einiges vom Herzen und allem nach auch von der Leber weg geschrieben haben. Befürchten Sie nicht etwa eine Rechtfertigung dieses Unwesens meinerseits, — im Gegenteil, ich bin mit Ihren Ausführungen völlig einig. Aber meine Angaben sind Ihnen vielleicht von einigem Wert, da sie von einem stammen, der auch drin steckt. Ich habe mir sogar auch einige von Ihren Vorwürfen hinter die Ohren schreiben müssen, denn es vergisst sich eben gar bald, wie es einem selbst als „Fussgänger" zu Mute war. Die Maschine gewinnt gar leicht die Herrschaft über ihren Lenker, oft ohne dass er es bemerkt, und ich bin der Meinung, dass die Meisten bei ihrer Rücksichtslosigkeit völlig gedankenlos handeln, was ja freilich keine Entschuldigung ist. Ich habe mir aber auch schon öfters über dieses Unwesen Gedanken gemacht, und am meisten Bedenken machte mir hiebei die rasend rasche Entwicklung des Automobilismus und

seiner Folgeerscheinungen. Wie rasch dies alles geht, sehe ich am besten daraus, dass mein Wagen, den ich vor fünf Jahren gekauft habe, heute schon so lächerlich altmodisch aussieht, dass man sich schier schämt, darin herum zu fahren. Wenn man Einblick hat in die Unkosten, die die Haltung eines Automobils mit sich bringt, so muss man sich oft erstaunt fragen, ob dieses Treiben wohl wirtschaftlich auf die Länge haltbar sein wird. Die Nachrichten von den Schwierigkeiten, die man von amerikanischen und französischen Autofabriken vor kurzem lesen konnte, lassen ja einiges von der Zukunft ahnen. Die ungeheure Entwicklung des Automobilismus in unsern Tagen lässt sich sicher nur aus dem ganzen Zeitgeist verstehen, und ich möchte sie in Zusammenhang bringen mit dem „Verbourgeoisierungsprozess", von dem in der Kritik des Marxismus so treffend die Rede ist. Denn ich sehe vielfach einfache und kleine Leute sich Auto und Motorräder anschaffen, denen es die grösste Freude ist, es Grössern gleichtun zu können.

Ich wollte aber eigentlich vom Arzt und Automobil reden, da dieses Verhältnis immer dazu dienen muss, das Auto und die hohen Geschwindigkeiten zu verteidigen. Gewiss sind unleugbare Vorteile: die rasche Bewegungsart in dringenden Fällen (z. B. zu einer unter der Geburt verblutenden Frau), doch sind sehr dringende Fälle glücklicherweise nicht so häufig, und die Ersparnis der physischen Kraft des Arztes. Wohl kaum einer möchte diese bequeme Art der Fortbewegungsmöglichkeit mehr gerne vermissen. Ob diese beiden Vorteile die damit verbundenen Schattenseiten alle restlos aufheben? Ich glaube nicht. Seitens des Publikums werden vielfach Fälle zu dringenden gemacht, die es nicht wären (sogar Totenschauen!) und bei der so häufigen Ungeduld der Menschen muss man nachgeben, wenn man nicht empfindlichen Schaden erleiden will. So bringt das Auto sehr oft auch unnötige Hast in den ärztlichen Beruf. Mit dem Auto eng verbunden ist der verschärfte Konkurrenzkampf. Denn einmal ermöglicht es dem einzelnen einen viel grösseren Aktionsradius und eine schier unbeschränkte Leistungsfähigkeit und anderseits nötigt es ihn — infolge der finanziellen Belastung des Arztes —, alle Verdienstmöglichkeiten, die sich bieten, auszunützen. Ein gewisses Mass von wirtschaftlichem Wettkampf ist sicherlich auch im Aerzteberuf nützlich, es stimulliert immer wieder zur Höchstleistung, anderseits kann ein Zuviel dem Arzte und besonders auch dem ganzen Aerztestand zum Verderben gereichen.

Zu Anfang meiner Praxis machte ich meine Gänge zu Fuss und mit dem Rad. Da war noch vielfach Musse, einen Gedanken auszuspinnen, sei es über die zu behandelnden Krankheitsfälle, sei es über Berufs- oder Menschheitsfragen nachzudenken. Auch zur Naturbeobachtung war Gelegenheit. Ein Blick in die Schönheiten der Landschaft, die Verfolgung eines interessanten Vogelfluges, Tier- und Pflanzenfunde belebten die meist einsamen Gänge. Wohl nicht umsonst findet man unter den Aerzten vergangener Zeiten so vielfach vortreffliche Kenner und Beobachter der Natur. Das Auto brachte auch in dieser Hinsicht keine Bereicherung des Arztlebens. So, wie Sie es schildern, ist es wahr: das Auto raubt den Menschen die schönen Stunden der Sammlung und des echten Naturgenusses.

Ich will zum Schlusse nur noch auf eines hinweisen, das im Arztberuf mit dem Automobil zusammenhängt. Ich habe schon angedeutet, wie das Automobil den Arzt finanziell belastet und wie er genötigt ist, diese Unkosten herauszuwirtschaften. Das Auto stellt den Arzt, neben manchen andern Faktoren des heutigen Wirtschaftslebens, recht stark in den Mammonsdienst. Es hilft stark dazu bei, den Arzt vom Ideal abzudrängen; er kann oft nicht so, wie er vielleicht gerne möchte, Bedrängten entgegen kommen. Er kann eben nicht zweien Herren dienen. Ich streife hier ein grosses Problem unseres Standes und ich wünsche oft, dass es einmal (vielleicht in einer zukünftigen Gesellschaftsordnung) eine schöne Lösung finden werde. Doch ich will Sie nicht länger hinhalten, ich wollte nur Ihnen meine Zustimmung zu Ihrem Autoartikel

mitteilen, von dem Sie ja befürchteten, dass er vielfach nicht recht begriffen würde und zugleich wollte ich bei dieser Gelegenheit auch einige Gedanken äussern, die mir „in Sachen Automobil" am Herzen lagen.

Damit schliesse ich und grüsse Sie freundlich, Ihr sehr ergebener Dr. B."

3. Eine amerikanische Stimme.

In der amerikanischen Zeitschrift „The Christian Register", dem Organ der unitarischen (d. h. liberalen) Kirchen Amerikas, also des solidesten, neuenglischen Bürgertums, stand schon vor zwei Jahren (9. Juli 1925) unter dem Titel: „Der Motorverkehr — eine Mordschande" folgende Aeusserung:

„In der Schlacht von Gettysburg [bekanntlich eine der furchtbarsten Schlachten des Sklavenbefreiungskrieges] wurden auf Seiten der Union [= Nordstaaten] 3070 getötet und 14,497 verwundet. Die Zahl der auf Seiten der Konföderierten [= Südstaaten] Getöteten und Verwundeten ist nicht genau bekannt, aber man nimmt an, dass sie ungefähr gleich gross sei, wie auf Seiten der Union. Die volle Zahl derer, die in der Schlacht getötet wurden oder an den Folgen des dreitägigen Kampfes starben, wird auf 9000 Mann geschätzt.

Es war eine furchtbare Schlacht und manches Herz daheim im Lande wurde von Schmerz zerrissen, als die Trauernachrichten anlangten. Aber wie viele machen sich wohl klar, dass unsere Automobile in sechs Monaten so viele töten, als zu Gettysburg die Todeswunde empfingen? Und wie viele machen sich klar, dass diese Maschinen in fünf Jahren mehr Menschen töten, als im ganzen Bürgerkrieg auf Seiten der Union auf den Schlachtfeldern getötet oder tödlich verwundet wurden?

Hier die aufregenden Daten: Zahl der unionistischen Soldaten, die während des Bürgerkrieges getötet oder tödlich verwundet wurden: 93,443.

Automobilunfälle mit tödlichem Ausgang während des Jahres 1923 allein in den Staaten, die Totenregister führen: 18,788.

Solche Unfälle während des Jahres 1924 (nicht vollständig) 20,247, 6400 Kinder [!] eingeschlossen.[1])

So verfünffachen wir in fünf Jahren die Menschenverluste, die auf Seiten der Union in allen Schlachten des Bürgerkrieges erlitten wurden.

Lee übergab sich zu Appomattox an Grant und das bedeutete für unser Land das Ende des Kämpfens, soweit organisierte Kriegführung in Betracht kommt. Und doch fahren wir fort, einander zu töten, mit Folgen, die kaum weniger unheilvoll sind, als die mit dem Krieg verbundenen, nur geschieht dies auf unseren öffentlichen Strassen, mitten im tiefsten Frieden!

---

[1]) Seither haben sich mit der Zahl der Automobile auch die der Unfälle stark vermehrt. Das National Safety Council (Nationaler Sicherheitsrat), also eine offizielle Instanz, gibt für das Jahr 1926 rund 25,000 Todesfälle und 900,000 Verletzungen an.

Dazu noch eine Bemerkung. Ich habe auf Grund von Aussagen sehr zuverlässiger Zeugen berichtet, dass es in New York möglich sei, an einer Strassenecke alle vier Minuten durchschnittlich einen Autounfall mit tödlichem Ausgang zu erleben. Ich dachte dabei an die Broadway mit ihrem ungeheuren Menschen- und Wagenverkehr und an besondere Fälle: im ganzen 15 solche Unfälle in einer Stunde. Diese Bemerkung ist von einigen offenbar so verstanden worden, dass das Tag und Nacht, jahraus, jahrein so sei. Das konnte mir natürlich nicht in den Sinn kommen, da sonst eine phantastische Zahl von Unfällen für New York allein und eine noch sehr viel phantastischere für Amerika zustande käme. Offenbar habe ich mich missverständlich ausgedrückt. Diese Bemerkung sollte nur eine Illustration zu der Zahl 25,000 sein und konnte mit dieser nicht in so krassem Widerspruch stehen. Sollte trotzdem auch in dieser Form ein Irrtum vorliegen, so will ich ihn aufzuklären versuchen, doch handelt es sich ja um eine völlige Nebensache. Wie die 25,000 getötet und die 900,000 verletzt werden, hat ja nicht so viel zu sagen!

Zu diesem Menschenverlust infolge des Motorverkehrs während der letzten zwei Jahre kommt noch, dass in der gleichen Zeit über eine Million Menschen verletzt wurden und dass die Vermögenseinbusse infolge dieser Unfälle im Jahre 1924 auf die ungeheure Summe von 510 Millionen Dollar [gleich zwei Milliarden und fünfhundertfünfzig Millionen Franken] anstieg.

Die meisten dieser Verluste sind durch die unvernünftige Eile verschuldet — die unvernünftige Eile und rücksichtsloses Fahren. Man darf ruhig sagen, dass fünfzehn Prozent von solchen Motorfahrern [man dürfte wohl auch ruhig sagen, 20—30 %, je nach dem Masstab. D. Red.] infolge ihres Alters, ihrer Unerfahrenheit oder irgend eines physischen, intellektuellen oder moralischen Mangels für die Handhabung eines solchen Fahrzeuges ungeeignet sind. Die Bewilligungen werden zu leicht erteilt und vielen Tausenden von Unberufenen wird eine Erlaubnis gegeben, die niemals stattfinden dürfte. Unter diesen fünfzehn Prozent gibt es Leute, die berauschende Getränke geniessen; ebenso pathologisch geartete Menschen oder Verbrecher mit einem Polizeirekord, die kein Bedenken tragen, einen Fussgänger zu überfahren und sich davon zu machen, ohne Hilfe anzubieten. Viele solche Fälle geschehen täglich landauf, landab und der Geist des: „Wart, oder ich mach dich kaput!" steht deutlich auf ihren harten und lauernden Gesichtern geschrieben.

Drastische Massregeln in der Regulierung des Verkehrs müssen geschehen, wenn unser Land auch nur einigermassen eine sichere Wohnstätte werden soll. Wir brauchen nicht grössere, sondern sicherere Städte. Und gute Geschäfte zu machen hat für uns wenig Wert, wenn wir in der Hast und Hetze ihrer Abwicklung Menschenleben in Gefahr bringen. Kein anderer Gegenstand verdient so sehr eine gründliche und häufige Diskussion, und der gewaltige Verlust von Leben und Eigentum, der durch diese Unfälle verursacht wird, sollte unaufhörlich das öffentliche Gewissen beschäftigen. Es sollte darüber von der öffentlichen Presse, von den Pfarrern auf der Kanzel, von den Bürgermeistern aller Städte, von einflussreichen Menschen auf der Rednerbühne gesprochen werden, mit dem Ziele, eine überwältigende Forderung von radikalen Aenderungen in unseren Verkehrsgesetzen hervorzurufen."

Möge das in Amerika und bei uns geschehen, und zwar bald.

II. Das „Test".

Vorbemerkung. Das „Test" ist eine Art Prüfung, die auf Grund von einigen physischen und geistigen Experimenten feststellen will, zu welchem Beruf ein Mensch am besten tauge. Im „Nouvel Essor (Nr. 11) findet sich darüber folgende Ausführung, die sich auf einen Aufsatz bezieht, die in der „Grande Revue" Herr Louis André Fouret veröffentlicht hat.

„Den Befürworten des „Test" wirft Herr Fouret vor, „dass die Werte, die sie zu messen vorgeben, lebendig und unberechenbar sind, dass die Tätigkeiten, die sie zu Serienfabrikaten mechanisieren wollen, sich auf Kräfte beziehen und nicht auf Grössen, dass ihre Merkmale und ihre Wirkungen qualitativ und nicht quantitativ sind, dass die Erziehung eine Dynamik und nicht eine Mechanik ist. Es gibt eine Wärme, welche man nicht in Kalorien bewertet, Kräfte der Begeisterung, welche die Dynamometer nicht kennen, Klarheiten, welche kein aseptischer Filter ausscheiden kann."

An der Methode der „Test" ist alles Berechnung, Ziffer, Ausdehnung, Vergleichung, Etiquettierung. „Ob es sich um das wirkliche Alter, das geistige Alter, spezielle Fähigkeiten, gemachte Fortschritte handle, immer besteht das Dossier des Zöglings aus einer Reihe von Tabellen, die mit Ziffern, Brüchen, Gleichungen, Koeffizienten, Linien und Diagrammen bedeckt ist. Aber welcher Erzieher kennt nicht die unerwarteten Aufschwünge, die plötzlichen Offenbarungen, besonders im Pubertätsalter, die Fortschritte und Rückschläge, die mit der Umgebung daheim und in der Schule, mit der übrigens oft ganz falschen Vorstellung, die sich ein Kind in Bezug auf

die Gesinnung des Lehrers gegen es bildet, und noch mit tausend anderen Ursachen, kleinen und grossen, zusammenhangen, von denen die Tabellen und Statistiken nichts verraten, welche die gelehrtesten „Test“ niemals enthüllen werden, die aber dem Lehrer der vertraute Verkehr mit den Zöglingen, die Korrektur der von ihnen ganz mit den eigenen Händen gemachten Aufgaben offenbaren. Welchem Lehrer wird man weismachen, dass man den Unterschied zwischen zwei Fragen, zwei Problemen, zwei Aufsatzthemen . . . . stets in Ziffern ausdrücken könne? Zeigt die berufliche Erfahrung nicht im Gegenteil — zum immer neuen Staunen von Lehrern, die im Harnisch alt geworden sind — dass irgend eine Schwierigkeit, die vor einem Jahre von allen begriffen und angeeignet wurde, heute eine Klasse von ziemlich dem gleichen Niveau völlig versagen lässt? Diese Einflüsse, diese Imponderabilien, sollten sie nicht zufällig gerade den Kern der Pädagogik bilden? Und was die Frage des „mittleren Niveau“ betrifft — ob man nun an einzelne Zöglinge oder ganze Klassen denke — kann man darauf mit einer trockenen Ziffer antworten und wäre es eine fünfundzwanzigfache Dezimalstelle?“

Herr Fouret fasst sein Urteil in die Worte zusammen: „Diesen Neuerern schwebt eine mechanische und utilitarische Ausbeutung der jungen Seelen in Serienform vor, sie schicken sich an, die geduldige Anstrengung zu zerstören, die wahre Erzieher machen, um ihre Methoden mit dem Geist der Freiheit und schöpferischen Selbständigkeit zu erfüllen.“

Wir aber sagen: Amerikanismus schlechtester Art in der Erziehung, Anfertigung des modernen homme machine (Maschinenmenschen).

(Fortsetzung folgt.)

Einige Anmerkungen zu dem Aufsatz: „Das Judentum und die europäische Welt.“ Auf Seite 227. „Mischnah“ ist ein Gesetzeskommentar zur Bibel, der aus den Diskussionen der jüdischen Weisen und Rabbiner ungefähr zur Zeit Jesu hervorgegangen ist und der die Grundlage des späteren Talmuds bildet.

„Maimonides“ ist ein mittelalterlicher jüdischer Philosoph, der eine Synthese zwischen der Philosophie des Aristoteles und den jüdischen Traditionen zu schaffen suchte.

Auf Seite 228. „Reform“ ist die Bewegung im westlichen Judentum im 19. Jahrhundert, den jüdischen traditionellen Gottesdienst den Sitten und Gebräuchen der Umwelt anzupassen.

„Haskalah“ ist die Literatur und Aufklärungsbewegung unter den osteuropäischen Juden in hebräischer Sprache aus den Jahren 1820—1880.

Seite 232. „Biuristenschule“ waren die Nachfolger Mendelsohns, die zur Bibel, Biurim, d. h. Erklärungen (es handelt sich um ein hebräisches Wort) im rationalistischen Sinne der Aufklärung schrieben.

Seite 237. „Sabbatai-Zwi“ eine pseudo-messianische Bewegung, die ihren Ursprung in der Mitte des XVII. Jahrhunderts in der Türkei nahm und weitere Kreise des Judentums erfasste.

„Mizwah“ ist ein hebräisches Wort, das Pflicht bedeutet und zwar in diesem Sinne religiöses Gebot.

Seite 238. „Chacham-Baschi“ ist der türkische Titel eines Ober-Rabbiners.

„Chaluckah-Juden“ sind Juden in Palästina, die von der Verteilung (hebr. „Chaluckah“) von Unterstützung leben, die ihnen gegeben wird, damit sie sich ganz dem Studium und dem Gebet widmen können.

Seite 241. „Chasidismus“ ist eine religiös-mystische Bewegung unter den polnischen Juden zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts, die vielen von Bubers Bücher her bekannt sein werden.

Auf Seite 239 ist ein Druckfehler. Im ersten Satz des zweiten Absatzes soll es statt Herz „Hess“ heissen. Hans Kohn.

Von Büchern

Eingegangene Bücher.

Vorbemerkung.

Die Bücherbesprechung ist in den „Neuen Wegen“ lange Zeit sozusagen grundsätzlich, später mehr aus Mangel an Zeit und Raum vernachlässigt worden. Auch hat die Mitarbeiterschaft meistens arg versagt. In den letzten Jahren nun hat sich, wie die Leser gewiss bezeugen können, das alles stark gebessert und es soll sich hoffentlich weiter bessern. Auch Schulden der Vergangenheit sollen nach Möglichkeit getilgt werden. Wir veröffentlichen daher ein, wie wir glauben, genaues Verzeichnis aller in den letzten Jahren eingegangenen, aber noch nicht besprochenen oder angezeigten Bücher. Das, was davon von wirklichem und dauerndem Wert ist, soll nach Möglichkeit noch gewürdigt werden. Für Mitarbeit auch bei diesem Werke ist die Redaktion sehr dankbar. Die angezeigten Bücher stehen jeweilen zur Verfügung. Schon ausgegebene werden mit einem Sternchen bezeichnet. Mit Hilfe alter und neuer Freunde wird es hoffentlich möglich sein, diese Rubrik der „Neuen Wege“ immer mehr so auszugestalten, dass sie für die Leser das wird, was sie sein sollte.

Die Red.

Aus dem **Eberhard Arnold-Verlag**. Sauerz und Leibzig.

Sammlung „Quellen“. *

Band 2. Franz von Assisi.
Band 5—6. Jakob Böhme.
Band 8. Nowalis.
Band 9/10. Kierkegaard.

* **Hans Gerner**: Politisches Bilderbuch. Verlag „Die Sonntagszeitung“, Stuttgart.

* **J. Chr. Blumhardt** (Vater): Vom Glauben bis ans Ende. Predigten und Andachten. Furche-Verlag, Berlin 1926.

Arthur Manuel: Gedichte. Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich.

* **Elisabeth Rotten**: Die Entfaltung der schöpferischen Kräfte im Kinde. (Bericht der Heidelberger Konferenz für Erneuerung der Erziehung.) Verlag Leopold Klotz, Gotha 1926.

* **Marx, Kant, Kirche**: Vorträge von **Henig, Marx, Hinrich, Knittelmeyer, Paul Luther**, und Aussprache. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha-Stuttgart

Almanach Socialiste 1926: Imprimerie Coopérative, La Chaux-de-Fonds.

Robert Bodanzky (Danton): Revolutionäre Dichtungen und politische Essays. Verlag „Erkenntnis und Befreiung“. Wien-Klosterneuburg.

Magali Hella: B. B. Editions Attinger. Paris et Neuchâtel.

* **Emil Fuchs**: Die Kraft des Sozialismus. Greifenverlag, Rudolfstadt, Thüringen.

Raoul Patry: La religion dans l'Allemagne d'aujourd'hui. Payot, Paris.

* **Pierre Ramus**: Die Neuschöpfung der Gesellschaft durch den kommunistischen Anarchismus.

— Bauer, Pfarrer und Christus.

* **Peter Krapotkin**: Worte eines Rebellen. Uebersetzt von **Pierre Ramus**.

Alle drei Werke erscheinen im Verlag „Erkenntnis und Befreiung“, Wien-Klosterneuburg.

* **Hans Kohn**: Die politische Idee des Judentums. Verlag Meyer und Jessen, München.

Alphons Köchlin: Die Kirchenkonferenz in Stockholm. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel.

Martin Jaeger: Jesus als Erzieher. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.
G. Benz: Sieben Spiegel für unsere Gemeinden. Predigten. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, St. Gallen.
Th. Christen (Dr. med.): Die menschliche Fortpflanzung, ihre Gesundung und ihre Veredelung. Hallwag-Verlag, Bern.
* **Pfr. Dr. Hans Bruppacher**: Die Bedeutung der Armut im Alten Testament. Verlag Seldwyla, Zürich.
* **Hermann Schafft**: Vom Kampf gegen die Kirche für die Kirche. Neuwerk-Verlag, Habertshof bei Schlüchtern.
* **Die Volksbildungsarbeit in Württemberg**. Grundsätzliches und Tatsächliches. Verlag Eugen Diedrichs, Jena.
Flugschriften der Schriftenstelle der evangelisch-reformierten Kirche von Basel: Ein bedrohtes Kleinod. **Oskar Moppert.**
Glaubensanfechtungen. **Gustav Benz.**
Was haben wir von den ernsten Bibelforschern zu halten. **Ernst Stähelin.**
Christ und Arzt. **Andreas Vischer.**
Samuel Dieterle: Wer ist ein ernster Bibelforscher? Evangelische Buchhandlung St. Gallen.
Ernst Stähelin: Das Seufzen der Kreatur. Predigt. Basler Missionsbuchhandlung.
Georg Tessa: Du sollst nicht töten. Literarische Anstalt, Zürich.
Georg Selety: Die Politik des Lebens. Mit Vorwort von **Rudolf Goldscheid.** Anzengruber-Verlag, Wien.
Pierre Ramus: Friedenskrieger des Hinterlandes. „Erkenntnis und Befreiung." Klosterneuburg bei Wien.
Käthe Moritz: Bertha v. Suttner. „Friede durch Recht." Wiesbaden.
* **Hélène Naville**: Katharine Booth. Editions Forum, Genève.
Zwischen den Bünden: Drei Vorträge aus dem Jugendkreis München. Chr. Kaiser, München. (Fortsetzung folgt.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Zur letzten Nummer.

1. In dem Bericht über die Wintertätigkeit von „Arbeit und Bildung" ist aus Versehen als Referent über das Thema: „Gibt es eine Freiheit des Willens?" Prof. Dr. Walter Gut weggelassen worden.

2. Der Vortrag von Pfr. Grossmann über die neutestamentlichen Wunder ist in der Evangelischen Buchhandlung in Zürich erschienen.

3. Die Schrift von Dr. Hans Kohn „Die politische Idee des Judentums" hat zum Verleger G. Braun in Karlsruhe.

4. Man berichtigt, dass Prof. Rudolf Boeck nicht Leiter einer Volkshochschule und Siedelung, sondern zweiter Sekretär der Internationalen Zentrale für Freundesdienst gewesen sei.

Es sei noch mitgeteilt, dass wahrscheinlich wieder die Juli- und Augustnummer zusammengezogen werden und das Heft etwa Ende Juli oder Anfangs August erscheinen soll. Es wird darin ein Bericht über die wichtige Zusammenkunft in Lauterbach und der daselbst gehaltene äusserst wertvolle Vortrag von Pfarrer Dieterle „Die Verkündigung der sozialen Botschaft des Evangeliums" erscheinen.

Verbreitet, liebe Freunde, nun, da die Ferien nahen, die „Neuen Wege" mit neuem Eifer. Probehefte stehen gratis zur Verfügung!

Die Speisung der Fünftausend.[1])

Markus 6, 32—44.

Als Jesus unter dem Volke predigte und wirkte, gab es eine gewaltige Bewegung. In Scharen drängten sie sich an ihn heran und überallhin folgten sie ihm nach. Ja, als er einmal mit seinen Jüngern in einem Schiff über den See fuhr nach einer wüsten, einsamen Gegend, um dort in der Stille mit seinen Jüngern zusammen zu sein, „da liefen sie dahin zu Fuss aus allen Städten und kamen ihnen zuvor und kamen zu ihm." Er predigte eben „gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten"; es wurde hier nicht nur irgendwelches religiöses Wesen getrieben, fern vom Leben und seinen Nöten, nein, ein neues Leben, eine neue Welt, eine völlig neue Ordnung aller Dinge tat sich da vor ihnen auf. Wo sie sich sonst immer in ihrer alten Welt eingeschlossen sahen, da liess er sie in die neue Gotteswelt und ihre Herrlichkeit hineinschauen; wo sie ohnmächtig ihrer Not ausgeliefert waren, da hatte er Kraft der Hilfe; wo sie stets vor einer grossen Leere standen, da stand er in einer wundervollen Fülle; wo ihnen das ganze Dasein wie eine trostlose, dürftige Wüste erschien, da offenbarte er ihnen den ganzen Reichtum der ursprünglichen Gottesschöpfung. Drum hielt auch nichts sie zurück, weder die lange Wanderung, noch die Wüste — durften sie doch erwarten, dass selbst jene „wüste Stätte", die Jesus um ihrer Stille und Einsamkeit willen aufsuchte, durch ihn zum Schauplatz der Herrlichkeit Gottes werde.

„Und Jesus ging heraus und sah das grosse Volk, und es jammerte ihn derselben; denn sie waren wie die Schafe, die keinen Hirten haben; und er fing an eine lange Predigt." Ja, dieses Volk lebte weg- und ziellos dahin. Seine Führer waren „blinde Blindenführer", unter deren Leitung sie schliesslich alle miteinander in den Abgrund des Verderbens fallen mussten. Es hatte sich völlig in diese Welt verloren und hatte seine eigentliche Bestimmung vergessen. Dabei zeigte ihm diese Welt vor allem ihre düstere Kehrseite: die Macht und Herrschaft dieser Welt erfuhr es als Unterdrückung und Vergewaltigung, und diese Welt des Glanzes und Genusses lernte es kennen als eine Welt der Ausbeutung in jedem Sinn; denn über seiner Armut erhob sich der Reichtum der Reichen und auf seinen Mangel gründete sich der Ueberfluss der andern; wo einzelne herrlich und in Freuden lebten, gleich jenem reichen Manne im Gleichnis und sich wie Könige mit Purpur und köstlicher Leinwand kleideten, da mussten sie wie Lazarus auch das Notwendigste entbehren und sahen keinen Ausweg aus dieser Welt des Elendes und Jammers.

[1]) Predigt vom 1. Mai 1927.

Auch die Religion, die unter ihnen gepflegt wurde und an der sie sich beteiligten, brachte kein Licht in ihre düstere Lage — weit davon entfernt, ihnen einen Ausweg zu weisen, verlieh sie höchstens noch dieser Welt einen trügerischen Weiheschein.

Diesen Schafen, die keinen Hirten hatten, wollte Jesus ein Hirte sein — ein Hirte, der sie „weidete auf grüner Aue und führte zum frischen Wasser". Und grad indem er diesem Volke predigte, wollte er ihm aus seinen Nöten heraushelfen. Er wusste sich gesandt, „zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstossenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, dass sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn." Und diese Menschen erkannten in dieser Botschaft die Antwort auf ihr Fragen, die Lösung all der schweren Rätsel ihres Daseins. Seine Worte waren ja auch nicht bloss Worte, sondern ein Hinweis auf die neue Wirklichkeit, die er ihnen offenbarte, eine Deutung des wunderbaren Geschehens, dass sich vor ihren Augen vollzog. Gerade weil er sie das Reich Gottes, das er verkündigte, auch schauen liess und sie bereits etwas von seiner Kraft und Herrlichkeit erfahren durften, drum ward ihnen solche Botschaft zum wirklichen Evangelium. Jene harte und rauhe Wirklichkeit, an der sonst alle schönen Predigten und Tröstungen wirkungslos abprallten, wich vor Jesu Worten zurück, erschien sie doch nicht mehr als das ein- für allemal Gegebene, mit dem man sich abfinden muss, sondern als etwas bloss Vorläufiges, dem bereits das Ende angesagt ist und das vor dem siegreich vordringenden Gottesreich weichen wird. So vergassen sie über seiner langen Predigt alles andere: jene brennenden Fragen, die ihr ganzes Dasein beherrschten: was werden wir essen? was werden wir trinken? verstummten in ihnen; was sonst das Ein und Alles ihres armseligen Daseins war, trat völlig zurück, und sie, die unter dem Druck des Alltags längst alles Höhere aus dem Auge verloren hatten, erfuhren es an dieser wüsten Stätte zum erstenmal, dass der Mensch gar nicht vom Brot allein lebt.

Freilich, trotz dieses wunderbaren Erlebnisses war der Ort, wo sie sich aufhielten, eine w ü s t e Stätte und hatte ihnen für ihre irdischen Bedürfnisse nichts zu bieten. Während ihnen das ob der Predigt Jesu noch gar nicht zum Bewusstsein kam, erfüllte es die Jünger mit stets wachsender Beunruhigung. „Da nun der Tag fast dahin war, traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Es ist wüst hier, und der Tag ist nun dahin; lass sie von dir, dass sie hingehen umher in die Dörfer und Märkte und kaufen sich Brot, denn sie haben nichts zu essen." Hinter der herrlichen Botschaft vom kommenden Gottesreich taucht nun doch wieder die alte Welt auf mit ihren Nöten und Schwierigkeiten. Ja, diese Wüste, in der sie sich befanden, ist so recht ein Sinnbild jener Welt, in der diese Menschen tagtäglich leb-

ten und in der all jene bitteren Realitäten unerbittlich ihre Ansprüche geltend machen. „Sie haben nichts zu essen“ — so heisst es dort immer wieder und vor dieser Tatsache muss alles andere zurücktreten. Geht nicht die Stillung des Hungers allem andern voran? kann man denn noch irgendeiner Predigt — und sei es auch ein Evangelium! — zuhören, wenn man nichts zu essen hat? Das ist jedenfalls das Denken dieser Welt, und die Jünger haben mit ihrer Mahnung nur dem Ausdruck gegeben, was jeder nüchterne Realist, der einzig mit den Gegebenheiten dieser Welt rechnet, empfinden muss.

Jesus aber kann diese Menschen nicht einfach fortschicken. Aus der Welt waren sie zu ihm gekommen, weil er eine Ueberwindung derselben verheissen hatte; um seinetwillen hatten sie die Sorge dieser Welt abgestreift und waren ganz auf das gerichtet, was er ihnen zu bieten hatte — kann er sie nun, wo die Nöte dieser Welt sich geltend machen, einfach wieder in diese Welt zurückschicken und es ihnen überlassen, wie sie mit den Schwierigkeiten derselben fertig werden mögen? Hiesse das nicht, dass die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verstummen müsste vor den harten Gegebenheiten der Welt? Die „Religionen“ der Menschen kümmern sich freilich nicht um solche äusseren Dinge, sondern wollen es einzig mit „Geistlichem“ zu tun haben; auf dem Boden der „Religion“ kann man ja hochgeistig von „blossen Magenfragen“ reden, wenn Menschen in ihrer materiellen Not nach einer Hilfe und Erlösung schreien; wo nur „Religion“ getrieben wird, da entlässt man die Leute nach der langen Predigt, dass sie hingehen in die Dörfer und Märkte und sich selber Brot kaufen, wenn sie nichts zu essen haben, — im Reiche Gottes aber darf niemand fortgeschickt werden, sobald die leiblichen Bedürfnisse und Nöte in Frage kommen, denn auch für diese äusseren Fragen hat das Reich Gottes eine Antwort, auch für diese Rätsel eine Lösung, auch für diese Nöte eine Hilfe!

An diese Wahrheit des Reiches Gottes will Jesus die Jünger mahnen, wenn er ihnen antwortet: „Es ist nicht not, dass sie hingehen; gebt i h r ihnen zu essen!“ Sie, die doch bereits gewonnen sind für das Reich Gottes und sich als dessen Bürger wissen, sie sollen auch sorgen für das leibliche Wohl dieser nach dem Reich Gottes ausschauenden Menschen, damit diese inmitten der Wüste dieser Welt erfahren, welche Realität hinter der Predigt von der neuen Welt des himmlischen Vaters steht. Allein, die Jünger verstanden diese Mahnung nicht: wo es um solch irdisch-materielle Dinge, wie die Sättigung einer Menschenmenge geht, da kennen sie nur irdisch-materielle Gesichtspunkte. Der Mangel dieser Menschen bedeutet für sie lediglich eine Brot- oder Geldfrage, — wie aber sollte diese sich lösen lassen mit dem bischen Brot, das sie für ihren eigenen Bedarf mitgenommen hatten, oder mit den höchst bescheidenen Geld-

mitteln, die sich in ihrer gemeinsamen Reisekasse befanden? „Wir haben hier nichts, denn fünf Brote und zwei Fische" sagen die einen, während die andern fragen: „Sollen wir denn hingehen und für 200 Groschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben?" Und sie alle spüren es, wie mit solch dürftigen Mitteln nicht zu helfen ist. Ist die Sättigung all dieser Menschen wirklich nur eine Brot- oder Geldfrage, dann ist sie eben nicht zu lösen, und es bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als sich mit dieser harten Tatsache abzufinden und sich im Bewusstsein der eigenen Armut von der Not seiner Brüder abzuwenden.

Für Jesus aber handelt es sich hier nicht um eine solche Brot- oder Geldfrage, nein, auch hinter dieser menschlichen Not erhebt sich die eine, grosse Gottesfrage. Nicht auf unsern Reichtum und unsere Hilfsmittel kommt es an, sondern darauf, ob wir uns im Glauben an Gott wenden und aus seiner Fülle schöpfen dürfen. Wo die Jünger nur den eigenen Mangel sehen und angesichts des Wenigen in ihren Händen von der Unmöglichkeit jeglicher Hilfeleistung durchdrungen sind, da weist Jesus auf Gottes Reichtum hin und heisst sie von seiner Hilfe die Ueberwindung dieser Nöte erwarten. Gott und sein Reich suchten ja diese Menschen, indem sie Jesus bis in die Wüste folgten, — als Gottes Gäste werden sie jetzt an seinen Tisch geladen. „Und er gebot ihnen, dass sie sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische, und sah auf zum Himmel und dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, dass sie ihnen vorlegten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. Und sie assen alle und wurden satt." Das alte Psalmwort war Wirklichkeit geworden: „Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Du tust deine Hand, auf und erfüllest alles, was lebt, mit Wohlgefallen!"

Mitten in der Wüste durften diese Menschen die Schöpferkraft Gottes erfahren und aus seiner Hand ihre Speise empfangen. Ja, der lebendige Gott, er, der im Anfang Himmel und Erde geschaffen hat und auch jetzt noch alle Wunder der Schöpfung entfalten kann, trat ihnen nahe in solchem Tun. Ist diese wunderbare Speisung der Fünftausend in der Wüste nicht ein Unterpfand für die Erfüllung jener umfassenden Verheissung, dass in der grossen Wüste dieser Welt noch alle Hungrigen satt werden sollen und noch alle Welt der Herrlichkeit Gottes voll werden soll?

Auch wir glauben an diese Verheissung, und so oft wir das Evangelium verkünden, reden wir von diesem Christus, der einst in der Wüste Tausende von Hungrigen gespeist hat und auch in unsern Nöten und Schwierigkeiten ein Helfer sein will. Ist's aber nicht so, dass wir nach unserer Verkündigung dieses Evangeliums gleich den Jüngern die Leute wieder fortschicken? Auch uns ist die materielle Not weiter Volksmassen eine äussere Angelegenheit, mit der wir uns als

Christen nicht zu befassen haben. Wir haben aus dem Evangelium Christi, das Erlösung von aller Not verheisst, wieder eine „Religion“ gemacht, die sich lediglich an die Seelen der Menschen wendet, die es aber von jeder Vermengung mit äusseren Fragen rein zu halten gilt. Wir alle sind als Christen gleichsam „Geistliche“, wie man bezeichnenderweise auch bei uns immer noch die Pfarrer nennt, — wir verstehen uns auf geistlichen Zuspruch und haben tröstliche Worte für jede Notlage, wenn aber hinter unserer Predigt die Wüste sich geltend macht und es offenbar wird, dass die Leute nichts zu essen haben, dann können wir sie nur entlassen, damit sie sich irgendwie selber in ihrer Not behelfen mögen. Jesu mahnendes Wort: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ verstehen wir so wenig wie jene Jünger, — auch wir weisen hin auf die kärglichen fünf Brote, die wir besitzen, und auf die 200 Groschen, die uns zur Verfügung stehen, und glauben damit hinlänglich bewiesen zu haben, dass wir ausserstande sind, wirklich zu helfen. Wir haben es noch nicht erkannt, dass die soziale Frage, die unserem Geschlechte gestellt ist, keine blosse Brot- oder Geldfrage, sondern wirklich eine Gottesfrage ist, und dass es da eben nicht auf unser Geld und unsere Vorräte ankommt, sondern auf unsern Glauben und unsere Liebe.

Gerade weil es eine Gottesfrage ist, ob die darbenden Menschen gesättigt werden, drum ist auch Tausenden und Abertausenden trotz aller christlichen Predigt Gott selber fraglich geworden, nachdem sie mit ihren leiblichen Bedürfnissen immer wieder in die Dörfer und Märkte geschickt wurden und sich selber überlassen blieben. Wo die Christenheit dem darbenden Volke bloss geistlichen Trost zu bieten hat, es aber entlässt und fortschickt mit seinen materiellen Nöten, da wird auch der geistliche Trost entwertet; wie überhaupt alle Worte in der Wüste unserer Welt verhallen, wenn sie ihre Wahrheit nicht gerade an den Nöten derselben bezeugen. Gerade darum schenkt man weithin im Volke der christlichen Verkündigung keinen Glauben mehr, weil von ihr nicht mehr jene helfende, erneuernde Kraft bis hinein in die leiblichen und materiellen Nöte der Menschen ausgeht. Man glaubt uns nicht mehr, dass Jesus das Brot des Lebens ist, weil unser Christenglaube nicht stark genug ist, um für alle das leibliche Brot zu beschaffen.

Ueber diesen Unglauben wollen wir nicht einfach schimpfen und schelten, — dürfen wir denn jenen, die der Wüste dieser Welt am meisten ausgesetzt und ihren Nöten am hilflosesten preisgegeben sind, solchen Glauben überhaupt zumuten, wenn unser eigener Glaube sich so wenig erweist als der Sieg, der diese Welt überwindet? Unsere Schuld ist es, wenn das notleidende Volk uns fern bleibt und abseits unserer Verkündigung seinen Feiertag hält, wenn es gerade heute in Scharen an unseren Kirchen vorüberzieht und draussen auf seine eigene Weise sein Brot fordert. Die Menschen,

die an diesem Tage für eine andere, bessere und gerechtere Welt demonstrieren, die Brot für alle, ausreichenden Verdienst für alle, gesunde Wohnungsverhältnisse für alle fordern, sind es denn nicht dieselben Menschen, die einst unter dem Druck der Welt zu Jesus kamen und bei ihm Hilfe suchten? Sie glauben eben an die Möglichkeit einer Hilfe, glauben an die Schöpfung und ihren Reichtum und können sich nicht abfinden mit dem Mangel, der sie allenthalben umgibt. Und weil w i r sie mit ihren dringenden Anliegen fortschicken, suchen sie selber einen Weg zum Reichtum der Schöpfung Gottes. Denn wenn wir vor lauter Geistlichkeiten vergessen haben, dass Gott seine Kinder auch leiblich sättigen will, dass er in den Wüsteneien dieser Welt seinen ursprünglichen Schöpferreichtum entfalten will, dann müssen schliesslich a n d e r e für diesen Sinn der Schöpfung eintreten und die vergessene Wahrheit in die Welt hinausrufen. Unsere Schuld aber ist es, wenn der Ruf in ihrem Munde rauh und verbittert, ja mitunter gar wild und drohend tönt.

Lassen wir uns drum in unseren Kirchen etwas sagen von denen, die abseits ihren Tag feiern; lassen wir uns durch sie daran erinnern, dass Gott alle Menschenkinder nach Leib und Seele sättigen und die Wüste unserer Welt zum Gottesgarten seines Reiches umgestalten will. Brennt dieser Gotteswille uns wieder auf dem Herzen und geben wir uns ihm wieder hin mit ganzem Glauben und ganzer Liebe, dann wird auch uns wieder ein Wort geschenkt werden für das Volk, das draussen steht. Dann dürfen wir ihm wieder sagen — und zwar so, dass es diese Verkündigung h ö r t — dass C h r i s t u s allein allen Mangel zu stillen und einem jeden sein Brot zu geben vermag. Dann werden die wenigen Brote und die bescheidenen Mittel in unseren Händen uns nicht mehr zum Anlass, das Volk zu entlassen und mit seinem Hunger in die Dörfer und Märkte zu schicken, dann werden wir uns vielmehr mit dem Wenigen, was wir haben, allen zur Verfügung stellen, im Glauben, dass Gott das Wenige segnen und mehren wird zur Sättigung für alle. Wo wir uns derart mit dem uns anvertrauten Evangelium in unsere Welt hineinstellen und auch an der wüsten Stätte feststehen im Glauben an Gottes Fülle und in der Liebe zu unsern Brüdern, da wird es wiederum zu solch herrlichem Speisewunder kommen. Denn dann wird Er wieder unter uns lebendig sein und mit neuen Zeichen und Wundern hervortreten, der uns sein Wort gab: „Ich bin gekommen, dass sie das Leben und volle Genüge haben sollen."

R. L e j e u n e.

Ueber den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems.[1])

Verehrte Herren!

Den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems kennt eigentlich nur Gott allein. Er allein weiss, ob das, was man im weitesten Sinne des Wortes die religiös-soziale Bewegung nennen kann, einen Fortgang haben und wie dieser sich vollziehen wird; er allein weiss, ob er jene Kräfte erwecken und ausgiessen kann, welche die Voraussetzung für ihren Fortgang bilden; er allein weiss, ob genug Menschen da sind, deren Offenheit für seinen Geist und Willen, deren Lauterkeit und Treue die Erfüllung seiner Verheissungen für unsere Zeit möglich macht. Wir können nur auf menschliche, also auf sehr kurzsichtige und falschsichtige Weise davon reden. Wenn der davon redet, von dem Sie gewünscht haben, dass er es tue, so wird dies mit seinem Willen oder gegen ihn auf eine mehr persönliche Weise geschehen. Denn er ist bei dieser Sache viel zu stark beteiligt, um darüber gleichsam als Historiker und mit wissenschaftlicher Kühle zu urteilen. Er wird als Liebender und Hassender, als Glaubender und Hoffender, und auch Fürchtender und Leidender reden; er wird sagen müssen: „der gegenwärtige Stand des religiös-sozialen Problems, w i e i c h i h n s e h e." Allerdings wird dieser Nachteil — wenn es einer ist — vielleicht ein wenig dadurch ausgeglichen, dass einer, der den Dingen nahe steht, noch einiges sieht, was dem Fernstehenden entgeht, dass die Liebe zwar blind machen, aber auch das Auge öffnen kann. Dass aber von dem gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems g e r e d e t werde, ist wohl gut. Denn dadurch kann eine Klärung geschaffen werden, die für die Erkenntnis der Aufgabe, die Gott uns Allen gestellt hat, wertvoll, ja notwendig ist. Diese Klärung aber ist umso notwendiger, als das religiös-soziale Problem von einem Nebel bedeckt ist, der sich aus allerlei Irrtümern und Missverständnissen, ungewollten und auch etwa gewollten, zusammensetzt.

Gerade zur Verteilung dieses Nebels ist notwendig, dass wir uns zuerst rasch daran erinnern, w o r i n d e n n d i e s e s r e l i g i ö s - s o z i a l e P r o b l e m b e s t e h t.

I.

Ich möchte, verehrte Herren, für unsern Zweck eine a l l g e m e i n e und eine b e s o n d e r e Form dieses Problems unterscheiden. Allgemein genommen bedeutet es, dass das Verhältnis der

[1]) Vgl. die Red. Bemerkungen.

beiden Faktoren, die das Schlagwort Religiös-sozial andeutet, klargestellt werde. Die Frage verwandelt sich aber schon in dieser allgemeinen Form in einen Glauben und eine Forderung: in den Glauben, dass die in Christus erschienene Wahrheit — und nur um diese kann es sich für uns handeln — alle Wirklichkeit, auch die des Gesellschaftslebens, namentlich auch die politische und wirtschaftliche, erfassen und erlösen wolle, in die Forderung, dass dem in Christus offenbaren Willen Gottes alle Kreatur und alles Tun der Menschen ohne Ausnahme dienen müsse, auf dass sein Wille auf Erden geschehe wie im Himmel und sein das Reich sei und die Kraft und die Herrlichkeit.

In dieser allgemeinen Form hat das religiös-soziale Problem im Laufe des letzten Jahrhunderts nach und nach die Christenheit, zwar nicht zum ersten Mal, aber neu und auf besondere Weise ergriffen. Es geschah dies ziemlich genau in Parallele zu der Entwicklung des sozialen Problems, die in diesem Zeitraum vor sich ging. Vielleicht darf man das Verhältnis so formulieren: es ging mit jener Entwicklung der sozialen Dinge, welche sich in dem Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus zuspitzte (ohne sich übrigens darin zu erschöpfen), ein allmäliges religiöses Erwachen Hand in Hand und die Synthese der beiden Entwicklungen stellt das religiös-soziale Problem dar. Man darf wohl sagen, dass es in dieser allgemeinen Form für unsere Epoche das Problem der Christenheit geworden ist.

Neben dieser allgemeinen Gestalt hat sich aber noch eine konkretere, ausgeprägtere herausgebildet, die uns Allen, seis in Sympathie, seis möglicherweise auch in Antipathie, näher liegt und deren Schicksal uns Alle wohl am meisten beschäftigt: es ist die religiös-soziale Bewegung im engern Sinne. So nennen wir jene Denkweise, die das religiös-soziale Problem ganz besonders betont, es scharf in den Mittelpunkt aller Aufgaben stellt und dafür auch bestimmte, zum Teil radikale Lösungen angibt. Diese Bewegung ist so ziemlich in allen protestantischen und ähnlich auch in den meisten katholischen Völkern entstanden. Sie trägt überall eine Reihe von analogen Zügen, die ihren einzelnen Ausprägungen eine grosse geistige Familienähnlichkeit verleihen. Dass sie in der Schweiz, vor allem unter dem starken von Blumhardt ausgehenden Anstoss, zuletzt eine besonders ausgeprägte und intensive Form angenommen hat, werden wir Alle zugestehen und wir werden wohl einverstanden sein, dass wir von dieser Form in erster Linie reden. Indem wir dies tun, reden wir doch zugleich von allen, reden aber nicht wissenschaftlich, sondern lebendig, mit warmem Schlag des Herzens davon.

Was wollte und will denn diese religiös-soziale Bewegung?

Wenn ich den gewagten Versuch unternehmen soll, sie mit ein

paar Formeln und Stichwörtern zu charakterisieren, ohne sie damit zu entstellen und zu verkürzen, so möchte ich es auf folgende Weise tun:

Die religiös-soziale These besteht zunächst in einer bestimmten Beurteilung unserer Zeit und zwar besonders der sozialen Zustände, der sozialen Not, der sozialen Gährung. Sie erblickt darin ein Walten des lebendigen Gottes, und zwar in Gericht und Verheissung. Er kommt darin mit Gewicht über eine von ihm abgefallene Welt und besonders ein abgefallenes Christentum; denn die Verderbnis unserer sozialen Zustände ist Zeichen unseres Abfalls von Gott und dieser ihre tiefste Ursache. Sie ist Schuld. Gott kommt aber auch mit Verheissung. Hinter dem Gericht steht die Gnade, steht die Erlösung, und zwar nun nicht mehr bloss die des Einzelnen, sondern auch die der Gesellschaft, der Welt, nach dem recht verstandenen Wort des Alten und Neuen Testamentes. In der sozialen Bewegung, besonders auch im Sozialismus, erwacht gegenüber einem Christentum, das sein Kleinod vergessen, wenn nicht gar verraten hat, etwas von der alten Hoffnung der Christenheit auf den Tag Gottes.

Man mag diese Beurteilung der Entwicklungen unserer Tage die prophetische nennen, wenn man damit nicht den Anspruch erhebt, dass die, welche sie teilen, Propheten seien, sondern bloss ausdrücken will, dass das die Art ist, wie besonders die Propheten Israels uns lehren, geschichtliche Entwicklungen zu verstehen.

Es ist aber klar, dass dieser Beurteilung der Zeit, besonders der sozialen Bewegung und des Sozialismus, eine Gesamtauffassung dessen, was man Christentum nennt, zugrunde liegt. Und nun kann nicht genug betont werden, dass dies ihr eigentliches Wesen ausmacht. Die religiös-soziale Bewegung will nicht bloss eine gesellschaftliche Theorie sein, das will sie überhaupt nicht sein; sie will, wenn das Wort einen Augenblick erlaubt ist, durchaus eine religiöse Bewegung sein und nur eine solche, nichts anderes. Als religiöse Bewegung aber hat sie nicht etwa bloss eine Ergänzung der bisherigen Auffassung, etwa nach der sozialen Seite hin, im Auge, sondern eine Erneuerung, eine Umwälzung von Grund aus, ein neues Verständnis Gottes, seines Reiches, seines Christus, seines Wortes in der Bibel und von da aus der Vergangenheit und der Gegenwart, der Welt und des Menschen. Dieses neue Verständnis drückt sich aus in dem Worte vom lebendigen Gott und seinem gekommenen und kommenden Reiche für die Erde. Dieses neue Verständnis, das den Anspruch erhebt, bloss eine Erneuerung der ältesten Wahrheit zu sein, richtet seine Spitze gegen eine Reihe von Entstellungen dieser Wahrheit: gegen eine falsche Geistigkeit, welche die äussere, materielle Welt geringschätzt; gegen einen Indi-

vidualismus, der nur die Erlösung des Einzelnen und nicht auch die der Gesellschaft kennt; gegen eine Jenseitigkeit, die platonischer Art ist und nicht die Ueberwindung dieser Todeswelt vom Jenseits Gottes und der Auferstehungskraft Christi her kennt; gegen die Art, die Gott auf eine falsche Weise zum Diener des Menschen machen will, statt ihm in Gehorsam zu dienen, oder das „Profitchristentum", wie Blumhardt es nennt, das nur für sich selbst etwas von Gott will und Gott selbst, wie den Bruder, vergisst; gegen den Pessimismus auf der einen und den Optimismus auf der andern Seite, die beide fatalistisch geneigt sind, die vorhandene Welt als gottgewollte zu bejahen, die Einen als bloss dem Gericht verfallen und unerlösbar, die Andern als gut und schön und sich zum stets Bessern und Schönern entwickelnd; endlich gegen eine Denkweise, die das offenbarende Tun Gottes entweder bloss auf die Vergangenheit beschränkt und erst wieder in einem fernen und schattenhaften jüngsten Gericht erblickt, oder sich in eine unendliche Entwicklungslinie auflösen lässt. All diesen Entstellungen und Verkürzungen mit dem, was daraus folgt, gegenüber verkündigt die religiös-soziale Bewegung einen Willen Gottes, der das Aeussere so gut erlösen will, wie das Innere, den Leib so gut wie die Seele, die Gesellschaft so gut wie den Einzelnen, der mit seiner Macht in die Welt kommen will, der die Welt richtet, aber auch erneuert. Sie vollzieht vor allem die kopernikanische Umdrehung, wie man gesagt hat, die an Stelle jenes heiligen Egoismus, der von Gott bloss den eigenen Gewinn begehrt und Gott sich dienen lassen will, das Recht und die Ehre Gottes, das Trachten nach seinem Reiche rückt. Sie setzt an Stelle von Religion und Christentum die Herrschaft des wirklichen Gottes, der grösser ist als Religion und Christentum. Sie erneuert die vorwärts gerichtete Haltung der Bibel und der alten Gemeinde und wird in diesem Sinne eschatologisch. Damit nimmt sie die Losung wieder auf und macht sie zu ihrem eigentlichen Credo: „Wir warten, nach seiner Verheissung, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt."

Diese nur durch ein paar Striche andeutende Darstellung des Sinnes der religiös-sozialen Bewegung widerlegt von selbst eine Reihe von mehr oder weniger groben Missverständnissen, die diesen Sinn verhüllen. Auf die gröbsten unter ihnen, wie etwa den, dass sie im Sozialismus oder meinetwegen im Antimilitarismus das Reich Gottes sehe, brauche ich mich in dieser Gesellschaft nicht einzulassen. Aber auch in unsern Reihen ist der Vorwurf üblich, wir neigten zu dem, was man eine Absolutierung gewisser sozialer Postulate nennt, in dem Sinne, dass wir in ihrer Verwirklichung doch wenigstens eine teilweise Verwirklichung des Reiches Gottes sähen.

Das ist durchaus ein Irrtum. Ich möchte aber, um ihn zu

widerlegen, überhaupt noch unsere prinzipielle Stellung zum Sozialismus etwas klären. Wir bejahen den Sozialismus, insofern als wir darin eine berechtigte und notwendige Reaktion auf den Kapitalismus und die ganze sogen. Kultur, zu der er gehört, erblicken, und wir glauben in ihm eine Anzahl grosser christlicher Grundwahrheiten zu erkennen, ja, in dem angegebenen und noch weiter zu erläuternden Sinne, die christliche Grundwahrheit selbst. Viele von uns arbeiten auch in sozialistischen Parteien und Bewegungen mit. Aber wir erkennen mit aller Klarheit, haben es von Anfang an erkannt und ausgesprochen, dass der empirische Sozialismus jene Wahrheit nur in grosser Trübung, ja gelegentlich in antichristlicher Entstellung ausdrückt, und wir sind selbstverständlich weit davon entfernt, den Sozialismus als Ganzes oder einzelne seiner denkbaren Verwirklichungsformen dem Reiche Gottes gleichzusetzen. Jenes Missverständnis kann doch wohl nur aus Unkenntnis oder völliger Urteilslosigkeit entspringen, wenn man nicht üblen Willen annehmen will. Man verwechselt offenbar eine gewisse Begeisterung und ein gewisses Temperament, womit Einzelne unter uns etwa für die Genossenschaft oder, um ein Beispiel aus einer andern Sphäre zu nehmen, für den Völkerbund eingetreten sind, mit einem religiösen oder theologischen Urteil. Sollte eine Begeisterung von ähnlicher Art etwas sein, was nach vollzogener theologischer Besinnung künftig verboten wäre? Ich hoffe, dass nicht ein solcher theologischer Polizeigeist unter uns zur Herrschaft komme; ich hoffe, dass nicht alles aus Gottes Schöpfung (zu der auch das Menschenherz gehört) quellende geistige Frühlingsleben unter dem Eishauch theologischer Korrektheit erstarren soll. Davon würde ich viel Schlimmeres befürchten, als von jener scheinbaren Grenzüberschreitung, welche die Absolutheit einer warmen menschlichen Wallung mit Gottes letztem Willen zu verwechseln droht. Nicht der Sozialismus ist uns etwas Absolutes, es sei denn der Sozialismus des Neuen Testamentes, von dem Overbeck redet: die Bruderschaft, die freie Gemeinschaft in der Liebe und die unendliche Bedeutung der Persönlichkeit; nicht die heutige oder künftige Genossenschaft ist uns etwas Absolutes, sondern die Gemeinschaft oder die Gemeinde; nicht der Genfer Völkerbund ist uns etwas Absolutes, sondern die Verbundenheit der Völker im Gottesfrieden des heiligen Rechtes. Wenn ich mich so ausdrücken darf: absolut ist uns Gottes Gebot und Verheissung, nicht die menschliche Verwirklichung. Immer haben wir die Weltüberlegenheit Gottes, sein Ganzanderssein, wie man heute nun mit Vorliebe sagt, sein ewiges Gericht über alles Endliche, auch über alles Tun der Menschen, als eine der Grundvoraussetzungen unseres Denkens und den Kampf gegen die Götzen, und das sind ja die Verabsolutierungen, als die wesentliche Aufgabe im Dienste des lebendigen Gottes betrachtet.

Darum ist es auch nichts mit dem auch stets noch lebendigen Vorwurf des einseitigen Aktivismus, das heisst: dem Vorwurf, dass wir meinten, durch unser menschliches Tun das Reich Gottes herbeiführen, ja sozusagen machen zu können. Dergleichen mag in der weiteren Form der religiös-sozialen Bewegung etwa vorkommen, obschon auch dort bei weitem nicht in dem Masse, wie man das gern, teils aus Mangel an Verständnis, teils aus Selbstgerechtigkeit, darstellt, uns war das immer fremd. Unser Grundbekenntnis ist der Glaube an den lebendigen Gott. Gott ist der Lebendige, weil er sich durch Taten kund tut. Durch seine Taten führt er auch sein Reich herbei. Wir aber können und sollen dabei seine Mitarbeiter sein.[1]) Niemand unter uns ist je der Gedanke gekommen, dass wir durch unsere Arbeit das Reich Gottes machen könnten. Es war uns allen ernst, wenn wir beteten: „Dein Reich komme." Nur im Rahmen dieser selbstverständlichen Voraussetzung gewann und gewinnt für uns das menschliche Tun seine Bedeutung und in diesem Rahmen freilich wird seine Bedeutung dann gross. Davon wird später mehr zu sagen sein.

Ebenso ungerecht ist der Vorwurf eines optimistischen und idealistischen Evolutionismus (oder evolutionistischen Optimismus und Idealismus), den wir stets wieder vernehmen müssen. Wir sind nie Optimisten gewesen. Optimismus war durch unsere ganze Grundhaltung ausgeschlossen. Denn der Optimismus bejaht die Welt, die wir verneinten. Die Grundvoraussetzung unserer ganzen Haltung ist vielmehr ein Dualismus, der das Reich Gottes im Kampf mit ungeheuren Mächten des Bösen sieht, Mächten, die wir viel konkreter und realer sehen als der landläufige fromme Pessimismus mit seinem leeren und abstrakten Begriff des Bösen und der Sünde. Trotzdem an den Sieg Gottes zu glauben ist nicht Optimismus, sondern eben — Glaube; und das ist etwas völlig anderes, etwas, womit wir auf dem festen Boden des Neuen Testamentes zu stehen sicher sind. Unsere Verkündigung ist sehr stark, fast zu stark Busspredigt gewesen und auch so verstanden worden; sie ist sehr stark, fast zu stark Gerichtspredigt gewesen. Wenn wir uns doch auch gedrängt fühlten, Hoffnung zu machen, Hoffnung zu behaupten, so geschah dies gegen die Verzweiflung eines weltlichen oder frommen Pessimismus, der so wenig Wahrheit ist als der Optimismus, und auch damit dürfen wir uns auf das biblische Vorbild berufen. Was aber den Evolutionismus betrifft, so ist jetzt freilich Mode geworden, von ihm geringschätzig zu reden. Nun ist ja richtig: wir haben in der Entwicklungslehre,

[1]) Dieses Wort von der „Mitarbeiterschaft" hat bei uns nicht, wie man häufig meint, den Sinn, dass damit unsere Unabhängigkeit von Gottes Tun, sondern gerade umgekehrt, dass damit unsere Abhängigkeit von ihm ausgedrückt werden soll.

aber natürlich nicht in der mechanisch verstandenen, einen Abglanz des Glaubens an den lebendigen Gott — im Gegensatz zu dem an einen ruhenden Gott — und einen Protest gegen den Fatalismus einer fertigen Welt gesehen, und ich für meinen Teil bleibe dabei, allen Moden zum Trotz; aber niemals haben wir durch eine Aeusserung Grund zu der Auffassung gegeben, dass die Entwicklung uns aus ihrer eigenen Kraft heraus das Reich bringen solle und werde. Die Entwicklung war uns bloss Dienerin Gottes, des Lebendigen, und der Kern aller Entwicklung (jedenfalls das, was das Reich bringe) die Reihe seiner Erlösungstaten. Dass dies aber nicht Idealismus ist, leuchtet ohne weiteres ein. Was wir auch von Idealismus gehalten haben und halten mögen, so hat unserer religiös-sozialen Hoffnung und Forderung jedenfalls stets der biblische Realismus des lebendigen Gottes und seines Reiches zu Grunde gelegen. Das kann jeder mit Händen greifen, der nicht aus Unkenntnis oder Tendenz entstandene Schlagwörter nachschwatzt, sondern sich selbst über das orientiert, was wir gesagt und getan haben, und zwar mit den Augen des Willens zur Wahrheit, nicht mit dem Mikroskop des theologischen Ketzersuchers.

Ich möchte die Hoffnung aussprechen, dass alle Anwesenden mithülfen, im Interesse der Wahrheit und einer ehrlichen, gründlichen Verhandlung dieser grossen Dinge solche groben Missdeutungen unserer Sache nicht nur selbst zu vermeiden, sondern sie auch bei andern zu bekämpfen. „Du bists allein" — das ist nicht zufällig ein religiös-soziales Lieblingslied. Du bists, der da kommt in Gericht und Gnade. Du allein bist unsere Zuversicht. Und weil er der Unendliche, der Welterhabene ist, konnte es uns, um darauf in diesem Zusammenhang noch einmal zurückzukommen, auch nie einfallen, dass Gottes Verheissung sich in irgend welchen gesellschaftlichen Umgestaltungen, und wären diese noch so vollkommen, ja erschöpfen könnte. Durfte man uns solche Flachheiten wirklich zutrauen? Wussten wir etwa nicht, dass der Kern der Verheissung des Reiches Gottes die Erlösung von Welt, Schuld und Tod sei? Vielmehr lag und liegt die Sache so, und damit lenke ich zu dem Grundsinn der religiös-sozialen Bewegung zurück, den sie von Anfang an mit voller Deutlichkeit kund getan: uns ist die ganze soziale Bewegung nur ein Anpochen Gottes; ihr Sinn liegt jenseits ihrer selbst in einer Umkehr der Welt zu Gott, in einem Erwachen der letzten, tieferen Wahrheit seines Reiches, einem Kommen Gottes in seinem Christus in Macht, Herrlichkeit und Gnade. „Das Reich Gottes ist nahe, tut Busse und glaubet der Kunde."

Das ist, verehrte Herren, für mich der Sinn des religiös-sozialen Problems und der religiös-sozialen Bewegung. Er ist es immer ge-

wesen. Es handelt sich, soweit die religiös-soziale Bewegung im engeren Sinn in Betracht kommt, nicht etwa um eine nachträgliche, vielleicht idealisierende Deutung, sondern dieser Sinn liegt in den wesentlichen Aeusserungen der Bewegung von Anfang an mit voller Deutlichkeit zu Tage. Selbstverständlich ist dieser Sinn nicht bei allen ihren Trägern gleich rein und stark hervorgetreten, hat es an Trübungen, Verirrungen nicht gefehlt, ist das Grundwesen der Bewegung durch ihre Vertreter äusserst unzulänglich dargestellt worden, sind schwere Fehler im Ganzen und Einzelnen geschehen, sind auch allerlei Entwicklungen innerhalb der ganzen Bewegung wie ihrer Träger vor sich gegangen, aber ihr Grundsinn wird dadurch nicht im geringsten berührt.

II.

Und nun sind wir wohl in der Lage, über den gegenwärtigen Stand dieses religiös-sozialen Problems im allgemeinen und im besonderen Sinne richtig reden zu können.

Zunächst taucht wohl die Frage auf, welchen Erfolg die religiös-soziale Verkündigung gehabt habe. Hier wird man zunächst nicht leugnen können, dass dieser Erfolg gross ist.[1])

Man darf wohl ruhig sagen, dass die religiös-soziale These in ihrer allgemeinen Form in der heutigen Christenheit einen vollen Sieg errungen habe. Denn es darf heute als im Prinzip durchgesetzt betrachtet werden, dass die in Christus erschienene Wahrheit alle Weltverhältnisse ergreifen und durchdringen müsse. Die Erkenntnis der sozialen Pflicht und der Verheissung, die sie hat, ist heute in fast alle Kreise der christlichen Welt eingedrungen, wenn natürlich auch nicht überall in gleicher Kraft, Reinheit und Tiefe. Ich führe zum Beweis dieser Behauptung, die zu bestreiten wohl niemand unter uns Lust hat, nur zwei Tatsachen an, die wie mächtige Symbole dieser Entwicklung dastehen: Stockholm, das, was man im übrigen auch von ihm denken mag, doch jedenfalls diese Entwicklung markiert, und die päpstliche Enzyklika über das Königreich Christi, deren Inhalt, natürlich in den Formen katholisch-kirchlichen Denkens, eben die These ist, dass der in Christus geoffenbarte Wille Gottes alle Weltverhältnisse, auch die politischen und sozialen, beanspruche. Man wird heute mit der Behauptung, dass unsere jetzigen gesellschaftlichen Zustände unchristlich, ja widerchristlich seien, in christlichen Kreisen nicht leicht auf offenen Widerspruch stossen. Ob sich unter sämtlichen Geistlichen der schweizerischen evangelischen Landeskirchen wohl einer fände, der im Namen

[1]) Ueber das, was wir ausgerichtet und nicht ausgerichtet haben, gehen in gewissen Kreisen, namentlich bei den Vertretern eines neuen klerikalen Geistes, vielfach Urteile einer wahrhaft schändlichen Scheelsucht um. Damit muss noch einmal gründlicher abgerechnet werden.

des Evangeliums oder sonstwie den Kapitalismus verteidigte? Auch hierin ist kein Unterschied zwischen den beiden Konfessionen. Wir dürfen uns daran erinnern, dass die römisch-katholische Kirche schon in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch den Mund Leos des Dreizehnten den Kapitalismus verurteilt hat. Man trifft innerhalb des heutigen römischen Katholizismus da und dort sogar radikal sozialistische Bewegungen an und hört Stimmen, über die man sich verwundern muss. Soweit wird der Katholizismus als Ganzes schwerlich je mitgehen, aber es scheint mir ziemlich sicher, dass er von den Wassern der sozialistischen Bewegung möglichst viel, selbstverständlich in filtrierter Form, in sich aufnehmen wird. Man redet in den Kreisen des lebendigen Katholizismus zwar nicht vom Sozialismus, wohl aber vom Solidarismus als dem soziologischen Ideal. Jedenfalls gibt es im Schosse der römischen Kirche einen nicht nur kirchlich diplomatischen, sondern ernsthaft religiösen Willen, das „omnia instaurare in Christo“[1]) auch auf das soziale Leben anzuwenden und eine ernsthaft religiöse Auflehnung gegen die widergöttlichen und antichristlichen Mächte unserer Zeit. Das Wort jenes bekannten Kaplans Hohoff: „ Nicht Christentum und Sozialismus, sondern Christentum und Kapitalismus stehen sich gegenüber wie Feuer und Wasser“ dürfte wohl so ziemlich die Denkweise der lebendigen und führenden Kreise des römischen Katholizismus ausdrücken.[2]) Die Kirche des Ostens aber ist durch das Erdbeben der russischen Revolution bis in die Fundamente erschüttert. Ein Erwachen ist offenkundig. Es scheint in der orthodoxen Kirche zunächst zu einer neuen, enthusiastisch-innigen Erfassung des Christuslebens zu führen, die sehr grosse soziale Konsequenzen haben kann, während daneben, auf dem von den Trümmern einer alten Welt bedeckten Boden, in einer Fülle von freien religiösen Gemeinden urchristlich geartetes Wesen aufbricht, das für eine letzte und höchste Verbindung von Religiös und Sozial ebenfalls von gröster Bedeutung zu werden verheisst. Um aber vom Katholizismus wieder zum Protestantismus zurückzulenken, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach gerade am andern Pole der heutigen Welt, in England, der stärkste Durchbruch einer Bewegung erfolgen, die man vielleicht als eine religiös-sozial bestimmte Reformation bezeichnen könnte.

Ich habe mit dieser Darstellung vorwiegend das offizielle Christentum im Auge gehabt. Ganz ähnlich, ja, wenn ich so sagen darf, noch intensiver, gestaltet sich das Bild, wenn wir auf die freieren Formen des religiösen Lebens achten. Auf Grund von jahrzehntelanger Beobachtung und reicher persönlicher Berührung darf ich wohl sagen, dass über die ganze Erde hin, in tausend Schattie-

[1]) Alles in Christus erneuern!

[2]) Ueber Katholizismus und Sozialismus soll in Bälde ausführlicher geredet werden.

rungen, eine Bewegung geht, deren Sinn überall ist, die Verbindung zwischen der Wahrheit, von der man im Glauben erfasst ist und der umgebenden Weltwirklichkeit herzustellen, in dem Sinne, dass diese die Verwirklichung von jenem werde. Es ist ein gewaltiges Ringen um die Erlösung der Welt aus den Kräften Gottes heraus. Dieses Ringen stellt sich dar in ganzen Bewegungen, in kleineren Gemeinschaften und einzelnen Menschen. Ich nenne von jenen nur zwei: die Quäker und den von ihnen freilich stark beeinflussten Versöhnungsbund. Nichts ist so bezeichnend für das, was im Schosse der Zeit vorgeht, wie die Tatsache, dass jene alte Gemeinschaft in der Lebenswärme, die aus den Tiefen des göttlichen Schaffens unserer Tage bricht, zu einer ganz neuen Lebensphase erwacht, die grösser ist, als was einst war und sich im tiefsten und schönsten Sinne gleichsam zu einer religiös-sozialistischen Gemeinde gestaltet. In dem noch weiter gespannten Kreis des Versöhnungsbundes aber sammeln sich aus aller Welt, auch der ausserchristlichen, einzelne Menschen und ganze Bewegungen, die alle geeinigt sind durch das Streben, die Versöhnung, die Gott bedeutet, besonders Gott in Christus, sowohl in das Völkerleben als in das soziale Leben hineinzutragen und über Völkerkrieg und Klassenkrieg hinaus den Gottesfrieden einer neuen Welt zu schaffen. Solche grosse Bewegungen sind aber gleichsam nur Strombetten, in die zahllose Flüsse und Bäche münden. In tausend Vereinigungen und Gemeinschaften suchen überall Menschen die neue Verbindung von Gott, Seele und Bruder. In Siedlungen ringen sie, oft allerdings mit tragischem Misserfolg, um neue Formen menschlicher Gemeinschaft. Dann wieder gehen Einzelne, — ich nenne als ihr ergreifendstes Beispiel nur Kees Boeke — den Weg der Nachfolge Christi in freiwilliger Armut, dienender Liebe und Kreuztragung im Kampf gegen Gewalt und Mammon. Es ist eine ganze Welt, die in immer neuen Frühlingsansätzen zu Tage brechen will. Ich will nicht weiter versuchen, sie zu schildern, sondern will nur noch auf zwei besonders bedeutsame Erscheinungen hinweisen. Da ist als grösster Vertreter dessen, was in der ausserchristlichen Welt Analoges vorgeht, Gandhi — er, auf den freilich ein Strahl von Christus her gefallen, der aber gerade auch mit dieser Tatsache typisch ist. Was anderes will Gandhi, als die Politik und das Wirtschaftsleben durch die Kräfte aus Gott erlösen? Und in dem Gewaltigen, was in China vorgeht, steht im Mittelpunkt ein Mann, der sich im Sinne des religiösen Sozialismus zu Christus bekennt: Sun-Yat-Sen, der Gestorbene und doch Lebendige.

Wenn so die Wendung der Religion zum Sozialismus — um mir einen Augenblick diese etwas missverständliche Formel zu erlauben — eine grosse Tatsache ist, so entsteht sofort die Frage, ob ihr wohl die Tatsache einer Wendung des Sozialismus zur Religion entspricht.

Wir stossen damit auf eine Frage, die wohl eine Abhandlung erforderte, während der Zusammenhang meines Vortrages nur einige Bemerkungen erlaubt.

Es ist für die Beantwortung dieser Frage ganz besonders wichtig, dass sie recht gestellt wird. Man kann ihr einen zu e n g e n Sinn beilegen. Dann will man wissen, wie weit es wohl der religiössozialen Bewegung im allgemeinen und im besonderen Sinne gelungen sei, die formell antireligiöse und antichristliche Stimmung und Denkweise der sozialistischen Arbeiterschaft des Kontinentes (denn nur diese kommt dafür ja in Betracht) zu überwinden. Darnach beurteilt man dann vielleicht den Erfolg der religiös-sozialen Sache. Dem gegenüber möchte ich nun betonen, dass das Ziel der religiössozialen Bewegung, besonders in der Form, wie wir sie in der Schweiz kennen, nicht in erster Linie die Gewinnung der Arbeiterschaft für das Christentum oder gar die Kirche war und ist, sondern die E r n e u e r u n g d e s C h r i s t e n t u m s (und vielleicht der Kirchen), aus der dann das Uebrige von selbst folgen würde. Um es noch einmal zu sagen: Die Verkündigung des religiösen Sozialismus ist das Reich Gottes, ist die Gottesherrschaft über alle Wirklichkeit — nach dem Erfolg d i e s e r Verkündigung, wenn man so reden darf, ist i h r Erfolg zu messen. Und nun ist Eins ja selbstverständlich: wir können nicht erwarten, dass ein religiöses Erwachen der sozialistischen Arbeiterschaft unabhängig von der übrigen geistigen Lage, besonders vom Gesamtzustand des christlichen Wesens, stattfinde. Das Erwachen muss überall gleichzeitig kommen. Es ist nicht unmöglich, ja nicht einmal ganz unwahrscheinlich, dass das Proletariat dann die Führung bekommt, aber es muss die Zeit erfüllet sein. Nachdem dies klargestellt und damit die nötige Blickweite geschaffen ist, möchte ich auf einige Punkte hinweisen, die mir für die Beantwortung der Frage entscheidend scheinen.

Ich könnte, wenn die Zeit es erlaubte, von vielen einzelnen Tatsachen, vor allem auch eigenen Erfahrungen berichten, die von einem Umschwung in der Stellung der sozialistischen Arbeiterschaft, besonders derjenigen der Schweiz, zu den letzten Dingen zeugen. Vieles, zum Teil Ergreifendes wäre da zu sagen. Man darf die Sachlage ja nicht nach gewissen Blättern beurteilen, die bloss den Geist eines engen Kreises von Intellektuellen und Halbintellektuellen, nicht den der Massen, wenn diese ihr wahres Gesicht zeigen, widerspiegeln. Wenn ich den Gesamteindruck meiner Beobachtungen und Erfahrungen wiedergeben soll, so möchte ich sagen, d a s s d i e a n t i r e l i g i ö s e S t i m m u n g d e r s o z i a l i s t i s c h e n A r b e i t e r s c h a f t g e b r o c h e n i s t. Die gewaltigen und furchtbaren Erfahrungen, die der Sozialismus und die Arbeiterbewegung mit sich selbst gemacht haben auf der einen Seite, der Umschlag der allgemeinen Stimmung und ganz sicher auch der Ein-

schluss der religiös-sozialen Bewegung auf der andern Seite sind nicht ohne tiefe Wirkung auf die Arbeiterschaft geblieben. Ich wage ruhig die Behauptung, dass die sozialistische Arbeiterschaft selbst, weniger ihre Führer, aber auch ein Teil von diesen, heute bereit ist, auf die religiöse Botschaft zu hören, vorausgesetzt, dass diese in der rechten Kraft und Wucht auftrete und dass gewisse Bedingungen erfüllt seien, von denen ich später noch ein Wort sagen will. Vielleicht darf ich als Beweis, wenigstens was unsere Schweiz betrifft, die aber nicht ausser der Welt liegt, die immer wieder zu beobachtende Tatsache anführen, dass zu keinem noch so berühmten Redner und zu keinem politischen Thema — Ausnahmslagen in beiden Fällen abgerechnet — die sozialistische Arbeiterschaft so zahlreich strömt und bei keinem sich so erwärmt, als wenn das religiöse Thema auftritt. Hier ist das Auflauschen am wachsten, hier regt sich eine geistige Leidenschaft, die sonst vielfach erloschen ist. Ich führe zur weiteren Beleuchtung der Sachlage die wichtige und offenkundige Tatsache an, dass der Marxismus, die Religion der Sozialdemokratie, die vor allem dem Eindringen einer andern Religion im Wege stand, zusammengebrochen ist. Ueber diese Tatsache darf uns keine Leugnung marxistischer Intellektuellen hinwegtäuschen; sie ist nicht zu bezweifeln und kündigt sich in der Stimmung der Massen unzweideutig an. Es mag in diesem Zusammenhange erwähnt werden, dass das Buch, das gegenwärtig in der sozialistischen Bewegung die stärkste Rolle spielt, eine Rolle, wie seit langem keines mehr, das von Hendrik de Man: „Zur Psychologie des Sozialismus", ausdrücklich dem Kampf gegen die Religion des Marxismus gewidmet ist und mit Kraft und Tiefe nachweist, dass die Grundlage des Sozialismus das Christentum sei, daher von hier aus der Sozialismus erneuert werden müsse. Dieses Buch hält gegenwärtig einen wahren Siegeszug durch die sozialistische Welt. Das ist kein kleines Zeichen! Ich füge eine andere diese Sachlage beleuchtende grosse Tatsache hinzu: dass der englische Sozialismus immer deutlicher die Führung des Weltsozialismus übernimmt. Dieser englische Sozialismus aber ist bekanntlich nicht marxistisch und materialistisch, sondern religiös und ethisch begründet. Diese Tatsache, dass gerade dieser Sozialismus nun die Führung bekommt, muss für die ganze geistige Haltung auch des kontinentalen Sozialismus weittragende Konsequenzen haben, wie sie denn auch an sich sehr, sehr lehrreich ist.

Man könnte nun freilich dieser Beurteilung der Sachlage zwei andere Tatsachen entgegenhalten, die ihr zu widersprechen scheinen. Die eine ist die Erscheinung des Bolschewismus, dessen extreme Religionsfeindschaft bekannt ist; die andere der neue Anlauf des atheistischen Freidenkertums innerhalb bestimm-

ter Schichten der Sozialdemokratie. Aber beide Tatsachen beweisen nach meinem Urteil viel mehr meine These, als dass sie sie widerlegen. Was den Bolschewismus betrifft, so will ich nicht darauf hinweisen, dass seine Religionsgegnerschaft in Russland selbst Fiasco gemacht hat, auch nicht darauf, dass gerade im Kommunismus, im Gegensatz zu der oft recht kalten und satten offiziellen Sozialdemokratie, sich manchmal eine echte religiöse Empfänglichkeit zeigt, sondern will das betonen, was mir als das Wesentliche erscheint: Gerade der Bolschewismus hat einer neuen geistigen Orientierung des Sozialismus den Weg frei gemacht. Denn er hat gewisse verhängnisvolle Irrtümer, die in seiner Mitte vorhanden waren, offenbar gemacht und durch seinen Zusammenbruch gerichtet. Man mag darin etwas wie eine providentielle Fügung erblicken. Wenn aber nun da und dort die atheistische Freigeisterei im Schosse der Sozialdemokratie neu ihr Haupt erhebt, bei uns und mehr noch in Deutschland, so ist dem Orientierten klar, dass dies bereits ein Gegenstoss auf die religiöse Bewegung inmitten der Arbeiterschaft ist, die man fürchtet und vernichten möchte. Das bedeutet aber einen gewaltigen Wandel der Dinge.

Man kann also von der christlichen und der sozialistischen Seite aus von einem mächtigen Vordringen der religiös-sozialen Bewegung reden. Und doch habe ich eigentlich die Hauptsache noch gar nicht genannt, das, was ich im tiefsten Sinne des Wortes den grössten Erfolg der religiös-sozialen Bewegung nennen möchte, freilich so, dass hier nun das Wort „Erfolg" vollends unpassend wird: ich meine die neue Orientierung des religiösen, in concreto des christlichen Denkens, der Theologie und, wenn ich mir das Wort erlauben darf, der christlichen Stimmung. Gerade über diese Hauptsache brauche ich aber wohl nicht viel zu sagen, weil sie wohl ganz klar zu Tage liegt. Hier im Zentrum hat die religiös-soziale These am allerstärksten und entscheidendsten durchgeschlagen. Die Problemstellung, die sie aufgebracht, ist die des ganzen christlichen Denkens geworden. Dieses bewegt sich heute fast ausschliesslich um das Problem des Reiches Gottes. Was dieses sei oder nicht sei, wie es komme oder nicht komme, das ist heute die Frage. Mag die Terminologie auch etwa anders lauten, so handelt es sich doch immer darum. Der Glaube an das Reich Gottes als der Sinn der ganzen Bibel und der Geschichte ist heute das einzige lebendige Bekenntnis der Christenheit und wird es ganz deutlich immer mehr. Man darf diese gewaltige Wendung wohl als eine neue Reformation und sogar mehr bezeichnen.[1]) Nur muss sofort zweierlei klargestellt werden. Soweit als ihre Urheber und Bahnbrecher Menschen und menschliche Be-

[1]) Dass diese „Reformation", nach meiner Auffassung, noch nicht vollendet, sondern erst im Werden ist, wird im Folgenden genügend klar.

wegungen in Betracht kommen, wäre es Anmassung, an die religiös-soziale Bewegung allein zu denken. Sie ist vielmehr bloss die Erfüllung einer Bewegung, die sich in der Christenheit theoretisch und praktisch schon lange angebahnt hatte. Aber es ist ja selbstverständlich, dass überhaupt nicht Menschengeist und Menschenwitz sie gemacht hat und macht, sondern Gott selbst, dessen höchst unzulängliche Werkzeuge Menschen und Bewegungen im besten Falle waren und sind. Desto freier darf unsere Seele über die Grösse dieser Tatsache, über die Herrlichkeit dieser Wendung jubeln. Dass Gott komme, in Christus, um sein Reich anzutreten, dass ihm wieder Ehre und Herrlichkeit werde, dass sein Glanz über den stürzenden Reichen der Welt aufgehe, das ist die Verkündigung des religiösen Sozialismus und das neue Licht, auf das die Christenheit schaut. Damit ist deren Erwachen gegeben. Dieses Erwachen ist nicht zu bezweifeln. Ebensowenig aber ist zu bezweifeln, dass es erfolgt ist auf das Anpochen Gottes in Sturm, Not und Verheissung des sozialen Problems.

Aber gerade hier, auf diesem Höhepunkt, lenkt unsere Betrachtung in eine andere Bahn ein. Es entsteht ja nun noch die Frage, inwiefern denn wohl diese ganze Geistesbewegung auch die Wirklichkeit der Welt erfasst habe. Diese Frage entspricht ja ihrem ureigensten Sinn.

Auch hier nun ist zunächst Positives zu sagen, mehr als man wohl anzunehmen geneigt ist. Man wird, wenn man sich ein wenig über das Kampfgewühl der Zeit und die Nöte ihres Kampfes erhebt, sagen müssen, dass diese Zeit geradezu charakterisiert wird durch die Tatsache, dass ein Geist, den man nach Art und Ursprung doch als den Geist Christi bezeichnen muss, einen gewaltigen Ringkampf mit den Mächten begonnen hat, die in der Gottesferne gross geworden sind. Als einen solchen Kampf darf man wohl, von der Höhe aus gesehen, den Sozialismus betrachten, so ungenügend auch seine empirischen Formen sind. Ein solcher Kampf ist der um die Neugestaltung des Völkerlebens, der im Ringen um eine neue Friedensordnung der Welt gipfelt und von dem der Gedanke des Völkerbundes, aber auch seine unzulängliche Verwirklichung in Genf und im Haag doch ein bedeutsamer Ausdruck ist. Hier greifen doch wohl Kräfte vom Reiche Gottes her in diese Welt der Gewalt und des Mammons ein; hier wird vor allem auch der Schrei nach diesen Kräften laut, wird deren Notwendigkeit klar.

Aber freilich auch deren Fehlen. Und damit betreten wir die Linie, auf der das Versagen, zum mindesten das vorläufige, der religiös-sozialen Bewegung sich kundtut. Die religiös-soziale Wahrheit ist in alle Kirchen und alle Kreise der Christenheit gedrungen, aber — das ist die andere Seite — sie hat noch nicht die Massen

erfasst, sie in der Tiefe aufrüttelnd, sie ist noch nicht die erschütternde geistige Revolution geworden, die sie werden muss und ihrem Wesen nach ist. Das Ringen mit dem Reich des Mammons hat begonnen, das ist die eine Tatsache, aber ist nicht die andere, dass der Mammon die Welt noch nie so furchtbar und allgewaltig beherrscht hat, wie heute? Das Ringen mit dem Reich der Gewalt hat begonnen (ich meine beidemal „begonnen" in einem relativen Sinne), aber hat der Gewaltgeist als Kriegrüstung, Diktatur, Brutalität des Lebensstils je solche Orgien gefeiert? Der Ruf zum Klassenfrieden ist erschollen, aber droht nicht die Zuspitzung des sozialen Kampfes neben den Weltkrieg der Völker einen Weltbürgerkrieg zu setzen? Das Erwachen der Seele von Gott her hat begonnen, aber stehen wir nicht am Beginn eines Siegeszuges der Maschinisierung des Lebens, vor der uns ein Grauen befällt? Ein Ruf zur Umkehr geht durch die Zeit, aber sehen wir nicht, wie sie unaufhaltsam der sittlichen Auflösung verfällt? Und da wo die Verheissung sich regt, wo der Kampf um das Neue aufgenommen wird, zeigt sich nicht eben auf der ganzen Linie jener Mangel an den Kräften, die das Neue schaffen und zum Siege führen sollten? Stehen wir nicht in trauriger Ohnmacht vor den Riesengewalten des Bösen, die von allen Seiten herandrängen? Gerade wenn wir an die Schweiz denken — hat man an den sozialen Abstimmungen der letzten Jahre immer merken können, dass es bei uns seit Jahrzehnten eine religiös-soziale Bewegung gibt? Eine nachdenkliche, schwere Tatsache!

An dieser Stelle entsteht die zugleich schwerste und zarteste Frage nach dem Erfolg der religiös-sozialen Bewegung: Das Reich Gottes, von dem sie redet, ist es denn gekommen? Wo sind die Zeichen davon? Oder ist es im Kommen?

Verehrte Versammlung! Das ist wieder eine Frage, der nur eine lange Antwort genügen könnte. Aber, wer weiss, eine lange wäre vielleicht erst recht falsch und eine kurze ist vielleicht besser. Ich möchte also nur Zweierlei in grosser Kürze bemerken. Zunächst wäre an das zu erinnern, was über den Optimismus der religiös-sozialen Bewegung gesagt worden ist. Es wäre ganz ungerecht, wenn man ihr zutraute, ihre Perspektive sei ein Kommen des Reiches Gottes auf den Rosenwolken eines herrlichen Kulturfortschrittes gewesen. Gewiss, sie glaubte und glaubt an das Kommen der Gnade, glaubte und glaubt mit dem sterbenden Blumhardt, dass Gott seine milde Hand auftun wolle zur Barmherzigkeit über alle Völker, aber das Erste, was sie erwartete, war Gericht. Das hat sie stets mit vollkommener Deutlichkeit verkündigt. „Es vergehe die Welt, es komme die Gnade," das war stets ihre Grundstimmung. Und darum hat sie auch stets erklärt, dass das Kommen des Reiches gerade durch eine Zuspitzung des Gegensatzes von Gut und Böse, besser: von Gott und Welt, kenntlich werde, dass es begleitet sein werde von

furchtbaren Offenbarungen des Bösen, denen gegenüber das Gute oft verloren zu sein scheine. Kurz, sie hat sich das Kommen des Reiches stets auch apokalyptisch im Sinn der biblischen Eschatologie gedacht. Darum kann sich aber ihre Hoffnung, durch die Erscheinungen des Bösen, des Dämonischen, des Antichristlichen, ja Satanischen nicht widerlegt fühlen, sondern fühlt sich dadurch eher bekräftigt. Es ist Grund genug zu dem Glauben, dass wir durch die Wehen dieser Zeit einer neuen Offenbarung der Herrschaft und Herrlichkeit Gottes und einer neuen Empfänglichkeit dafür bei den Menschen entgegengehen. Mehr aber haben wir nie behauptet. Wir lassen das Geheimnis des Kommens Christi und seines Reiches als Geheimnis stehen. Wir haben nie Jahr und Tag für das Kommen des Reiches angegeben, haben keine Rechnungen gemacht; wir haben nie ausgemalt, wie das Neue aussehen werde, auf das wir warteten und warten, haben auch nie erklärt, dass es das Letzte sein werde; was wir glaubten und glauben, war bloss, dass in unseren Tagen mit Gericht und Verheissung Gott seine Macht und Wirklichkeit der Welt neu kund tun wolle.

Das ist das Eine. Das Andere aber ist freilich die klare Erkenntnis, dass die religiös-soziale Bewegung, im tiefsten Sinne verstanden, erst in den Anfängen steht. In den Anfängen steht die Erkenntnis, die sie im Auge hat, in den Anfängen ihre Verwirklichung, die Weltgestaltung durch die Kräfte des Reiches Gottes.

III.

Wie das gemeint ist, wird sofort durch das, was nun zu sagen ist, klarer werden. Wenn wir, verehrte Herren, auf diese Weise feststellen müssen, dass die ganze religiös-soziale Bewegung der Christenheit zwar eine grosse Wirkung gehabt hat, aber doch auch wieder erst in den Anfängen steht, so müssen wir nun hinzufügen, dass ihr in den letzten Jahren gewisse Widerstände erwachsen sind, die sie früher in dieser Form nicht kannte. Der Weltkrieg und die Jahre, die auf ihn folgten und die eigentlich die Bewegung zu einem völligen Siege hätten führen müssen, soweit bei einer Sache von dieser Perspektive von einem völligen Siege geredet werden kann, hat sie zwar gewiss vorwärts getrieben, aber ihr auch unerwartete schwere Rückschläge gebracht. In drei Hauptformen tritt ihr, so viel ich sehe, eine neue Opposition entgegen.

Da ist einmal der Komplex der Erscheinungen, die wir Reaktion nennen. Reaktion ist zunächst Bewegung nach rückwärts, gerade zu den Lebensformen hin, welche durch eine Revolution bedroht waren, dazu vielleicht auch zu solchen, die man im Gegensatz zu ihr neu entdeckt — ich denke dabei besonders an die Romantik jeder Art — und sie ist oft auch einfach ein Hangen am Bestehenden.

Damit muss die Reaktion der religiös-sozialen Bewegung zunächst zum Gegner werden. Zwar hiesse es diese sehr oberflächlich verstehen, wenn man sie als eine blosse Fortschrittsbewegung im Sinne eines kulturfrohen Liberalismus und Evolutionismus oder als Revolutionsbewegung in dem Sinne verstehen wollte, dass es ihr auf das Revolutionäre als solches ankomme oder dass ein gewisses fertiges Revolutionsprogramm ihr vorschwebte. Sie ist, was das Erste anbetrifft, auf ihre Weise ebensogut Rückwärts- wie Vorwärtsbewegung, sie will zur Quelle, zu dem, „was von Anfang war", zurück, ähnlich, wie die Reformation eine Rückwärts- und Vorwärtsbewegung zugleich war. Denn wer ein Stück vorwärts will, muss ebensoweit zurück; jede wahre Erneuerungsbewegung ist ein Kreis, dessen eine Hälfte ebensoweit zurückgreift als die andere nach vornen ausholt. Aber die religiös-soziale Bewegung will eben doch ein Neues, wie die Reformation es wollte, und darum muss sie zunächst mit der Reaktionsbewegung in Kampf geraten.

Aus der Weltkatastrophe ist sodann ein zweites Element emporgestiegen, das teilweise die gleiche Wirkung hat: das ist der eschatologisch-apokalyptische Pessimismus. Er spricht: „Diese Welt mit all ihren Zuständen ist dem Gericht verfallen. Die furchtbare und fortschreitende Entfesselung aller Mächte des Bösen, die unaufhaltsame Auflösung aller Ordnungen und sittlichen Bindungen der Gesellschaft zeigen deutlich, welche Stunde geschlagen hat. Eilends geht es dem Ende entgegen. Zu bessern ist an dieser Welt im Grossen nichts mehr, es gilt bloss noch möglichst viel einzelne Seelen vom Verderben zu retten und die zurückhaltenden Mächte — zum Beispiel den Staat — zu unterstützen und zu stärken und in allem so gut als möglich seine Pflicht zu tun." Auf einen so begründeten frommen Pessimismus stösst man bei jedem Schritt. Er geht dem weltlichen parallel — der übrigens, um dies noch zu sagen, eine Hauptwurzel auch der Reaktion ist — und verbündet sich oft mit ihm. Nun ist diese eschatologisch-apokolyptische Stimmung an sich der religiös-sozialen nicht so fremd wie die einfach reaktionäre. Denn sie ist ja selbst eschatologisch orientiert und trägt das apokalyptische Element von ihren Ursprüngen an in sich. Nur verbindet sie damit den Glauben, dass mitten durch das richtende Nein Gottes zu dieser abgefallenen Welt auch ein erlösendes und schöpferisches Ja gehe, und aus diesem Ja heraus hofft und glaubt sie schon für diese Zeit und arbeitet dafür. Damit gerät sie aber in einen gewissen Gegensatz zu den eschatologisch-apokalyptischen Pessimismus.

Die dritte Erscheinung dieser Art und die für mich, wie wohl für uns Alle, weitaus wichtigste ist das Wiedererwachen des Paulinismus. Ich wähle diesen Ausdruck wissend, dass er missverständlich ist. Man könnte vielleicht auch Augustinismus

sagen. Jedenfalls möchte ich von vorneherein Paulus und den Paulinismus unterscheiden, wie Luther und das Luthertum, Calvin und den Calvinismus, also in dem Sinne, dass Paulus sowohl grösser als auch anders ist als der Paulinismus. Ich denke vor allem an die Erneuerung der Rechtfertigungslehre und alles, was darin liegt. Dass zwischen dieser Art und der religiös-sozialen leicht eine Spannung, ja ein Gegensatz entstehen kann, liegt auf der Hand. Es wird in diesen beiden Denkweisen der Schwerpunkt an einen verschiedenen Ort verlegt. Die religiös-soziale Bewegung ist sogar direkt im Gegensatz zur Rechtfertigungslehre, oder wenigstens zu gewissen Arten oder Entartungen derselben, entstanden. Das ist bei seiner reinsten und stärksten Quelle, bei Blumhardt, vollkommen klar.

Nun ist zwar auch hier der Gegensatz nicht unbedingt nötig. Die religiös-soziale Bewegung lehnt, wenn sie sich recht versteht, nicht die Rechtfertigungslehre überhaupt ab, sondern nur eine bestimmte Ausdeutung oder auch Entartung derselben. Luther hat bei gelegentlichem leidenschaftlichem Kampf gegen eine Hineinziehung des Evangeliums in sogenannte weltliche, vor allem politisch-soziale Dinge doch sein Leben lang, besonders kraftvoll vor 1525, aber auch nachher, sich sehr viel mit diesen Dingen zu schaffen gemacht und in sie eingegriffen, und zwar offenkundig durchaus auch im Namen des Evangeliums. Es gibt ja gewiss einen Weg, und zwar einen sehr tiefen, der von der in Christus erfahrenen Gnade zu einer politischen und sozialen Welt führt, in welcher die Gnade regiert und das heisst: in der Christus regiert und nicht der blosse Mensch mit seiner Selbstsucht und Härte oder gar der Mammon. Man könnte vielleicht sagen, die Reformation habe bloss einen Teil ihres Programms, bloss die eine Hälfte ausgeführt, die individualistische Hälfte, während sie nicht dazu gelangt sei, die sozialistische auszugestalten. Wenn die berühmte Formel Luthers in seiner Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen": „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan — durch den Glauben," die religiöse Reformation ausdrücke, so sei in der Fortsetzung: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan — durch die Liebe," die soziale in nuce enthalten und es wäre ganz gut denkbar, dass gerade an diesem Punkt eine spezifisch lutherische religiös-soziale Bewegung einsetzte. Lange habe ich eine solche erwartet — wie deutsche Schüler von mir wohl noch wissen — und wäre geneigt gewesen, ihr vor der unsrigen die grössere Tiefe zuzusprechen, aber es ist bis jetzt freilich bei sehr bescheidenen Ansätzen geblieben.[1]) Noch viel deutlicher, wenn vielleicht auch etwas

[1]) Paradoxerweise ist der einzige mir bekannte nennenswerte Versuch — mein eigener, wie ich ihn in meiner Schrift: „Die Erlösung durch die Liebe"

weniger tief angelegt, ist dieser Weg beim reformierten Christentum. Hier fliesst die soziale Förderung ganz unmittelbar aus dem Soli Deo gloria, das die Seele des reformierten Christentums ist, und wird ein Teil der Heiligung, worin sich seine „Ethik" zusammenfasst. Mit einem calvinistischen Paulinismus sollte also die religiös-soziale Bewegung sich leicht verständigen können. Ist sie selbst doch zum grossen Teil direkt aus dem Calvinismus entstanden; was besonders von der angelsächsischen Welt, aber zum Teil auch von der Schweiz, jedenfalls in hohem Masse von dem Redenden gilt.

Trotzdem — die Geschichte zeigt uns, dass dem Paulinismus eine sozialkonservative Tendenz innewohnt. Dafür bleibt doch wohl das grosse Werk von Tröltsch bei all dem, was darin problematisch ist, ein vollgenügender Beweis.[1]) Die tragische Entwicklung des Luthertums ist uns bekannt. Die Rechtfertigungslehre trägt in ihrer paulinistischen Einseitigkeit die Gefahr in sich, den Schwerpunkt des Glaubens und Wollens vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit weg auf das durch die Gnade getröstete Ich zu verlegen und dadurch zum Quietismus und heiligen Egoismus zu führen. Dass gegenwärtig diese Spannung zwischen der religiös-sozialen Bewegung und dem wiedererwachten Paulinismus vorhanden ist, brauche ich nicht zu beweisen. Sie tritt vor allem in der Stellung der sogenannten Barthschen Theologie zur religiös-sozialen Bewegung zu Tage. Jene scheint diese ja manchmal völlig zu verneinen und aufzuheben.

Der gegenwärtige Stand des religiös-sozialen Problems ist daher stark durch die Auseinandersetzung gerade mit dem Paulinismus charakterisiert. In zwei Hauptformen tritt sie uns entgegen: einmal als der berühmte Gegensatz zwischen dem sogenannten Aktivismus des reformierten Christentums und besonders der angelsächsischen Welt und dem sogenannten Quietismus des Luthertums, einem Gegensatz, der in Stockholm nicht etwa neu entdeckt worden ist — ich denke, es sei davon schon vorher auf mancherlei Art die Rede gewesen! — der aber dort für alle Welt sichtbar geworden ist und, was mir noch bedeutsamer vorkommt, zu einer grossen und fortdauernden Auseinandersetzung geführt hat, die gewiss eine neue Phase des Protestantismus und des Christentums überhaupt einleitet; sodann in der soeben erwähnten Kritik der sogenannten Barthschen Theologie an der religiös-sozialen Bewegung.

Verehrte Herren! Es kann gewiss nicht meine Aufgabe sein, die

---

und in der Predigt: „Die Arbeiter und ihr Lohn", die in der Sammlung „Volkshauspredigten" erschienen ist, gemacht habe. Es hat, glaube ich, einen guten Sinn, wenn ich einmal darauf hinweise.

[1]) Ich meine Ernst Tröltsch: „Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen."

ganze Auseinandersetzung der religiös-sozialen Bewegung mit diesen drei Mächten im Rahmen eines Vortrages zu unternehmen. Was ich kann und wohl auch muss, ist allein dies, dass ich versuche, einige Hauptpunkte dieser Auseinandersetzung ins Licht zu stellen.

Wie erscheint der Stand der religiös-sozialen Bewegung im Angesicht der geschilderten geistigen Lage?

Ein kurzes Wort nur über die Reaktion. Reaktion ist gewiss kein erfreuliches Wort und keine erfreuliche Sache. Sie kann in einer geistlosen und brutalen Form auftreten, in der kein freier Geist anders kann, als sie zu hassen. Indess darf man Reaktion auch neutraler und tiefer verstehen. Wenn die von mir vorhin genannte Romantik einst zur Reaktion gehörte, so ist klar, dass diese auf alle Fälle auch etwas Tiefes und Geistvolles sein kann. Man darf vielleicht sagen, dass die Tatsache der Reaktion einen Beweis für gewisse Mängel und Fehler der Revolution darstellte. Damit komme ich auf einen Gesichtspunkt, der für mich von grosser Wichtigkeit ist: die Reaktion bedeutet in der Entwicklung eine Pause für Ruhe, Besinnung und Vertiefung. Sie ist ein geschichtliches Halt, das einer Bewegung geboten wird, die als zur Herrschaft berufene ganze Wahrheit auftritt und der doch wichtige Wahrheitselemente fehlen. In jener Pause, die oft lange dauern kann, sollen diese Elemente gesucht und wenn möglich gefunden werden. Auch wird dem Alten noch einmal Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was an Recht und Wahrheit in ihm lebt. Das gilt von der Gegenreformation, von dem auf die französische Revolution erfolgenden Rückschlag, und es gilt ganz sicher auch von der heutigen Reaktion. Die revolutionäre Bewegung — erlauben Sie wieder diesen abkürzenden Ausdruck! — hatte in all ihren Formen, auch den religiösen, noch zu wenig Grund und zu wenig Kraft. Das Neue muss tiefer begründet werden, stärkere Kraftquellen suchen. Das ist jetzt die Aufgabe. Sie konzentriert sich heute deutlich in der Frage nach der Autorität, das bedeutet: in der Frage nach der Wahrheit, auf die alles Leben, besonders das der Gesellschaft, gestellt werden könne. Aus dem naturalistischen und relativistischen Chaos strebt man nach dem Absoluten. Es ist da also die Wahrheitsfrage überhaupt, die in den Vordergrund tritt. Und weil man vorläufig die Wahrheit nicht kennt, so ersetzt man sie durch Gewalt. Das ist das offene Geheimnis der Diktatur. Aber es bleibt die Aufgabe dieser Zeit, die Wahrheit zu suchen. Darin besteht der tiefste Sinn der Reaktion. Sie ist „schöpferische Pause".

Das ist aber bloss die eine Seite des Problems der Reaktion. Die andere ist, dass Reaktion nie das letzte Wort bedeutet. Nie gelingt es ihr, das Neue ganz und dauernd zu besiegen. Dieses bedeutet vielmehr das Programm für die kommenden Entwicklungen. Es

behält doch, selbst zeitweilig fast ganz unterdrückt, die Führung. Die nun einmal aufgetauchten neuen Wahrheiten können nicht sterben. Sie wären gar nicht aufgetaucht, wenn sie nicht siegen sollten, obschon vielleicht nicht ganz in der Form, worin sie zuerst erschienen. Schon die Reaktion kann keine einfache Rückkehr zum Alten sein, sie ist als Reaktion ipso facto durch die Aktion durch das, worauf sie reagiert, bestimmt. Sie wird ihm weitgehend Recht geben müssen, und wenn dies auch nur geschähe, damit sie es besser überwinden könne. Und sie wird auf ihrem Wege Kräfte entdecken, die gerade dem Neuen zugute kommen werden. Darum bin ich gewiss, dass aus der gegenwärtigen Pause, die auch Ruhe, Besinnung, Vertiefung bedeutet, mit allem guten Neuen auch die religiös-soziale Bewegung nur gestärkt, mit neuer grösserer Frische und Macht, hervorbrechen wird.

Was sodann den eschatologisch-apokalyptischen Pessimismus betrifft, so erblicke ich darin nicht nur ein konservierendes, sondern auch ein revolutionierendes Moment. Es dient dazu, den Anspruch des Bestehenden zu verzehren und den Sinn für eine neue Welt frei zu machen. Das Nein, das darin liegt, ist ja das gleiche, wie das der religiös-sozialen Bewegung. Es ist eine bedeutsame Tatsache, dass dieses Nein sehr vieler nach ihrem eigenen Bewusstsein streng biblisch frommer Kreise und Bewegungen auch den Kapitalismus und Militarismus, überhaupt unsere ganze Gesellschaftsordnung trifft. Darum erblicke ich auch hier eine Wegbereitung für das Neue, das wir ersehnen. Dieser Gerichtspessimismus hat sein grosses Recht, namentlich eben dann, wenn er nicht bloss einfach der Rechtfertigung des Bestehenden dient, was ja leider auch vorkommt, sondern dieses ehrlich mit in das Gericht hineinzieht. Er bewahrt uns vor einem voreiligen und nicht genügend begründeten Bauen. Wenn das Wehen jenes Geistes beginnt, der der Creator Spiritus ist und ohne den es ja ein wirklich Neues nicht gibt, dann werden auch diese Kreise ausgehen, zu säen und zu bauen. Wir aber, die wir schon heute und für heute aus dem Nein das Ja, das noch stärkere, wenn auch leisere Ja, heraushören und in seiner Kraft arbeiten, wir wollen denen dankbar sein, die uns vor Illusionen und Flachheiten bewahren.

Das alles gilt im höchsten Masse von dem, was ich Paulinismus nenne. Ich erblicke seine Bedeutung eben darin, dass es für das, was das Neue will, tieferen Grund zu schaffen sucht. Der Grund, auf dem allein die religiös-soziale Bewegung stehen und siegen kann, ist Gott. Dass er zu seiner Ehre komme, dass seine Autorität gewaltig und allein giltig in den Mittelpunkt alles Denkens und Tuns trete, ist die Voraussetzung alles dessen, was die religiös-soziale Bewegung will. Denn sie will, sie glaubt Gottes Herrschaft. Gottes Herrschaft aber kann nur kommen, wenn Gott

gilt, er allein. Und nun bin ich gern bereit, in der leidenschaftlichen und fast notwendigerweise einseitigen Geltendmachung dieses Einen, was not tut, den tiefsten Sinn und das Recht besonders derjenigen neuen Theologie, die hier im Mittelpunkt steht, zu erblicken. Darin steht sie durchaus nicht in irgend einem Widerspruch zu dem Grundsinn der religiös-sozialen Bewegung, im Gegenteil: sie führt sozusagen ihr Programm weiter. Der Unterschied besteht nur darin, dass die Losung der Bewegung ein „Vorwärts" war, während die der Barthschen Theologie ein „Halt" bedeutet, ein Halt der Besinnung, der Vertiefung. Den Paulinismus dieser Theologie, besonders der Rechtfertigungslehre, wollen wir gerne von hier aus erklären: er soll gegenüber allem Menschenwerk Gott allein die Ehre geben, und dies wird durch das Sola gratia ausgedrückt. Dazu gesellt sich ein drittes Moment: Die religiös-soziale Bewegung setzt eine bestimmte W a h r h e i t voraus, ohne die sie nicht leben und siegen kann. Wenn Gott wirklich der L e b e n d i g e ist — und ohne den Lebendigen gibt es keinen Sieg über die Welt — so muss s e i n e Welt Wirklichkeit sein, darf nicht der Anspruch der Welt, vielleicht in Form einer bestimmten „Kultur", recht behalten. Damit ist also, um nun dies bedenkliche Wort zu brauchen, eine gewisse T h e o l o g i e gefordert. Diese „Theologie" stand tatsächlich im Hintergrund der religiös-sozialen Bewegung. Es gehörte nun zu deren Methode — und es war, wie ich meine, eine sehr berechtigte, sehr tief begründete — und gehörte zu ihrer besten Originalität, diese Theologie n i c h t o d e r d o c h n i c h t z u f r ü h e i n d e n V o r d e r g r u n d z u s t e l l e n. Es ist dies ein noch wenig begriffener Hauptpunkt an der ganzen religiös-sozialen Kontroverse, über den auch einmal ausführlich geredet werden muss. Aber die Bewegung musste allerdings eines Tages bis zu diesem Punkte vorrücken. Hier hat nun die neue Theologie eingesetzt, und darin besteht wieder, rein prinzipiell gesprochen, ihr Recht. Rein theologisch wird daher die religiös-soziale Bewegung ihr weitgehend zustimmen, besonders ihren Oppositionsstellungen, aber auch ihren Positionen.

Aber nun kann dieses Recht leicht zum Unrecht werden. Ungerecht, sehr ungerecht war vielfach die Polemik gegen die religiös-soziale Bewegung, womit diese Theologie einsetzte. Es war verhängnisvoll, dass die neue Bewegung nicht das Werk der alten weiterführen konnte, ohne diese zu bekämpfen, dadurch in ein falsches Licht zu setzen und teilweise zu lähmen. Damit hat sie sich selbst und einer grossen Sache schwer geschadet. Es war das alles umso unnötiger, als ich glaube sagen zu dürfen, dass die ältere Form der Bewegung durchaus bereit gewesen wäre, die Wahrheit, die der jüngeren anlag, zu hören, und dass sie sich selbst nie als letztes Wort, sondern bloss als einen ersten Stoss aufgefasst und die Notwendigkeit einer Weiterführung dieses Werkes durchaus vor Augen

gehabt hatte. Doch soll davon jetzt nicht weiter geredet werden, es scheint das nun einmal ein Gesetz solcher Entwicklungen zu sein: Alte und Junge, Kronos und die neuen Götter. Das ist freilich die Weise der Welt, in der Gemeinde Christi aber sollte es anders sein, und es wirft ein nur zu bezeichnendes Licht auf das Wesen aller Theologie, dass sie auch dann, wenn sie nur Gottes Ehre wahren will, leicht auf allzumenschliche Wege gerät.

Doch wie gesagt: lassen wir das ruhen; wir gehen alle viel ungöttliche Wege; „wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten." Wir tun ja gerade an dieser Stelle einen Blick in die Tragik der älteren religiös-sozialen Bewegung, die aber weiter darzustellen in diesem Zusammenhang keinen Wert hätte. Nur das sei bemerkt, dass nach meiner Ansicht an dieser Stelle das stärkste Versagen der religiös-sozialen Bewegung im engeren Sinne eingetreten ist, an dieser Stelle ihre tiefsten Mängel liegen und man an dieser Stelle sie suchen muss, nicht in der Theologie — oder, wenn man will, schon in der Theologie, aber nicht in der besonderen Qualität ihrer Theologie, sondern im Fluch der Theologie überhaupt.

Ich habe aber mit diesen letzten Bemerkungen schon einen Hauptpunkt angedeutet, bei dem das sachliche Unrecht der neuen Bewegung beginnt. Es beginnt dann, wenn, um es nun wieder mit flacher Terminologie auszudrücken, das Soziale vom Religiösen getrennt und dieses aus dem lebendigen Kampf um Gott inmitten der Weltarbeit und des Ringens mit den widergöttlichen Weltgewalten zur blossen Theologie wird.

Ich muss ein wenig weiter ausholen, um diesen Hauptpunkt recht klar zu machen und alles Uebrige um ihn zu gruppieren. Auch diese Theologie scheint von der Gefahr der Rechtfertigungslehre bedroht. Die Gefahr besteht vor allem darin, dass diese isoliert, für sich allein genommen wird, mit andern Worten, dass sie losgetrennt wird von dem Zusammenhang, in dem sie allein Recht und Sinn hat: dem Reiche Gottes, nach dessen Gerechtigkeit zu trachten das Erste ist. Es ist nach dem Neuen Testament doch nicht so, dass die Rechtfertigungslehre das Evangelium wäre, sie ist nur eine Beleuchtung des Evangeliums. Das Evangelium ist das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes über Welt, Sünde und Tod, die Erwartung des neuen Himmels und der neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt. In diesem Evangelium ist allerdings das Wort von der Gnade das Evangelium par excellence, das Evangelium im Evangelium, sie ist das Wunder der Wunder desselben, aber sie ist nicht allein das Evangelium. Sobald man sie dazu macht, tritt auch die Verderbnis der Rechtfertigungslehre ein. Diese verleitet dann wirklich zum Quietismus und heiligen Egoismus. Es tritt dann

gerade das ein, was sie verhindern will: dass an die Stelle Gottes der geistliche Profit tritt. Das ist gewiss auch ganz gegen den Sinn des Paulus. Dieser hat übrigens, was man immer wieder vergisst, nicht bloss den Römerbrief und allfällig noch den Galaterbrief geschrieben! Ueberhaupt ist ja Paulus nicht anstelle Jesu zu setzen. Ich muss Jesus und Paulus trennen, so leid es mir eigentlich tut; ich habe dafür allzustarke Gründe. Das ist nur ein anderer Ausdruck für die Gefahr der Rechtfertigungslehre. Im Evangelium Jesu selbst ist die Gnade ein Teil des Ganzen, ganz untheologisch diesem eingeordnet und aus ihm dann hervortretend, wo die lebendige Bewegung der Wahrheit es fordert, bei Paulus ist sie eine Theologie, eine lebendige, gewiss, eine von apostolischer Kraft getragene, aber doch schon eine Theologie, doch schon ein System, doch schon eine religiöse Methode, oder zum mindesten ist sie in Gefahr, das alles zu werden.

Das Gleiche gilt von den zwei andern Punkten, die ich kurz berühren muss. Zur Eigenart dieser Theologie gehört ein gewisser Pessimismus in Bezug auf alle Erwartungen, die an das Weltwesen geknüpft werden könnten und eine grenzenlose Skepsis gegen alles menschliche Tun. In beidem liegt gewiss wieder eine grosse Wahrheit, die ihr Recht haben muss. Es wird gelegentlich nötig sein, diese Wahrheit so stark zu betonen, als ob es keine andere gäbe, und auch wir werden sie manchmal so empfinden und erleben. Aber es muss eine lebendige Wahrheit sein, eine organische Wahrheit, eine Wahrheit, die ihre Zeit und ihren Ort hat. Sie verwandelt sich sofort in einen Irrtum, wenn sie systematisiert, zu einer Theologie, einem Methodismus wird. Denn grundsätzlich gesprochen ist sie doch nur die Hälfte der Wahrheit oder die eine Seite der Wahrheit. Die andere ist, dass es auch eine gewaltige Verheissung von Siegen des Guten gibt, von Erweisungen des Reiches Gottes gegenüber den Gewalten des Bösen, von Taten Gottes, die dem Tun des Menschen antworten, und dass das Tun des Menschen Bedeutung hat für die Sache Gottes und das Kommen seines Reiches. Niemals könnte ich es als eine biblische Wahrheit zugeben, was heute geradezu ein Modewort geworden ist: dass alles Tun des Menschen gerichtet sei. Es gibt auch ein Tun des Menschen, das gesegnet ist, das gottwohlgefällig ist. Gewiss ist das dann nicht ein bloss menschliches Tun, ein Tun des unerlösten Menschen, es ist gleichsam das Tun Gottes im Menschen. Aber ich glaube eben, und spreche damit im Namen der Grundstimmung der ganzen religiös-sozialen Bewegung, besonders aber im Namen Blumhardts, dass es nicht nur einen Abfall von Gott, sondern auch eine Erlösung durch Christus gibt, durch diese Erlösung aber Kräfte in die Welt ergossen sind, die ein Neues schaffen und ein Neues tragen können und wollen,

dass es eine Verheissung des heiligen Geistes gibt, aus der wir schöpfen dürfen. Diesen Teil des Evangeliums, der doch wohl der entscheidende ist, scheint mir der neue Paulinismus zu verkürzen. Wir stossen auch hier auf einen gewissen Gegensatz zwischen Paulus und Jesus. Bei Paulus gibt es etwas wie einen Pessimismus, dem Evangelium ist der Pessimismus so fern, wie der Optimimus: es kennt die furchtbare Macht des Bösen, aber auch die grössere Macht Gottes, und betont nun nicht jene, die sich wohl von selbst versteht, sondern diese, für die es Glauben fordert. Dieser Glaube ist denn wohl auch das Grösste, vielleicht das Einzige, was der Mensch zu leisten hat, wozu der Mensch ermuntert wird. Selbstverständlich ist die Liebe das grösste Gebot, aber die Liebe bedarf des Glaubens, um siegen und den Sieg der Liebe festhalten zu können. Diesem Glauben aber, „der in der Liebe tätig ist", ist eine grosse Verheissung gegeben. Eines Senfkorns gross von ihm soll Berge versetzen, doch ganz gewiss auch Berge sozialen Unrechts und sozialer Not! Das ist die paradoxe und doch so einfache Art des Evangeliums. Paulus bedeutet demgegenüber wieder eine Auslegung des Evangeliums, die ein stets wieder notwendiges Korrektiv gegen moralistische, pelagianische, optimistische, aktivistische Entartung bildet, aber über ihm steht Jesus, steht das Evangelium vom Reiche Gottes in seiner wunderbaren Schlichtheit und Grösse, in seiner wunderbaren Verbindung von Wahrheiten, die sonst zu Gegensätzen auseinandergehen.

Im Evangelium, wie Jesus selbst es verkündigt und vertritt, ist endlich auch das enthalten, was im Paulinismus so leicht auseinander gerät: die engste organische Verbindung des Religiösen und Sozialen — erlauben Sie mir wieder die Verwendung dieser flachen Ausdrücke. Was ich im Zusammenhang mit dem religiös-sozialen Problem der Theologie, die ich im Auge habe, besonders in der Gestalt, wie Barth und Gogarten sie vertreten, vorwerfe, ist ihre Auseinanderreissung des Religiösen und Sozialen und die Entwertung des Sozialen, das zu einer zweitletzten, wenn nicht gar drittletzten Sache wird. Ich bin geneigt, anzunehmen, dass auch diese Männer den Kapitalismus und Militarismus für einen Ausdruck der Gottesferne der Welt betrachten und mit dem neuen Himmel und der neuen Erde die Gerechtigkeit Gottes erwarten, die eine Welt der Liebe und des Friedens bedeutet. Aber sie scheinen das Arbeiten für diese Welt, das Ringen um sie inmitten der Kämpfe, Nöte, Fragen der heutigen Welt für eine sehr nebensächliche, illusorische, vielleicht ziemlich oberflächliche Sache zu halten. Sie wollen Gott vor aller Hineinziehung in weltliche Parteinahme energisch bewahren, betonen sein Ganzanderssein so stark, dass es oft scheinen möchte, als ob sie die Grundtatsache des Evangeliums, dass Gott in Jesus Christus offenbar geworden, aufheben

wollten. Wenn man aber auch bei einem Mann wie Barth, um von andern Führern dieser theologischen Art vollends zu schweigen, gewiss eine tiefe, innere Teilnahme an diesen Problemen voraussetzen darf, wenn man ihre Haltung vielleicht so deuten darf und muss, dass sie jene Arbeit, jenen Kampf, jenes Problem voraussetzen und auch im äusseren Rückzug davon doch innerlich mitten drin stehen, sogar (wir wollen das par excès de justice annehmen) mehr als wir Andern, so beobachten wir bei einem grossen Teil ihres Gefolges, besonders des jungen und jüngsten, bei dem doch diese Voraussetzung nicht zutrifft, eine grosse Kühle den Aufgaben gegenüber, die aus der heutigen Welt uns entgegenschreien. Sie ziehen sich vor ihnen, oft mit vornehmem Lächeln, in das Land der Theologie zurück.

Das halte ich nun für einen schweren Irrtum. Und hier erst gehen wir wirklich auseinander. Ich halte die unmittelbare Verbindung zwischen dem Religiösen und Sozialen für durchaus fundamental und ohne schwere Verkürzung des Evangeliums nicht auflösbar. Wir müssen uns freilich darüber verständigen, wie wir es meinen. Selbstverständlich meinen auch wir nicht, dass wir von dem aus, was wir am Evangelium das „Religiöse" nennen können, sagen wir biblischer: von der Gnade aus, sofort zum Sozialismus oder überhaupt zum Sozialismus gelangen, wohl aber zur Liebe, wohl aber zum Bruder und zur Welt der Liebe und des Bruders. Das ist ja auch bei Paulus deutlich genug; ich habe soeben sein Wort vom Glauben, der in der Liebe tätig ist, angeführt. Aber das Evangelium führt uns noch viel näher daran. Ich erinnere nur an das Gleichnis vom Weltgericht oder vom reichen Mann und armen Lazarus. Auch möchte ich nur nebenbei wenigstens den freilich sehr wichtigen Gesichtspunkt anführen, dass Moses und die Propheten, bei dem dieses Verhältnis offenkundig ist, durch das Evangelium nicht aufgelöst sind. Wenn wir uns aber, um bei diesem zu bleiben, in der Liebe um den Bruder bekümmern, dann kann das doch unmöglich heissen, dass das bloss in Form von Hilfe im einzelnen Falle oder durch Liebestätigkeit geschehen könne oder dürfe. Das wäre ganz sicher, wir werden darin alle einig sein, eine willkürliche und geistlose Auslegung des Evangeliums. Wenn wir den Bruder heute in Ordnungen des sozialen Lebens verstrickt sehen, die ihn verschlingen wollen, denen gegenüber individuelle Liebesübung offenkundig ohnmächtig ist — man denke doch nur an die Lohn-, Arbeits- und Wohnungsfrage — dann ist klar, dass wir uns als Jünger Christi auch dieser Ordnungen annehmen müssen. Das braucht dann noch kein Sozialismus zu sein, gewiss, es sei denn das, was nach dem früher genannten Wort Overbeck den Sozialismus des Neuen Testamentes nennt: Ordnungen der

Liebe, der Gotteskindschaft, der Bruderschaft. Um solche Ordnungen aber wird die Liebe im Glauben ringen. In diesem Sinne gehört das Soziale zum Religiösen genau so, wie die Liebe zum Glauben, die Nächstenliebe zur Gottesliebe gehört. Dass aber in letzter Instanz überhaupt gar keine Trennung besteht und bestehen soll, dass beides, Glauben und Liebe, Ein Gottesdienst ist, das versteht sich unter uns wohl von selbst. Es gehört doch zur göttlichen Eigenart des Evangeliums, dass in ihm der Unterschied von Religion und Moral aufgehoben und das Arbeiten ebenso Gottesdienst ist, wie das Beten. „Du sollst Gott lieben", das ist das erste Gebot. „Das andere aber ist dem gleich: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst." „Was ihr einem der Geringsten unter meinen Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan." Hier auch ist die Kluft zwischen Religiös und Sozial deutlich und für immer geschlossen.

Aber nun ist eben die Notwendigkeit des Sozialen zu betonen. Und da ist nun darauf hinzuweisen, dass dieses im Evangelium sogar voransteht. Wir stiessen, wenn wir diesem Zusammenhang nachgehen könnten, auf eine leuchtende, sonnenhaft verständliche und doch so paradoxe, so wunderbare Grundwahrheit des Neuen Testamentes, wie übrigens der ganzen Bibel: auf das, was wir ihren heiligen Materialismus nennen könnten und was in dem Mittelpunktswort der Bibel und der Menschengeschichte gipfelt: „Das Wort ward Fleisch". Das Religiöse ist für die Bibel so wenig die Hauptsache und das Soziale so wenig ein Zweitletztes, dass sie vielmehr immer wieder das Soziale voranstellt. Ich erinnere wieder, um einen Beweis für viele zu nennen, an das Gleichnis vom Weltgericht. Gerade am Aeusseren soll das Innere sich erproben, an ihm seine Echtheit erweisen. Reine Innerlichkeit, ganz besonders religiöse, ist verdächtig, man versteht den Geist nur an der Materie und Gott nur im Ringen mit der Welt. Nichts ist bequemer und nichts führt leichter in die Heuchelei hinein als „reine Religion". Darum fordert die Bibel von Anfang bis zu Ende die soziale Bewährung des Verhältnisses zu Gott und stellt diese voran. Das ist ein besonders wichtiger Teil ihres Kampfes zwischen Reich Gottes und Religion.

Das alles kann man der neuen Theologie nicht dringlich genug sagen. Sie läuft Gefahr, gerade ihre eigene Mission zu verlieren, wenn sie sich von dem Kampf mit dem sozialen Problem auf die Theologie zurückzieht. Ich will ihr wieder alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie mag für ihren Rückzug zwei Motive haben. Das eine dieser Motive mag das schon angeführte sein, dass sie damit die Ehre Gottes wahren will. Gott allein soll gelten, nicht irgend welches weltliches Tun und wäre es das höchste. Zugegeben, auch das ist eine an ihrem Orte notwendige Wahrheit. Aber wie, wenn es im übrigen Gott selbst gar nicht

so daran gelegen wäre, dass auf d i e s e Weise seine Ehre gewahrt werde? Das scheint mir aber nach seinem eigenen Wort durchaus der Fall zu sein. Er will, dass seine Ehre i m M e n s c h e n zur Erscheinung komme. In der Heiligkeit des Menschen muss Gottes Heiligkeit geehrt werden und zwar besonders in der Heiligkeit des armen, kleinen, bedrückten Menschen. Das ist die Grundwahrheit des Alten Testamentes. Im Neuen aber gilt dies erst recht. Hier kommt die Ehre Gottes dadurch zur Erscheinung, dass sie sich in Jesus selbst verleugnet, eine Kenosis[1]) auf sich nimmt, zu den Armen, den Kranken, den Kindern, den Zöllnern, den Dirnen geht, sich kreuzigen lässt. Wie die Ehre Gottes am Kreuze ihre höchste Offenbarung erfährt, so im menschlichen Tun durch die dienende Liebe; ja, ja nicht durch irgendwelche religiöse Vornehmheit — die ist ganz gegen die Bibel, besonders gegen das Kreuz. Von hier aus erhält auch das soziale Tun seinen Sinn. Wenn Eckhardt bekanntlich erklärt, es müsste einer aus dem siebten Himmel zurück, in den ihn eine Entzückung versetzt hätte, sobald ihm einfiele, dass einer armen Frau ein Süpplein zu bringen sei, so braucht das nur ins Moderne übersetzt zu werden. Wir haben letzthin erfahren, dass es im Aargau Arbeiter gibt, die bei harter Arbeit im Jahr für sich und ihre Familie bloss 1800—2000 Fr. verdienen. Da sage ich nun: wer meinte, es sei wichtiger, dass er sich theologisch vertiefe, als dass er hingehe, um diesen Arbeitern zu helfen, der wäre gewiss ein schlechter Jünger Christi und machte dem Vater nicht Ehre.

Das andere Motiv dieses Rückzuges könnte sein, gerade für einen allertiefsten und allerletzten Kampf mit der Welt, das soziale Uebel inbegriffen, Kraft zu sammeln. Der Rückzug soll also vielleicht nur ein vorläufiger sein. Mit diesem Motiv bin ich wieder von Herzen einverstanden. Nur halte ich den eingeschlagenen Weg — falls er eine allgemeine Methode werden soll — für falsch. Dieser Rückzug muss im Kampfe selbst stattfinden. Ich meine, dass nur im Ringen, Schulter an Schulter, mit den greifbaren, harten, zum Teil ganz materiellen Problemen der heutigen Welt die Macht und Wirklichkeit Gottes, die zu vertreten ja auch das Pathos jener Theologie ist, uns klar und gewiss wird, dass wir nur auf diesem Wege das neue Verständnis der biblischen Wahrheit gewinnen, nur so zu der neuen Gottes- und Christuserkenntnis gelangen, die allein uns helfen kann, während der Rückzug auf die Theologie uns zuletzt in die Leere und in die Gefahren der Leere führen müsste. Und das gilt nicht nur von den Pfarrern, sondern auch von der Gemeinde. Auch ihr wird nie durch eine religiöse Verkündigung, sondern bloss durch die furchtbaren Tatsachen der heutigen Weltlage, besonders der sozialen, Gottes Anspruch, unser Abfall von ihm und die Notwendigkeit der Rückkehr zu ihm klar. Alle Erfahrung bestätigt dies. Es scheint eben doch der Weg zu sein, den Gott selbst uns

[1]) Entleerung.

heute führen will und es wäre Willkür und eigenes Machen, gerade in seinem Namen einen andern gehen zu wollen. Nein, nicht in einer abgezogenen religiösen Vertiefung, die sich von der Weltbewegung innerlich trennt, werden wir die Wahrheit empfangen, die wir brauchen und die Gott uns geben will, sondern in dem Ringen mit der groben, zum Teil sehr materiellen Welt werden wir der Welt Gottes aufs neue inne werden und Offenbarung auf Offenbarung ihrer Wahrheit empfangen. Auf diesem Wege, der scheinbar nach aussen geht, werden wir gerade auch in das innerste Ringen geführt. Auf diese Art mitten in unserer Welt um die Kraft und Wahrheit des Reiches zu kämpfen, aus ihrer Not zu Gott zu schreien, das, glaube ich, bleibt der Weg.

Ich bitte Euch, liebe Freunde von der neuen Theologie, überleget ernsthaft, was ich euch damit sage; ich rede aus der tiefsten Erfahrung meines eigenen Weges.

Die Geschichte gibt mir, meine ich, ebenfalls recht. Denken wir an die Reformation.

Das Beispiel ist umso mehr am Platze, als ja eine Losung der neuen Theologie die Rückkehr zur Wahrheit der Reformation ist, eine Losung, der ich wieder ein grosses Recht zugestehe. Denn wir sollen und können auch in dieser grossen und grössten Sache nicht vorwärts, ohne die Verbindung nach rückwärts zu suchen. Fragen wir uns aber: welches ist der Weg gewesen, auf dem die Bahnbrecher der Reformation zu ihrer neuen Erkenntnis der Wahrheit gelangt sind? Er ist vollkommen deutlich. Sie standen vor der Grundtatsache der Verweltlichung der Christenheit, die sich vor allem in der Verderbnis der Kirche offenbarte und von dort aus das Weltwesen ergriff. Und im Ringen mit dieser Tatsache haben sie Christus neu gefunden, das Wort Gottes neu entdeckt. Theologische Besinnung war gewiss auch dabei, aber sie war ein Zweites und gewiss nicht das Beste ihres Werkes. Wie ist nun heute die Lage? Ist sie nicht ganz ähnlich? Heute steht vor uns die entfesselte Welt mit ihren Ansprüchen und ihr gegenüber eine ohnmächtige, weil selbst verweltlichte, eine aus ihrer Ohnmacht freilich erwachende Christenheit. Anders gesprochen: Heute steht genau da, wo einst das religiöse stand, das soziale Problem, das Problem der Gesellschaft, aber eben so, dass dieses nun zum religiösen wird. Und wie einst Gott der Kirche gegenüber, so muss er heute dem sozialen Problem gegenüber zu Ehren kommen. Das ist heute die von Gott gestellte Aufgabe, das ist, meine ich, heute der Weg der Reformation. Jede Entfernung davon dünkt mich ein Verfehlen des heutigen Auftrages Gottes.

Eine Verständigung darüber mit der neuen Theologie sollte doch nicht unmöglich sein. Ich hoffe, dass es mir gelungen sei, zu zeigen, wo zwischen ihr und uns Uebereinstimmung und wo Gegensatz

besteht. Ich gestehe ihr Recht vollkommen und von Herzen zu, wo sie Klärung, Vertiefung, bessere Grundlegung will, ich anerkenne die Notwendigkeit einer Weiterführung der Bewegung, anerkenne die Richtung, die sie theologisch vertritt, als Wahrheit und als notwendige Voraussetzung einer religiös-sozialen Bewegung, aber ich glaube, dass dieser richtige und notwendige Weg an dem Punkte ein Irrweg wird und auf einen toten Strang gerät, wo er Theologie wird, und das heisst: wo er aus der grossen, von Gott gestellten Aufgabe der Gegenwart herausführt, mit ihr die starke und unmittelbare innere Beziehung verliert. Ich habe gezeigt, dass ich auch den Paulinismus (um von Paulus nicht zu reden) nicht einfach ablehnen, sondern ihn bloss mit dem Jesus Christus der Evangelien in einen andern Zusammenhang bringen möchte. Es ist nicht so, dass ich einfach, um es kurz zu sagen, den Weg der Täufer für den richtigen hielte. Ich bin selber von Calvin ausgegangen und dann von Zwingli stark berührt worden, obschon erst spät, habe mich aber, trotz meiner bekannten, an bestimmten Punkten sehr heftigen Opposition gegen vieles an ihm, auch bemüht, Luthers Wahrheit gerecht zu werden und werde es weiter tun. Mir schwebte immer vor, und ich habe viel Geistesarbeit an dieses Ziel gesetzt, eine Vereinigung dieser in der ganzen Geschichte miteinander ringenden zwei Hauptströmungen in einem neuen Verständnis Christi und des Reiches Gottes. Das Recht der Täufer, das einst zu kurz gekommen ist, was auch eine Schuld der Reformation bedeutet, muss nun erfüllt werden. Aber ich möchte dies nur als eine Fortsetzung und Erfüllung der Reformation verstanden wissen. Und diese wollte und kann ja nie etwas anderes sein, als eine Erneuerung der Christenheit und der Welt. Als den Punkt aber, wo diese Erfüllung einsetzen kann, betrachte ich das Erwachen jener biblischen Hoffnung auf das Reich, die der Reformation gefehlt hat.

In diesem Sinne aber bleibt das religiös-soziale Problem durchaus der Mittelpunkt aller heutigen Probleme, der Ausgangspunkt auch alles Fragens nach Gott. Darum wird die paulinische Reaktion wohl einen vertiefenden Halt auf dem Wege bedeuten können und als solchen wollen wir sie dankbar annehmen, aber dann muss es weiter gehen, auf dem grossen Hauptweg, den doch die religiös-soziale Bewegung andeutet. Aus dem Rückzug muss ein desto entschlossener, gewaltigerer Kampf werden.

Dass dies der Weg sein wird, scheinen mir doch alle grossen Zeichen der Zeit zu beweisen. Wenn wir an die Tatsache denken, die doch wohl nun im Zentrum alles religiösen und theologischen Suchens und Ringens steht: die von uns berührten Auseinandersetzung zwischen dem sogenannten Aktivismus des reformierten Christentums und besonders der angelsächsischen Welt und dem sogenann-

ten Quietismus des Luthertums, so ist an dieser Tatsache das Entscheidende, dass die Auseinandersetzung stattfindet. Und der zweite wesentliche Zug daran ist, dass doch beide Richtungen einen gemeinsamen Boden haben: den Glauben an das Kommen des Reiches in alle Weltwirklichkeiten hinein. Der Unterschied besteht bloss noch darin, dass das Luthertum zurückhaltender ist und das reformierte Christentum zuversichtlicher, aber das Reich ist nun die Losung, das Zentrum des Glaubens, Hoffens und Tuns geworden. Das ist aber das religiös-soziale Problem in seiner tiefsten Fassung.

Diese religiöse Bewegung ist aber bloss die innere Seite der sozialen. Und da meine ich nun, es sei doch augenfällig, dass die sozialen Probleme, die politischen inbegriffen, nur immer mehr in den Mittelpunkt treten, gewiss nur immer mehr die Welt in Bewegung setzen werden. Es müsste alles trügen, sonst wird die gegenwärtige relative Stille wieder durch gewaltige Stürme und Katastrophen abgelöst werden. Und da wird es nun rein unmöglich sein, dass Kirche und Christentum sich ihnen gegenüber in reservierter Entfernung hielten. Das hiesse, sich tot erklären. Es wird vielmehr mit Notwendigkeit zu einem ungeheuren Ringkampf Christi mit dem sozialen Problem kommen. Wir tun gut, uns darauf zu rüsten. Dies bleibt der Weg Gottes zu unserem Geschlecht.

IV.

Verehrte Herren! Wenn auf diese Weise nach meinem Urteil das religiös-soziale Problem trotz den Gegenbewegungen seine ganze Bedeutung behält, ja eine nur immer grössere gewinnen wird, so ist damit nicht gesagt, dass es seine jetzige Gestalt behalten müsse. Im Gegenteil, ich habe ja selbst erklärt, dass die religiös-soziale Bewegung, im weitesten und tiefsten Sinne verstanden, erst in den Anfängen sei und der Fortführung bedürfe und habe angedeutet, auf welcher Linie sich die religiöse Fortbewegung vollziehen müsse. Aber auch die praktische Haltung wird sich mit der veränderten Lage und den neuen Aufgaben stets neu orientieren müssen. Auch in dieser Beziehung kann die religiös-soziale Bewegung heute nicht sein, was sie vor zwanzig Jahren war. Manches, was damals nötig war, ist es heute nicht mehr, dafür ist anderes neu aufgetaucht oder doch in den Vordergrund getreten, was damals entweder gar nicht in Sicht war oder im Hintergrund stand. Welches dürften denn — in diesem besonderen Sinne — die Aufgaben sein, die sich im Angesicht des heutigen Standes der Dinge vor der religiös-sozialen Bewegung erheben und die zu ihrem heutigen Stand gehören?

Wenn ich darüber zum Schlusse noch ein Wort sagen soll, und das ist gewiss notwendig, so darf es natürlich nur noch ein kurzes sein. Sie werden mir gewiss zutrauen, dass es mir nicht schwer

fiele, darüber ausführlich zu reden, wenn die Zeit es erlaubte; aber ich denke, dass in diesem Kreise von Orientierten auch Andeutungen genügen und die andern Referate manches behandeln werden, was in dem meinigen fehlt oder zu kurz kommt.

1. Ich knüpfe mit dem Ersten, was ich hervorheben will, an das soeben Ausgeführte an. Die zentrale Aufgabe der religiös-sozialen Bewegung der Christenheit ist auch nach meiner starken und nicht erst von gestern stammenden Empfindung die Gewinnung jener Kraft, durch die allein der siegreiche Einbruch in die unerlöste Welt der Gesellschaft möglich ist. Dass das Ziel dieses Suchens nicht etwa ein religiöses Kraftbewusstsein sein darf, sondern dass das „Selig sind die geistlich arm sind" und „Meine Kraft ist in der Schwachheit mächtig", seine Geltung behalten muss, brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Auferstehung der Christenheit, das muss, soweit dies ein menschliches Anliegen sein kann, das unsrige sein. Dass der lebendige Gott und seine Welt inmitten der Christenheit wieder eine Macht und Wahrheit wird, besser: die Macht und Wahrheit, das ist gewiss die Voraussetzung jeder religiös-sozialen Bewegung in unserem Sinne. Das Zentrum unseres Ringens muss sein, dass diese Voraussetzung sich erfülle. Dass dieses Ringen sich aber nicht von der sozialen Weltnot entfernen darf, habe ich ja zu zeigen versucht. Auch ist klar, dass es kein Machen sein darf. — In diesem Zusammenhang hat auch speziell theologische Arbeit ihren Wert. Denken wir bloss an die Aufgabe, die Gemeinde wieder zu der alten, neu gewordenen Bibel zu führen! Aber auch das religiöse Denken in engerem Sinne bekommt gerade damit ein neues Recht.

2. Ich bin damit auch schon auf das Zweite gekommen. Es gilt, die Gemeinde für den Glauben an das Reich Gottes für die Erde, als Verheissung und Aufgabe, zu gewinnen und ihr klar zu machen, dass dies der Sinn der Bibel und Geschichte, dass dies Christus ist. Das bedeutet Befreiung von allem religiösen Egoismus, aller falschen Geistigkeit und Innerlichkeit, allem blossen Optimismus und Pessimismus, bedeutet, dass Gott wieder zum wirklichen Herrn wird, und dass in seinem Namen etwas verlangt werden darf, etwas getan werden kann. Das ist es, was uns heute fehlt und das ist der Grundmangel. Wir können heute im Grunde von der Christenheit nichts verlangen, weil Gott ihr nicht genug Wirklichkeit ist, weil er ihr nicht genug Autorität ist und weil sie ihm nicht genug vertraut. Das ist das Zentrum der Not, und in diesem Zentrum muss auch die Wendung einsetzen. Nun ist es gewiss Gottes Sache, seine Wirklichkeit in den Herzen und Gewissen der Menschen, vielleicht auch, in gewissem Sinne, in ihren Köpfen, durchzusetzen, und er wird das gewiss tun, in gewaltigen neuen Gerichten

und Rettungen und durch die Ausgiessung seines Geistes; aber was wir tun können — und wir können als Mitarbeiter Gottes etwas — das muss sich in dieser Richtung bewegen.

3. Zum Dritten muss das religiös-soziale Problem sich in sich selbst immer wieder klären. Ich denke nun aber weniger an jene Auseinandersetzung mit dem Gegner, auch dem Freunde als Gegner und Gegner als Freund, sondern an seine eigenen Probleme. Diese entstehen vor allem auch wieder aus dem Verhältnis zwischen „Religiös" und „Sozial". Wie weit und wie kann und darf man mit der Glaubenswahrheit in die Welt eindringen? Wie weit darf man damit ins Einzelne gehen? Welchen Anspruch darf man damit erheben? Wo hört das Recht des Evangeliums auf und beginnt das Recht der Welt? Wenn man auf die verschiedenen Richtungen der religiös-sozialen Bewegung im engeren Sinne schaut, so scheint gegenwärtig das Verhältnis dieser Richtungen zum Sozialismus im allgemeinen und zu den sozialistischen Parteien im besonderen sie am stärksten zu beschäftigen und sie wohl auch etwa zu trennen.

Eine Lösung dieses Problems kann ich hier höchstens streifen. Es kann nach meiner schon vorhin angedeuteten Meinung keine Rede davon sein, dass eine sich tief genug verstehende religiös-soziale Bewegung sich mit einer sozialen oder sozialistischen Partei und ihrem Programm deckte. Der Einzelne mag in eine solche Partei gehen und mag dafür sogar die tiefsten religiösen Motive haben. Der Weg in eine solche Partei mag sogar unter Umständen ein besonders schweres und bedeutsames Stück der Nachfolge Christi sein. Selbstverständlich handelt es sich dann doch nicht um die Partei als solche, sondern um etwas sehr viel Grösseres. Es wäre hier auf das Moment hinzuweisen, das die vielverkannte Stellung der Religiös-Sozialen zur Sozialdemokratie entscheidend bestimmt hat: es ist das Bewusstsein der Schuld, die die christliche und bürgerliche Welt gegenüber dem Proletariat habe und die es zu tilgen gelte. Wie wenig hat man das verstanden, wie sehr hat man das verkannt! Es ist wahrhaftig nicht eine Kapitulation vor der Sozialdemokratie gewesen! Aber auch mit dem Sozialismus selbst, soweit er ein soziologisches oder kulturelles Programm ist, darf sich die religiös-soziale Bewegung nicht identifizieren, es sei denn, um es noch einmal zu sagen, der Sozialismus des Neuen Testamentes gemeint. Programme darf eine solche Bewegung wohl auch etwa aufstellen, aber sie darf es natürlich nicht in dem Sinne tun, dass diese ein absoluter Ausdruck des Willens Gottes und eine zutreffende Verkörperung des Evangeliums wären, sondern bloss im Sinne einer Veranschaulichung des eigenen Wollens, eines menschlichen Versuches, einer Behandlung gewisser nun einmal vorhande-

nen Aufgaben. Ueber allem sozialen Wollen und Arbeiten im Geiste des Evangeliums müssen ja selbstverständlich dessen oberste Wahrheiten stehen: die Gnade, die Freiheit, besonders die von allem Gesetz. Aus dem Evangelium direkt fliesst nur dreierlei: zum Ersten die Verheissung der Gnade und Rettung Gottes auch für die soziale Welt wie sein Gericht über sie; zum Zweiten die grossen Grundwahrheiten auch alles sozialen Lebens: die verantwortungsvolle und dienende Liebe, der unendliche Wert der Seele, der Anspruch Gottes gegen den Weltanspruch und alles Uebrige dieser Linie; zum Dritten die Pflicht des Ringens mit dieser Welt.

Das allerdings fliesst aus dem Evangelium. Es wäre ein grosser Irrtum, wenn man dagegen anführen wollte, das Evangelium sei kein Gesetz. Das hiesse das Gesetz und die Gnade gröblich missverstehen. Es gibt selbstverständlich feste Ordnungen Gottes, an die keine menschliche Freiheit rühren darf. Dies zu tun wäre Antinomismus, religiöser Libertinismus. Aber die Art, wie wir diesen Ordnungen gehorchen, wie wir sie verwirklichen, steht über dem Gesetz, steht wie alles Tun, im Zeichen des Glaubens und unter der Gnade.

Soweit also ist, meine ich, jeder, der ein Jünger Christi sein will, gebunden und verpflichtet. Ob nun der Sozialismus im Ganzen und Einzelnen ein taugliches Mittel sei, die Verwirklichung jener Prinzipien zu fördern (wobei ich also nicht an den „Sozialismus des Neuen Testamentes" denke), ist einerseits eine Sache der freien religiösen Beurteilung der Zeitbewegung, anderseits eine Sache des politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Urteils. Eine zu starke Bindung des Christentums an den rein gesellschaftlich orientierten Sozialismus wäre auch darum nicht gut, weil es Grösseres, Radikaleres zu leisten, weil es eben jenen „Sozialismus des Neuen Testamentes" zu vertreten hat. Anders gesagt: seine Aufgabe ist, neben dem Ringen um die religiösen, das Suchen der ethischen Grundlagen einer neuen Ordnung. Davon lebt auch der Sozialismus.

4. Es scheint mir, dass diesem Tun heute vor allem zwei Aufgaben durch Gott selbst zugewiesen sind: das ist das Problem des Eigentums und das der Gewalt. Dass diese im Mittelpunkt des heutigen gesellschaftlichen Ringens stehen, brauche ich wohl nicht zu beweisen.

Der Sozialismus und in gewisser Beziehung, freilich auf besonders tragische Weise, noch fast dringlicher der Kommunismus, stellen das Eigentumsproblem mitten in unsere Gesellschaft hinein. Wir gehen hierin ganz sicher gewaltigen Umgestaltungen entgegen. Als zugestanden nehme ich an, dass der Eigentums-Begriff, besser vielleicht: der Eigentums-Geist, der sich in der Epoche der Verweltlichung unter uns herausgebildet und zuletzt zu einer in aller Geschichte unerhörten, apokalyptischen Entfaltung des Egoismus

und Mammonismus geführt hat, dem Geiste Christi schnurstraks und schreiend widersprechen. Hier ist ein gewaltiges Umdenken, Umsinnen nötig, das gegenüber dem römischen und zuletzt rein mammonistischen den Eigentumsbegriff des Alten Testamentes, nach dem alles, was die Erde an Gütern hat, Gott heilig ist, und den des Neuen, wonach alles, was wir haben, auch dem Bruder gehört, wiederherstellen muss. Das bedeutet eine gewaltige Arbeit, die vor allem eine Aufgabe der Gemeinde Christi bildet. Sie erfordert Studium, Nachdenken, aber auch ein neues, tapferes Zeugnis der Verkündigung.

Die zweite Zentralaufgabe dieser Art ist das Gewaltproblem. Unnötig, das zu beweisen. Dieses Problem ist ja fast noch dringlicher als das andere. Denn ich bin allerdings der Meinung, dass von der Art, wie sich die Gemeinde Christi dazu stelle, menschlich gesprochen für sie Sein oder Nichtsein abhänge, wie denn, wieder menschlich gesprochen, davon wohl Sein oder Nichtsein unserer Menschenwelt abhängt. Ich will es ganz einfach sagen: dafür zu kämpfen, dass nicht mehr Krieg sei, den Krieg unbedingt zu verurteilen, ist absolute, gebieterische Pflicht der Gemeinde Christi. Vielleicht sage ich damit Unnötiges, da Sie damit alle selbstverständlich einverstanden sind, aber Sie begreifen wohl, dass ich dieser Aufgabe eine Dringlichkeit zusprechen möchte, die die Gemeinde noch bei weitem nicht begriffen hat und die gerade die neue theologische Generation nicht genügend zu begreifen scheint, sie für sekundär haltend. Nein, sie ist primär, wenn nicht prinzipiell, dem System nach, so doch genetisch und tatsächlich, von uns aus betrachtet, vielmehr von Gott aus betrachtet. Denn sie wird von Gott selbst durch die ungeheuren Nöte und Gefahren der Lage mit ungeheurer Dringlichkeit gestellt: denken Sie nur an den Satanismus des drohenden Gaskrieges, an die Riesengefahr des kommenden Völker-Weltkrieges, der zugleich ein Welt-Bürgerkrieg wäre, ein Krieg der Rassen, Kontinente und ein Krieg der Klassen zugleich. Wenn solchen Dingen gegenüber der bekannteste Vertreter der neuen Theologie erklärt: „Die Kirche wird den Militarismus mit einer energischen und den Pazifismus mit einer freundlichen Geberde abweisen," so muss er uns bald deutlich sagen, was er denn an Stelle des Pazifismus setzen will, den man ihm ja gern preisgeben kann (obschon es gar zu sehr Mode ist, über ihn geringschätzig zu reden), sonst könnte eine solche Aeusserung dazu verleiten, ob dem Eifern für Gottes Gebote in Form von Theologie des lebendigen Gottes offenkundigste Gebote in Form von Wirklichkeit zu vergessen. Vor allem an der Stellung zum Gewaltproblem entscheidet sich heute, was sich einst an der Stellung zum Cäsar entschied: ob die Gemeinde Christi zu Gott gehöre oder zur Welt.

5. Ich habe aber schon angedeutet, dass das Gewaltproblem sich

nicht nur im Völkerkrieg, sondern auch im Klassenkampf darstellt und in dieser Form ebenso furchtbar und gewaltig wie in der andern. Wie soll sich die Gemeinde Christi zum Klassenkampf stellen? Wie soll die religiös-soziale Bewegung dieses Problem lösen?

In Verbindung damit tritt das andere auf, wie wir uns überhaupt zur sozialistischen Arbeiterschaft stellen, zu ihrer Hoffnung, ihrem Kampf, vielleicht auch die Frage, wie es möglich sei, ihr mit der Botschaft von Christus nahe zu kommen.

Ich kann, verehrte Herren, auch auf dieses Teilproblem fast nur hinweisen und es mit all seinem Ernst von neuem in den Mittelpunkt unserer Gedanken stellen. Sicher scheint zweierlei zu sein: Wir dürfen als Träger der sozialen Botschaft des Evangeliums uns ebensowenig in irgendwelche Beschönigungen der Wirklichkeit einlassen und uns mit wohlfeilen Versöhnungsparolen begnügen, als wir zum Klassenkampf in letzter Instanz Ja sagen dürfen. Begreifen, was der Klassenkampf bedeutet, wie er entstanden ist und entsteht, was der Sozialismus Berechtigtes damit meint, gewiss, aber dann müssen wir etwas Besseres, Grösseres zu sagen haben. Das letzte Ziel muss freilich Versöhnung und Friede sein. Aber wie können wir sie vertreten?

Verehrte Herren! Ich will statt des Vielen, das darüber zu sagen wäre, nur das Eine sagen, das mir vor allem anliegt und mir das Eine zu sein scheint, was not ist: Wir müssen das Recht, dies auf eine wahre und wirksame Weise tun zu können, immer noch verdienen. Was ist denn das Grössere und Bessere, was wir bieten können? Heute ist es schwer möglich, dem Arbeiter vom Klassenkampf abzuraten und schwer, ihm von Gott oder Christus zu reden. Wie kann das anders werden?

Ich antworte: nur durch den grossen Umschwung, der in der Gemeinde Christi einsetzt. Darum bekommen die Aufgaben, die ich vorhin genannt habe, das Eigentums- und Kriegsproblem, gerade im Lichte dieser andern eine so grosse Dringlichkeit. Um es noch anders zu sagen: nur das Hervorbrechen von Kräften des Reiches Gottes in der Gemeinde Christi überbietet und besiegt den Klassenkampf, wie es den Völkerkampf bricht. Die Gemeinde Christi muss auf ihre Weise die Aufgaben ergreifen, die im Sozialismus, Kommunismus, Pazifismus, weltlichen Antimilitarismus aufbrechen. Wenn die Welt ihr ernstes und tapferes Ringen mit dem Eigentums- und Gewaltproblem spürt, ja sieht, dann wird sich eine grosse Wendung vollziehen. Dann wird der Arbeiter mit sich über den Klassenkampf reden lassen und begierig sein, von Gott und Christus zu hören. Die Gemeinde wird dann auch in den sozialen Kampf auf rechte Weise als Friedeschaf-

ferin eingreifen können, so wie es die englische Kirche letzthin getan hat und vielleicht sogar besser!

Wir sehen, verehrte Herren, dass auch auf dieser Linie die soziale Bewegung über sich hinausweist, auf eine Erneuerung der tiefsten Wahrheit des Evangeliums. Zu diesem Ziele scheint mir die Bewegung der Welt, wie die der Christenheit zu drängen. Ein neues Hervorbrechen der Welt Gottes mit ihrer Wahrheit, das scheint mir die Verheissung und der Drang zu sein, der in all dieser Not und Gärung waltet. Das soziale Problem zielt auf eine völlige Metanoia, Umkehr, Bekehrung der Christenheit. Die ganze heidnische und schlimmer als heidnische Lebensauffassung und Lebensstimmung muss eine Umkehr erleben, eine Umkehr in der Richtung von Bergpredigt und Kreuz; die ganze sittliche Wahrheit eines lebendigen Christentums, seine ganze Beurteilung der Welt muss gewaltig durchbrechen. Das ist sozusagen die andere Hälfte der „Reformation", der wir entgegengehen und auf die das soziale Problem — worin sein tiefster Sinn besteht — ein Hinweis ist.

Wenn ich dafür einige Stichworte wählen darf, so möchte ich sagen: Die Armut und die Bruderschaft wollen von Christus hier wieder in einer Welt erwachen, die dem Mammon und der Gewalt zu verfallen droht. Mit ihnen geht Hand in Hand die Demut. Mit der Armut, der Bruderschaft und der Demut aber wird auch eine neue Reinheit kommen. Die Gerechtigkeit Gottes will ja in die Welt einbrechen und von ihr aus werden Himmel und Erde neu. Ich möchte als Ausdruck meiner tiefsten Einsicht und Erfahrung sagen: Die Not und Hoffnung der Welt erfüllen sich in einer neuen Nachfolge Christi.

In alledem handelt es sich um Dinge, die an uns liegen, aber um noch grössere, die nicht an uns liegen, die wir nicht machen können, um die wir aber bitten sollen. Es ist aber wichtig, sehr wichtig, dass wir bitten und dass wir wissen, um was wir bitten sollen. So geht das religiös-soziale Problem, geht auch die religiös-soziale Bewegung über in die Bitte um den heiligen Geist!

L. Ragaz.

Die Verkündigung der sozialen Botschaft.

I.

Es ist nicht in unser Belieben gestellt, ob und wie wir die soziale Botschaft des Evangeliums verkündigen. Als Prediger der evangelisch-reformierten Kirche sind wir zu dieser Verkündigung verpflichtet. Wir haben bei unserer Erörterung von dieser Verpflichtung auszugehen. Sie kommt von dort her, wo das Evange-

lium Jesu Christi die Menschheit getroffen hat und wo sie ihren zeugnishaften Niederschlag gefunden hat: vom Neuen Testament. Von dort her ist der Auftrag an die Kirche ergangen, der Welt das zu verkündigen, was als die Frohbotschaft offenbar geworden ist durch Jesus Christus. Nur infolge dieses Auftrages ist die Kirche entstanden. Wir sind die Prediger dieser Kirche und darum stehen wir ganz besonders unter dieser Verpflichtung. Es ist zunächst gar nicht zu untersuchen, wie wir zu diesem Amte in der Kirche gekommen sind. Es genügt, von der Tatsache auszugehen, dass wir nun einmal dieses Amt haben und folglich auch auftragsgemäss es auszurichten verpflichtet sind. Als Prediger dieser Kirche sind wir nicht einfach frei, zu tun, was uns beliebt. Wir sind also nicht Leute, die auf eigene Faust den Gemeinden irgendwelche „Vorträge über Lebensfragen" halten, etwa wie Berliner Schriftsteller und Lebenskünstler unsere Städte von Zeit zu Zeit absuchen und sich da und dort Zirkel von Verehrern und Verehrerinnen sammeln. Wir sind auch nicht Forscher in dem Sinne, dass wir das Ganze des Lebens oder einzelne Lebensgebiete durchsuchen, um daraus dann die besten und nützlichsten Lehren für die Lebensführung zu gewinnen, um immer wieder Neues zu entdecken und Altes geistvoll und überraschend zu verknüpfen. Auch sind wir nicht sogenannte religiöse Produzenten, die die religiösen Bedürfnisse der Konsumenten auf mehr oder weniger einwandfreie Art befriedigen möchten und deshalb auf allerhand unterhaltsame und geistreiche Einfälle kommen, angeregt durch die haufenweise zu Tage geförderten Ergebnisse der Wissenschaft, der Kunst und der Literatur. Wir sind auch keine Vereinspräsidenten, die die Interessen der Vereine, will sagen der Gemeinden zu wahren haben und dafür sorgen müssen, dass vor allem die ganze Organisation „möge wachsen, blühen und gedeihen". Wir sind nichts anderes als B e a u f t r a g t e, die nicht eigene oder fremde Fündlein vorzubringen haben, sondern denen die Botschaft zur Ausrichtung übergeben ist, wie sie uns im Neuen Testament verkündigt ist.

Diese Behaftung auf das Ausrichten der neutestamentlichen Botschaft scheint wohl manchen eine Verengung unserer Verkündigung zu sein, ein Ablehnen aller sonstigen menschlichen Erkenntnisse. Diesem Einwand gegenüber ist nur zu fragen: wie steht es dann, wenn wir den Boden des uns gegebenen Auftrages verlassen, wenn wir noch etwas Anderes sein wollen als die Botschafter eines Herrn, dem wir einfach Gehorsam schuldig sind? Dann gibt es für unsere Verkündigung überhaupt kein Mass mehr. Oder vielmehr, dann ist d e r M e n s c h d a s M a s s mit seinen Einfällen und ist das Wesen der Verkündigung in sein Belieben gestellt. Und doch wird gerade im Evangelium Jesu, das uns zeigt, wie Gott mit dem Menschen handelt, immer die Entscheidung gestellt, ob wir eigentlich Gott als

Herrn anerkennen oder ob wir nach eigenem Belieben unser Leben einrichten wollen. Denn wenn wir nach eigener Ueberlegung, auf eigene Faust, gemäss unserer praktischen Vernunft oder den Ergebnissen der Wissenschaft unsere Verkündigung gestalten und die Botschaft verändern, dann sind es tatsächlich wir selber, die das letzte Wort haben. Dann ist Gott als Herr abgesetzt und es ist ausgeschlossen, dass wir in seinem Namen die Kanzel besteigen und zur Gemeinde reden. Ist der Mensch massgebend, dann ist der Willkür Tür und Tor geöffnet. Woher nehmen wir dann den Mut, mit unsern Meinungen vor die Leute zu treten? Dann hören wir in der Tat auf, eine Kirche zu sein. Dann ist unsere Verkündigung der Tummelplatz von tausend massgeblichen und unmassgeblichen Ratschlägen und Meinungen, von sogenannten Fündlein. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, dass es nicht auch ganz wertvolle Fündlein und sehr einleuchtende Menschenmeinungen gibt. Auch das soll nicht geleugnet werden, dass in manchen menschlichen Errungenschaften der Wille Gottes zum Ausdruck kommen kann. Aber den höchsten Sinn des Willens Gottes erraten und erforschen wir nie durch unsere Einsichten und Schlussfolgerungen. Der wird uns erst offenbar im Evangelium Jesu Christi, wie es uns im Neuen Testament verkündigt wird. Auf diesem Boden allein kann die evangelische Kirche fussen. Darin liegt ihr Existenzrecht. Und es hat sich doch deutlich genug gezeigt, dass gerade auf dieser Beschränkung auf das biblische Wort die Kraft und die Sicherheit der reformatorischen Kirche beruhte, mit der sie es wagen durfte, einer jahrhundertlangen Entwicklung, einer überall und allgemein festsitzenden und anerkannten sogenannten „katholischen“ Kirche entgegenzutreten. Es ist nicht genug zu ermessen, welches Gewicht das Bibelbuch in der Hand der Reformatoren gehabt hat. „Es steht geschrieben!“ Das ist in der Tat durchschlagend. Man kann noch so viel sagen gegen die sogenannte „Buch-Religion“ und gegen den „papierenen Papst“. Jedenfalls lässt sich dann noch viel mehr sagen gegen die Willkür des „allgemeinen Gutfindens“ und gegen die uferlose Verwirrung, die dort entsteht, wo man den Menschen zum Mass aller Dinge werden lässt. Schon dass man in der alten Kirche der sogenannten Tradition neben der Bibel Raum und Recht eingeräumt hat, ist schuld gewesen an verhängnisvollen Beeinträchtigungen und Verkehrungen des Evangeliums. Ich glaube wirklich, dass wir ohne die Grundlage der biblischen Verkündigung mit unserer Verkündigung auf ganz brüchigem Boden stehen, weil wir dann auf das angewiesen sind, was der gescheite Spötter Spitteler den „Vogel auf der allgemeinen Stange“ genannt hat, den Popanz der menschlichen Durchschnittsmeinung.

Auf eine solche Durchschnittsmeinung käme unsere Verkündi-

gung heraus, wenn wir sie nicht von der Bibel her hätten. Und dann würde sie gerade unserer gegenwärtigen Not in keiner Weise genügen. Denn unsere Zeit ist weithin davon überzeugt, dass uns die „Fündlein" und sogar die grossen Errungenschaften der Neuzeit im entscheidenden Moment im Stiche lassen und uns nicht weiterhelfen. Es ist doch ein merkwürdiges Verlangen nach Autorität unter uns erwacht, das gelegentlich der katholischen Kirche zu Gute kommt. Was ist das Anderes als das Eingeständnis, dass wir Menschen uns selbst in der eigentlichen Lebensfrage nicht massgebend sein können! Und es hat doch auch nicht verborgen bleiben können, dass unsere Kirche in dem Masse ihren Einfluss auf die Welt verloren hat, als sie sich von ihrem eigenen und eigentlichen Auftrag abdrängen liess und sich in einer liebedienerischen Anpassungswilligkeit nach dem „Vogel auf der allgemeinen Stange" richtete. Wir sind entwurzelt und den wahrlich nicht leicht zu nehmenden Zeitströmungen rückgratlos ausgeliefert, wenn wir für unsere Verkündigung einen andern Masstab gelten lassen wollten als den der biblischen Verkündigung.

Auch für das Wie unserer heutigen Verkündigung halte ich die biblische Verkündigung für massgebend. Schon aus dem Grunde, weil sich nicht einfach Form und Inhalt des Evangeliums von einander trennen lassen. Das zeigt sich bis hinaus zum sprachlichen Ausdruck. So oft der Versuch gemacht wurde, und so gut er auch gemeint war, den Inhalt des Evangeliums nicht mehr mit den gewohnten Ausdrücken wiederzugeben, sondern in eine moderne Sprache und Begriffswelt zu kleiden, so ungenügend ist dieser Versuch immer wieder gewesen. Man kehrt doch immer wieder, wenn man die Sache erfassen will, zur biblischen Sprache zurück. Und ebenso wird es immer deutlicher, dass das Evangelium, wie es uns im Neuen Testament entgegen tritt, keineswegs nur an den antiken oder asiatischen oder semitischen Menschen gerichtet ist, sondern an den Menschen überhaupt, an den Menschen, wie er als solcher, dem Wesen nach, war und bis auf den heutigen Tag geblieben ist; auch wenn er unterdessen ein europäischer, westlicher, moderner Mensch geworden ist. Das was das Evangelium will, ist nicht nur jenem Menschen verständlich, der in Palmenhainen sitzt, grosse Kamelsherden sein nennt oder als ein Aussätziger auf dem freien Felde umherirrt, sondern ebenso demjenigen, der in einem Bureau sitzt oder in einer Mietskaserne wohnt und zwischen elektrischen Drähten, Transmissionen und Benzinmotoren aufgewachsen ist.

II.

Ganz besonders dringlich scheint mir diese Forderung, die Neutestamentliche Verkündigung für die unsrige massgebend sein zu lassen, wenn von der sozialen Botschaft die Rede ist.

Denn es ist doch einfach zuzugeben, dass diese soziale Botschaft in der Verkündigung unserer Kirche aufs Verhängnisvollste vernachlässigt wurde und noch wird. Das konnte nur daher kommen, dass auch bei behaupteter Bibelgläubigkeit das biblische Evangelium für die eigene Verkündigung nicht in allen Dingen für wegweisend gehalten wurde. Denn die soziale Botschaft des Evangeliums ist nun einmal in unserer Bibel. Hier in der Bibel werden den Armen nicht die Leviten gelesen, sondern wird ihnen die frohe Botschaft verkündigt. Da werden die Bettler und Krüppel und Landstreicher nicht auf der Strasse gelassen, sondern an den festlich gedeckten Tisch gesetzt. Da wird der Reiche in seinem Besitze nicht gehätschelt und geschont, sondern mit der ewigen Qual bedroht. Da singt schon die zarte gebenedeite Jungfrau Maria: „Er stösst die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen, die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässet die Reichen leer." Da wird im Gleichnis vom barmherzigen Samariter unmissverständlich gezeigt, wem ich der Nächste bin. Da stehen die unzweideutigen Worte über den Mammon, und wie sein Dienst mit dem Dienste Gottes unvereinbar sei. Das, was in den Propheten des Alten Bundes von den Armen und den Reichen steht, will ich nur im Vorbeigehen erwähnen. Sich an die biblische Verkündigung halten heisst diese Dinge nicht verschweigen oder dämpfen. Wenn wir das alles aber irgendwie unter den Tisch fallen lassen und diese Texte, will sagen diese Botschaft umgehen, dann verstümmeln wir das Evangelium und verfehlen uns gegen unseren Auftrag. Es ist eigentlich ein vernichtendes Urteil, wenn von uns Predigern gesagt werden muss, dass wir es verstanden hätten, um diese Dinge als um einen heissen Brei herum zugehen, und dass die Gemeinden hin und her im Lande auch das Ihrige dazu beigetragen hätten, dass von diesen Dingen nicht allzuviel laut werde. Nur allzu berechtigt ist die Frage, die man immer wieder hört: Warum man so selten eine Predigt über das Gespräch Jesu mit dem reichen Jüngling höre? Und es beleuchtet weithin die Lage, in der sich unsere Pfarrerschaft und unsere Gemeinden befinden, wenn vor wenig Jahren ein Kirchenrat einen Pfarrer, der von seiner Gemeinde wegen einer Bettagspredigt verklagt wurde, um den Text seiner Predigt fragte. Es war ein „Wehe" aus Jesaia 5. „Aber, Herr Pfarrer, sagte der Kirchenrat, warum nehmen sie auch einen solchen Text, es hat doch in der Bibel so viele schöne Bettagstexte." Ist das nicht schlankweg die Aufforderung, in seiner Verkündigung gewisse Seiten des biblischen Auftrages zu unterschlagen, also das Evangelium zu verstümmeln? Und diese Aufforderung ergeht gar nicht etwa nur von einem einzigen Kirchenrate aus: Sie tritt uns immer wieder aus der Gemeinde entgegen und steht auch in unserem eigenen Herzen auf. Denn das Soziale, das was Besitz und Eigentum, was Geld

und gesellschaftlichen Rang angeht, das ist eine heikle und peinliche Sache. Damit hat man die Leute bald verletzt, vor den Kopf gestossen und zur Kirche hinausgetrieben. Denn diese Dinge sind allzu gegenwärtig, allzu aktuell, sie sind nicht antik und asiatisch, sondern modern und europäisch und erregen alsbald die ganze Aufmerksamkeit der Zuhörer, der Armen und der Reichen. Da hört alsbald das beliebte, angenehme und verschwommene andächtige Hindämmern auf. Man wird zu Entscheidungen gedrängt. Kein Wunder, dass Gemeinde und Pfarrer sich solche peinliche Aufregungen möglichst ersparen. Darum wird die soziale Botschaft des Evangeliums vielfach umgangen. Man getraut sich mit einem merkwürdigen Mute, dies und das wegzulassen. Woher rührt diese Willkür? Davon, dass man das Evangelium, wie es uns im Neuen Testament geboten wird, für uns nicht als verbindlich anerkennt. Etwas anderes ist offensichtlich für uns massgebend. Wenn man es schön ausdrücken will: der „Friede" in der Gemeinde. Wenn man es aber schärfer fassen will, so ist es nichts anderes als die Rücksicht auf die bestehenden Anschauungen und Verhältnisse. Diese sind es, offengestanden, die für unsere kirchliche Verkündigung massgebend sind. Sie sind vielfach unsere Gebieter, ja die Götzen, die wir ängstlich anbeten, und die anzutasten uns ein grösseres Wagnis dünkt, als das Evangelium um seine soziale Botschaft zu bringen. Um dieser bestehenden Verhältnisse willen, oder um eines anwesenden oder meistens nicht anwesenden Herrn Fabrikdirektors oder Obersten willen übergehen wir so oft die klare Sprache der sozialen Botschaft, oder sind wir imstande, Worte Jesu, die uns zu einseitig und verletzend erscheinen, derart zu erklären oder zu frisieren, dass sie das Gegenteil ihres wahren Sinnes sagen. Wissen wir eigentlich was wir da tun? Oder wissen wir es wirklich nicht? Sind wir uns wirklich nicht bewusst, dass wir das Evangelium Jesu Christi einfach nicht vollständig verkündigen? Oder lässt sich etwa mit einigem Rechte behaupten, die soziale Botschaft sei in der Bibel auch nicht wichtig genommen, man könne sie ebensogut auch weglassen? Nein, wo das Wort Jesu verstanden wurde, da hat es sich sofort in sozialer Tat ausgewirkt. Das war beim Zachäus der Fall, der die Hälfte seiner Güter den Armen gibt. Das trifft zu bei der Urgemeinde in Jerusalem, wo „keiner von seinen Güter sagte, dass sie sein seien, sondern sie hatten alles gemeinsam, und man gab einem Jeglichen, was ihm not war". Das zeigte sich in der erstaunlichen Liebestätigkeit der ersten Jahrhunderte. Und wo das Evangelium aufflammte und neues Verständnis weckte, wie etwa zur Reformationszeit, oder wo es in einzelnen Menschen lebendig wurde, da hat es sich immer bewährt als eine Kraft, die sofort auch die sozialen Uebel in Angriff nahm. Also: wenn wir das Evangelium verkündi-

gen wollen, so dürfen wir die soziale Botschaft nicht unterschlagen.

III.

Denn die soziale Botschaft ist vom Evangelium Jesu Christi unzertrennlich. Das gilt für unsere Verkündigung auch nach einer anderen Seite hin. Es muss nämlich nicht nur denen gegenüber gesagt werden, die die soziale Botschaft ganz oder teilweise verschweigen, sondern auch denjenigen gegenüber, die etwas Besonderes und Eigenes aus ihr machen, um sie als etwas Selbständiges, losgelöst vom Evangelium, zu betreiben. Das ist ja an und für sich, als Pendelbewegung nach der andern Seite hin, wohl verständlich. Denn wenn ich sehe, dass man in unserer kirchlichen Verkündigung das Soziale unterschlagen will, und doch eingesehen habe, was für ein Unrecht damit sowohl am Evangelium selber geschieht wie auch an der Gemeinde, der das vorenthalten wird, so werde ich mich doch unwillkürlich auf dieses Soziale werfen. Es liegt mir dann die Versuchung nahe, ein Spezialist in der Verkündigung des Sozialen zu werden. Das Soziale wird mir jederzeit und überall zum Ausgangspunkt. Ich sehe unwillkürlich in Jesus nichts anderes mehr als den ersten Sozialdemokraten und predige mit Nachdruck und fast ausschliesslich über Texte wie den vom reichen Jüngling. Es ist in der Tat die Gefahr vorhanden, aus der sozialen Botschaft eine Spezialität zu machen. Es kann sich hier leicht der Vorgang ereignen, den wir bei der Sektenbildung beobachten. Die Sekten sind doch meistens auf die Weise entstanden, dass irgend eine Wahrheit des Evangeliums, die von der Kirche vernachlässigt worden war, von ihren Entdeckern und Befürwortern derart in den Mittelpunkt gestellt wurde, dass sie ein besonderes System darum herum bauten, etwa um die Erwachsenentaufe, oder um den Sabbat, oder um die nahe Wiederkunft Christi. So etwas Aehnliches kann bei der sozialen Botschaft deswegen auch leicht geschehen, weil die soziale Frage und Not geradezu nach einer solchen Verkündigung schreit. Wie nahe liegt da die Versuchung, das Soziale vom Evangelium loszulösen und wie ein fertiges Heilmittel anzubieten! Dann wird der Sozialismus im Sinne eines selbständigen und eigengesetzlichen „'ismus" entstehen, der eigenes Gewicht hat und als eine eigene Grösse gehandhabt werden will. Es kann dann leicht die Verschiebung eintreten, dass wir nicht mehr die soziale Botschaft des Evangeliums vor uns haben, sondern ein mit allerlei guten und einleuchtenden oder auch zweifelhaften Begründungen versehenes wirtschaftliches und politisches Programm. Allerdings wenn ich das sage, so habe ich die Ueberzeugung, dass die Gefahr einer solchen Loslösung des Sozialen vom Evangelium bei den Theologen nicht so stark ist wie etwa bei den Laien, die es lieben, die soge-

nannten sozialen Pfarrer für sich in Beschlag zu nehmen, ihnen dann aber nur das Soziale abnehmen, während sie an der evangelischen Begründung hartnäckig vorbeihören. Auch dieser Gefahr gegenüber gibt es nichts Besseres als wiederum auf die neutestamentliche Verkündigung hinzuweisen, in der alles Soziale streng verwurzelt ist in der einen, alles umfassenden Tatsache vom Ernst und der Güte Gottes.

Denn wenn die soziale Forderung von dieser Grundtatsache irgendwie entfernt wird und nur als eine rein innerweltliche Angelegenheit begründet und vertreten wird, dann kühlt sie sich in dieser menschlichen Atmosphäre merkwürdig rasch ab. Es geht ihr dann wie so vielen Bewegungen, die in der menschlichen Gesellschaft aufgestossen sind, aber alle irgendwo stecken geblieben sind, weil ihnen der Atem ausging. Denn die soziale Botschaft entspricht eben nicht einfach den menschlichen Instinkten oder den naturhaften Trieben, wenn es auch manchmal auf weite Strecken so erscheint. Sie ist vielmehr eine Forderung, die dem Menschen entgegen tritt und gegen seine Triebe und seinen Willen durchgesetzt werden muss. Von sich aus ist der Mensch nur so lange sozial, als er einen Vorteil davon hat. Aus diesem Grunde erleben wir immer wieder Enttäuschungen, und zwar nicht etwa nur bei den sozialistischen Wählermassen, die im entscheidenden Augenblick die Punkte ihres eigenen Programmes im Stiche lassen können: man vergleiche etwa die Abstimmung über das Frauenstimmrecht in Basel und anderorts. Wer von uns weiss sich in diesem Punkte sattelfest? Denn warum soll ich eigentlich den Andern neben mir gelten lassen, wenn es meinem Interesse zuwiderläuft? Solcher natürlicher Einrede gegenüber müssen wir einfach verstummen, wenn es nicht eine überweltliche Autorität gibt, unter deren Forderungen ich mich einfach zu beugen habe. Ohne diese göttliche Autorität, in deren Macht wir uns fühlen und von deren Güte wir abhängen, steht die soziale Botschaft in der Luft und erscheint als etwas willkürliches. Sie hat, losgelöst vom Evangelium Jesu, keine Lebens- und Durchschlagskraft.

IV.

Darum haben wir zu unserm Ceterum censeo zurückzukehren: wir müssen das ganze Evangelium verkündigen, wie es uns in Christo entgegentritt. Bei ihm ist das Soziale vollständig enthalten und kommt in keiner Weise zu kurz, und bei ihm steht es gerade am rechten Ort. Wir haben an diesem ganzen Evangelium nichts zurechtzurücken oder umzustellen. Wir haben da so wenig etwas abzudämpfen wie überzubetonen. Wir brauchen nichts davon und nichts dazu zutun. Es kann sich nur darum handeln, das eigentliche Evangelium Jesu recht zu verstehen, dann breitet es

sich schon aus nach allen Seiten, auch nach der sozialen Seite unseres Lebens. Es sagt dann von sich aus, aus seinem innersten Wesen heraus, das, was es zu unseren Verhältnissen, zu unseren Zeitströmungen zu sagen hat. Nicht wir haben das Evangelium irgendwie und irgendwo anzupassen, aus Angst, es könnten unsere heutigen Nöte und Anliegen zu kurz kommen. Wir haben nur auf es zu hören und vernehmen dann, wie sehr es gerade zu uns spricht und vor allem, dass es nicht nur dieses oder jenes zu sagen hat, sondern das Entscheidende. Bei gehorsamer Einstellung auf die biblische Botschaft wird uns immer klarer, wie folgerichtig und unerbittlich hier die soziale Forderung ertönt, in die Zeitströmungen hinein und über sie hinaus. Man muss sich nur immer wieder wundern, wie es Zeiten gegeben hat, in denen das überhört und missachtet werden konnte. Und ebenso wundert man sich, dass es Leute gibt, die meinen, das Soziale an der Botschaft Jesu gelte nur für bestimmte Verhältnisse oder besondere Gemeinden. Etwa die soziale Botschaft gehöre nicht auf das Land und zu den Bauern, in den Arbeitervorstädten und Industriegemeinden könne man sie sich schliesslich gefallen lassen. Wobei dann leicht die Auffassung Platz greift, die Einen hätten ganz speziell die soziale Botschaft zu verkündigen, dafür seien die Andern davon dispensiert. Es darf nie zu einer verhängnisvollen Arbeitsteilung kommen, etwa in der Weise, dass zum Beispiel in Aussersihl Professor Ragaz nur für das Soziale, an der Universität aber Professor Brunner nur für den Glauben wirke. Mir scheint gerade diese Auffassung in den Gemeinden viel Verwirrung anzurichten. Sie entwertet das eigentliche Evangelium. Sie zerlegt es in verschiedene Departemente, in das Departement für Soziales und in das Departement des Innern. Natürlich ist das Evangelium für alle Gebiete des Lebens da, aber für alle ungeteilt und ganz. Es darf nie zu einer Partei- oder Standessache werden. Eben das darf nie geschehen, dass die soziale Botschaft zum Anhang des Evangeliums wird, der von den Einen gebraucht und von den Andern beiseite gelassen wird, etwa wie es mit den Anhängen zu den Kirchengesangbüchern geschieht, die am einen Ort gerne und am andern gar nicht benützt werden. Ich sehe zum Beispiel die Bedeutung der Tatsache, dass die schweizerische Predigergesellschaft eine soziale Studienkommission geschaffen hat, nicht etwa darin, dass diese Kommission nun soziale Spezialisten oder spezielle Sozialisten zu erziehen habe, sondern darin, dass sie allen Amtsbrüdern behilflich sei einzusehen, wie das Evangelium Jesu Christi nicht neben andern Seiten auch noch eine soziale habe, sondern wie die soziale Botschaft ursprünglich, wesenhaft und unlöslich mit dem Evangelium verbunden ist und auf keiner einzigen Kanzel verschwiegen werden darf.

Was heisst denn das, dass die soziale Botschaft mit dem Evangelium wesenhaft verbunden und mit ihm eins ist? Schauen wir in das Neue Testament. Dort sehen wir doch wohl alle miteinander das Eine, dass die Menschen vor Gott gerufen werden. Alle Menschen, sowohl die, welche unmittelbar mit Jesus zu tun hatten, als auch diejenigen, die durch die Apostel zum Glauben an Christus gekommen sind, sind von dem Einen erfasst und bezwungen, dass sie es mit Gott dem Schöpfer zu tun haben, der mit ihnen etwas will. Man könnte es wohl doch so formulieren: Das Wesen des Evangeliums besteht darin, dass es die Menschen vor Gott stellt. Zu ihrem tiefsten Schrecken und zu ihrer höchsten Freude. Aber was ereignet sich jedesmal, wenn ein Mensch vor Gott gestellt wird? Er wird zugleich neben die andern Menschen und vor allem neben seine bedrängten Mitmenschen gestellt. Das geschieht nicht erst hintendrein, sondern sogleich. Wir können es sprachlich nicht in einem Worte ausdrücken, dass der Mensch, sobald er es mit Gott zu tun bekommt, es mit seinen Mitmenschen zu tun bekommt, aber im Erlebnis selber ist beides bei einander. Der ganze Ernst und die ganze Wirklichkeit des Vorganges, vor Gottes Angesicht gestellt zu sein, offenbart sich erst recht in der Tatsache, dass vor Gottes Angesicht der Mensch dem Menschen begegnet. Es ist ergreifend, das an Hand der biblischen Verkündigung durchwegs feststellen zu können, wie alle Menschen vor Gott auf die gleiche Linie miteinander gestellt werden. Gerade die Menschen, die doch sonst auf so verschiedenen Stufen stehen und die mit ihrer Verschiedenheit des Standes, des Besitzes, der Begabung und der Moral so wichtig tun. Wenn Gott, der Herr und Vater, verkündigt wird, so fallen die Unterschiede. Das Hohe wird erniedrigt und das Niedrige wird erhöht. Heruntergeholt wird alles, was hoch und erhaben dasteht, und heraufgeholt wird alles, was zerschlagen und erniedrigt die Augen nicht aufzuheben wagt. Heruntergeholt wird der Pharisäer von seiner moralischen Höhe, und heraufgeholt wird der Zöllner aus seiner moralischen Zerknirschung. Der Pharisäer Simon muss herunter und die Sünderin darf herauf. Die Reichen, die in den Opferstock viel einlegten, werden erniedrigt, aber die Witwe mit ihrem Scherflein wird erhöht. Der reiche Mann muss herunter und der arme Lazarus darf herauf. Die zum Abendmahl geladenen Ehrengäste verlieren ihre Ehre, aber die Leute von den Hecken und Zäunen der Landstrasse dürfen herein. Die Weingärtner, die sich etwas darauf zugute tun, den ganzen Tag gearbeitet zu haben, werden auf die gleiche Linie gestellt mit denen, die nur eine Stunde gearbeitet hatten. Ueber das Hohe kommt das Gericht und über das Niedrige die Gnade. Das ist das Evangelium. Gericht und

Gnade kommen aber von dem Einen Gott, der, wie Paulus schreibt, sich aller erbarmen will. Es ist ein mächtiger Bogen, der alle umschliesst. Es ist ein Liebeswille, der sich auf alle richtet und alle nebeneinander haben will als seine Kinder. Man beachte doch auch, was für eine Bedeutung im Evangelium das Wort „alle" hat. Allem Volk soll Heil widerfahren, alle Völker sollen gelehrt werden. Alle kommet her! Alle ermangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten. Aber Er ist für uns alle dahingegeben. Er will sich aller erbarmen. Aber dabei darf auch nicht verschwiegen werden: dieser Gott, vor den wir alle gestellt sind, nimmt sich ganz besonders der Erniedrigten und Beleidigten an. In dieser Beziehung darf man in der Tat von der Einseitigkeit des Evangeliums reden. Die Liebe gehört den Armen. Sie werden selig gepriesen. Die Unterdrückten, die sich nicht selber helfen können, die Witwen und Waisen, die „Elenden", wie sie schon im Alten Testament genannt werden, die Fremdlinge, die Zöllner und Samariter erfreuen sich der ganz besonderen Fürsorge des Allerhöchsten. Die nach menschlichem Urteil Letzten werden die Ersten sein. Aber eben gerade in dem Sinne werden sie alle aus ihren Tiefen herauf- und die Andern von ihren Höhen herabgeholt, damit sie alle Eins seien vor Gott, damit die Unterschiede fallen sollen, mit denen wir uns wichtig zu machen gewohnt sind. Das ist die radikalste Gleichstellung, die vor Gott stattfindet. Da finden wir uns alle beieinander, gebeugt vor Dem, vor dem wir alle schuldig sind, erhoben von Dem, der uns alle in Gnaden annimmt. Diese Botschaft, die uns hier trifft, wo Jesus Christus uns vor Gott stellt, sie erst verkettet die Menschen zu einem Ganzen. Vor diesem Lichte, das uns alle gleicherweise befällt und erglühen macht, müssen alle moralischen und gesellschaftlichen Unterschiede bedeutungslos werden.

VI.

Und hier glaube ich den Punkt zu sehen, wo dieses eigentliche Evangelium seine soziale Botschaft an unsere Gegenwart ausrichten will, und wo wir für unsere Verkündigung die rechte Anweisung erhalten. Denn wenn wir das verkündigen dürfen und müssen, dass wir vor dem Herrn der Welt zusammen gehören, und dass insbesondere die irgendwie Benachteiligten die Ersten sind, auf die Gott schaut, dann ist ja das nichts anderes als die lang ersehnte Antwort auf die Not, die unsere Gegenwart in Atem hält. Unsere Not ist doch ganz ausgesprochen die soziale Not, das heisst, sie besteht darin, dass wir Menschen uns gegenseitig nicht finden. Wir fühlen uns fremd und feindselig gegeneinander. Wir sehen immer nur die Unterschiede, die uns trennen, die Unterschiede der Geburt, der Bildung, des Standes, des Besitzes, der Lebensführung, des Volkes und der Rasse. Wohl versuchen wir immer wieder, Brücken zu

einander zu bauen. Wir sehen ein, dass dieses auseinanderfallende und widerstrebende Leben unser Verderben ist. Wir suchen gerade gegenwärtig leidenschaftlich nach Gemeinschaft. Wie viel erhoffen wir doch für das gegenseitige Näherkommen der Menschen von der räumlichen Annäherung der Völker durch die technisch immer vollkommener und rascher werdenden Verkehrsmittel. Letzthin hat ein Lehrer seiner Klasse die Ueberfliegung des Atlantischen Ozeans durch Lindbergh als eine zweite Kolumbus-Tat bezeichnet und den Schülern begeistert auseinandergesetzt, wie durch solche rasche Verbindungen die Menschen sich besser kennen lernen, und wie dadurch Kriege verunmöglicht würden. Es ist rührend, daraus zu ersehen, wie auch unsere Gebildeten wissen, dass uns vor allem Annäherung, Gemeinschaft nottut. Aber es ist ebenso bemühend, festzustellen, wie wenig man sich in weiten Kreisen bewusst ist, dass technische Annäherung noch lange keine Gemeinschaft und weit davon entfernt ist, die Gegensätze auszugleichen. Auch so manche andere Brücken, die man zu einander bauen möchte, schaffen keine wirkliche Gemeinschaft. Denken wir an die Gruppierungen, die sich im wirtschaftlichen, politischen und religiösen Leben vollziehen, wo der Gesichtspunkt der gemeinsamen Interessen die Menschen zusammen führt. Aber gerade sie beseitigen das Uebel nicht, unter dem wir leiden, sondern sie verschärfen es durch die stramme Festlegung der Grenzen, Unterschiede und Interessen. Auch wenn wir an die Bemühungen denken, die Menschen durch Bildung und Aufklärung, also unter wirklich geistigen Gesichtspunkten zusammen zu bringen und Gemeinschaft zu schaffen, so sehen wir keinen wirklichen Erfolg. Es klafft im entscheidenden Augenblick alles wieder auseinander. Mir scheint, dass wir in unserer Zeit ganz besonders zu spüren bekommen haben, dass die Gemeinschaft tatsächlich ein Problem ist, an dem wir zu Schanden werden trotz aller Organisationen.

Aber ist nun dieser Not gegenüber nicht einzusehen, dass uns das Evangelium auf den eigentlichen Fehler aufmerksam macht? Wir stehen nicht vor Gott. Wir sind uns nicht bewusst, dass er unser Herr ist, dass wir uns vor ihm unbedingt zu beugen haben und mit unserem ganzen Leben ihm verantwortlich sind. Gott ist uns höchstens ein Wort oder eine Idee, aber nicht Wirklichkeit, nicht der Wille, der auf uns und die ganze Welt gerichtet ist. Gott fehlt uns. Darum sieht jeder auf seinen eigenen Weg. Darum pflegt jeder seine eigenen Interessen. Darum fallen wir auseinander. Darum ist die Not eine soziale. Dass wir keine Gemeinschaft haben und wie zwischen hohen Wänden an einander vorbei leben, das ist die direkte Folge davon, dass wir nicht vor Gott stehen. Eine innerweltliche Ueberlegung vermag uns nicht zur Gemeinschaft zusammen zu zwingen. Das kann nur Der tun, der über uns

allen steht und durch sein Gerichts- und Gnadenwort die Scheidewände niederlegt.

VII.

Darum gibt es keine dringlichere Aufforderung an uns, als die, dass das Evangelium Jesu Christi, das die Menschen vor Gott stellt, in seinem ganzen Umfang verkündigt werde. Mit diesem Evangelium haben wir hineinzutreten in die zerrissene, von ihren antisozialen Trieben gequälte und genarrte Gesellschaft. Alles was wir wollen und tun mit unserer Predigt, muss den einen Zweck haben, uns zusammen mit unseren Zuhörern vor die Majestät und Güte Gottes zu stellen, die uns in Jesus Christus bezeugt und beglaubigt sind, und die uns mit unseren Mitmenschen auf Gedeih und Verderb zusammen stellen. Das Wort von Gottes alleiniger Herrschaft und von seiner Liebe, die sich an uns auswirken will, ist in seiner ganzen Bedeutung weiterzugeben. Und zwar unnachsichtlich und unerbittlich, als das, was gilt und als das, woran wir gerichtet oder gerettet werden. Diese Botschaft ist gerade an den Uebelständen unserer Gesellschaft deutlich zu machen. Hier, wo der Wille Gottes nicht geschieht, hier muss er aufgezeigt werden. Denken wir nur einmal an alle die Formen der Armut und der Ungerechtigkeit, wie sie uns in Stadt und Land entgegentreten, wie da die Einen verurteilt sind, auf der untersten Stufe zu leben, ohne Hoffnung je in die Höhe zu kommen, wie da an ungesunden und doch teuren Orten gewohnt wird, wie sich da immer wiederholt die Geschichte von dem armen Lazarus vor der Türe des reichen Mannes, wie die Einen ohnmächtige Mittel sind, von den Andern zu ihren Zwecken gebraucht, wie andererseits das Geld in der Hand eines Einzelnen oder einer Gesellschaft ungeheure Macht verleiht, über Seelen und Leiber der Mitmenschen zu verfügen und sich nach allen Richtungen breit zu machen. Denken wir nur einen Augenblick daran, wie verletzend und aufreizend die Kluft ist zwischen den Gipfeln des Besitzes und den erschütternden Abgründen der Besitzlosigkeit. Hier die Möglichkeit, sich mit Geld die Mühsal des Lebens vom Leibe zu halten, dort die Unmöglichkeit, der Krankheit in der Familie mit den nötigen Mitteln zu begegnen. Dort Ueberlastung durch Arbeit, ein Leben, das mit wenig Ruhepausen im Dienste eines Fremden zugebracht wird, in dessen Vorteil es liegt, die Arbeitskraft möglichst billig zu besitzen. Hier ein arbeitsloses Einkommen von schwindelnder Höhe und ein Reichwerden über Nacht. Und weiter: Dort ein Leben, unbeachtet in einem Winkel, ohne wirkliche Höhepunkte, dort ein Leben im Licht der Ehre und Hochschätzung. Da ein von Liebe und Fürsorge und allen guten Geistern behütetes Leben, und dort ein Mensch, auf den von Jugend auf alle schlimmen Einflüsse losgelassen waren.

Mit diesen Sätzen möchte ich nur andeuten, wie es in Wirklichkeit bei uns aussieht und in welchen Gegensätzen wir drinstecken. Zugleich aber muss ich der Befürchtung Ausdruck geben, dass wir uns im Grossen und Ganzen von diesen furchtbaren Gegensätzen nicht allzusehr beunruhigen lassen.

Diese Ruhe und Unbekümmertheit muss aber heilsam gestört werden, wo das eigentliche Evangelium verkündigt wird. Diese Störung haben wir zu bringen durch das Wort von dem Gericht und der Gnade, durch das Wort, das unbestechlich herunterholt und emporzieht. Diese Wirkung hat aber unsere Verkündigung nur in dem Falle, dass sie nicht als unsere eigene Kundgebung, nicht in unser persönliches Belieben gestellt erscheint, sondern als die Botschaft, die wir höhern Ortes erhalten haben. Erst dann lassen sich die Menschen vor Gott stellen, erschrecken vor der eigenen Zerfahrenheit und freuen sich an der angebotenen Hilfe. Aber wenn sie wirklich als Wort Gottes an sie herankommt, dann wirkt die Verkündigung zugleich aufrüttelnd und erweichend. Aufrüttelnd, indem sie uns erst recht die Not aufdeckt, in der wir uns mit unserer Gemeinschaftslosigkeit befinden. Die Tatsachen der Ungerechtigkeit legen sich uns auf die Seele. Wenn Gott als unser Herr und Vater Wirklichkeit wird, dann wird uns die soziale Ungerechtigkeit unerträglich. Unser gutes Gewissen kommt uns dann abhanden. Alle die beliebten Beschwichtigungen: von dem Weltlauf und dass es nun einmal immer so gewesen sei, und dass die Meisten an ihrer Armut selbst schuld seien, und was sonst an billigen Ausreden auch noch unter uns Pfarrern im Umlauf sind und nie verschwinden wollen, sie alle verfangen nicht mehr. Andere Erwägungen werden mächtig: Der Andere steht nicht unter mir und ich nicht über ihm. Ich selbst bin nicht wert der Güte Gottes. Mein Leben und meine Mittel stehen mir nicht zu meiner willkürlichen Verfügung. Und so beginnt etwas zu schmelzen. Wie wenn eine Stichflamme an das Eisen gehalten wird und das kalte und starre Metall fängt an zu glühen und zu schmelzen und lässt sich in neue Formen bringen, so wird in dem von Gott angeredeten Menschen etwas weich werden. Der Eigentumsbegriff wird erweicht. Das gehört unleugbar zur Wirkung des Evangeliums Jesu. Und das ist der Anfang zur Heilung der sozialen Not. Wo nicht mehr das eigene Haben oberster und alleiniger Grundsatz ist, da lässt sich der Mensch endlich herbei. Er wird hilfsbereit. Da werden die Wände zwischen den Menschen allmählich dünner und durchsichtiger. Da werden die Vorurteile des Standes und des Blutes absterben. Und dann wird auch die Erweichung der Verhältnisse einsetzen, die mit ihrer Starrheit das Bollwerk der ganzen sozialen Not bedeuten. Ja auch an sie wird die Stichflamme des Evangeliums gehalten werden. Das kann nur in dem Sinne ver-

standen werden, dass Menschen, die von der Botschaft Gottes in Bewegung gesetzt und von ihren Höhen heruntergeholt worden sind, ihre Aufgabe darin sehen und ihre ganze Kraft daran setzen, nach andern und gerechtern Formen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens zu suchen. Nicht die Kirche kann das unmittelbar selbst tun. Was sie zu tun hat, das ist, mit ihrer Verkündigung die Flamme zu unterhalten, die das ungöttliche und unsoziale Denken der Menschen schmilzt. Dann werden die organisatorischen, technischen, kaufmännischen Kräfte, an denen es unserer Zeit wahrlich nicht fehlt, nicht mehr auf Unterdrückung und Ausbeutung aus sein, auf den sogenannten kapitalistischen Gewinn, sondern sie werden sich darauf richten, jene Gemeinschaft der Menschen zu ermöglichen, die vor Gottes Angesicht erkannt und befohlen ist. Wir können uns natürlich nicht an Stelle der Fachleute setzen. Aber vielleicht bewirkt unsere Verkündigung bei den Fachleuten eine Erschütterung und Erweichung ihres Fachmännerstolzes, mit dem sie ja auf fast allen Gebieten und besonders auf dem der Volkswirtschaft und vor aller Augen so vielfach versagt haben. Und dadurch, dass auch ihr Fach und ihre Arbeit vor die Verantwortung Gottes gestellt wird, gewinnen sie gerade jene entscheidenden Impulse, die sie über ihre fachmännischen Kurzsichtigkeiten und Verlegenheiten hinauszuführen und ihre fachmännischen Kenntnisse erst fruchtbar zu machen imstande sind. Nicht direkt umgestaltend wird die Kirche eingreifen und eine eigene Sozialpolitik treiben können, aber das kann und muss sie tun: die Menschen vor Gott stellen, dass ihre Gewissen geweckt werden und sie keine Ruhe mehr haben, als bis sie der Ungerechtigkeiten Herr geworden sind.

VIII.

Mit dieser Verkündigung haben wir Prediger der Kirche keinen leichten Auftrag erhalten. Denn gerade die Konzentration auf die Verkündigung erfordert nicht nur die angespannteste Hingabe an das Evangelium Jesu selbst und an die Nöte der Gegenwart, sondern führt in viele Konflikte. Sie müsste aber eine grosse Verheissung haben, wenn sie von der ganzen Kirche erkannt und geübt würde. Solange aber noch innerhalb der kirchlichen Kreise die Meinung vorherrscht, die soziale Botschaft des Evangeliums auszurichten, sei die beliebige Sache von einigen Pfarrern, die durch Herkommen oder Temperament auf das soziale Geleise geraten seien, es sei nur die Liebhaberei oder das Steckenpferd einiger politischer Heissporne, so lange wird die Gesellschaft nicht auf sie hören. Es muss deshalb unser Bemühen sein, die Erkenntnis von der Notwendigkeit unserer Verkündigung der ganzen Gemeinde ans Herz zu legen. Sie darf wirklich nicht die Spezialität einiger Weniger bleiben, die man ja leicht als Sonderlinge ablehnen

kann. Es ist ja auch eigentlich die Gemeinde als solche, die sich um die rechte und volle Verkündigung des Evangeliums bemühen müsste. Sie muss ihrer Aufgabe der Welt gegenüber gerecht werden. Es kann vielleicht manches, was auf der Stockholmer Konferenz gesagt worden ist, als ein Zeichen aufgefasst werden, dass die Christenheit anfängt, ihrer Aufgabe nachzudenken, die ihr mit der sozialen Botschaft des Evangeliums anvertraut ist. Aber wenn wir an unsere eigenen kirchlichen Verhältnisse denken, so zeigen uns doch allerlei Konflikte der letzten Zeit, die zwischen Pfarrern und Gemeinden ausgebrochen sind, dass unser Kirchenvolk unserer eigentlichen Aufgabe vielfach nicht nur verständnislos, sondern auch ablehnend gegenübersteht. Aber was für eine geistige Macht wäre es, wenn wir Prediger alle mit unsern Gemeinden zusammenstünden, erfasst und zeugend von dem Evangelium, das die Menschen nebeneinander stellt als Kinder eines Vaters. Was gäbe das für ein Aufhorchen bei Denen, die in der Tiefe sind und schon alle Hoffnung aufgegeben haben! Und was gäbe es ebenfalls für ein Aufhorchen und Einlenken bei Denen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen! Es würde die erste Liebe erwachen. Wäre es wirklich nicht möglich, dass wir uns alle in der Verkündigung der sozialen Botschaft, also im eigentlichen Evangelium zusammenfänden?

Denn wahrhaftig, es handelt sich doch nicht darum, irgendwelche theologischen oder politischen Spezialitäten zu treiben. Das hätte keine Verheissung und brächte uns nie zusammen. Aber darum handelt es sich, das Evangelium, das uns anvertraut ist, der Welt anzubieten, die es so nötig hat, und der Not zu begegnen, unter der unser Volk leidet. Dieser hilfreiche Angriff auf die Welt — das wollte ich sagen — kann nicht von einem beliebigen Orte her geschehen, er muss von der Mitte aus, vom Evangelium selbst her, erfolgen. S. Dieterle.

Berichte

Der Kurs der schweizerischen Predigergesellschaft in Bad Lauterbach.

Wir haben im allgemeinen wenig Anlass, die Leser der „Neuen Wege“ in unserer Rundschau über kirchliche Konferenzen zu orientieren, denn was in der Regel an solchen Konferenzen besprochen und beschlossen wird, hat wenig zu tun mit jenem Geschehen, auf das wir hier aufmerksam machen möchten. Der Strom dieses Geschehens fliesst ja gewöhnlich an den Kirchen vorbei, und wenn er etwa einmal auch die kirchlichen Kreise mittragen möchte, begegnet er dort meist nur dem Versuche, ihn aufzuhalten oder abzuleiten, wie etwa die Behandlung der Zivildienst- und Abrüstungsfrage in verschiedenen Kirchensynoden gezeigt hat.

Umso mehr freuen wir uns, hier auf eine Konferenz von Pfarrern hinweisen zu können, die sich den grossen Fragen und Problemen unserer Zeit durchaus aufgeschlossen zeigte und die mit ihren Verhandlungen gewiss auch nicht unwesentlich zu deren Klärung beitragen durfte. Es ist dies der dreitägige Kurs, den die Studienkommission der schweizerischen Predigergesellschaft für soziale Arbeit Mitte Juni in Bad Lauterbach veranstaltet hat und der den schweizerischen Pfarrern eine Wegleitung für die Stellungnahme zur sozialen Frage bieten wollte. Schon die Tatsache, dass sich zu dieser Konferenz über hundert Pfarrer einfanden, darf wohl als eine Verheissung betrachtet werden; das Verständnis für die grossen sozialen Probleme unserer Zeit ist unter der schweizerischen Pfarrerschaft offenbar doch erheblich grösser, als man auf Grund gewisser Anzeichen glaubte annehmen zu müssen.

Dass eine solche Konferenz unsere „religiös-soziale" Bewegung in besonderer Weise berührte, liegt auf der Hand; es entsprach auch durchaus dem Sinn der ganzen Veranstaltung, dass durch eines der Referate gerade der heutige Stand des religiös-sozialen Problems beleuchtet wurde. Was uns aber besonders wertvoll war und was auch der ganzen Konferenz ihre besondere Bedeutung gab, ist der Umstand, dass sich hier seit langer Zeit zum ersten Male wieder Vertreter jener beiden Hauptströmungen, in die sich die religiös-soziale Bewegung in der Schweiz gespalten hatte, zu gemeinsamen Verhandlungen zusammenfanden und dass dieses äussere Zusammenkommen in weitem Masse auch zu einem inneren führte. Es ist dies umso höher zu werten, als gerade in der Schweiz die religiös-soziale Bewegung — wenigstens innerhalb der theologischen Kreise — durch jene Spaltung eine fühlbare Lähmung erlitten hatte, die sich bereits auch in einer weithin bemerkbaren Abwendung von den sozialen Problemen äusserte.

Am ersten Verhandlungstag, in dessen Mittelpunkt ein Referat von Prof. Emil Brunner über die soziale Bedeutung des Evangeliums stand, trat zwar diese Bedeutung der Konferenz noch kaum hervor, vielmehr liessen das Referat und die Diskussionsvoten mehr nur gewisse Gegensätze der Auffassungen hervortreten. Dass Prof. Brunner für die ihm gestellte Aufgabe volles Verständnis mitbrachte, darf ja wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Seiner ersten These, dass die soziale Frage nicht von der Welt her an das Evangelium, sondern vom Evangelium her an die Welt gestellt sei, haben sicher alle zugestimmt, spiegelt sich doch diese Tatsache auch in der Entstehungsgeschichte der religiös-sozialen Bewegung, an deren Ausgangspunkt Blumhardt steht, wie im persönlichen Werdegang der meisten ihrer Vertreter. Auch mit seinen weiteren Thesen, dass die soziale Not als Folge unserer Gottlosigkeit betrachtet werden muss und dass die soziale Botschaft des Evangeliums nur im Zusammenhang mit der Kunde von der in Jesus Christus geschehenen göttlichen Erlösungstat zu verstehen sei, hat Brunner sicher der gemeinsamen Ueberzeugung aller Ausdruck gegeben. Die Auffassung der sozialen Botschaft des Evangeliums als Forderung und Ideal einer neuen Gesellschaftsordnung lehnte Brunner als falsch ab, denn „die Hilfe des Evangeliums besteht nicht wesentlich in der Verkündigung eines sittlichen Gesetzes (Ideen, Ideale), sondern in der durch das Wort von Christus dargebotenen Gnade." Für Brunner ist „nicht die Aufstellung eines christlichen Sozialprogramms, sondern die Schaffung des neuen Sozialsubjektes, der Kirche, das Wesentliche." Diese Kirche, auf deren Schaffung für ihn alles ankommt, ist nach seiner Definition „die durch das Wort von Christus wiederhergestellte Gemeinschaft der Menschen", und an sie allein kann, wie Brunner betont, sinnvollerweise die christliche Sozialforderung gerichtet werden. Folgerichtig gipfelten drum die Ausführungen des Referenten in seiner letzten These: „Darum ist das Eine, was jetzt Not tut, die Wiederbelebung der christlichen Kirche als Grundlage einer neuen wirtschaftlichen und politischen Solidarität und darum die Wiedergewinnung einer

wahrhaft christlichen Verkündigung das wichtigste, was unserseits zur Lösung der sozialen Frage geschehen könnte."

Zweifellos hat Prof. Brunner in seinem Referate sehr bedeutsame Gesichtspunkte für die Beurteilung der sozialen Frage aufgestellt und auch eine Fülle trefflicher Einzelbemerkungen geboten. Wenn seine Ausführungen trotzdem starkem Widerspruch begegneten und tatsächlich trotz allen Einverständnisses in sehr Vielem doch zur Entgegnung reizten, so lag das wohl vor allem an der starren Dogmatisierung und Systematisierung, in der gewisse Einsichten vorgelegt wurden. Die Gefahr solcher Dogmatisierung und Systematisierung trat an verschiedenen Punkten hervor, von denen nur einige, uns besonders wichtig scheinende, hier angedeutet werden können. So richtig es ist, dass es vor allem eines neuen „Sozialsubjektes" bedarf, an das die soziale Botschaft des Evangeliums gerichtet werden kann, so ist jene exklusive Bedeutung der Kirche, die Brunner daraus ableitete, doch sehr fragwürdig, zumal nicht immer klar wurde, wie weit Brunner seinen Kirchenbegriff auch bereits auf die konkret vorliegende, offenbar noch nicht „wiederbelebte" Kirche bezogen wissen möchte. Es hätte wohl der Klarheit über diese Kirchenfrage, in die das ganze Referat ausmündete, gedient, wenn Brunner die mehrmals an ihn gerichtete Frage, wie sich diese Kirche, von der er sprach, zur bestehenden Kirche verhalte, beantwortet hätte. Dass die Gefahr gross ist, von diesem Kirchenbegriff aus in einem tatsächlichen „Kurzschluss" auf unsere gegenwärtige Kirche zu schliessen, wird doch da und dort bereits deutlich. Dieselbe Gefahr der Dogmatisierung und Systematisierung richtiger Einsichten scheint sich mir auch dort geltend zu machen, wo Brunner sich gegen alle sozialen Programme, Forderungen und Ideale wandte und betonte, dass die soziale Frage erst „nach der Auferstehung der Toten" eine Lösung finden könne. Wir glauben wiederum nicht blind zu sein für die Wahrheit, die diesem Hinweis auf die Voraussetzung jeglichen Kommens des Gottesreiches zukommt. Bedeutet jene Voraussetzung aber nicht gleichwohl erst das Ende, die Vollendung dieses Kommens? Wird aber durch solche Betonung der letzten Wahrheit nicht das entwertet, was ihr bei aller Bedingtheit durch sie als ein bloss Vorletztes und Vor-vor-letztes vorausgehen muss? Nachdem dieses grosse Wort von der Auferstehung der Toten, das wir nur ganz schüchtern auszusprechen wagen, nachgerade zum theologischen Schlagwort geworden ist und leichthin auch von solchen in den Mund genommen wird, die sich mit jenen freilich nur sehr vorletzten Wahrheiten, die damit erledigt werden sollen, kaum je ernsthaft beschäftigt haben, darf dem an sich berechtigten und notwendigen Hinweis doch entgegengehalten werden, dass nur d e r jene Vollendung überhaupt zu verstehen vermag, der das, was an göttlicher Wahrheit für uns reif geworden ist, in seinem Ernst und seiner Dringlichkeit erkannt hat und den von Gott geforderten Kampf auch dort auf sich nimmt, wo es sich nur um etwas Vorläufiges und Relatives handelt. Und eben d i e s e n Sinn haben für uns jene „Programme" und „Forderungen", gegen die sich Brunner mit besonderer Schärfe gewandt hat. Es kam uns wahrhaftig noch nie in den Sinn, „Programme auf Vorrat", wie er sich ausdrückte, aufzustellen oder überhaupt eigenmächtig „Ideale" zu verkünden, sondern wo wir tatsächlich in diesen Zeiten gewisse Forderungen vertreten oder uns gar zu einem „sozialistischen Programm" bekannt haben, da glaubten wir damit dem zu gehorchen, was uns als das Gebot der Stunde entgegenkam. Es ist auch unsere Ueberzeugung, dass wir nur dann zu jener „wahrhaft christlichen Verkündigung", an der Brunner vor allem gelegen ist, kommen werden, und dass uns nur dann jenes „Wort", das die christliche Kirche neu zu beleben vermag, gegeben werden wird, wenn wir das t u n, was Gott uns schon jetzt als seinen Willen erkennen lässt.

Die Diskussionsvoten, die dem Referate Prof. Brunners folgten, mögen tatsächlich etwas „wild" gewachsen sein, wie der Referent in seinem Schluss-

wort klagte: ich habe sie als eine begreifliche und berechtigte, wenn auch in ihrem Ausdruck nicht sehr glückliche Auflehnung gegen den erwähnten Dogmatismus mit seinen Gefahren und Schwächen verstanden. Missverständnisse und Missdeutungen sind auf beiden Seiten sowohl veranlasst als begangen worden — so dürfte z. B. weder die Anleitung zum „rechten Tun", die der eine geben möchte, als Weisung, nichts zu tun, verstanden, noch der Wille zur Tat, der sich in den andern äussert, als blosses „Stürmen" gedeutet werden — und es schien nach diesem ersten Konferenztage wirklich, als stünden sich zwei Auffassungen in schwer vereinbarem Gegensatz gegenüber, wie man sich denn auch bereits zur Charakterisierung dieses Gegensatzes des „Luthertums" und des „Pelagianismus", des „Quietismus" und „Amerikanismus" bezichtigte.

Mochte man nach diesem Auftakt für den weiteren Verlauf der Konferenz vielleicht allerlei unfruchtbare Auseinandersetzungen erwarten, so brachte der zweite Tag, der unzweifelhaft den Höhepunkt der ganzen Tagung bedeutete und auch den eigentlichen Gewinn derselben zeitigte, eine höchst erfreuliche Wendung. Professor Ragaz sprach in längerem Vortrag über den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems. Da der Vortrag in den „Neuen Wegen" erscheinen wird, kann ich mich mit einer kurzen Skizzierung begnügen. Das religiös-soziale Problem besteht in dem Glauben und der daraus erwachsenden Forderung, dass wie alle Wirklichkeit, so besonders auch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Herrschaft des in Christus offenbarten Gotteswillens unterworfen werden sollen. Als Auffassung der „religiös-sozialen" Bewegung besteht es in einem neuen Verständnis von Bibel und Christentum, das als dessen Kern die Botschaft vom lebendigen Gott und dessen sowohl gekommenen als kommenden Reich betrachtet, und in einer daraus erwachsenden Deutung der Geschichte, die im Sozialismus und der sozialen Gährung ein Gericht über die Christenheit und die Welt und ein Wiederaufleben der alten Christuswahrheit erblickt. Ausdrücklich bezeichnet Ragaz die der Bewegung oft vorgeworfene Identifikation von Sozialismus und Reich Gottes als ein Missverständnis; nie glaubte man, dass menschliches Bemühen das Reich Gottes herbeiführen könnte und nie huldigte man einem Optimismus, der die Macht des Bösen ignorierte. Ragaz suchte sodann zu zeigen, wie weit der religiös-sozialen These ein Erfolg beschieden war. Sie hat die Neuorientierung des religiösen und theologischen Denkens entscheidend bestimmt. Der Gedanke, dass die Religion auch für die Gestaltung des Weltlebens bestimmend sein sollte, darf ja heute als selbstverständlich gelten, wofür auch die Konferenz von Stockholm als Zeichen gewertet werden kann. Auch in der Stellung der sozialistischen Parteien zum Christentum sind wesentliche Aenderungen eingetreten. Der Glaube an das Kommen des Reiches Gottes wird nach Ragaz' Ueberzeugung durch die heutige Lage nicht widerlegt, sondern eher bestärkt. — Freilich sind der religiös-sozialen Denkweise auch neue Widerstände erwachsen. Unter diesen nimmt Ragaz die aus der Bewegung selbst hervorgegangene Barth'sche Theologie und ihre Auswirkungen weitaus am ernstesten. Diese Bewegung vertritt zweifellos eine Wahrheit, die auch von der religiös-sozialen Denkweise anerkannt werden muss, wie überhaupt solche Gegenströmungen aus den Mängeln der ursprünglichen Bewegung ihre Kraft beziehen. Das grosse Recht der Barth'schen Theologie sieht Ragaz hauptsächlich in ihrem Kampf gegen jede Verweltlichungsform des Christentums, besonders auf dem Gebiete der Theologie. Ihr Irrtum aber beginnt dort, wo sie den Kampf gegen die widergöttlichen Mächte, die sich in der heutigen Gesellschaft darstellen, für eine bloss sekundäre Aufgabe, wenn überhaupt eine, erklärt, wo sie das menschliche Tun entwertet, die Hoffnung auf das Kommen des Reiches lähmt und das Ringen darum durch Theologie ersetzt. Die religiös-soziale Bewegung muss, dankbar für alles Vertiefende an dieser und andern Gegenbewegungen, ihr eigenes Werk weiter führen

und hat dafür viel Verheissung. Als Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der religiös-sozialen Bewegung hob Ragaz hervor: die Fortführung der religiösen Linie im Sinne einer fortschreitenden Verstärkung und Vertiefung ihrer stets vorausgesetzten Grundlagen; die Gewinnung der Gemeinde für den Glauben an die Gottesherrschaft mit ihrer Verheissung und Forderung im Sinne der Bibel; die Klärung des Verhältnisses zum Sozialismus und den sozialistischen Parteien, wie der Beziehung zwischen Reich Gottes und Weltarbeit; die Lösung der zwei gottgegebenen Hauptprobleme der Zeit: des Gewalt- und Eigentumproblems; die Erfüllung und Ueberbietung der ethischen Forderung des Sozialismus durch eine neue Entfaltung der Nachfolge Christi. Weil dies alles in erster Linie Gottes Gabe ist, so vollendet sich die religiös-soziale Bewegung, indem sie zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrt: der Bitte um den heiligen Geist!

Ragaz hatte in seinem Vortrag Sinn und Wesen der religiös-sozialen Bewegung tief dargelegt und ihre heutige Lage von einer starken Hoffnung aus beleuchtet. Er hat aber auch in seiner Kritik der Gegenbewegungen das Gemeinsame derart betont, das Recht auf der Gegenseite anerkannt und überhaupt solchen Willen zur Verständigung gezeigt, dass die Antwort von der andern Seite nicht ausbleiben konnte. Diese Antwort wurde von dem kompetentesten Vertreter der Barth'schen Theologie in der Schweiz, von Pfr. Eduard Thurneysen, gegeben, der schon mit seinen ersten Worten alle kleinlichen Aussetzungen an Ragaz's Referat beiseiteschob und mit seinem Votum für alle künftigen Auseinandersetzungen — weit über diese Konferenz hinaus — gleichsam eine neue Atmosphäre geschaffen hat. Wir hoffen, den Lesern der „Neuen Wege" auch dieses Votum in seinem wesentlichen Inhalt vorlegen zu können.

Thurneysen zeigte sich seinerseits stark berührt von dem Adventsgeist, der die Ausführungen Ragaz' erfüllt hatte und fragte, ob sich nicht auch die von ihm vertretene Theologie und Bewegung so verstehen liesse, dass das Licht jener Adventshoffnung, der Ragaz Ausdruck gab, auch auf sie fallen würde. Er schilderte uns, was ihn seinerzeit von der religiös-sozialen Bewegung wegführte, wie unter dem Eindruck des Weltkrieges die sozialistische Ideologie, in der er bis dahin freudig und zuversichtlich gelebt hatte, ihm zerbrochen wurde, wie sich ihm aber andrerseits gerade in jenen Zeiten des Zusammenbruchs und der Enttäuschungen die Bibel neu öffnete. Aus einem neuen Verständnis der Bibel ist ihm seine neue Theologie erwachsen, und das ist ihm nun die entscheidende Frage, ob diese Theologie notwendig von der Wirklichkeit wegführen müsse, wie es den Anschein hatte und wie Ragaz es annimmt. Das grosse Anliegen Ragaz' scheint ihm die Wirklichkeit zu sein, während er selber und seine Freunde im Worte Gottes ihr grosses Anliegen sehen, es aber selber empfinden, dass ihre neue Theologie sich noch nicht wirklichkeitsnahe aussprechen kann. Darf man diese beiden grossen Anliegen nicht mit den beiden Brennpunkten einer Ellipse vergleichen, haben einstweilen nicht beide ihre eigene Bedeutung, bis uns die Zeit geschenkt wird, da die beiden Anliegen zusammenfallen, da die Brennpunkte der Ellipse zum Mittelpunkt eines Kreises werden und aus dem wirklichkeitsnahen Worte Gottes eine neue Reformation hervorgehen wird? Thurneysen glaubte mit vollem Recht, die Worte Ragaz' als eine dargebotene Hand deuten zu dürfen, und diese Hand wollte er ergreifen, — ja, in solcher Erwartung schien er recht eigentlich für diesen einen Tag hergekommen zu sein.

Voll Freude und Dankbarkeit konnte Ragaz seinerseits auf dieses bedeutsame Wort der Verständigung antworten, und wohl alle, die seit Jahren unter dem Gegensatz dieser beiden, aus einer gemeinsamen Wurzel gewachsenen Bewegungen gelitten hatten, standen unter dem Eindruck, eine bedeutungsvolle Stunde erlebt zu haben. Gewiss ist nach dieser Verständigung keine Versöhnungssentimentalität am Platze, — wir stehen noch im Zeichen der Ellipse

und nicht des Kreises, und jeder wird einstweilen seinen Weg weitergehen, aber die kommenden Auseinandersetzungen dürfen doch in einem neuen Geiste geführt werden und drum der Sache, die allen am Herzen liegt, förderlich sein.

Der Nachmittag dieses bedeutsamen Tages brachte erst ein Referat von Pfarrer Frank Thomas aus Genf, dem ich leider nicht beiwohnen konnte, und dann ein solches von Pfarrer Dieterle über dasselbe Thema, die Verkündigung der sozialen Botschaft. Auch dieses Referat können wir den Lesern in den „Neuen Wegen" im Wortlaut bieten. Dieterle betonte gleich eingangs, dass es nicht in unser Belieben gestellt sei, ob und wie wir die soziale Botschaft des Evangeliums verkünden, dass wir Pfarrer vielmehr als solche zu dieser Verkündigung verpflichtet seien. Und zwar haben wir nicht eigene oder fremde Fündlein vorzubringen, sondern jene Botschaft auszurichten, die uns im Neuen Testament verkündigt ist. Halten wir uns aber wirklich an die Bibel, so können wir die soziale Botschaft, die nun einmal in unserer Bibel ist, nicht verschweigen oder dämpfen. Die soziale Botschaft ist aber vom Evangelium Jesu Christi unzertrennlich, drum darf aus der sozialen Verkündigung nicht eine Spezialität gemacht und die soziale Botschaft des Evangeliums nicht in ein wirtschaftliches und politisches Programm verwandelt werden. Losgelöst vom Evangelium Jesu hat die soziale Botschaft keine Lebens- und Durchschlagskraft. Dieterle wendet sich auch gegen die weitverbreitete Auffassung, das Soziale an der Botschaft Jesu gelte nur für bestimmte Verhältnisse oder besondere Gemeinden; die soziale Botschaft ist ursprünglich, wesenhaft und unlöslich mit dem Evangelium verbunden und darf drum auf keiner einzigen Kanzel verschwiegen werden. Das Wesen des Evangeliums besteht darin, dass es die Menschen vor Gott stellt, — eben damit werden sie auch neben die andern Menschen und vor allem neben die bedrängten Mitmenschen gestellt. Vor Gottes Angesicht begegnet der Mensch dem Menschen, vor ihm fallen alle Unterschiede: das Hohe wird erniedrigt, und das Niedrige wird erhöht. In dem von Gott angeredeten Menschen wird etwas weich. Die Erweichung des Eigentumsbegriffs gehört unleugbar zur Wirkung des Evangeliums, und mit ihr setzt auch eine Erweichung der Verhältnisse ein. Nicht direkt umgestaltend wird die Kirche eingreifen und eine eigene Sozialpolitik treiben können, aber das kann und muss sie tun: die Menschen vor Gott stellen, dass ihre Gewissen geweckt werden und sie keine Ruhe mehr haben, als bis sie der Ungerechtigkeiten Herr geworden sind. Solche Verkündigung hätte eine grosse Verheissung, wenn sie von der ganzen Kirche erkannt und geübt würde, und nicht bloss als Spezialität einiger weniger, die man leicht als Sonderlinge ablehnen kann, dastünde.

Der Vortrag Pfarrer Dieterles machte sichtlich tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, und die Anregung, ihn durch Abdruck in den „Neuen Wegen" noch allen Pfarrern zugänglich zu machen, fand freudige Zustimmung.

Der dritte und letzte Verhandlungstag war einem einzelnen Problem aus dem weiten Gebiet der sozialen Frage gewidmet: dem Problem der Arbeitslosigkeit. Es war für uns Pfarrer von besonderem Wert, dass dieses schwere Problem, dessen dringlichem Ernst sich ja wohl keiner entziehen kann, von zwei Männern der wirtschaftlichen Praxis beleuchtet wurde: Nationalrat Sulzer-Schmid sprach vom Standpunkt des Unternehmers und als Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsauffassung über die Arbeitslosigkeit, Dr. Max Weber als Nationalökonom und sozialistischer Gewerkschaftsführer.

Herr Sulzer, der übrigens in der gegebenen Wirtschaftsordnung nichts Unabänderliches sieht, wies vor allem auf die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge hin und leitete die Arbeitslosigkeit aus dem Absatzmangel für die Produkte unserer Exportindustrie ab. Er betonte, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse oft stärker sind, als der Unternehmer, auch der Arbeitgeber ist ja ein Arbeitsuchender, und zwar oft ein erfolglos Suchender. Er bestritt den

vielfach behaupteten Gegensatz zwischen den Interessen des Kapitals und denen der Arbeiter und erwartet von der Erkenntnis des gemeinsamen Interesses beider Teile heilsame Wirkungen. Bedeutsam war sein Bekenntnis, dass er für die Leitung eines industriellen Unternehmens dieselben ethischen Grundsätze anerkenne, die für das Leben des Einzelnen Geltung haben. Dass er aber eine sozialistische Wirtschaftsordnung ablehnte und ihre wirtschaftlichen Aussichten sehr niedrig einschätzte, wird ihm niemand verübelt haben, zumal er sich unter dieser sozialistischen Wirtschaftsordnung offenbar einen riesigen Staatsbetrieb dachte und sein Urteil wesentlich an den unseres Erachtens hiefür sehr wenig geeigneten russischen Verhältnissen und Experimenten gebildet hatte.

Dr. Weber enthüllte uns zunächst als Statistiker die furchtbare Tragweite der Arbeitslosigkeit und liess in ihr tatsächlich nächst dem Kriege die schwerste Krankheit unserer Gesellschaft erkennen. (Den Arbeitslohnverlust durch Streiks berechnete Dr. Weber für die Schweiz pro 1924 auf 2 Millionen, denjenigen durch Arbeitslosigkeit auf 680 Millionen; selbst der riesige, 8 Monate lang andauernde Bergarbeiterstreik in England verursachte nur einen Ausfall von 143 Millionen Arbeitstagen, während die Arbeitslosigkeit in England für das Jahr 1925 einen Ausfall von 400 Millionen Arbeitstagen brachte; in Deutschland bedeutet die Arbeitslosigkeit einen Leerlauf der gesamten Wirtschaft von 12 Prozent, und einen Verlust von 4 Milliarden; in Westeuropa wird die Zahl der Arbeitslosen auf 4—5 Millionen geschätzt, für die ganze Welt auf zirka 10 Millionen; der Weltverlust seit 1920 mag eine Viertelbillion Franken betragen! Welche schweren moralischen Schädigungen zu diesen ungeheuren materiellen Verlusten noch hinzukommen, dürfte uns schon an unseren schweizerischen Verhältnissen klar geworden sein.) Diese Wirtschaftskrisen mit ihrem unermesslichen Schaden entstehen nun aber, wie Dr. Weber darlegte, aus dem Wesen der kapitalistischen Wirtschaft selbst. Die Krisen sind eine periodisch wiederkehrende Erscheinung und stellen einen bestimmten Teil des wirtschaftlichen Kreislaufes dar (Konjunkturzyklus). Letzten Endes wird die wirtschaftliche Wellenbewegung mit ihren Krisen dadurch verursacht, dass der Zweck der kapitalistischen Wirtschaft nicht die Bedarfsdeckung ist, wie in der vorkapitalistischen Wirtschaft, sondern der Erwerb, der Profit. In der Zeit des Aufschwungs werden alle Erwerbsmöglichkeiten ausgenutzt, ohne Rücksicht auf den Bedarf, so dass Produktion und Bedarf einander nicht mehr entsprechen, was zur Stockung, zur Krisis führt. Der Konjunkturzyklus seinerseits setzt eine Wirtschaft mit privatem Kapitalbesitz, d. h. mit freier, privater Verfügungsmöglichkeit über die Produktionsmittel voraus. In Wechselwirkung mit der Anarchie der kapitalistischen Wirtschaft steht das Verhalten des kapitalistisch denkenden Menschen, der durch sein Spekulieren das Auf und Ab des wirtschaftlichen Wellenschlags verschärft. (Merkwürdigerweise nahmen einige Anwesende Anstoss an Webers Behauptung, dass auch jeder Pfarrer schon spekuliert habe, — sei's auch nur bei seiner Wahl der billigsten Kaufgelegenheiten.) Eine Ueberwindung der Wirtschaftskrisen erwartet Dr. Weber nur von einer neuen Wirtschaftsordnung, die die freie private Verfügungsgewalt über den Kapitalbesitz aufheben und durch gemeinwirtschaftliche Regulierung der Kapitalverwendung die Wirtschaft planmässig leiten wird, so dass die Wirtschaft wieder ein Mittel zur Bedarfsdeckung der Menschen werden soll. Das aber ist das Wesen und der Sinn der sozialistischen Wirtschaftsordnung.

Scheinbar lag dieser letzte Verhandlungsgegenstand weitab von den andern. Trat uns aber nicht gerade in dieser konkreten Not das Wesen dieser Welt besonders deutlich vor Augen? Sogar Nationalrat Sulzer, der sich doch auf den Boden der bestehenden Wirtschaftsordnung stellte, sprach von einer Krankheit unserer Gesellschaft, und Dr. Weber zeichnete mit seinen Konjunktur-Tabellen eigentliche Fieberkurven an die Wand, — da wurde uns offenbar, dass es sich beim Problem der Arbeitslosigkeit keineswegs nur um ein

wirtschaftliches Spezialproblem handelt, das durch irgendwelche wirtschaftliche Massnahmen oder technische Neuerungen gelöst werden könnte, sondern um ein eigentliches Weltproblem, das herausgewachsen ist aus einer tiefen Verderbnis dieser Welt, aus jenem Abfall von der ursprünglichen Gottesordnung, von dem die Bibel redet. Ja, die Schöpfung Gottes ist durch diese Wirtschaftsordnung, die notwendig ihre Krisen erzeugt und Millionen Menschen arbeits- und brotlos macht, die sogar den Segen in Fluch und die Ueberernten in Hungersnöte verwandelt und die Geburt eines neuen Menschenkindes als Last und Sorge empfinden lässt, in Frage gestellt. Können und dürfen wir uns aber mit dieser Weltordnung abfinden? Etwa mittels jener frommen Redensarten von der göttlichen Weltregierung und Gottes unerforschlichen Ratschlüssen? Wir könnten es, wenn wir nicht inmitten dieser Welt Gottes Wort vernommen hätten, jenes Wort, das ein eindringlicher Hinweis ist auf jene andere Welt, die Gott ursprünglich geschaffen hat, um die die Propheten mit ihrer Forderung und Verheissung gerungen haben, und die uns in Jesus Christus als neue Wirklichkeit herrlich entgegentritt. Mit dem Glauben an diese uns in Gottes Wort gegebene Welt stellen wir uns in unsere Welt des Abfalls, des Fluchs und der Not hinein, in der Zuversicht, dass dieser Glaube, wenn er echt und lebendig ist, sich auch heute noch als den Sieg, der diese Welt überwindet, erweisen muss. Der Konferenz in Bad Lauterbach aber sind wir dankbar, dass sie uns jenes Wort Gottes, aus dem solcher Glaube fliesst, klar und lebendig vor Augen stellte und uns jene Weltwirklichkeit, an der es sich bezeugen muss, in neuem Ernste erkennen liess. R. Lejeune.

Die Mütterwoche in Bendeli (Toggenburg).[1])

„So viel Schönes hat mir mein ganzes bisheriges Leben nicht gebracht, wie diese eine Bendeliwoche," sagte mir eine Mutter, als wir uns verabschiedeten voneinander. „Jetzt werd ich mein Bürdelein wieder leichter tragen," fügte sie mit Tränen in den Augen hinzu.

Wir waren unser 22 Mütter — ganz verschiedener Art —, die einen mit leichtern, etliche mit schweren Bürden, frohe und müde Gesichter. Wir alle spüren einen grossen Dank in uns, denn wir haben es empfunden: Ueber unserer diesjährigen, der dritten Mütterwoche, waltete ein grosser Segen. Sie hat in manch gedrücktes, freudearmes Herz wieder Mut und Hoffnung getragen. Unser Bendeli hat vor allem ein Band von Liebe, von gegenseitigem Vertrauen, von wahrem schwesterlichen Sinn geflochten. Es hat in uns den Glauben gestärkt, dass alle diese guten Kräfte einst die ganze Welt gewinnen müssen und auch gewinnen werden.

Dazu hat Frau Dr. Tschulok sehr viel beigetragen. Sie lehrte uns das Leben Vera Figners, einer russischen Revolutionärin, kennen. Gewaltig wirkte auf uns ihr unerschütterlicher Opfersinn für ihre durch das brutale Zarentum geknechteten Mitmenschen, ihre unverbrüchliche Treue und ihr Glaube an ihre Sache — den auch die zweiundzwanzigjährige Gefangenschaft in der Schlüsselburg nicht zu beugen vermochte. „O, dass doch bald dein Feuer brennte ..." sangen wir, nachdem uns Frau Dr. Tschulok zum letzten Mal erzählt hatte. Wir haben viel gesungen, aber uns ist kein anderes Lied wie dieses so zum Ausdruck unseres innersten Bittens geworden.

Und dieses einigende Feuerlein hat auch in uns geflackert die ganze Woche hindurch: auf unsern frohen Spaziergängen an buschigem Buchenlaub und dunklen Tannen, an bunten Sonnenrainlein und saftigen Weiden vorbei — in der heimeligen Stube, wenn wir, aufmerksamer als landläufige Schüler, begierig aufnahmen, was uns unser prächtiges Lehrmeisterlein, Schwester Mathilde, über Krankenpflege erzählte — am langen, blumengeschmückten Tisch, wo liebe Hände uns ohne unsere Hilfe die Mahlzeit zube-

[1]) Für die letzte Nummer aus Versehen leider weggefallen. D. Red.

reitet hatten. Und dieses Feuerlein wurde genährt, wenn Frau Ragaz ein Gedicht vorlas, das irgendwie tief und klar ausdrückte, was wir unvollkommen fühlten, oder wenn wir an der Auffahrt mit vielen Frauen der Umgegend darüber nachdachten, wie Mann und Frau sich gegenseitig helfen können als zwei wahre Freunde.[1])

Ein richtiges, grosses Feuer hat uns die Mädchenschar, die gleichzeitig zur Erholung im Bendeli weilte, am letzten Abend oben am Wiesenhang angezündet. Da wurden uns sein mächtig Lodern, seine sprühenden Funken zum Sinnbild für unser Wollen. Und jetzt leuchtet es weiter in einem jeden von uns, die wir wieder an unserer Arbeit stehen.

Und du, Mutter, die du nicht unter uns warst, willst du nicht auch das nächste Jahr mitkommen? Vielleicht kannst du noch ein anderes bedrängtes Mütterlein mitbringen. Wir freuen uns auf euch. Martha Früh.

(Frau Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, gibt gerne nähere Angaben über die jedes Frühjahr stattfindende Mütterwoche.)

Arbeit und Bildung.

Sommer 1927.

Unser „Sommersemester" ist mehr in der Stille verlaufen. Wir haben von einem Zentralkurs abgesehen, weil wir im Winter zwei solche, und zwar sehr belebte, gehabt hatten. Aber das „Semester" ist deswegen nicht weniger wertvoll gewesen. Frau Dr. Meli verstand es, auf ausgezeichnet lebendige und tiefe Art in Tolstoi und Dostojewsky und damit in den russischen Geist einzuführen. Nicht weniger trefflich war Herr Dr. Kauffungens Einführung in das Leben und Walten der Natur. Es war das, was wir in „Arbeit und Bildung" besonders erstreben: eine Anleitung, an die lebendige Natur selbst, ihren Reichtum und ihr Geheimnis heranzukommen. Eine Wanderung durch das Reich der Natur, vom Stein bis zum Menschen, bot dafür den Leitfaden. Die Wissenschaft war Dienerin des Lebens, nicht Herrin. Herr Dr. Hilfikers Gegenstand war das Familienrecht, soweit es von jedermann gekannt werden sollte. Er verstand, den Kursteilnehmern mit grosser Klarheit und Wärme diese Fragen nahe zu bringen.

Während diese Kurse sich einer regen und zahlreichen Teilnahme erfreuten, vermochte der speziell für Frauen berechnete über „Drei berühmte Frauen" (Catharina von Siena, Elisabeth von Thüringen und Elisabeth Fry) nicht die gewünschte Anziehungskraft auszuüben, woran weder der Stoff, noch die Leiterin (Frau Cl. Ragaz), sondern zum Teil die äusseren Umstände, zum Teil die geistige und soziale Lage der in Betracht kommenden Frauenkreise die Schuld trägt. Desto gelungener war die „Mütterwoche im Bendeli", für die auf den besonderen Bericht verwiesen sei. Die Musikabende von Frl. Widmer hatten hauptsächlich Bach und Beethoven zum Inhalt, boten wieder viel des Schönen und Grossen und wiesen einen eher steigenden Besuch auf, während die Singabende sich erst noch ihr Land erobern müssen. Die Johannesbriefe wussten wieder viele anzuziehen und entfalteten die Fülle und Gewalt ihres Inhalts von Abend zu Abend mehr. Ein „Kreuz" bedeuten gerade für diese Abende die Aussprachen, die selten das sind, was sie sein sollten und könnten. Die Monatsabende über Amerika, Russland und England, Paneuropa und die Genfer Wirtschaftskonferenz gelangen recht gut, besonders der über Amerika, an dem ein Amerikaner selbst, Roger Baldwin, über die geistige und soziale Lage in den Vereinigten Staaten unter den uns besonders interessierenden Gesichtspunkten berichtete. Eine Schlussfeier endlich, die auf der Baldern abzuhalten das

[1]) Den, wie die Teilnehmerinnen bezeugen, vortrefflichen Vortrag darüber hielt Sekundarlehrer Georg Früh in Wila. D. Red.

Wetter nicht erlaubte, gestaltete sich im „Heim“ besonders infolge der Anwesenheit einiger Gäste aus Deutschland und Oesterreich sehr reich und schön.

Alles in allem war es gewiss wieder ein guter Sommer. Aber wir müssen immer weiter kommen; noch stehen wir bloss im ersten Teil des Weges.

Rundschau

Zur Chronik. Im Vordergrund stehen augenblicklich die Wiener Ereignisse. Ihre Entstehung ist wohl nur dem Oesterreicher ganz verständlich. Die Hauptursache dieses für die Meisten ganz unerwarteten Ausbruchs scheint die in der letzten Zeit stark gewachsene Spannung zwischen den sozialistischen und den reaktionären Elementen gewesen zu sein. Es muss hervorgehoben werden, dass unter diesen die hakenkreuzlerischen (d. h. alldeutschen) Studenten eine besonders schlimme Rolle gespielt haben. Die ganz unzweifelhafte Tatsache, dass, die selbstverständlichen paar Ausnahmen abgerechnet, die Universitäten Europas, von den Camelots du roi in Paris über die für Daudet und Mussolini schwärmenden akademischen Jünglinge der welschen und deutschen Schweiz und ihren für Hitler begeisterten Gesinnungsgenossen in München bis zu jenen Wiener Radaustudenten die Universitäten Europas der Hauptsitz reaktionärer Geistesroheit geworden sind, kann nicht genug bedacht werden. Das dürfte auch von gewissen Personen und Parteien überlegt werden, denen man das eigentlich nicht erst sollte zumuten müssen! Das Schattendorfer Urteil — ein Seitenstück zu dem im Worowsky-Prozess zu Lausanne gefällten — war offenbar nur ein Anlass für die Explosion dieser Spannung. Dass hier ein Justizmord schlimmster Sorte vorlag, ist ausser Zweifel. Und es sind ihm eine Reihe anderer vorausgegangen. Die Empörung darüber war berechtigt genug und, verglichen mit deutscher und schweizerischer Apathie, ein gutes Zeichen.

Aber nun hat sich diese Empörung durch die Art, wie sie sich geäussert, selbst aufs schwerste ins Unrecht gesetzt. Hundert Tote und tausend zum Teil schwer Verwundete, der Justizpalast in Trümmern, die Welt aufgeregt, Oesterreich verstört, in der Existenz bedroht! Daran, dass es so gekommen ist, scheinen doch die Führer der österreichischen Sozialdemokratie auch eine Schuld zu haben. Sie hätten wohl einen solchen Ausbruch voraussehen und dafür sorgen sollen, dass die Empörung einen andern Ausdruck gefunden hätte. Wo man so sehr die Macht in den Händen hat, wie die Sozialdemokratie in Wien, da verfügt man über Mittel, sich zu wehren ohne Barrikaden, verbrannte Justizpaläste, hundert Tote und tausend Verletzte. Weitaus den grössten Teil der Schuld aber an der furchtbaren Steigerung, den das, was unsprünglich bloss als Demonstration gedacht war, binnen kurzem erfuhr, scheint das blindwütende Dreinfahren der Polizei zu tragen. Auch das ist ein Kapitel zum Nachdenken! Jedenfalls kommt die „Sühne“ für Schattendorf die österreichische Arbeiterschaft etwas teuer zu stehen. Diese ganze Wendung ist um so schlimmer, als die österreichische Sozialdemokratie über eine ungewöhnlich gute und gescheite Leitung verfügt und die Erfolge der sozialistischen Verwaltung von Wien den Stolz des ganzen Sozialismus bildeten. Nun wird man überall gerade auf Wien hinweisen und sagen: „Sehet, so kommt es, wo die Roten regieren und alle Bande von Gesetz und Ordnung sich lockern.“ An den blutigen Flammen dieser Wiener Julirevolte wird die Reaktion der ganzen Welt ihre Waffen schärfen.

Der Sozialismus der ganzen Welt aber sollte umgekehrt daraus lernen, dass er sich nicht genug vor aller Demagogie hüten kann. Wie leicht wächst diese lebendig gewordene Puppe denen, die sie gehätschelt haben, über den Kopf! Sozialismus muss Erziehung zur Verantwortlichkeit sein.

Eine sehr geschickte Taktik der sozialdemokratischen Führerschaft scheint die Ablenkung der Erregung der Arbeiterschaft auf einen Generalstreik gewesen zu sein. Dagegen muss bei diesem Anlass die wichtige Frage aufgeworfen werden, ob militärische oder halbmilitärische Organisationen der Arbeiterschaft, wie der „republikanische Schutzbund", dem in Deutschland das „Reichsbanner" entspricht, auf die Länge nicht stets zu ihren Ungunsten ausschlagen. Eine mächtige Arbeiterschaft ist durch andere Waffen viel stärker.

Im übrigen lehrt das Ereignis wieder die Wahrheit des Wortes:

„Wehe, wenn sich in dem Schoss der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft."

Diese grossen Städte sind Vulkane; ein verhältnismässig kleiner Anlass kann sie zum Ausbruch bringen. Und dann kommt all das „lichtscheue Gesindel", das im Untergrund der Gesellschaft haust (eine Frucht ihrer Sünden!), aus seinem Schlupfwinkel hervor, alle Laster, Verbrechen, wilden Rachegelüste wittern ihre Stunde. Das in Wien Geschehene bildet darum in jeder Beziehung ein furchtbares Memento. Was wartet nicht in unserer heutigen Grosstadtwelt, die selbst nur der Spiegel ist einer Welt voll Unrecht, Not und Entartung, auf den Tag des Ausbruchs!

Ein betrübendes Zeichen bleibt auch, dass nun die Lex Boncour, das heisst die neue französische Kriegsorganisation, in Kraft getreten ist und dass sie den Namen eines sozialistischen Führers trägt. Ich habe volles Verständnis für die französische Angst vor einem deutschen Revanchekrieg, mit einer neuen und dann nicht mehr gut zu machenden Verwüstung Frankreichs, und halte es für ein übles Zeichen, dass ein so grosser Teil des deutschen Volkes sich der so offenkundig unwahren Phrase von der vollkommenen deutschen Abrüstung und Wehrlosigkeit bedient (während das Ausland genau weiss, wie gewaltig schon heute das heimlich gerüstete Deutschland wieder ist) — dennoch ist dieses französische Wehrgesetz eine ganz schwere Niederlage für den Friedensgedanken und den Sozialismus zugleich. Was diesen betrifft, so ist betrübend, wie wenig sozialistischen Antimilitarismus die Verhandlungen des sozialistischen Parteitages atmen. (Vgl. Le Populaire, 27. und 28. Juni.) Das Parteivolk allerdings soll anders denken, aber den Gewinn davon haben offenbar die Kommunisten, womit dem Frieden nicht geholfen ist. Die Wurzel des Uebels scheint hier wie in Deutschland die Tatsache zu sein, dass die sozialistischen Führer durch ihre Haltung während des Krieges — mag diese nun mehr oder weniger tragisches Recht gehabt haben — in ihrer Widerstandskraft gegen den Militarismus gelähmt sind. Bei uns spielt der bolschewistische Abfall vom Sozialismus ja die gleiche Rolle. Nur eine rasche, zu grundsätzlichem Antimilitarismus oder, wenn man lieber will, tief verstandenem Pazifismus führende Neuerhebung sozialistischen Geistes kann hier Hilfe schaffen.

Eine solche Erhebung konnte man am Parteitag der deutschen Sozialdemokratie so wenig spüren als an dem der französischen. Dass man mit der Eroberung der politischen Macht noch nicht den Sozialismus verwirklicht, sollte man in den letzten dreizehn Jahren schon gelernt haben, wenn man des Lernens noch fähig ist. Man verwirklicht den Sozialismus nicht durch die Gewinnung der politischen Macht, sondern bloss durch den — Sozialismus.

Das könnte man zum Beispiel auch von den russischen Entwicklungen lernen. Dort scheint die Krise des Bolschewismus unaufhörlich weiter zu gehen. Durch seinen neu aufgenommenen Terror (der immer ein Zeichen der Schwäche ist: „Wir verstehen," schreibt Engels am 4. September 1870 an Marx, „[unter Schreckensherrschaft] die Herrschaft von Leuten, die Schrecken einflössen — umgekehrt, es ist die Herrschaft von Leuten, die selbst erschrocken sind") gräbt er sich nur selbst sein Grab. Er wird wohl

vor allem an seiner Ursünde: der nicht sozialistisch, sondern demagogisch orientierten Landverteilung an die Bauern, zu Falle kommen — wie es die Nemesis verlangt. In China hat er gleichzeitig eine gewaltige Niederlage auf dem andern Schauplatz der „Weltrevolution" erlitten. Denn mit dem „Kommunismus" scheint es dort gute Weile zu haben!

Nennen wir noch die endgiltige Annahme des Gesetzes zur Unterdrükkung der Macht der Gewerkschaft in England, so haben wir — ohne Absicht — eine Reihe von Niederlagen des Sozialismus in der Welt dargestellt, alle durch ihn selbst verschuldet.

Die „bürgerliche" und „christliche" Welt hat aber selbstverständlich keinen Grund zum Triumph. Sie hat genug vor der eigenen Türe zu kehren. Ein schmähliches Schauspiel ist die sogen. Abrüstungskonferenz der drei grössten Flottenmächte der Welt, Amerika, England und Japan. Es ist die Abrüstung dreier Raubtiere, die sich darüber beraten, ob sie sich künftig etwas mehr bloss mit den Zähnen oder mit den Krallen zerreissen wollten. Ein solches Schauspiel ist eine Aussaat von Gewaltglauben und Verzweiflung an allem Guten. Durch den Kampf um die Verlängerung der Arbeitszeit und eine „Rationalisierung", die den Arbeiter zur Maschine macht oder aufs Pflaster wirft, während die Unternehmer ihre Gewinne gewaltig erhöhen, mehren die besitzenden und herrschenden Klassen jene Spannung, die zu vulkanischen Ausbrüchen führen muss. Dass sie an terroristischem Geist auch sonst nicht hinter irgend einer Form des Sozialismus zurückbleibt, beweist die „bürgerliche" Welt durch Blut und Gewalt, womit sie in Bulgarien, Rumänien und anderswo im Osten ihre Gegner behandelt und durch die Gefängnisse, worin Zehntausende von diesen schmachten. Henri Barbusse hat darüber ein Buch: „Die Henker", geschrieben. Ich habe viel gegen Barbusse einzuwenden, aber dies Buch soll auf unanfechtbaren Dokumenten beruhen. Aehnliche Dokumente habe ich selbst in den Händen gehabt. Man müsste gegen solche Zustände mit Leidenschaft auftreten, aber wir sind durch dreizehn Jahre unerhörter Unmenschlichkeit alle ein wenig gelähmt. (Vergl. übrigens „Neue Wege", Sept. 1926, Rundschau: „Furchtbare Zustände!") Dazwischen tobt sich diese „bürgerliche Welt in Sport und Lebensüppigkeit aus — après nous le déluge! — aber was das Schlimmste ist: sie reisst das „Volk" mit hinein, soweit dessen Lage es erlaubt; seine „Führer" haben nicht den Mut, es zurückzuhalten, oft auch nicht die Gesinnung dafür, und so geht auf dem alten Weg: „Panis et circenses" alle Freiheit und Würde des Menschenwesens in eiligem Tempo zugrunde.

In dieses Wesen müsste ein „Christentum", das nicht selbst „von dieser Welt wäre, mit Leidenschaft Protest und Warnung hineinrufen. Statt dessen stärkt es sehr oft sogar die Geister, die die Welt verheeren. Der „Deutsche evangelische Kirchentag in Königsberg", d. h. eine Tagung aller evangelisch-protestantischen Landeskirchen Deutschlands, hätte dazu Gelegenheit gehabt und Anlass genug. Aber die Erklärung, die er an das evangelische deutsche Volk erlässt (vergl. „Christl. Welt" Nr. 13) ist viel eher ein Dokument religiösen Nationalismus. Ungefähr fünf Sätze reden von den übernationalen, aber ungefähr vierzig von den nationalen Pflichten. Man macht, weil man nun ja nicht anders darf, eine Verbeugung vor jenen, aber ernst nimmt man doch nur diese. Man erklärt: „Gott ist der Gott aller Völker. Jesus Christus der Heiland der ganzen Welt. Man soll die Sache Gottes nicht gleich setzen mit der Sache irgend eines Volkes. Es gibt eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, die über Völkergrenzen und Rassenunterschiede diejenigen verbindet, die sich zu Christus bekennen. Diesen weltweiten Reichgottessinn wollen wir pflegen. Mit unserer Mitarbeit am Werk von Stockholm und andern weltumspannenden Aufgaben der Christenheit nehmen wir es ernst." Aber dann heisst es: „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche sein. Unser Volkstum ist uns von Gott gegeben. Es hochzuhalten ist Pflicht, zwiefache Pflicht in einer Lage wie der gegenwärtigen. Ein Welt-

bürgertum, dem das eigene Volk gleichgültig ist [wo gibt es heute ein solches? D. Red.], lehnen wir ab... Christentum und Deutschtum sind seit mehr als einem Jahrtausend eng miteinander verwachsen." Und so geht es dann fort bis zum Schlusse. Wo das eigentliche Pathos liegt, kann nicht zweifelhaft sein. Das Uebernationale ist eine Eingangsfloskel, das Nationale ist die eigentliche Meinung. Das umgekehrte Verhältnis (freilich so, dass das Nationale ernst genommen würde) wäre in Deutschland wie anderwärts die selbstverständliche Stellung eines Christentums, das dem Geiste der Bibel entspräche und die Pflicht der Stunde erkennte. Noch weiter in der falschen Richtung gehen freilich die calvinistischen Theologen von Debrecin in Ungarn, die einen Horthy, den Vertreter eines der blutigsten und gewalttätigsten Regimes, die die Geschichte kennt, und einen durch eine Münzfälschungs-Affäre schwer kompromittierten Politiker, wie Graf Bethlen, zu Doktoren der Theologie machen. Weiter kann man nun freilich nicht mehr gehen. Eine kirchliche Zeitung der welschen Schweiz meldet diese „Ehrungen" scheinbar mit dankbarer Zustimmung. Ja, es ist doch gewiss eine Ehre für die Kirche, wenn sie solche Leute auszeichnen und in ihren Dienst ziehen darf! Calvin, was sagst du dazu?

Wir Andern meinen, die „Ungläubigen" müssten doch immer wieder Gott besser gefallen als die „Gläubigen". In Luxemburg haben ehemalige „Frontkämpfer" aus den beiden Lagern einander die Bruderhand zum Kampf gegen den Krieg gegeben. In Zwickau in Sachsen haben die Pazifisten eine Sammlung von Unterschriften solcher Männer und Frauen veranstaltet, die erklären, jegliche Art von Kriegsdienst oder Unterstützung des Krieges verweigern zu wollen. Es sind in wenigen Wochen im Bezirk Zwickau etwa 90,000 solcher Erklärungen zusammengekommen. Auch wenn man mit Fug bezweifeln darf, ob diese im Ernstfall alle die Probe bestehen würden, bleibt der Vorgang doch ein ermunterndes Zeichen. Ein solches ist auch die Art, wie unser Obermilitarist Dr. Bircher in Aarau sich in der „Neuen Zürcher Zeitung" von dem aus einem militaristischen Saulus zu einem pazifistischen Paulus gewordenen General Deimling musste in die Pfanne hauen lassen und die Neue Zürcherin sogar ihren Segen dazu gab. Es sei auch erwähnt, dass der preussische Kultusminister Becker in einem Erlass der preussischen Lehrerschaft den Unterricht im Völkerbundsgedanken zur Pflicht gemacht hat. Zu so etwas würde es im „Völkerbundsland", Schweiz geheissen, nicht reichen! Und noch ein gutes Zeichen: Es wird gemeldet, mit Ford, dem Messias des Autos, der Maschinisierung des Arbeiters, des Antisemitismus, gehe es rasch abwärts. Das wäre ein zehnfach verdientes Gericht. Sein Buch: „Der internationale Jude", das mit seinem Geld in hunderttausenden, ja Millionen von Exemplaren über die ganze Erde verbreitet wurde und das eine Weltvergiftung bedeutete, wie es wenige gegeben hat, desavouiert er reuig (wahrscheinlich weil er das jüdische Kapital braucht) und erklärt einen Teil seiner Behauptungen selbst als unwahr. Wieder ein Götze gestürzt. Vivat sequens!

Aus der Schweiz ist, soweit der Chronikstoff in Betracht kommt, nichts Erfreuliches zu melden. Die Beratung des Beamtengesetzes zeigte das Bild eines traurigen Feilschens um den Gehalt von Männern, von denen wir — es handelt sich hauptsächlich um das Eisenbahnpersonal — einen besonders hohen Grad von treuer Pflichterfüllung verlangen müssen und die auch alles Vertrauen verdienen. Kleinlichkeit, dein Name ist Schweiz! Zwei grauenvolle Lustmorde, begangen an armen kleinen Mädchen, zeigen wieder, wie weit wir es gebracht haben. Man hat diese beiden Tatsachen wohl schon ob dem Bericht über einen Fussballmatch oder ein Schützenfest oder einen Fliegerrekord vergessen, aber sie werden eingetragen sein in das Schuldbuch, das eines Tages unserm Volke gezeigt wird. Dafür will eine Initiative wieder die Spielhöllen einführen, kaum dass ihre durch Volksbeschluss geforderte Schliessung endlich durchgesetzt ist. Der Bundesrat

befürwortet diese Schändung der Schweiz. Dafür wird dann wohl eine neue Maschinengewehrvorlage unsere Ehre wieder herstellen! Ich hoffe doch zuversichtlich, das Schweizervolk besitze trotz allem noch die sittliche Kraft, diesen frisch aufgeputzten Spielteufel dorthin zu schicken, wohin er gehört. Die gleiche Missachtung eines deutlich ausgesprochenen Volkswillens wie die Kursaalinitiative zeigt das neue militärische Strafrecht. Die Lex Häberlin ist seinerzeit vom Volke mit Wucht verworfen worden. Anstatt sich diesem Volkswillen zu beugen und auch seinen Rücktritt zu nehmen, was eine klare Forderung politischen Anstandes gewesen wäre, versucht dieser Magistrat einen Teil seiner alle demokratische Freiheit verhöhnenden Lex an andern Orten unterzubringen, vor allem im Militärstrafrecht, dem zu diesem Zwecke auch ein Teil der Zivilpersonen unterstellt werden. Kann es etwas Illoyaleres geben, als ein solches Verhalten? Es wird an moralischer Höhe nur noch übertroffen — durch ein Volk, das sich so etwas bieten lässt! Dass wir vier Jahre nach jenem siegreichen Kampf gegen die Lex Häberlin uns ohne Referendum ein Gesetz gefallen lassen, das ein gutes Stück dieser Lex Häberlin enthält, und dass auch die Sozialdemokratie sich nicht zur Ergreifung des Referendums entschliessen kann (weil das Gesetz doch ein Paar Fortschritte enthalte) gehört zum Bedrückendsten, was wir in diesen Jahren erfahren mussten.

Schliessen wir mit etwas Gutem. Professor Bürke in St. Gallen hat den hohen Mut gehabt, die Mitarbeit in einer Behörde abzulehnen, worin als Erziehungsdirektor ein moralisch unmöglich gewordener Magistrat sitzt. Das ist's, was wir nötig haben: ein Erwachen moralischen Mutes und moralischer Kraft!

20. Juli.

Ein Jubiläum. Das Landerziehungsheim Glarisegg, das älteste der Schweiz, feiert diesen Sommer das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seiner Gründung. Ein solches Jubiläum hat eine sehr viel grössere Bedeutung als manches andere. Denn die Landerziehungsheime haben in der Geschichte der Erziehung eine hervorragende und äusserst heilsame Rolle gespielt und ihre Aufgabe ist noch nicht erfüllt. Glarisegg, von unserm früh verstorbenen Freunde Frey und dem jetzigen Leiter, Herrn Zuberbühler, begründet, stammt sozusagen direkt von Haubinda, dem Werke unseres anderen Freundes, Dr. Lietz, ab, der seinerseits das Feuer von Abbotsholme in England geholt hatte. Das Buch von Dr. Lietz mit dem seltsamen Titel: „Emlohstobba" (Umkehrung von Abbotsholme) gehört zu denen, die in meinem Leben Epoche gemacht haben. Es ist in Glarisegg von Anfang an viel Glauben, Enthusiasmus und Opfer an das edle Werk gewendet worden, und dieser Tribut hat sich stets wiederholt; Generationen junger Menschen haben dort das Beste für ihr Leben geholt und eine Reihe von vorzüglichen Lehrern ihr Bestes an die grosse Aufgabe gesetzt. Nun, auf das Jubiläum hin, hat die Leitung die vorzügliche Idee gehabt, an die ehemaligen Schüler von Glarisegg mit einer Anzahl Fragen heranzutreten, die herausbringen sollen, was ihnen Glarisegg gewesen sei, was sie dort gefunden und was vermisst hätten, und was für Vorschläge für die Verbesserung des Werkes sie zu machen hätten. Aus den 95 Antworten von Schülern und 15 von Lehrern werden nun in der „Glarisegger Zeitung" Auszüge mitgeteilt, die für jeden Erzieher von höchstem Interesse sind. Alle wichtigsten Fragen des Jugendlebens und der Jugenderziehung (es handelt sich um männliche Jugend) kommen darin zur Sprache. So ist ein kleines Kompendium der Pädagogik daraus geworden, aber eben ein lebendiges, gewachsenes, nicht ein gemachtes. Ich könnte mir denken, dass es eine prächtige Grundlage für Besprechungen im kleinern Kreise abgäbe.

Wir entbieten Glarisegg unsere warmen Segenswünsche. Möge es immerfort innerlich wachsen und die Flamme seiner Jugend nicht erlöschen!

Der „christliche Soldat" und die „Kreuzritter". Es geht nicht mehr an, gewisse gewaltige Aufgaben vom Christentum aus einfach zu ignorieren, so besonders nicht das soziale Problem im allgemeinen und das Kriegs- und Militärproblem im besondern. Etwas muss getan werden. Aber was? Drei Wege sind möglich. Man kann ehrlich gestehen: „Wir sind zu einem wirklich christlichen Tun zu schwach und feig. Es fehlt uns dazu an Glauben und Liebe." Vor einer solchen Ehrlichkeit kann man Achtung hegen, vorausgesetzt, sie sei nicht bloss Bequemlichkeit. Der zweite Weg wäre der entschlossene Ernst der christlichen Tat. Aber er hat den Nachteil, unbequem zu sein. Das Christentum wird dadurch zu einer ungemütlichen und fast plebejerhaft praktischen Sache. Gottlob gibt es darum noch einen dritten: er heisst religiöse Vornehmtuerei und frommer Schein. Zwei Beispiele dieses dritten Weges sollen heute ein wenig beleuchtet werden.

1. Das erste hielt ich lange für so wenig wichtig und einer Beleuchtung so wenig bedürftig, dass ich meinte, es ignorieren zu dürfen. Inzwischen ist es aber doch Gegenstand von ernsthaften Auseinandersetzungen geworden (z. B. im „Nouvel Essor" und im „Aufbau") und so soll es auch in den „Neuen Wegen" nicht unerwähnt bleiben. Es handelt sich um folgenden Aufruf, den die Vereinigung „Für das Christentum" unter dem Titel „Das Gesetz des christlichen Soldaten" erlassen hat:

„Die Schrecken des letzten Krieges, die Grausamkeit, die Unsittlichkeit der Kämpfer haben bis zur Genüge gezeigt, welch eine dringende Aufgabe in den Heeren der christlichen Nationen zu erfüllen ist; eine Aufgabe, die den Zweck hat, die edlen ritterlichen und christlichen Tugenden zu fördern, und die alle christlichen Völker erreichen soll.

Wie kann man aber diesem hohen Ideal sich nähern? Welche Mittel müssen dazu ergriffen werden? Die Liga „Für das Christentum" hat einen ersten Schritt auf diesem Wege unternommen durch die Erlassung des „Gesetzes des christlichen Soldaten". Dasselbe ist bestimmt, in verhältnismässig kurzer Zeit in allen christlichen Ländern verbreitet zu werden und ist dazu berufen, sowohl in den Heeren als auch im Volke wohltätig und veredelnd zu wirken.

Dieses Gesetz ist unter der Mitarbeit hervorragender Wohltäter der Menschheit entstanden und von höheren Offizieren begutachtet worden. Die 10 Artikel sind klar und bündig abgefasst und haben ihre Bedeutung in Friedens- und Kriegszeiten. Jeder Christ, jeder Soldat findet darin eine klare Wegleitung und eine Ermutigung zum guten Kampfe.

Hervorgegangen in unserem Lande, soll es daselbst zu allernächst verbreitet und allseitig anerkannt werden. Angesichts der ernsten Zeiten, in denen wir leben, wendet sich die Liga „Für das Christentum" an alle Männer und Frauen von Einfluss mit dem warmen Aufruf, an der allseitigen Verbreitung des Gesetzes des christlichen Soldaten mitzuwirken und somit zum Wohle unseres Vaterlandes beizutragen.

Zentralsekretariat der Liga „Für das Christentum". Adresse: Lausanne.

Das Gesetz lautet:

1. Wir lassen uns leiten vom Ideal der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Jesu Christi.
2. Wir erstreben den Weltfrieden und wollen inzwischen entschlossen christlichen Geist in den Heeren pflegen.
3. Wir wollen am Körper rein, im Reden würdig und wahr, im Handeln mutig sein.
4. Wir wollen Verteidiger von Wahrheit und Rechtschaffenheit sein.
5. Wir wollen Frauen, Kinder und Greise achten und schirmen.
6. Wir wollen jede Tat der Feigheit und Grausamkeit verhindern.
7. Wir wollen Plünderungen und Verwüstungen entgegenwirken.
8. Wir wollen die Ueberzeugung und das Gut anderer achten.
9. Wir wollen Kirchen und heilige Stätten schützen.

10. Wir sind in heiliger Freundschaft verbunden; wir helfen und unterstützen einander überall."

Was soll man von einem solchen Dokument sagen? Man greift sich an die Stirne und fragt sich: Wie ist es nur möglich, dass eine Feder sich dazu hergibt, solchen Widersinn aufzuschreiben? Man will sich vom Ideal der Barmherzigkeit Jesu Christi leiten lassen, Wahrheit und Rechtschaffenheit verteidigen, Frauen und Kinder und Greise schützen, jede Tat der Feigheit und Grausamkeit unterlassen, Plünderungen und Verwüstungen verhindern, Ueberzeugung und Gut anderer achten, Kirchen und heilige Stätten schützen, in heiliger Freundschaft verbunden sein. Und wie soll der „christliche Soldat" diese schönen Dinge vollbringen? Dadurch, dass er mit Flammenwerfen seine Brüder verbrennt und sie im Schützengrabenkampf wie Vieh abschlachtet? Dadurch, dass er sich von einem Höllenapparat der Lüge in den Krieg hetzen lässt? Dadurch, dass er feige auf friedliche Städte Giftgasbomben wirft, Frauen, Kinder und Greise vielleicht im Schlaf zerreisst oder erstickt? Dadurch, dass er ganze Städte in Leichenfelder und Trümmerhaufen und ganze Gegenden in Mondlandschaften verwandelt? Oder will er etwa diese Dinge n i c h t tun? Das hiesse, den Dienst verweigern und die Armee auflösen; die Aufgabe des „christlichen Soldaten" aber wird unter Umständen sein, die Ueberzeugung des andern dadurch zu achten (8. Gebot), dass er einen, der seiner Ueberzeugung gehorcht, an die Wand stellt. Endlich: „In heiliger Freundschaft verbunden sein" wollen sie? Mit wem? Etwa, als Christen, auch mit den Feinden? Das wird sich dann am besten im Handgemenge machen, wenn man einander betrunken das Bajonett oder das Seitenmesser in den Leib stösst! Was mögen wohl die „höhern Offiziere", die, sehr bezeichnender Weise, diesen 10 Geboten ihre volle Zustimmung gaben, sich dabei für Gedanken gemacht haben? Was würden Deimling und v. Schönaich dazu sagen?

Kann man sich etwas Wahnsinnigeres vorstellen als diese „Gebote des christlichen Soldaten?" Sind wir in der Heuchelei schon so weit vorgeschritten, dass Menschen schöne Worte machen, ohne mehr daran zu denken, ob sie wirklich Taten werden könnten? Oder ist es bloss christliche Gedankenlosigkeit? Aber ist eine solche Gedankenlosigkeit nicht noch fast schlimmer als offene Heuchelei? Wahrlich, wenn wir mit unserm Christentum so weit gekommen sind, dann ist es Zeit, das 9. Gebot des „christlichen Soldaten" zu ändern und zu sagen: „Wir wollen Kirchen und heilige Stätten zerstören". Eine solch blutige Verhöhnung des Christentums habe ich schon lange nicht mehr gelesen als dieses „Gesetz der christlichen Soldaten".

2. Nicht für besser halte ich die Bewegung der sog. K r e u z r i t t e r (Chevaliers de la Paix), im Gegenteil, fast für schlimmer. Denn hier kommt noch die widerliche religiöse Vornehmtuerei dazu, die die Unfähigkeit, etwas zu wagen, was sie mit der Welt ernstlich in Konflikt brächte, hinter einem grossartigen frommen Gerede verbirgt. Man lese folgende wesentliche Stücke der Statuten:

Z w e c k.

Die Kreuzritter wollen an der Wiederherstellung des Geistes des Friedens in der Welt dadurch mitwirken, dass sie alle jene in echt christlicher Bruderliebe und im Zeichen des Kreuzes zusammenschliessen, welche mit ihrer Kraft Gott, der Menschheit und ihrem Vaterland zu dienen bereit sind.

M i t t e l.

Sie wollen zu diesem Zweck in allen Ländern ernste Christen aufsuchen und zwischen ihnen ein auf Vertrauen und Wohlwollen gegründetes Verhältnis dadurch anbahnen, dass sie einen Briefwechsel unter ihnen vermitteln und sie zum Gedankenaustausch über Fragen religiöser, sozialer und anderer Art anregen. Um die so im Glauben Verbundenen sollen sich dann alle dem Werk als Freunde Nahestehenden scharen, und alle diese Menschen sollen sich in

der gemeinsamen Liebe zu Jesus Christus über alle trennenden Hindernisse hinweg aufs engste zusammengehörig wissen.

Aufnahmebedingungen als Kreuzritter.

1. Christum als seinen Heiland anerkennen.
2. Seinen Nächsten lieben wollen wie sich selbst.
3. Ein tätiges Leben führen wollen.
4. Es als dem Geist des Werkes widersprechend anerkennen, darin Politik oder Propaganda für oder gegen die Armee zu treiben.
5. Sich verpflichten, überall da, wohin Gott uns führt, frei zu sagen, was das Gewissen verlangt.
6. Sich verpflichten, an seinem Teile alles zu tun, dass die wirtschaftliche und politische Lage nicht verschlimmert werde, und dies alles zu dem einzigen Zweck, der armen Menschheit neue Leiden zu ersparen.
7. Sich mit den Grundsätzen der Kreuzritter einverstanden erklären.

Hier ist das punctum saliens No. 4: „Es widerspricht dem Geiste des Werkes, darin Politik oder Propaganda für oder gegen die Armee zu treiben". Damit ist natürlich alle wirklich aktive Kriegsgegnerschaft ausgeschlossen; damit aber wird dieses ganze „Kreuzrittertum" alles Ernstes beraubt. Denn was bedeuten diese schönen Dinge, wie „Bruderliebe", „Zeichen des Kreuzes", „Wiederherstellung des Geistes des Friedens in der Welt" im Munde von Leuten, die bereit sind, wenn das „Vaterland" es verlangt, wie Teufel aufeinander zu stürzen, einander zu erstechen, zu verbrennen, zu vergiften und die Welt in die Hölle zu stürzen? Heuchelei, nichts anderes! Wenn man das aber ändern will, dann muss man halt „Politik" treiben, gegen die Armee Propaganda machen; dann muss man aus jener Vornehmheit heraustreten, hinter der es so schön ist, in Sicherheit ein Kreuzritter zu sein.

Die „Kreuzritter" erklären am Schluss des mir zugestellten Dokumentes: „Wir haben nicht die Absicht, die Welt zu ändern, aber die Welt wird auch nicht die Anmassung haben, die Seelen derer zu ändern, die sich mit Gottes Hilfe dem Lichte zugewandt haben". Nein, liebe, allermodernste Kreuzritter, da dürft ihr ganz beruhigt sein: die Welt ist nicht so dumm, dass sie die Seelen derer ändern wollte, die es so prächtig verstehen, „im Zeichen des Kreuzes" ihre gottlosen und antichristlichen Ordnungen fromm zu verbrämen. Die Kreuzritter „haben nicht die Absicht, die Welt zu ändern". Das glauben wir ihnen aufs Wort. Aber wozu braucht es dann Kreuzritter? Das Kreuz auf Golgatha hat die Welt gar sehr geändert! Aber freilich, es war ein etwas anderes Kreuz als das dieser Kreuzritter! Hier wird das Kreuz das Mittel, dem Kreuze auszuweichen. Ich aber sage: Schwertritter her! Ihr seid mir zehnmal lieber als solche Kreuzritter! Weg mit dem frommen Schein! Er ist und bleibt das Hässlichste von allem. Gegen nichts hat unser Herr und Meister mit so furchtbarer Schärfe geredet, wie gegen ihn. Er wird gewusst haben warum.

Aus der Arbeit

Ferienkurs für jugendliche Arbeiter und Arbeiterinnen.

Die sozialistische Jugendorganisation Freischar führt in der Woche vom 7. bis 14. August einen Ferienkurs durch, in ihrem Ferienheim „Riedtli" am Bachtel, Kanton Zürich.

Dort oben auf dem grossen, grünen Hügel, nahe den Schneebergen, los von der Stadt, in Sonne und Licht wollen wir Arbeiterjugend aus Werkstatt, Bureau und Haushalt eine Woche lang zusammen wirtschaften und Freude er-

leben. Ja Freude, die uns bis übers Jahr noch in den Gliedern sitzen wird und Körper und Geist vor stumpfsinniger Trägheit bewahren.

Programm für den Ferienkurs im „Riedtli" auf dem Bachtel (6. bis 14. August 1927).

6. August: Ankunft der Teilnehmer.
7. August, vormittags: Vortrag von Fritz Wartenweiler: „Die dänische Volkshochschule."
Wochentage vom 8. bis 13. August:
Morgens: Gymnastische Uebungen.
Vormittags: 2 Kurse:
a) Hans Neumann: „Die Welt der Wirtschaft."
b) Fridi Meier: „Die sozialistische Jugendbewegung."
Abends: Vorlesen aus russischen Schriftstellern.
Während der Woche:
a) Fahrt an den Zürichsee;
b) Fahrt an die Tössquellen.
14. August: Schlussfeier.

Kosten für den Kurs mit Verpflegung Fr. 15.—. Wer weniger geben kann, ist gleich willkommen. Wolldecke und Badzeug mitnehmen!

Anmeldungen, so bald wie möglich, bis spätestens 25. Juli 1927, an Fridi Meier, Martastrasse 114, Zürich 3.

Heimatwoche im Turbachtal vom 31. Juli bis 7. August 1927. Veranstalter: Vereinigung von Freunden Schweiz. Volksbildungsheime und Bund von Heimatfreunden der Gemeinde Saanen.

Wochenplan:

Samstag, den 30. Juli, abends 4 Uhr: Besprechung des Kursplanes.
Sonntag, den 31. Juli. Ausflug Hornfluh-Horntaube. Bergpredigt im Seiberg. Mitwirkung der Heimatchörli der Gemeinde Saanen. Abends: Runde ums Herdfeuer.
Montag, den 1. August. Morgens: Gertrud Trachsel: Turnen. — Vormittags: Dr. Fritz Wartenweiler: Gründergestalten im Norden. Aussprache. Karl Straub: Wozu Gemeindestuben? Aussprache. — Nachmittags 3.30 Uhr: Pfarrer Otto Lauterburg: Pflicht zur Freude. Gertrud Trachsel: Reigen. — Abends: Dr. Arnold Jaggi: Vorlesen. Klavier und Violine. Gruss der Höhenfeuer.
Dienstag, den 2. August. Turnen. Aussprache, eingeleitet durch Otto Lauterburg. Winke für Vorleseabende. Karl Straub: Gemeindestuben, wo und wie gründen wir sie? Max Oettli: Anteil der Naturliebe und des Naturverständnisses an der Befreiung von Fest- und Vergnügungssucht, von Betäubungsmitteln und Rauschgetränken. Singspiele. — Abends: Vorlesen durch Fritz Wartenweiler. Volkslied, Gesang und Laute.
Mittwoch, den 3. August. Turnen. Max Oettli: Naturliebe und Naturverständnis. Fritz Wartenweiler: Gründergestalten. Otto Lauterburg: Frömmigkeit und Musik. Singspiele. — Abends: Arbeitsplan der Vereinigung von Freunden Schweiz. Volksbildungsheime. Klavier, Violine und Cello.
Donnerstag, den 4. August. Turnen. Aussprache, eingeleitet durch Otto Lauterburg: Winke für Chorstunden. Max Oettli: Naturliebe und Naturverständnis. Fritz Wartenweiler: Gründergestalten. Reigen. — Abends: Was erwartet der Bauersmann von der Volkshochschule? Aussprache, eingeleitet von einheimischen Landwirten. Gemeinsamer Gesang von Tal- und Kursleuten.
Freitag, 5. August. Turnen. Fräulein Didi Blumer: Anfangsjahre eines Mäd-

chenheimes. Pfarrer Georg Felix von Präz, Graubünden: Der Anschluss unserer Volksbildungsarbeit im kleinen an die völkerverbindende Volkshochschulbewegung im Grossen. Fritz Wartenweiler: Beispiele aus England. — Abends: Vorlesen durch Pfarrer Chr. Holzer aus Locarno. Alte Volkslieder und Kanons.

Samstag, den 6. August. Turnen. Karl Straub: Das Gemeindehaus im Dienst unserer Erziehungsarbeit. Georg Felix: Ueber den Grenzen von Nation und Konfession. Didi Blumer: Im Mädchenheim. Chr. Holzer: Vorlesen. Chorgesang.

Sonntag, den 7. August. Ausflug aufs Gifferhorn. — Abends: Konfirmiertenvereinigung in der Kirche von Saanen.

Montag, den 8. August. Kursschluss. Gemeinsame Abreise der Teilnehmer an der Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung in Locarno.

Dieser Plan ist nicht als starre Einteilung aufzufassen, er kann den Wünschen der Teilnehmer und der Witterung angepasst werden.

Musikinstrumente willkommen. Bern. Volksl.-Buch Gem. Chor Bd. 1 mitbringen.

Kurskosten: Fr. 10.—. Bett: Fr. 12.50. Heulager: kostenlos. Tisch Fr. 3.50 im Tag.

Besonders munter wird's, wenn eine Gruppe sich ein Häuschen oder eine Sennhütte mietet und sichs darin wohnlich macht. Mietpreis je nach Grösse 20 bis 100 Franken.

Poststelle: Turbach bei Gstaad; Bahnstation: Gstaad (Montreux-Oberlandbahn. Adresse für Bahngepäck: Heimatwoche Turbachtal bei Gstaad. Die Ankunft bitten wir 2—3 Tage vorher E. Frautschi zu melden.

Willkommen im Bergtal! Für die veranstaltenden Vereinigungen nehmen Anmeldungen entgegen: E. Frautschi, Turbach bei Gstaad. Ed. Schafroth, Ebnit bei Gstaad. Alfred von Grünigen, Saanen. Karl Zingre, Notar, Gstaad. Bertha Gautschi, Schwarzenburgstrasse 16, Bern. Luise Linder, Schliern bei Köniz.

An die Freunde des Freiwilligen Zivildienstes.

Nach den Diensten von Esnes, Les Ormonts, Someo und Almens rufen wir Euch zum fünften freiwilligen Zivildienst nach Feldis im Kanton Graubünden. Wiederum haben wir die Möglichkeit, für unsere Idee einer neuen, vernünftigeren Landesverteidigung, die den Militarismus ersetzen soll und wird, zu wirken und gleichzeitig unsern Mitbürgern, die im ständigen Kampfe mit den Naturgewalten stehen, tatkräftig zuhelfen, ohne damit jemanden in seinem Verdienste zu schmälern.

Jedermann kennt die schweren finanziellen Sorgen, mit denen heute unsere Berggegenden zu kämpfen haben und die nach und nach deren Entvölkerung herbeizuführen drohen. Zu diesen Gemeinden gehört auch Feldis, das in seiner nächsten Nähe eine grosse Alp besitzt, die aber dermassen von Erlen und Alpenrosen überwuchert ist, dass sie fast wertlos ist. Ohne fremde Hilfe können die Feldiser nichts dagegen tun. Wir wollen ihnen daher helfen, indem wir diese Bergweide „reuten". Es ist das eine Arbeit, die keine grossen Fachkenntnisse voraussetzt und die mit etwas gutem Willen Jeder ausführen kann, — also eine richtige Zivildienstarbeit!

Die vorangegangenen Zivildienste waren über Erwarten erfolgreich und der freiwillige Zivildienst beginnt nach und nach zu einer ständigen Einrichtung zu werden. Trotzdem bedarf er auch weiterhin der Unterstützung aller Freunde. Darum rufen wir Euch alle zu Hilfe. Diejenigen, die nicht persönlich kommen können, mögen ihrer Sympathie durch eine Geld- oder Naturalgabe Ausdruck geben. Keiner vergesse, dass für uns der Zivildienst das ist, was für die andern die Mobilisation!

Feldis, das 1572 Meter über Meer liegt, erreicht man von der Station Ems

(Rhät. Bahn) aus, auf einem steilen Wege, in 2½-stündigem Marsche. Das Gepäck ist daher per Post direkt nach Feldis zu senden.

Vorgesehen ist eine Dienstdauer von ca. zwei Monaten — vielleicht auch etwas länger — mit durchschnittlich 25 Freunden und 3 Schwestern. Die Arbeit begann am 18. Juli. Jeder Freiwillige muss mindestens 10 Tage arbeiten, wenn er auf die Reiseentschädigung Anspruch erheben will.

Jeder Freiwillige hat eine wollene Decke, solide Schuhe, Arbeitskleider und vor allem viel Arbeitslust und Lebensfreude mitzubringen. Wer Musik zu machen versteht, bringt sein Instrument mit.

Kantonnement auf Strohsäcken im Schulhaus. Die Nahrung wird einfach aber reichlich sein; Spezialküche gibt es für niemand. Zum nächsten Arzte sind es von Feldis aus mehr als 3 Stunden.

Nur gesunde Leute sollen kommen. Wer sich nicht ganz gesund fühlt und trotzdem kommt, tut der Sache einen schlechten Dienst. Im Zweifelfall konsultiere man einen Arzt. Die Freiwilligen sind gegen Unfälle bei der Arbeit und deren Folgen versichert, übernehmen aber das Risiko für Krankheit und andere Gefahren selbst.

Jeder Freiwillige verpflichtet sich, den Anordnungen des Arbeitsleiters Folge zu leisten. Es wird auch bei Regenwetter gearbeitet.

Transport. Voraussichtlich werden uns die Bundesbahnen Spezialbegünstigungen gewähren. Jeder bezahlt die Reise vorläufig selbst. Die Zivildienstkasse ist aber gerne bereit, sie jedem, der mindestens 10 Arbeitstage hat und der es wünscht, zurückzuvergüten, so dass die Reisespesen niemand am Kommen verhindern sollen. — Kein Freiwilliger soll von zu Hause abreisen, bevor er den Marschbefehl erhalten hat, andernfalls ihm die Reise nicht rückvergütet werden könnte.

Arbeitsleiter ist Paul Schenker, Aarau. — Anmeldungen sind bis zum 11. Juli an: Freiwilliger Zivildienst, Bachstrasse 57, Aarau, und nachher nach Feldis (Graubünden) zu adressieren.

La Chaux-de-Fonds, den 8. Juli 1927.

Für das Zivildienstkomitee: Pierre Ceresole.

Reichenauer Konferenz.

Sonntag, den 14. August, nachm. 3 Uhr, Referat von Herrn Nationalrat Dr. A. Gadient über: „Unsere nächsten Aufgaben". Aussprache.

Montag, den 15. August, morgens 8 Uhr, Referat von Herrn Dr. L. Ragaz über: „Theologie und Reich Gottes". Aussprache.

Wir hoffen auf eine recht anregende Konferenz und laden dazu jedermann herzlich ein. G. Felix, Präz.

Berichtigung. Zu den Ferienkursen von Casoja ist zu bemerken, dass der von L. Ragaz über „Sozialismus und Religion" nicht, wie irrtümlicherweise mitgeteilt wurde, vom 14. bis 21., sondern vom 21. bis 28. August stattfindet.

Von Büchern

Die Alkoholfrage in der Religion ist eine bedeutsame Sammlung von Studien und Reden, die im Neulandverlag, Berlin, erscheint, zum Preise von je RM. 1.—, und auch beim Alkoholgegnerverlag in Lausanne bezogen werden kann. Es sind bis zur Stunde fünf, 30—44 Seiten starke, Hefte erschienen. In Band I, Heft 1, behandelt Prof. Dr. Hans Schmidt: Die Alko-

holfrage im a. Test. in Gestalt einer religionsgeschichtlich recht interessanten Studie, in der die Zentralfrage des Alten Testamentes: Jahve oder Baal eine überraschende Beleuchtung empfängt. Einen wertvollen Beitrag zur „Seelenhygiene" von uns Pfarrern bietet Prof. D. Fr. Niebergall in Heft 2: Seelsorge und Alkohol. In der Sprache des Wertdenkens beleuchtet er die Voraussetzungen des Seelsorgeamtes und den Einfluss des Alkohols auf des Pfarrers Selbstachtung und seinen Einfluss auf die Gemeinde. Prof. D. Joh. Rempel stellt in Heft 3: Mystik und Alkoholekstase in ihrem gegenseitigen Dienste dar. Wertvolle Beiträge werden in feinsinniger religionspsychologischer Arbeit geliefert zur Frage des Symbolwandels, z. B. desjenigen von Blut in Wein, und zur Sakramentsmystik. Die Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen unterbricht Heft 4 mit drei Guttemplerpredigten: Vom inneren Vorhof, gehalten von Prof. D. Hans Schmidt. Aus einem Herzen, gepackt in der christlichen Liebesverantwortung von der heutigen Alkoholnot, redet er zum Herzen, es zur Mittat im Dienste am Bruder und an der Schwester aufrufend. Einzelne, durch die Zeitumstände gegebene, deutsche Formulierungen übersieht der dankbare Leser gerne. Der zweite Band beginnt mit Heft 1 gleich mit einer hochaktuellen Frage: Der Wein im heiligen Abendmahl, von D. Jul. Boehmer. Der Verfasser führt von den vier Abendmahltexten und der Untersuchung des Verhältnisses von Brot und Wein im Abendmahl aus den Leser durch die Geschichte des Abendmahls, überall die interessante Erscheinung aufzeigend, dass eine Kritik an der Substanz fast immer dem Weine gilt. Er lässt seine Ausführungen gipfeln in der geschichtlich gegebenen Forderung auf alkoholfreien Abendmahlwein. Jeder Theologe und der Kirche verbundene Laie wird durch die angezeigten Hefte eine Klärung seiner Erkenntnis gewinnen. Daher nimm und lies.

Willi Kobe.

Briefkasten.

Eine Antwort für viele.

Zürich, 1. Juli 1927.

Geehrtester Herr Pfarrer!

Sie haben dem Drucker der „Neuen Wege" eine motivierte Kündigung des Abonnements geschickt. Ich finde es etwas seltsam, dass man so etwas dem Drucker schreibt, statt dem Redaktor. Es wäre ja wohl auch etwas schwieriger, es dem Redaktor selbst zu schreiben. Denn Sie haben wohl ein Bewusstsein davon gehabt, dass das, was Sie schreiben, den Tatsachen nicht entspricht. Sie sagen, „ich stelle immer das deutsche Volk als Sündenbock für alles schlechte hin, das in der Welt geschehe und finde für andere Völker, zum Beispiel Frankreich, nur zart tadelnde Worte". Das ist, Herr Pfarrer, eine glatte und offenkundige Unwahrheit. Sie reden einfach eine in Ihren Kreisen gangbare Phrase gedankenlos nach. Das genaue Gegenteil ist richtig: ich habe nie gegen Deutschland so scharfe Worte gebraucht wie zum Beispiel gegen Frankreich. Auch England und Amerika, dazu das Italien Mussolinis, um gar von meinem eigenen Lande zu schweigen, haben ihr reichliches Teil bekommen. In allen Hauptpunkten: Friedensvertrag, Oberschlesien, Besetzung deutscher Gebiete, Ruhraffäre u. s. f. habe ich mit äusserster Schärfe für Deutschland gegen Frankreich und die Entente Partei genommen. Aber das alles gilt eben in Ihren Augen und denen Ihrer Gesinnungsgenossen nichts. Es ist Ihnen selbstverständlich, dass Deutschland immer recht habe, dass es das unschuldige weisse Lamm sei. Jedes scharfe Wort gegen andere Völker ist Ihnen nicht scharf genug, sondern nur eine dürftige Abzahlung an die Wahrheit und umgekehrt jedes Wort zu Gunsten Deutschlands zu schwach und ein ganz ungenügender Tribut.

Sie sind eben, wie fast alle Ihre Kollegen, ganz einfach ein deutscher Nationalist, lesen bloss deutsch-nationalistisch gesinnte Zeitungen und sehen die Welt mit deutsch-nationalistischen Augen an. Aber Sie dürfen nicht erwarten, daß ich als Schweizer das Gleiche tue. Und am allerwenigsten dürfen Sie glauben, dass d i e s die Methode der Völkerversöhnung wäre. Sie sagen: „Wenn die Zeitschrift auf dem Boden der Kriegsablehnung steht, unterschreibe ich freudig, wenn ich aber sehen muss, dass dabei über Volk und Volk unterschiedliche Urteile gefällt werden, kann ich nicht anders als ablehnen." Dieser Satz ist nur allzutypisch für die „Kriegsablehnung" gerade vieler deutschen Kreise. Sie verurteilen den Krieg, aber selbstverständlich unter der Voraussetzung, dass Deutschland in allem recht gehabt habe und die Andern sich an ihm schwer versündigt hätten. Zum mindesten darf nicht die Rede davon sein, dass es etwa eine besonders schwere deutsche Kriegsschuld geben könnte. Geehrtester Herr Pfarrer, erlauben Sie mir das Bekenntnis, dass ich auf diese Art von „Kriegsablehnung" wenig gebe. Wenn eine solche echt und ernsthaft sein soll, dann muss sie mit der Fähigkeit und Willigkeit verbunden sein, auch die Sünden des eigenen Volkes und nicht immer bloss die der andern zu sehen, ja sie muss bereit sein, eine besonders grosse Schuld des eigenen Volkes zuzugestehen, muss geneigt sein, in erster Linie d i e s e Schuld zu sehen: Mea culpa, mea maxima culpa! Ohne Selbsterkenntnis und Busse und ohne die Fähigkeit und Bereitschaft, auch das Recht der Andern einzusehen, gibt es weder Gerechtigkeit noch Frieden. So lange wir zwar erklären, durchaus friedliebend zu sein, aber für selbstverständlich halten, dass die Andern durchaus unrecht und wir selbst durchaus recht haben und meinen, die Andern müssten dies einsehen, leben wir noch im geistigen Kriegszustande. Eine „Kriegsablehnung", wie Sie sie wünschen, ist blosse Stimmungssache, vielleicht Modesache und kann über Nacht in heisse Kriegsbejahung umschlagen. Das ist pazifistischer S a n d, auf den das Haus des Friedens nicht gebaut werden kann; ein solches Haus hielte nicht stand, wenn der Platzregen der Kriegslüge fällt, die Ströme der Hasspropaganda kommen und die Winde der nationalistischen Begeisterung wehen und daran stossen. Es stürzte und täte einen grossen Fall — wie wir es reichlich genug erlebt haben, um uns nicht noch einmal täuschen zu lassen. Diesmal wollen wir auf den F e l s bauen. Der Fels aber ist die W a h r h e i t.

Mit diesen Bemerkungen will ich Sie ja nicht veranlassen, etwa die „Neuen Wege" weiter zu halten. Ich bin stolz genug, Ihnen zu sagen: es ist Ihr eigener Schaden, wenn Sie sie nicht mehr lesen und sich auf deutsch-nationalistische Blätter beschränken. Diese Methode, der Wahrheit dadurch aus dem Wege zu gehen, dass man nur liest, was der feststehenden eigenen Meinung entspricht und aus einem Buche, einer Zeitschrift bloss sein eigenes Echo hören will, ist freilich nicht neu. Sie ist sehr alt. Redaktoren haben davon eine besondere Erfahrung. Aber dass sie sehr originell und geistvoll sei, oder gar, dass sie dem Neuen Testament und dem Geist des Protestantismus entspreche, werden Sie nicht zu behaupten wagen. Sicherlich führt sie auch nicht zur „Kriegsablehnung"! Um ganz davon zu schweigen, dass die „Neuen Wege" immer und ausnahmslos der Gegenrede offen sind. Aber auch offene Gegenrede ist unbequem, einfacher ist eine Kündigung; das ist weitaus die treffendste Widerlegung.

Ich empfehle Ihnen, geehrtester Herr Pfarrer, die Worte des Johannesevangeliums zum Nachdenken: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen . . . . . Heilige sie in der Wahrheit; dein Wort ist Wahrheit." — Und die Wahrheit allein ist auch Frieden, nicht die Selbstgerechtigkeit.

Mit freundlichem Gruss Ihr ergebener L. R a g a z.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dieses Doppelheft ist fast ausschliesslich dem religiös-sozialen Problem gewidmet. Dies geschieht in der Form, dass zwei der Vorträge der Konferenz in Lauterbach abgedruckt werden, nebst dem Bericht von Pfarrer Lejeune über diese und einer Predigt von ihm, die dem Ganzen als Einleitung dient.

Wir hofften, schon in diesem Hefte das im Bericht des Herrn Lejeune erwähnte Votum von Herrn Pfarrer Thurneysen bringen zu können, aber dessen Uebersiedelung von St. Gallen an das Münster von Basel (wozu ihm auch an dieser Stelle warme Segenswünsche entboten seien), hat ihn daran verhindert, es vor Redaktionsschluss für den Druck fertigzustellen. Es wird nun im nächsten Hefte erscheinen, zugleich mit der Antwort von Ragaz und vielleicht noch einem andern auf Lauterbach bezüglichen Beitrag. Dafür soll das Heft dann früh im September erscheinen. Es schadet ja wohl auch nichts, wenn diese Verhandlung durch mehrere Hefte geht.

Wir hoffen, dass die Leser der „Neuen Wege" es sich nicht verdriessen lassen werden, einmal wieder das ganze religiös-soziale Problem in seiner jetzigen Gestalt und im Zusammenhang zu verarbeiten und zu diesem Zwecke die Beiträge durchzudenken. Das Thema ist wichtig genug. Viele werden sich freuen, auf diese Weise immer tiefer in diejenigen Fragen hineinzukommen, die heute im Zentrum stehen.

Was den Vortrag über den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems betrifft, so habe ich mich auf wiederholte Bitten hin zum Abdruck entschlossen, besonders auch, weil das wichtige Votum Pfarrer Thurneysens ohne ihn ja gar nicht verständlich wäre. Ich bin mir seines, trotz der relativen Länge, fragmentarischen Charakters wohl bewusst, besonders, so weit die Auseinandersetzung mit der sog. Barth'schen Theologie in Betracht kommt. Doch ist das nur ein Anfang und es soll, soviel an mir liegt, an einer umfassenderen Aussprache nicht fehlen.

Dass diesmal die Rubrik „Zur Weltlage" wegfällt, wird der Leser schon um der Länge des Heftes willen begreifen. Es bilden ja die Vorträge auch eine Erläuterung der „Weltlage". Ebenso musste die Rubrik „Aussprache" ausfallen, das dort aufgeworfene Problem wird aber behandelt werden.

Endlich möchte ich die Freunde bitten, gerade dieses und das folgende Heft nach Möglichkeit bekannt zu machen. Es handelt sich um eine Sache von äusserster Wichtigkeit.

Freunde der Neuen Wege.

Wer sich dem Werke der Neuen Wege näher anschliessen möchte, trete der „Vereinigung der Freunde der Neuen Wege" bei. Präsident ist Herr Pfarrer Robert Lejeune, Zürich; Kassierin Frau A. Künzler-Giger in Flawil (St. Gallen). Der Minimalbeitrag beträgt 5 Fr.

Für Abonnenten, die den Abonnementsbetrag für das zweite Halbjahr noch nicht einbezahlt haben, liegt ein Einzahlungsschein auf unser Postscheck-Konto VIII 4071 bei. Wer schon bezahlt hat, möge das Formular beiseite legen. **Die Administration.**

Versöhnung.

Er ist unser Friede. Eph. 2, 14.

Wo einer in Christus ist, da ist er eine neue Schöpfung. Das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist nun da. Alles aber kommt von dem Gott, der uns durch Christus mit sich selbst versöhnt und uns das Amt der Versöhnung gegeben hat. 2. Kor. 5, 17—18.

I.

Versöhnung ist ein christliches Stichwort ersten Ranges. Man könnte die ganze christliche Wahrheit in den Doppelsatz zusammenfassen: Gott hat in Christus sich selbst mit der Welt und die Welt mit sich versöhnt, auch dich — nun versöhne dich mit deinem Bruder. Unter dem Titel der Rechtfertigung und Versöhnung haben hervorragende Kirchenlehrer den Sinn des Christentums darzustellen versucht. Darum tritt denn auch an jeden, der sich irgendwie zu Christus bekennt, gebieterisch die Forderung heran: „Sei versöhnlich!"; darum ist selbstverständlich, dass überall, wo Christen etwas zu sagen haben, nicht Streit sein sollte, sondern Versöhnung.

So wird denn unter uns in vielfacher Form Versöhnung gepredigt. Dazu ist in einer Welt, die sich in Streit und Krieg völlig aufzulösen scheint, besonders viel Anlass. Sie ist überschattet vom wirklichen oder drohenden Völkerkrieg — darum predigt man die Völkerversöhnung. Sie ist zerrissen durch den Kampf der Klassen — darum predigt man die Klassenversöhnung. Sie erlebt einen immer stärker werdenden Kampf der Rassen — darum predigt man die Rassenversöhnung. Im Hintergrund all dieser Kämpfe steht der Kampf um die Wahrheit, in Form mannigfacher Auseinandersetzungen religiöser, ethischer, kultureller Art — darum predigt man die Versöhnung der Ansichten. Man sagt zu den Menschen: „Ihr lieben Menschen und Brüder, warum denn streiten? Ist das nicht Wahnsinn? Ist das nicht unchristlich? Ist es nicht unsere erste Pflicht, Frieden zu halten? Warum so hartnäckig auf eurem Recht, auf eurer Ansicht bestehen? Hat der Andere nicht so gut Recht wie du? Ist seine Ansicht nicht ebenso wahr, wie die deinige? Gibt es denn überhaupt eine feste Wahrheit, um die zu streiten sich lohnte? Ist der Friede nicht mehr als alle Wahrheit? Warum fragen, ob dieses oder jenes Volk etwa am Weltkrieg besonders verantwortlich sei? Die Hauptsache ist doch die Versöhnung. Soll man denn nicht einfach lieb zueinander sein und Streitfragen ruhen lassen? Und der Kampf der Klassen — wie hässlich ist er und wie wunderbar wäre ihre Versöhnung! Kommt alle, lasset euch versöhnen; welch ein Triumph Christi wird das sein!"

So kommt man dazu, die Versöhnung um jeden Preis zu einem „christlichen" Ideal, ja zu dem christlichen Ideal zu machen. So

wird Versöhnung zu einer Sache, die man sozusagen um ihrer selbst willen treibt. Nicht Recht, nicht Wahrheit, nicht Gerechtigkeit können in Betracht kommen, wo es Versöhnung gilt. Wer jene geltend machen und darauf beharren will, der erscheint als Friedensstörer, als einer, der eben doch die Liebe Christi und den Geist der Bergpredigt nicht begriffen habe. Dass man sich versöhne, ist das Eine, was not ist. Es ist darum nicht zu verwundern, dass gerade in der heutigen Arbeit der Völkerversöhnung, wie auch in andern Formen der Friedensarbeit, unlautere Menschen und unlautere Beweggründe nur allzuhäufig sind. Man erkennt das sogar oft für einen Augenblick, aber dann wirft man hübsche Blumen und wohlriechende Essenzen der Liebe darauf — alles um der Versöhnung willen. Denn wer wagte sich einer Losung zu entziehen, die so selbstsicher im unzweifelhaften Gewande des Christentums oder auch der feinsten Humanität daherkommt, einer Losung, die sich so deutlich auf die Bergpredigt und das Kreuz berufen darf?

II.

Nun ist aber nichts sicherer, als dass diese Versöhnungspredigt noch nie einen wirklichen Frieden gestiftet hat. Warum? Weil es keinen wirklichen Frieden geben kann ohne W a h r h e i t. Die Wahrheit allein ist der Friede. Denn das Wesen der Wahrheit ist eben die Uebereinstimmung der Dinge mit sich selbst, die Aufhebung des Zwiespaltes, der durch die Lüge in sie gebracht wird. Wenn um des Friedens willen die Wahrheit unterdrückt wird, so erhebt sie sich wieder und dann leicht gewaltsam, gereizt, und der Streit ist ärger, denn zuvor. Wie können Völker sich versöhnen, wenn nicht der Wille vorhanden ist, der Wahrheit der Dinge die Ehre zu geben? Wie können sie sich versöhnen, wenn nicht der Wille vorhanden ist, einander ihr heiliges Recht zu geben? Zu Wahrheit und Recht gehört aber auch Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld. Auf einem mit duftenden Versöhnungsblumen überdeckten Boden der Selbstgerechtigkeit lässt sich kein wirklicher Friede bauen. So ist es auch im Kampfe der Klassen und Rassen. Kann man denn einem überzeugten Sozialisten oder seinem ebenso überzeugten Gegner zumuten, bloss um der Versöhnung willen seine sozialistische oder antisozialistische Ueberzeugung preiszugeben? Darf ein Indier um des Friedens willen darauf verzichten, von England frei zu werden und darf ein vom Recht des englischen Imperiums tief durchdrungener Engländer nur um der Versöhnung willen Indien frei geben? Darf ich, nur damit die böse Streitquelle der Konfessionen endlich versiege, als Protestant meinen Protestantismus oder als Katholik meinen Katholizismus auf den Altar des Friedens legen? Darf ich, wenn ich etwas gegen einen Menschen habe, Einwände gegen seine Lauterkeit etwa, um der Versöhnlichkeit willen davon

absehen, sie geltend zu machen, ja, muss ich sogar tun als ob ich das, was ich sehe nicht sehe und das, was ich weiss nicht wisse? Kann in all diesen Fällen ein charaktervoller Mensch auf eine solche Forderung eingehen? Wenn aber nicht, dann haben wir zunächst eben nicht Versöhnung, sondern Kampf. Darf ich aber von der starken Empfindung und dem scharfen Bekenntnis der Wahrheit ablassen, weil sie einen andern verletzt? Gäbe diese Vergewaltigung der Aufrichtigkeit Versöhnung? Kann irgend eine Unterdrückung, irgend eine Unehrlichkeit Frieden schaffen? Ist das nicht Verwirrung und ist Verwirrung nicht Streit? Erzeugt nicht gerade die Unterdrückung und Verleugnung unseres Besten zornige, ja gehässige Gefühle, zuletzt vielleicht starke Leidenschaft gegen den, dem zuliebe wir sie auf uns genommen? Spricht nicht aus dieser Erkenntnis heraus der Prophet: „Wehe denen, die Friede, Friede rufen, wo doch kein Friede ist"?

Nein, es ist allzuklar, dass es Versöhnung nur gibt auf der Grundlage der Wahrheit. Und zwar bestehen nun in dieser Hinsicht einige besonders tiefe und bedeutsame Beziehungen. Jene Versöhnung um der Versöhnung, jener Friede um des Friedens willen. sind im Grunde ein tatsächlicher Abfall von der Wahrheit: sie sind ein Hätscheln der Subjektivität, der Willkür des Individuums. Dieses liebe Individuum, sei es nun ein Volk oder ein einzelner Mensch, soll keine Ungelegenheiten haben, es soll seinen Wunsch, vielleicht auch seine Laune befriedigt sehen. Darum muss die lästige Wahrheit nach Hause geschickt oder in den Winkel gestellt werden. Nun gibt es aber keinen Boden, der weniger als Fundament des Friedens taugte, als das gehätschelte Ich, als die Absolutheit des Individuums. Oder wer ist streitsüchtiger als ein verwöhntes Kind, das kein Gesetz über sich hat? Und wo waltet mehr verborgenes Gift der Gehässigkeit, mehr liebloser Richtgeist, mehr innere Entfremdung als in solchen menschlichen Gemeinschaften, wo man um des sogenannten Friedens willen allem ernsthaften Kampf um die Wahrheit aus dem Wege geht?

Kommt nicht die ganze verheerende Friedlosigkeit unserer Zeit im letzten Grunde davon, dass wir im Kampf um die Wahrheit matt geworden waren, dass wir nicht mehr recht an eine Wahrheit, eine absolute und feste Wahrheit, glaubten, sondern höchstens noch an Wahrheiten, relative, wechselnde Wahrheiten? Hat Pilatus nicht darum Christus gekreuzigt, weil seine Losung war: „Was ist Wahrheit?" Man kann das ganze Chaos der Gegenwart, den ganzen vielgestaltigen, physischen und geistigen Krieg Aller gegen Alle, an dem wir im Grossen und Kleinen, in weiteren und engeren Kreisen zu Grunde gehen, vielleicht gar nicht besser und tiefer erklären, als dass alle diese Ich, die Volks-Ich, Rassen-Ich, Klassen-Ich, Einzel-Ich, Religions-Ich, Sittlichkeits-Ich, Kultur-Ich sich losgerissen haben von

der Kette einer Wahrheit, die sie alle an sich und damit an einander band, und nun, selbst absolut und allsouverän geworden, in zügelloser Gier auf einanderstürzen.

III.

Der Weg der Versöhnung muss also in der umgekehrten Richtung verlaufen, als jene Versöhnungsprediger lehren: Nicht zuerst Versöhnung, sondern zuerst Wahrheit. Die angemasste Souveränität des von der Wahrheit losgelösten Ich muss wieder der Souveränität der Wahrheit weichen, die Willkür der Relativität muss wieder durch die Kette der Absolutheit gebunden werden. Dann allein tritt an die Stelle des Chaos eine heilige Ordnung, nein, nicht eine Ordnung, sondern die Ordnung, und die Ordnung ist Frieden.

Darum wird Friede nur da geschafft, wo man in tiefstem Ernst und starker Entschlossenheit die Wahrheit sucht und der Wahrheit sich beugt. Und darum wird jeder Zwiespalt nicht durch schöne Versöhnungsworte besiegt, sondern dadurch, dass eine überlegene Wahrheit in siegreicher Majestät zwischen die Streitenden tritt. Darum geschieht das Paradoxe, dass nicht zuckersüsse Vermittlungsarbeit, sondern die schneidende Schärfe des Wahrheitszeugnisses und der Wahrheitserkenntnis Versöhnung schafft. Die Streitenden werden damit vor etwas gestellt, was ihre aufgeblähten Ansprüche niederschlägt und ihre subjektivistische Willkür zunichte macht. So bin ich, um dies zuerst zu nennen, ganz sicher, dass der soziale Krieg, besonders das, was man Klassenkampf nennt, nicht durch eine noch so schöne Versöhnungspredigt überwunden wird, sondern bloss durch das Auftreten einer Wahrheit, die zu einem Gericht über unsere sozialen Zustände wird, viel, viel schärfer als alle sozialistische Kritik daran, die zu einer erschütternden Busspredigt wird, der sich keine Schicht der Gesellschaft entziehen kann. Dazu gehört freilich, dass diese Wahrheit nicht aus blosser Menschenmeinung kommt, sondern aus der Wahrheit, die in sich immer auch Gerechtigkeit, ja Liebe ist. Es müssen besonders die jetzt noch besitzenden und herrschenden Klassen von dieser sozialen Wahrheit ergriffen und in ihrem Gewissen erschüttert werden. Dann erst ist Versöhnung möglich. Das Gleiche gilt für die Friedestiftung im Völkerleben. Die Völker müssen sich unter das Gericht einer Wahrheit gestellt sehen, durch die sie gedemütigt werden. Ihre Selbstgerechtigkeit muss zunichte werden vor einer überlegenen Gerechtigkeit, vor der ihre Schuld klar wird. Das Gericht dieser Wahrheit über sie muss zum Selbstgericht werden. Ihre angemasste Souveränität muss zerbrechen vor der wahren Souveränität einer Wahrheit, die über allen Völkern steht, ihr nationaler Hochmut zunichte werden vor dem Glanz einer Forderung, die an

sie gestellt wird aus diesem Reiche der Wahrheit her. Erst wenn sie nach dem bekannten Prophetenwort zum „Berg Gottes kommen" und von ihm das Recht empfangen wollen, werden sie ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spiesse zu Pflugscharen machen und Eines dem Andern sein heiliges Recht gewähren. Das Verhältnis von Katholizismus und Protestantismus würde in dem Augenblick, wo sie anfingen, wieder sich ernsthaft im Ringen um die Wahrheit mit einander auseinanderzusetzen, viel besser, als jetzt, wo man einander scheinbar ziemlich in Ruhe lässt und doch beständig einen giftigen Kleinkrieg führt. Das „schiedlich, friedlich" ist eine flache Wahrheit. Auch zwei Menschen oder ein kleinerer Kreis von Menschen werden viel eher als durch Bemäntelung vorhandener Gegensätze durch eine sehr ernste und wenn nötig unerbittlich scharfe, aber bloss auf die Wahrheit abzielende Auseinandersetzung zum Frieden kommen. Ueberhaupt wird eine solche frische, gelegentlich rauhe, ja stürmische Atmosphäre des leidenschaftlichen Wahrheitssuchens und des Kämpfens um die Wahrheit bei weitem eher den Sinn für eine wirkliche Versöhnung schaffen, als die weichlich-schlaffe einer in relativistischem Indifferentismus sich selbst kultivierenden Subjektivität. Denn die Wahrheit, wenn sie scheinbar im Kampfe trennt, ist es doch auch allein, die bindet. Nur Seelen, die der Wahrheit allein dienen wollen, können sich auch recht versöhnen und sind in der Wahrheit sozusagen schon versöhnt. So muss über das ganze anmassende Ichgetue unseres Geschlechtes wieder eine Autorität kommen, der es sich beugt, und zwar die Autorität der Wahrheit. Dann erst wird ein Volk dem andern, auch der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen sein heiliges Recht geben, dann wird der Mann es der Frau geben und die Frau dem Mann, das Alter der Jugend und die Jugend dem Alter, der „Jude" dem „Griechen" und der „Grieche" dem „Juden". Dann glänzt über jedem jenes heilige Recht, das eben aus dem Absoluten stammt und das allein etwas Heiliges schafft. Heute wird diese Autorität durch die Diktatur ersetzt. So war es immer. Die Gewalt tritt ein, wo das Recht fehlt. Wo eine atomisierte Gesellschaft irgendwie zusammengebunden werden muss und es an einer echten Autorität, der Autorität der Wahrheit fehlt, so versucht es die Diktatur mit ihren Mitteln. Aber die Diktatur schafft nicht Frieden; sie bereitet nur schlimmeren Streit vor. Wirklicher Friede kann nur aus der Freiheit entstehen. Denn die Freiheit allein schafft jedem sein heiliges Recht. Das Walten dieses Rechtes aber ist Wahrheit und Friede; es ist die Ordnung. Diese Wahrheit, gewaltig über uns hereinbrechend, die Geister an sich und damit aneinander bindend, sie durch ihre Majestät vernichtend und doch gerade dadurch zu sich selbst führend, sie zum Dienst zwingend und doch dadurch gerade frei machend, sie wird den Krieg aller

gegen alle beendigen, sie wird die grosse Versöhnung sein. Zuerst die Wahrheit und daraus die Versöhnung!

IV.

Aber wer kennt denn die Wahrheit? Wer darf beanspruchen, sie zu besitzen? Entsteht nicht gerade aus dem Kampf um die Wahrheit so viel Streit, so viel Krieg, so viel Zwietracht, so viel Zerreissung der Menschengemeinschaft?

Nein, antworte ich, das ist ein Missverständnis. Streit, Krieg, also entarteter, falscher Kampf, entsteht nie aus dem Suchen nach Wahrheit, aus der Anerkennung der Majestät der Wahrheit, sondern bloss aus der Behauptung des Ich, das nicht der Wahrheit dienen, sondern umgekehrt die Wahrheit sich dienen lassen will. Diese Verwechslung spielt freilich eine grosse und verhängnisvolle Rolle. Es handelt sich bei unseren Kämpfen so oft nicht um die Wahrheit, sondern um unsere Wahrheit, und dies nicht etwa in dem berechtigten Sinne, dass wir ja nie die Wahrheit an sich erfassen können, sondern immer nur die Wahrheit, wie sie sich uns darstellt, sondern in dem Sinne, dass wir die Wahrheit mit dem Anspruch unseres Ich, mit seinem Ehrgeiz, seinem Machtdrang, seiner Rechthaberei verwechseln. Das ist es, was aus dem Kampf um die Wahrheit Streit, Krieg, Zwiespalt werden lässt: es handelt sich nicht um die Wahrheit, sondern um das Ich. Wenn wir, um nur ein besonders wichtiges Beispiel zu nennen, wegen unserer Religion oder Theologie, d. h. wegen unseren Gedanken über Gott, unsern auf Gott bezüglichen Einrichtungen und Sitten in Streit geraten, dann handelt es sich ganz sicher nicht um Gottes, sondern um unsere Sache. Die rabies theologorum entspringt nicht dem Eifer um die Ehre Gottes, sondern dem um die eigene Ehre. Wenn anno 1529 in Marburg die schweizerischen und die deutschen Reformatoren mit ganzer Herzensleidenschaft um die Wahrheit rangen, so war das gross; wenn es nicht zur Versöhnung, sondern zu bösem Streite kam, so spielte rechthaberischer Hochmut dabei eine grössere Rolle als die Nötigung der Wahrheit. Nur die Wahrheit, die Wahrheit für sich, die gebietende, richtende, erlösende, ist der Friede. Dass wir sie meinen, nicht uns selbst, erweist sich daran, dass wir die Unendlichkeit dieser Wahrheit anerkennen. Wenn wir dies tun, dann können wir sie unmöglich für uns allein in Anspruch nehmen; dann müssen wir wissen, dass sie grösser ist als wir. Dann müssen wir von vornherein anerkennen, dass Andere auch daran Teil haben. Dann sind wir von vornherein bereit, auch in Formen, die uns fremd sind, etwas davon zu ahnen und es darin zu suchen. In diesem Sinn ist die Wahrheit katholisch, das heisst: von vornherein die Allgemeinheit suchend, gerade wie sie in der Absolutheit des Gewissens protestantisch ist. Das ist aber im-

mer die Grundvoraussetzung der Versöhnung: diese Anerkennung der Wahrheit, woran der Andere Teil hat. Unsere Wahrheit — im falschen Sinne des Wortes — macht uns rechthaberisch und selbstgerecht, die Wahrheit ist Richterin über uns und bindet uns damit an den Andern im Willen, sein Recht anzuerkennen, führt also zur Versöhnung, die ja immer Einung ist. Denn sie ist zwar über viele zerstreut, ist aber nur eine. Die Beugung der unvollkommenen Wahrheit in uns vor der im Andern erkannten oder geahnten, der Tribut der individuellen Wahrheit an die universelle, die Tilgung der Schuld der zerstückelten Wahrheit an die ganze, das ist die Versöhnung.

V.

Gott ist die Versöhnung. Denn er ist die Wahrheit. Er ist die ganze, die umfassende Wahrheit. Wenn wir uns in ihm wissen, dann wissen wir uns durch ihn mit allen Geschöpfen zu einer Einheit verbunden. Dann sind wir allen schuldig. Dann gehört das Besondere und Unvollkommene, was in uns ist, zu dem Ganzen und Vollkommenen, was in ihm ist und damit zu allen seinen Kindern. Dann anerkennen wir demütig sein Recht in ihnen und auch in aller sonstigen Kreatur. Die Scheidung von ihm und von ihnen durch die Versteifung auf uns und unser Recht, der Egoismus, ist die Sünde. Die Verbundenheit mit ihm und durch ihn mit den Brüdern und Schwestern ist das Wesen der Liebe. Sie ist Gebundensein in Freiheit und Freiheit im Gebundensein; sie ist Verantwortung, ist Schuldigsein; sie ist unbedingter Wille zur Gemeinschaft. Gott ist die Einheit. Und darum ist er die Versöhnung. Gott ist der Unendliche; darum darf, wer ihn wahrhaft ehrt, nie meinen, er habe die ganze Wahrheit oder habe sie allein. Gott ist der Lebendige; darum darf, wer ihn als solchen erkennt, nie meinen, mit seiner Erkenntnis fertig zu sein. Darum wird vor ihm alle Theologie immer wieder zunichte. Gott ist die Liebe; darum weiss, wer dies versteht, sich mit Allen verbunden. Gott ist das Gericht; darum zerschmilzt vor ihm alle Selbstgerechtigkeit. Gott ist die Gnade; darum kann, wer dies erfahren hat, nicht hart gegen den Andern bleiben. Darum ist er die Versöhnung. Zu seiner Autorität zurückkehrend, unter sie uns beugend, werden wir wieder Frieden finden.

So aber ist Gott in Christus hervorgetreten: „Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selbst.“ Er tritt in Christus, und besonders in seinem Kreuze, hervor als die unendliche Liebe und Gnade. Er versöhnt dadurch den Menschen mit Gott und mit sich selbst, indem er ihm die Schuld vergibt und damit den tiefsten Stachel aus seinem Herzen und Gewissen zieht; er versöhnt ihn mit Gott und sich selbst, indem er das Dunkel seines Schicksals aufhellt, ihm Sieg über Welt und Tod verheisst und volles,

ewiges Leben mitteilt. Zugleich schlägt er ihn richtend nieder durch die Heiligkeit Gottes, die, im Gegensatz zur menschlichen Unheiligkeit, gerade am Kreuze sichtbar wird. Beide, die Liebe und die Heiligkeit, die am Kreuze erscheinen, demütigen den Menschen, indem sie ihn aufrichten und beglücken; beide binden ihn tiefer als sonst irgend etwas an den Bruder. Die Versöhnung der Welt mit Gott am Kreuze ist die Versöhnung der Welt mit sich selbst.

Also ist Versöhnung freilich das Grösste, was uns Gott in Christus gibt und befiehlt. Also muss, wer sich zu Christus bekennt, Versöhnung suchen, nach Versöhnung hungern und dürsten, nach Völkerversöhnung, Klassenversöhnung, Versöhnung alles Zwiespaltes der Welt. Gewiss — aber auf Grund der Wahrheit. Also kämpfen wir, damit wir Versöhnung gewinnen, für die Völker, die Klassen, die Rassen, die einzelnen Menschen, für die Meinungen, die Einrichtungen, die Religionen, die Nationen, die Kulturen — um die Wahrheit; aber um die Wahrheit, nicht um uns selbst. Zuerst die Wahrheit! Kämpfen wir um die Wahrheit so, dass wir im Kampfe um sie uns vor ihr beugen, vor ihrer Würde, ihrer Absolutheit, ihrer Ueberlegenheit, ihrer Unendlichkeit, ihrer Lebendigkeit. Gott ist die Wahrheit. Ihn suchend, wirklich ihn, nicht uns selbst, gewinnen wir eine Welt der Versöhnung. L. Ragaz.

Zum religiös-sozialen Problem.

Aussprache zwischen Eduard Thurneysen und Leonhard Ragaz.

I. Votum von Eduard Thurneysen.

Prof. Ragaz hat in umfassender Weise und von überlegenem Standorte aus ein Bild der geistigen Lage gegeben. Seine Darlegungen waren getragen von einem hohen Willen zum Sehen und Verstehen alles dessen, was unsere unruhige Zeit erfüllt und bewegt. Und nicht nur Sehen und Verstehen wollte Prof. Ragaz, sondern er hat alles Gesehene von vornherein unter grosse, positive Vorzeichen gerückt. Etwas von adventsmässigem Hoffen lag in seinen Worten, darauf, dass alle, auch die widerstrebendsten Erscheinungen, sich der grossen Erfüllung werden fügen müssen, auf die wir als Christen warten. Prof. Ragaz hat dabei, meines Wissens von seiner Seite zum ersten Mal, auch die an Karl Barth sich anschliessende theologische Bewegung ausführlich dargestellt. Da ich diese in meiner Weise mitvertrete, möchte ich das Wort dazu nehmen und als erstes dieses sagen, dass ich Prof. Ragaz dafür d a n k e , dass er auch unser Wollen unter das grosse positive Vorzeichen gestellt hat, das seine Ausführungen beherrschte. Seine Darstellung enthielt wohl allerlei, was ich als Missverständnis unserer Position empfinden musste,

es wurden Dinge ausgesprochen, denen ich sachlich nicht zustimmen könnte, ich denke etwa an das über die Rechtfertigung oder über das Verhältnis des Paulus zu Jesus Gesagte, aber ich habe sie als Ganzes doch so sehr als grosszügigen Versuch empfunden, auch uns zu verstehen und gerecht zu werden, als eine dargebotene Hand, und es ist mir eine F r e u d e, gerade in diese Hand einzuschlagen. Ich fasse das von Prof. Ragaz Ausgesprochene auf als den Beginn eines Gespräches von ihm zu uns, von uns zu ihm, eines Gespräches, dessen langen Unterbruch oder wohl noch gar nicht Begonnenhaben manche von uns auf beiden Seiten schon oft schmerzlich empfunden haben.

1. Lassen Sie mich zunächst zweierlei sagen. Einmal: Prof. Ragaz hat unser Beginnen als ein ganz und gar theologisches gekennzeichnet. Und für ihn liegt darin wohl schon eine ernste kritische Bewertung unserer Sache: Theologie ist als solche etwas grundsätzlich Verdächtiges. Sie entfernt sich vom Boden des Wirklichen und damit auch des Göttlichen. Ich möchte auf diese Kritik an der Theologie hier nicht eintreten; ich kann zunächst nur rückhaltlos zugeben, dass wir um Karl Barth herum in der Tat Theologen sind und es auch sein wollen. Aber ich möchte darauf aufmerksam machen, wie sehr auch wir, gerade wir, in einem Kampfe liegen gegen nichts anderes als — die Theologie und die Theologen, allerdings selber auf theologische Weise und allerdings nicht gegen die Theologie an sich, sondern „nur“ gegen eine bestimmte Theologie, gegen die Theologie von gestern, könnte ich vielleicht sagen, die allerdings auch noch die Theologie von heute ist, gegen diese aber in grundsätzlichster Weise. Sollte das nicht unseren Kritikern im religiös-sozialen Lager mehr zu denken geben, als es der Fall zu sein scheint? Könnte nicht in der scharfen, kritischen Wendung gegenüber der gangbaren, der Theologie des 19. Jahrhunderts, wie sie Karl Barths Position kennzeichnet, ein Anzeichen dafür liegen, dass in der Theologie Karl Barths, obwohl sie schlecht und recht Theologie ist, sich etwas zu Worte meldet, das einer tiefen, elementaren Nötigung entspringt, und das darum mit einer allgemeinen Ablehnung aller Theologie n i c h t erledigt ist?

2. Ich möchte als weiteres Kennzeichen dieser Theologie das sagen, dass sie zwar durchaus in der Studierstube, aber trotzdem aus der aktuellen Lage unserer Zeit heraus entstanden ist. Erlauben Sie mir — so wenig ich solche persönlichen Bemerkungen sonst liebe — eine kleine Mitteilung über das Wie ihrer Entstehung. Nicht weit von hier liegt Safenwil und noch etwas weiter Leutwil, wo Karl Barth und ich während der Kriegsjahre Pfarrer waren. Wir waren beide zunächst wie viele andere religiös-sozial, wie man es eben damals sein musste, wenn einen der mächtigste Ruf der Zeit, der Ruf der sozialen Not und Aufgabe, und die Stimmen derer, die

diesem Ruf Worte gaben, aus dem Kirchenschlaf aufgeweckt hatten. Der Sozialismus, wohl noch verbunden mit Abstinenz, war die Bewegung, in der wir in der konkreten Lage von damals das eindrücklichste Gleichnis, vielleicht sogar die Gleichung des Himmelreichs erkannt hatten, des Himmelreiches, von dem wir am Sonntag auf unseren Kanzeln als Pfarrer im übrigen in ganz unpolitisch-biblischer Weise predigten. Die Predigtaufgabe war uns schon damals ein zentrales Anliegen. Und dann kam der Krieg. Und im Zusammenbruch des Krieges erkannten wir zunächst ganz einfach das Gericht über ein nur allzusehr verbürgerlichtes Christentum, von dem wir schon vor dem Kriege mehr oder weniger entschieden abgerückt waren. — Aber dabei blieb es nicht. Sondern je umfassender das Gericht des Krieges sich auswirkte über alles, was damals fest und hoch gebaut schien, desto mehr brach für uns nicht nur die bürgerlich-christliche, sondern auch die religiös-soziale Ideologie in sich zusammen. Nicht nur die grossen „Ismen" zur Rechten, angefangen beim Nationalismus und Militarismus, sondern auch die „Ismen" zur Linken, also auch der Sozialismus, an den wir geglaubt hatten, erschien von Anfang an deutlich unter das Gericht gestellt. Auch er wurde ja in allen Ländern, rechts und links der Schützengräben, nicht nur national, sondern nationalistisch, und zwar ohne Brechung, ohne Vorbehalt. Auch er liess einen also in der Flut aufsteigender Fragen nach dem Was? dem Warum? und Wohin? des Geschehens, das da so plötzlich, so elementar, wie aus dem Abgrund heraufgestiegen über der Welt zusammenschlug, ohne jede wirkliche Antwort, selbst ohne jeden Hinweis, in welcher Richtung allenfalls eine Antwort gesucht und gefunden werden könnte. Er gab sich wohl auch damals weiter als Antwort, als Führer zu einer neuen Welt aus, aber es war allzu klar geworden, dass er es nicht war. Ein grosses, gähnendes Loch ging damals vor einem auf, und wenn wir die von allen Seiten gegebenen bürgerlichen, sozialistischen oder auch kirchlichen und theologischen Aufschlüsse über den Sinn des Geschehens, das die Zeit erfüllte, mit Deckeln vergleichen wollen, die herzugetragen wurden, um dieses Loch zuzudecken, so ist zu sagen, dass alle diese Deckel sich als viel zu klein erwiesen, um dieses Loch wirklich zu schliessen. Sie fielen ganz einfach wirkungslos selber in seinen Schlund hinunter. Es war die Zeit, wo man irre wurde an fast allen seinen Lehrern von bisher. Man konnte ihre Meinungen nicht mehr entgegennehmen, und je sicherer sie vorgetragen wurden, desto weniger. Väter und Söhne verstanden sich nicht mehr. Bis hinein in engste Beziehungen gingen schmerzliche Risse. Man wurde auch bitter und ungerecht und sagte manches Wort, das man heute bereut. Es wird uns allen mehr oder weniger so ergangen sein. Man hat uns Jüngeren damals oft Hochmut vorgeworfen. Aber eigentlich waren wir nicht hochmütig, auch wenn wir uns so gaben.

Wir waren im Gegenteil nach Führung hungriger als je, aber wir fanden sie in dem nicht, was uns etwa in der kirchlichen Verkündigung oder Theologie als Führung angeboten wurde. Dankbar gedenken wir freilich dessen, was uns auch in diesen schwierigen Jahren die alten religiös-sozialen Führer bedeutet haben. Prof. Ragaz hat für uns alle Seezeichen aufgerichtet, an die wir uns halten konnten. Mir persönlich und mit mir auch Karl Barth hat Pfarrer Kutter viel bedeutet. Er hat uns mit seinem eindringlichen Hinweis auf Gottes Tun allein die Wege gewiesen, die uns weiterführten. Diese Wege haben uns, wie schon gesagt, über den alten religiösen Sozialismus hinausgebracht. Wohin? Hier muss ich zuerst einem Missverständnis vorbeugen. Wir sind niemals, auch in diesen Jahren nicht, irgendwie irre geworden an der Gerechtigkeit und an der bittern Notwendigkeit der politischen und gewerkschaftlichen sozialistischen Arbeiterbewegung. Die stand uns nie und steht uns auch heute nicht in Frage. Wir lebten in unseren Industriegemeinden viel zu sehr mit dem arbeitenden Volke, um nicht zu sehen, wie notwendig seine Bewegung war. Wir haben sie weiterhin bejaht und auch nach aussen kein Hehl daraus gemacht. Aber es geschah allerdings illusionsloser, auf eine sachlichere Weise als vorher. Die vorher damit verbundene Ideologie, die weltanschauliche oder sogar religiöse Verklärung, die darüber gelegen hatte, war uns genommen. In dieser Hinsicht standen wir nun auch an diesem Punkte, auch dem Sozialismus gegenüber vor dem grossen Loch, der Leere, von der ich geredet habe. In dieser Situation widerfuhr uns nun — aber auch da wird es Vielen mit uns nicht anders ergangen sein — es widerfuhr uns etwas im Grunde sehr Einfaches: wir wurden ganz neu aufmerksam auf die B i b e l. Sie schob sich uns in die leere Stelle und fing an, sie auszufüllen. Wir hatten sie wahrhaftig auch bisher schon gekannt. Aber wir hatten sie durch die Brille gewisser Deutungen gelesen. Diese Deutungen zerbrachen in dem Masse, als uns die Theologie und Weltanschauung ins Wanken kam, die diese Deutungen erzeugt und gestützt hatte. Und nun lasen wir die Bibel neu, mit viel weniger Vorbehalten als bisher. Ich wage nicht zu sagen: mit gar keinem mehr, denn geschähe das wirklich, so sähe alles noch ganz anders aus! Wir lasen sie (das wage ich zu sagen!) bussfertiger, viel mehr als früher als ein an uns und unsere Zeit gerichtetes ewiges Wort. Wir krittelten weniger daran herum. Wir wollten nicht mehr einfach nur unsere schon vorhandenen bürgerlichen oder religiös-sozialen, kritischen oder konservativen Meinungen darin finden. Wir lasen sie mit den Augen von Schiffbrüchigen, denen alles über Bord gegangen ist. Und das geschah, wie sich gezeigt hat, nicht ganz umsonst. Die Bibel ging uns neu auf. Jenseits aller Deutungen fing ihr eigentliches Wort wieder an zu reden. Ich will nichts weiter darüber sagen. Es war ja immer

noch wenig genug, was wir nun von diesem Reden der Bibel auffingen. Aber das möchte ich nun sagen: aus dieser inmitten der Not der Zeit geschehenen Begegnung mit der Bibel heraus ist in jenen Jahren Karl Barths Römerbrief geschrieben worden und hat uns all das ganz neu zu beschäftigen und zu bewegen angefangen, was in den so weithin abgegriffenen Worten Wort Gottes, Kirche, Sünde, Gnade, Rechtfertigung aus Glauben allein, Wiederkunft Christi, Versöhnung und Erlösung verborgen liegt an grosser, aktueller Wahrheit. Ganz direkt hat uns die Bibel auch wieder mit der Reformation zusammengebracht, und Bibel und Reformation haben uns weiter und weiter festgehalten durch alle die Jahre hindurch. Zweierlei muss ich hierbei ausdrücklich bemerken: Einmal war die Beschäftigung mit diesen Dingen zwar eine möglichst exakte und genaue, auch wissenschaftlich genaue, wir fingen ganz neu an zu studieren, aber sie war ganz und gar beherrscht und getrieben von dem aktuellen Interesse an der Lage, in die wir uns mit allen unseren Zeitgenossen verstrickt sahen. Wir glaubten, hier in der Bibel endlich den Ort gefunden zu haben, an dem es zu graben galt, um wieder zu wirklichen Antworten zu kommen für die Not der Zeit. Und zweitens: was uns dabei aufzuleuchten begann, war uns wirklich, so gewiss es nur wieder um die alten, längstgekannten, eben genannten biblischen und reformatorischen Worte ging, ganz und gar neu. Sie, diese Worte und was sie meinen, schienen uns in keiner Weise Selbstverständlichkeiten zu enthalten, die man irgendwie schon wisse, um mit diesem Wissen dann endlich zur Tat überzugehen. Wir hatten, was sie uns nun zu sagen schienen, bei unseren Lehrern von bisher so noch nicht vernommen. War das nur unsere Schuld? Wir hatten es auch beim religiösen Sozialismus nicht vernommen. Gerade Paulus lag ihm doch immer irgendwie ferne. Ich weiss, wie wir damals am liebsten jede religiös-soziale oder sonstige Konferenz sofort in ein Bibelkränzchen verwandelt hätten, weil wir der Meinung waren, es gebe jetzt nichts wichtigeres als gemeinsames Studium, vor allem des Neuen Testamentes; für die Not der Zeit würden wir dabei ganz gewiss auch nicht leer ausgehen. Ich sage das nur, um zu zeigen: es war für uns diese ganze Wendung zur theologischen Arbeit keine Schrulle und kam nicht aus einer Enttäuschung oder Verbitterung, es war eine elementare Notwendigkeit. Und wir werden nie mehr dahinter zurückkönnen. Dass dabei allerlei Dinge, die auch gut und notwendig sind, zurücktreten müssen, dass der ganze Weg grosse Gefahren in sich birgt, dass wir Schüler haben sollen, die diesen Gefahren bereits deutlich verfallen sind, das wird alles wahr sein: aber hat nicht jeder Weg seine Gefahren, und sind sie ein Grund, ihn nicht zu gehen? Und gibt es nicht überall Gefolgsleute, wie man sie sich n i c h t wünscht? Ich sage das nicht leichthin, denn ich weiss um die b e s o n d e r e n

Gefahren, die gerade den Weg des Theologen bedrohen, ich weiss um den Abgrund der Schriftgelehrten und Pharisäer aller Zeiten, in den man da täglich zu stürzen sicher sein kann, wenn einen nicht eine ebenfalls besondere Hand ohne Verdienst vor diesem Absturz bewahrt, der schlimmer ist als der Absturz in irgendeine andere, noch so furchtbare Sünde.

3. Aber nun lässt sich vielleicht von da aus etwas Vorläufiges sagen über unser Verhältnis zu dem Standort, an dem auch in seinen heutigen Ausführungen Prof. Ragaz sich uns gegenübergestellt hat. Es sind freilich solche Bestimmungen mit aller Vorsicht zu treffen und mit allen Vorbehalten zu umgeben. Es handelt sich ja um eine durch und durch bewegte Lage. Und alle solche Bestimmungen haben etwas statisches, starres an sich, das der innern Dynamik der Sache, um die es geht, nicht entspricht. Ich möchte unter diesem nicht aus den Augen zu lassenden Vorbehalt das Anliegen, das uns beim Blick auf die Not der Zeit vor anderen bewegt, bezeichnen als das Anliegen des Wortes Gottes. Es wird nach dem Gesagten ungefähr klar sein, wie ich dazu komme, und vielleicht auch ein wenig klar sein, was ich Bestimmtes in diesem Ausdruck zusammenfasse. Was ich aber aus sozusagen allen Aeusserungen von Prof. Ragaz, auch aus den heutigen, als das ihn und seinen Kreis im Blick auf die Lage vor allem bewegende Anliegen heraushöre, möchte ich demgegenüber als das Anliegen der Wirklichkeit bezeichnen. Sein Anliegen ist, dass die Christenheit keinen Augenblick vergesse die reale Not des Bruders, der in der Tiefe des Daseins zu leben hat. Und nun lautet doch wohl sein grosser Einwand gegen uns, dass wir uns mit unserer Theologie entfernt hätten von dieser Wirklichkeit, von der Wirklichkeit des Lebens mit seinen nicht nur intellektuellen, sondern sehr realen Kämpfen und damit auch von der Wirklichkeit Gottes. Was ist darauf zu antworten? Implicite, das heisst: eingeschlossen in das bisher Gesagte, habe ich darauf bereits geantwortet. Unser Weg ist durchaus kein selbsterklügelter Weg weltabgewandter Intellektueller, und ich persönlich kann mir keine Erkenntnis vorstellen, die tiefer hineingreift in die wirkliche Wirklichkeit des Menschen und Gottes, als wie sie etwa in dem grossen biblischen und reformatorischen Begriffspaar Sünde-Gnade enthalten ist, das wieder besser, lebendiger zu verstehen ein Anliegen unserer theologischen Arbeit geworden ist. Aber das will ich allerdings sofort zugeben, dass wir alle die grossen biblischen Worte wieder ganz neu, ganz anders buchstabieren, verstehen und aussprechen lernen sollten, als es heute geschieht. Ich wehre mich gegen keine Anklage, die das meinen sollte. Ich weiss, dass wir uns auf dieses ganz andere, ganz neue Reden des alten Wortes noch kaum verstehen. Und zwar meine ich mit einem solchen ganz anderen, ganz neuen Verstehen und Aussprechen des Wortes Gottes nun aller-

dings auch einfach ein ganz anderes, ganz neu lebensnahes Reden der Kirche. Und hier möchte ich die Warnung von Prof. Ragaz an uns aufnehmen: denn ein lebensnahes Wort, das heisst wohl nichts anderes als ein in die Wirklichkeit eingreifendes, die Wirklichkeit wirklich treffendes und bewegendes Wort. Es fehlt ja auch heute nicht an Worten, die die Wirklichkeit bewegen und sogar aufwühlen. Es können hohe und edle Worte darunter sein, aber es sind menschliche Worte und führen uns darum nicht wirklich vorwärts. Vorwärtsführen kann nur Gottes eigenes majestätisches Wort, weil nur es den Menschen wirklich trifft, überwindet und gefangen nimmt, so dass er nicht mehr sein eigener Herr ist. Aber eben dieses Wort Gottes selber, das biblische Wahrheitswort, wie es der Kirche anvertraut wäre, als heute lebendiges, uns wirklich treffendes, prophetisch in die Wirklichkeit unseres Lebens, unserer Zeit hineingesprochenes, wo ist es zu finden? Das Wort Gottes (aber wirklich dieses und kein anderes!) und dieses Wort wieder lebensnah (also nicht als erstarrte Formel, sondern Gott selber darin wieder redend zum Menschen von heute!): das ist das Erfordernis der heutigen Zeit wie aller Zeiten. Dass es daran so weithin fehlt, darin liegt die eigentliche Not unserer Zeit. Prof. Ragaz hat andeutungsweise von einer neuen Reformation geredet, die heute im Anbrechen sein könnte. In der Tat, das war wohl im 16. Jahrhundert die Reformation, dass damals Gottes Wort wieder so lebensnah gesagt und gehört werden konnte, durfte, musste, dass eine ganze Zeit davon ergriffen und umgestaltet worden ist. Es war auch Theologie dabei (ich denke vor allem an Calvin), aber es war eine auf das Leben gerichtete Theologie, so abstrakt sie sich auch geben mochte. Es war das Wissen um Gottes eigenes, lebendig gewordenes Wort darin. Ich könnte von unserer Zeit nicht sagen, dass sie diesem Ereignis schon wieder nahegerückt sei. Liegt nicht ihr Kennzeichen eben im Unterschied zu einer wirklich reformatorischen Zeit darin, dass die beiden Punkte: Wort Gottes und Wirklichkeit heute noch auseinanderliegen? Dass sie (leider!) zu getrennten Anliegen zweier sich sogar oft befehdender Lager geworden sind? Dass sie wie die Brennpunkte einer Ellipse nicht zusammen-, sondern auseinandergerückt erscheinen und alsbald auch Trennungen erzeugen? Es wird ja selbst in wirklichen Reformationszeiten die innere Spannung dieser zwei Anliegen weiter bestanden haben. Es wird auf Erden überhaupt unmöglich sein, dass sie ganz in eins fallen. Denn es würde ein volles zur Deckung kommen Gottes mit der Wirklichkeit dieses Lebens den jüngsten Tag bedeuten. Aber sicher ist, dass es Vorwegnahmen dieses Geschehens gibt, Geschichtstage, an denen etwas aufleuchtet von dem Geschehen des jüngsten, des ewigen Tages. Wieder denke ich an die Reformation und in abgestufter Weise an das, was in grösster zeitlicher Nähe um die beiden Blumhardt herum sich ereignet hat, zu

denen wir ja beiderseits aufsehen. Und sicher ist, dass in einem Sichnäherkommen dieser beiden Anliegen die Vorwärtsbewegung unserer Zeit, wenn sie uns geschenkt wird, vor sich gehen müsste. Die beiden Anliegen können sich gegenseitig nicht entbehren, eines ist durch das andere bedingt. Und von da aus sage ich nun für unsere Seite: Wir werden uns zwar das uns in die Hand gelegte Anliegen des Wortes Gottes, seines tieferen Erfassens und Verstehens, und das heisst für uns ganz einfach ausgedrückt: unseren Dienst in der Kirche nicht nehmen lassen, wir müssen daran festhalten mit allen Kräften. Auch unsere Theologie gehört dazu, denn wir haben sie nie als sogenannt freie, losgelöste Wissenschaft betrachtet und betrieben, es gab sie für uns nur (und wir glauben: es gibt sie überhaupt nie anders als) im Zusammenhang dieses Dienstes. Aber wir wollen nicht aus den Augen lassen das andere Anliegen, das was wir den „Anspruch der Wirklichkeit" nennen könnten. Wir wollen die ungeheure Gefahr sehen, die Gefahr des Leerlaufes, die da entsteht, wo man ein Wort Gottes haben und bekommen möchte, das nichts zu tun hat mit dem wirklichen Leben. Wort Gottes gibt es nur da, wo der Anspruch, der aus der Not des Lebens aufsteigt, gehört wird. Ich sehe darin das bleibend Wertvolle des religiösen Sozialismus, dass er uns in unserer Zeit dieses Anliegen auf die Seele gelegt hat. Wir werden ihn daher nie verleugnen können oder auch nur verleugnen wollen. Auf der anderen Seite wird man aber ebenso wenig etwas wirklich Hilfreiches tun können, wenn das, was das Wort Gottes zur Not des Menschen zu sagen hat, nicht voll gehört wird. Ja, in diesem Hören wird die Hilfe selber liegen. So sind es wohl zwei Anliegen, aber es ist ein Bogen, der sie beide umspannt. Gewiss ist freilich das eine, dass es keinerlei künstliche Synthesen gibt zwischen zwei solchen realen Anliegen. Man kann sie wohl intellektuell zusammenordnen, man kann in Gedanken einen Bindestrich zwischen sie setzen und eine neue Parole daraus machen, aber damit ist man noch nicht wirklich zusammengekommen. Wenn etwas daran wahr ist, dass das Zusammenkommen dieser beiden Anliegen eine Reformation bedeuten würde, so ist auch das klar, dass dies nicht von Menschen gemacht werden kann, sondern reine Gnade ist, auf die wir nur warten können.

4. Was aber sollen wir nun tun? Eines bleibt übrig. Wir können wartend auf diese Gnade einstweilen unseren Weg fortsetzen. Jeder wohl den seinen, aber doch in neuer Weise. Vorsichtiger, umsichtiger als bisher. So dass wir im Vorwärtsgehen auf unserem Wege zugleich immer auch den Anderen sehen im Vorwärtsgehen auf seinem Wege. So dass wir uns im Vertreten unseres Anliegens immer auch begrenzen lassen durch das Anliegen des Anderen. So dass wir uns, jeder auf seiner Seite, vorwärts- und entgegenbewegen

einem grossen Dritten, das noch nicht erschienen ist, noch nicht Gestalt gewonnen hat unter uns, und in dem doch Beider Anliegen aufgehoben sein werden. Was das nach jeder Seite im Einzelnen und Konkreten bedeuten könnte, darüber versage ich mir jedes weitere Wort. Ich will auf keinen Fall ein Programm aufstellen für irgendeine neue Aktion. Ich will mit einem Bilde schliessen: Wir sind Nachbarn. Wir wohnen unter einem Dache, in verschiedenen Zimmern vielleicht, aber Wand an Wand. Das wollen wir nie vergessen. Denn das bedeutet, dass wir aufeinander angewiesen sind und uns auf keinen Fall loslassen dürfen. Das bedeutet Gespräch. Gespräch aber bedeutet Gemeinschaft. Gemeinschaft selbst dann, wenn man sich in diesem Gespräch auch etwa widersprechen sollte.

II. Antwort von Leonhard Ragaz.[1])

Verehrte Herren und Freunde!

Ich bin durch das, was Pfarrer Thurneysen zu Ihnen und mir gesagt hat, aufs freudigste überrascht. Gewiss waren meine Ausführungen über die sog. Barth'sche Theologie eine entgegengestreckte Hand. Denn wenn ich auch zur schärfsten Auseinandersetzung mit ihr bereit war, falls diese notwendig werden sollte, so ist eine Ineinandersetzung mir allerdings unendlich viel lieber. Denn ich darf wohl sagen, dass die Tatsache dieser sog. Barth'schen Theologie (beachten Sie, dass ich immer „sogenannt" sage!), mit der neuen Spaltung, die sie für die religiös-soziale Sache bedeutete und andern Nebenerscheinungen mir mehr Schmerzen bereitet hat, als vieles andere. Darum ergreife ich mit um so grösserer Freude die Hand, die Pfarrer Thurneysen mir und meinen Freunden bietet und danke ihm von ganzem Herzen dafür, dass er sie uns geboten hat.

Wenn ich ihm nun, gleichsam stammelnd, weil ich wirklich überrascht bin und so vieles zu sagen wäre, antworte und auf die Sache, die uns anliegt, näher eingehe, so kann es sich natürlich nicht darum handeln, irgend etwas anzutasten, was in Pfarrer Thurneysens Votum uns als persönliches Bekenntnis entgegengetreten ist. Es wird mir bloss erlaubt sein, diesem ein eigenes zur Seite zu stellen.

---

[1]) Ich halte es für angebracht, auch meine Antwort auf Pfarrer Thurneysens Votum zu bringen, weil ich denke, dass sie zur Verständigung beitrage, indem sie durch Beseitigung von Irrtümern und Missdeutungen Verständnis schafft. Ich habe diese Antwort selbstverständlich erst hinterher aufgeschrieben; sie macht daher auf wörtliche Genauigkeit keinen Anspruch. Auch habe ich mich nicht gescheut, noch mehr als Pfarrer Thurneysen selbst, da und dort etwas ausführlicher zu werden als in der mündlichen Rede. Handelt es sich doch nicht sowohl um ein möglichst richtiges Protokoll jener Verhandlungen in Lauterbach, als um eine möglichst genau unser Denken und Wollen treffende Aussprache überhaupt. L. R.

1.

Pfarrer Thurneysen hat uns erzählt, wie die allseitige Katastrophe des Weltkrieges auf ihn gewirkt habe und hat darin die Entstehung dessen aufgezeigt, was wir uns gewöhnt haben, seine und seiner Freunde neue Theologie zu nennen. Er hat mir persönlich damit nur etwas gesagt, was ich so ungefähr vermutet hatte. Verwundert aber hat mich daran, offen gestanden, dass der Zusammenbruch der Sozialdemokratie — denn nur darum, nicht um den Sozialismus, konnte es sich handeln — ihm ein solches Erlebnis und das heisst: eine solche Enttäuschung geworden ist. Das ist bei mir völlig anders gewesen. Wie wichtig mir auch Sozialismus und Sozialdemokratie in ihrer Art gewesen sind, so Grosses habe ich von ihnen nie erwartet, dass mich das Versagen der Sozialdemokratie hätte ins Lebensmark treffen können. Nie und nimmer hatten ich und irgend einer meiner etwas reifern Freunde und Schüler erwartet, dass Sozialismus und Sozialdemokratie uns das Letzte und Grösste brächten, worauf wir hofften. Sie waren uns vielmehr bloss Symptome davon, Gerichtszeichen, Hinweise auf dieses Letzte und Grösste, — Gericht und freilich auch Verheissung. Unsere Hoffnung setzten wir allein auf den starken und lebendigen Gott, den wir aus der Bibel und seinem Walten in der Gegenwart neu kennen gelernt hatten, auf s e i n gekommenes, aber auch kommendes Reich. Und d i e s e Erwartung, d i e s e r Glaube haben damals wahrhaftig keinen Zusammenbruch erlitten, weder in uns noch überhaupt.

Auch das ist, verehrte Herren und Freunde, durchaus nicht etwa eine nachträgliche Zurechtmachung. Dass ich damals so dachte, kann ich, wenn es not tut, aus vielen Aeusserungen jener Zeit, auch gedruckten, nachweisen. Ich stand damals schon lange ganz und gar auf dem Boden Blumhardts, jenes Blumhardt, den ich später in meinem Blumhardtbuche darstellte und mit dem ich ein halbes Jahrzehnt vor dem Kriege in eine meinerseits auf völlige Uebereinstimmung des Denkens gegründete heilige persönliche Gemeinschaft getreten war. Ich hatte darum — und das gilt auch von allen meinen reiferen Freunden und Schülern — keine blosse „religiös-soziale Ideologie", um mich angesichts des gewaltigen und furchtbaren Gesamtereignisses, das wir Weltkrieg nennen, darauf zu stützen. Wenn Pfarrer Thurneysen mit dem Stichwort von der „religiös-sozialen Ideologie" andeuten wollte, dass Sozialismus und Sozialdemokratie, vielleicht in religiöser Verbrämung, das Glaubensbekenntnis der sog. Religiös-Sozialen gebildet hätten, so wäre das ein Beispiel des seltsamen Unrechts, das uns von dieser Seite her angetan worden ist und wird, und an dem sich sonst gerade Pfarrer Thurneysen am wenigsten beteiligt hat. Aber sicher meint er es anders. Er will wohl sagen, dass für Viele — für ein oberflächliches, unreifes Verständ-

nis — unser religiös-sozialer Glaube eine blosse „Ideologie“ geworden sei. Das mag wirklich etwa in dem Sinn der Fall gewesen sein, wie es heute eine „Barth-Thurneysensche Ideologie“, diesmal nach rechts hin, gibt; aber so wenig als ich zugeben würde, dass das Glaubensbekenntnis Barths, Thurneysens und ihrer Freunde eine blosse „Ideologie“ sei, so wenig könnte ich es dulden, dass man den Glauben an den lebendigen Gott und sein in Christus offenbares Reich, der unser Bekenntnis war und ist, eine „Ideologie“ nenne.

Doch kann man wohl für den Weg, den mit Thurneysen und Barth Viele gegangen sind, und seinen Unterschied von dem unsrigen einen besondern Grund anführen. Dieser mag wohl auch erklären, warum für sie „religiös-soziale Ideologie“ war, was uns G l a u b e n bedeutete. Der Weg einer ganzen jungen Generation war, etwas zugespitzt ausgedrückt, offenbar der, dass sie vom Sozialismus, vielleicht mit Hilfe des Sozialismus, zu Gott, während wir Aelteren — und nicht nur wir — von Gott zum Sozialismus gekommen sind. Ich meine genauer: für diese ganze Generation wurde durch die Wendung zum Sozialismus ihr bisheriges Christentum mit samt seiner Theologie sozusagen verzehrt und sie landeten vielleicht bei einer „religiös-sozialen Ideologie“. Irre ich mich, wenn ich meine, gerade diese Jüngeren seien meistens von dem sog. positiven Christentum hergekommen? Sie verloren also etwas Erstarrtes, aber Festes und bekamen etwas das zwar lebendiger, aber für sie noch sehr vag, noch sehr nur Sache eines gewissen Enthusiasmus war. Umgekehrt ist mein Weg und der vieler andern verlaufen. Ich für meine Person komme vom „liberalen“ und „modernen“ Christentum und seiner Theologie her. Diese hatte ich verzehrt, als ich mich später dem Sozialismus zuwandte. Mein erster grosser Lebenskampf war der um Gott, einen w i r k l i c h e n Gott, um m e i n e n Gott. Er ging gegen den Liberalismus, und immer mehr, in dem Masse als diese sich ausgestaltete und auf ihre Art in den Liberalismus überging, gegen die moderne Theologie. Als ich, um meine dreissiger Jahre herum, diesen entscheidenden Punkt erreicht hatte: eine Gottesgewissheit, die grösser war, als jede andere meiner Gewissheiten, unvergleichlich grösser, da öffnete sich nach und nach der Blick auf das R e i c h Gottes, auf Gottes H e r r s c h a f t, auf die W i r k l i c h k e i t seines Willens auf Erden. Das ging zuerst langsam, in einer allmäligen Entwicklung vor sich. Schon als Pfarrer von Chur, im Anfang des Jahrhunderts, bevor ich noch den Namen Blumhardts kannte, habe ich am Grabe eines schweizerischen sozialistischen Führers erklärt (die Rede liegt gedruckt vor), ich erblicke in der sozialen Frage das Walten des lebendigen Gottes. Und das war nur der Ausdruck dessen, was ich auch sonst verkündigte und praktisch vertrat. Aber der völlige Durchbruch dieses Neuen geschah erst in

Basel, und nun in schmerzensvollen Jahren, durch eine bis in den geistigen Tod hinein führende Krisis. Das was aus dieser aufstieg, war die unendlich beglückende, für mein weiteres Leben dann vollends entscheidend gewordene Erkenntnis, dass dem Gotte, der mir die einzige Wirklichkeit geworden war, auch alles gehören solle, dass alles durch seine Herrschaft erlöst und geheiligt werden solle — nach seinem eigenen Wort, seiner eigenen Verheissung. Und nun erblickte ich immer mehr im Sozialismus, überhaupt im sozialen Kampf und der sozialen Gärung, das grosse Zeichen einer Weltwende, eines neuen Kommens Gottes. Nun wurde mir auch — das war ein Kampf für sich — Jesus zum Christus. Nun erlebte die ganze biblische Wahrheit eine Auferstehung. Das alles nun wieder nach und nach. Als ich soweit war, geschah, zunächst indirekt, die entscheidende Begegnung mit Blumhardt. Sie war mir nicht Ursprung, sondern bloss Bestätigung und Vertiefung, freilich herrliche, für die ich nie genug danken kann, dessen, was mir auf meinem Wege aufgegangen war. Wesentliches habe ich in diesen Dingen, ausser etwa von Carlyle, nur von Blumhardt gelernt, wie denn überhaupt alle letzten und tiefsten Gedanken der „religiös-sozialen" Bewegung von ihm stammen, was die für deren Beurteilung durchaus fundamentale Tatsache ist.

Und nun kehre ich zur Weltkatastrophe zurück. Wie hätte mich diese umwerfen können? Seit vielen Jahren, schon während meines Churer Pfarramtes, war ein stetiger Bestandteil meiner Predigt der Hinweis auf das kommende Gericht. Dieser Hinweis wurde — wie ich leicht auch durch gedruckte Dokumente belegen kann — mit dem Herannahen der Katastrophe immer dringlicher. Wie hätte ich nun so überrascht sein können, als sie eintrat? Ich erstickte beinahe in der Atmosphäre der Vorkriegszeit. Darum war mir der losbrechende Sturm zunächst eine Befreiung. Für mich gab es längst nur die Alternative: entweder eine grosse Umkehr oder die Katastrophe. Wie wenig mir in diesem gewaltigen Zusammenhang der Zusammenbruch der Sozialdemokratie bedeutete, mag Ihnen eine einzelne Tatsache beweisen: Ein vielen von Ihnen bekannter Mann ist freilich unter dem Eindruck dieser Tatsache zuerst ganz zusammengebrochen. Da bin ich zu ihm gegangen und habe ihm gesagt: „Wie kannst du das so nehmen? War es uns, die wir die wirkliche Sozialdemokratie kennen, nicht schon lange klar, dass sie zusammenbrechen müsse? Nur haben wir uns gedacht, sie werde vielleicht an ihren Erfolgen nach und nach zu Fall kommen, weil sie darin versagen müsste. Dann wäre aber eine Wiederaufrichtung sehr schwer gewesen und wahrscheinlich ein allgemeiner Abfall eingetreten. Jetzt dagegen stürzt sie in einem ungeheuren allgemeinen Zusammenbruch, zugleich mit dem Christentum und der ganzen Kultur. Sollten wir uns nicht darüber freuen? Denn jetzt

k a n n sie sich wieder aufrichten, wenn auch in neuer Form, nicht als marxistische Kirche, aber als Sozialismus!"

Ich darf überhaupt sagen, dass der Weltkrieg mich religiös viel weniger angefochten hat, als irgend eine andere Periode meines Erlebens. Hatte ich denn nicht immer geglaubt und verkündigt, dass diese „Kultur" gerichtet sei, dass Gott gerade in den grossen Katastrophen der Geschichte mit der Offenbarung seines Willens hervortrete? Wie sollte es mich denn enttäuschen, wenn das nun vor meinen Augen und Ohren geschah? Habe ich nicht sofort verkündigt, dass die Kultur einer ganzen Epoche dahinstürze, aber vor C h r i s t u s? Wie hätte das in dem „Loch", von dem Thurneysen redet, verschwinden sollen? Nein, in diesem Loch verschwand unsere „Kultur", aber nicht mein Gott, mein Christus, mein Reich Gottes, mein Glauben und Hoffen. Dieser Glaube erwies sich, um wieder das bei Thurneysen beliebte Bild zu brauchen, als ein Deckel, der jenes Loch der Weltkatastrophe reichlich deckte. Nur immer gewaltiger bewährte er sich, nur immer mehr vertiefte er sich, je umfassender der Zusammenbruch der Welt wurde. Ganz ähnlich ist es Vielen gegangen, jedenfalls meinen nähern Freunden und Gesinnungsgenossen. Sie sind — in d i e s e m Sinne — nicht zusammengebrochen, ihr Glaube ist nicht durch jenes Loch gefallen.

Wenn man aber schon während des Krieges es für angebracht gehalten hat, uns als solche hinzustellen, die selbstgemachten Ideen folgten, statt Gott machen zu lassen, so muss dieser selbstgerechten und ungerechten Rede gegenüber festgestellt werden, dass wir wahrlich für selbstgemachte Ideen damals weniger als je Zeit und Lust hatten, sondern uns von gebieterischen N o t w e n d i g k e i t e n leiten liessen. Eine solche war für uns, und ist geblieben, unsere unbedingte Kriegsgegnerschaft. Wir lassen uns diese nicht religiös verleumden — was ich natürlich nicht gegen Thurneysen sage! Aber ich frage überhaupt: welche von den irgendwie wesentlichen Positionen, die wir während dieser Zeit und nachher eingenommen, ist denn durch die Entwicklung Lügen gestraft worden? Ich denke, die Beispiele solcher durch die Entwicklung gar sehr Lügen gestraften Positionen könnte man leichter anderswoher holen! Die unsrigen sind zum Teil noch im Kampf, gewiss, spricht das aber gegen sie? Das Urteil der Geschichte ist jedenfalls noch nicht gefällt und wir erwarten es zwar ohne Unfehlbarkeitsdünkel, aber mit ruhigem Gewissen. Das nur nebenbei!

Selbstverständlich kostete es auch mich und meine Freunde einen oft sehr schweren innern Kampf, Gottes Tun zu verstehen und ihm nachzukommen. Aber das brauchte ich nun wahrhaftig von niemandem zu lernen, dass es gelte, Gottes Tun zu verfolgen und nicht die eigenen „Ideen". Wenn ich, um nur von mir zu reden, irgend etwas immer wieder gesagt habe, so war es eben gerade dies: dass wir an

die Stelle einer selbstgemachten Theologie das Achten auf des lebendigen Gottes lebendiges Tun setzen müssten. Dass wir dieser Aufgabe der Aufgaben seien gerecht geworden, wer von uns wäre so gottlos, das zu behaupten? Aber ein grosser Irrtum wäre es, wenn Freund Thurneysen meinen sollte, eine bessere, tiefere Theologie hätte uns geholfen, die Weltkatastrophe besser zu bestehen. Im Gegenteil: das wäre eine Brille gewesen, die uns blind, statt sehend gemacht hätte; denn dann wären unsere eigenen Gedanken es gewesen, an die wir uns gehalten, statt dass wir auf Gottes Tun geachtet hätten. Nein, solche Ereignisse hat man noch nie durch Theologie gemeistert. Hier galt es zu horchen, zu verstehen; hier musste gerungen, immer neu gelernt, immer wieder umgelernt, immer wieder Selbstgericht vorgenommen werden. Das war der Sinn dieses Erlebens. Das alles haben wir getan, in äusserster Unzulänglichkeit allerdings, aber wir haben es nicht getan mit einem Versagen als Ausgangspunkt, nicht als solche, die zuerst in das grosse Loch gefallen wären, sondern als solche, die auf einem Granitfelsen standen, der von den Wellen des Weltchaos umspült, manchmal sogar überschwemmt wurde, der aber stand: dem Glauben an den lebendigen Gott, seinen Christus und sein Reich, dem Glauben an den im Schaffen Zerstörenden und im Zerstören Schaffenden. Dass wir die Weltkatastrophe so verstanden und verstehen, entsprach dem tiefsten Sinn unserer Bewegung: diese wollte eben nie eine fertige Theologie, sondern ein fortschreitendes, lebendiges Verständnis des lebendigen Gottes sein — womit wir freilich auf den tiefsten Unterschied stossen, der zwischen uns und der Art, die Thurneysen vertritt, zu bestehen scheint.

So stellt sich also, verehrte Herren und Freunde, an diesem Ausgangspunkt der Bewegung, die Thurneysen vertritt, ein starker Unterschied des Erlebens ein. Aber sollte nicht gerade darin etwas liegen, was uns, bei aller Verschiedenheit des subjektiven Erlebens, im Grunde doch sachlich einigt?

2.

Es hängt damit zusammen, dass ich die Formel Thurneysens für den tiefsten Unterschied zwischen seinem und seiner Freunde Wollen und dem unsrigen nur mit einem starken Vorbehalt annehmen kann. Er bezeichnet den Unterschied so, dass es ihm und seinen Freunden auf das Wort, uns aber auf die Wirklichkeit Gottes ankomme. Geht es aber an, diese beiden Seiten der Wahrheit so stark zu trennen? Das ist doch von vornherein unwahrscheinlich. Ich muss denn auch mit allem Nachdruck feststellen, dass es auch uns, gerade um der Wirklichkeit Gottes willen, stets gar sehr und grundwesentlich auf sein Wort angekommen ist.

Das kann und muss in einem doppelten Sinne verstanden werden. Wir wollten selbstverständlich nichts tun und verkündigen, als

den Willen Gottes. Sein Wort, sein Auftrag, trieb und treibt uns in unsern Kampf, nicht eine „Idee", ein „Ideal" oder gar ein Einfall unseres Herzens oder Kopfes. Dafür war doch wahrhaftig auch unser Weg zu schwer. Uns war und ist die ganze soziale Gährung ein Wort des lebendigen Gottes, ist unsere Aufgabe sein Auftrag. Das ist der Fels, auf den wir uns immer wieder stellten und stellen, wenn Stürme und Dunkelheiten uns verschlingen wollten und wollen. Wie könnten wir Gottes Herrschaft verkündigen ohne Gottes Wort?

Wenn man aber diesen Begriff (entschuldigen Sie den Ausdruck) enger fassen und auf die biblische Offenbarung beschränken will, so ist der gleiche Sachverhalt ebenfalls klar genug. Der Kampf um ein neues Verständnis der Bibel ist stets im Mittelpunkt all unseres Ringens gestanden. Das darf ich von mir — und nicht nur von mir — getrost sagen. Und zwar ist auch hier die Sache nicht die, dass wir etwa unsere „religiös-soziale Ideologie" in die Bibel hineingelesen hätten — ich verwahre mich gegen solche Darstellungen, wenn sie irgendwo auftreten sollten — sondern umgekehrt, dass wir von der Bibel aus zu unserer Deutung des sozialen Problems gelangt sind. Zwar bestand und besteht hier, wie auf allen andern Punkten, auch eine Wechselwirkung: die soziale Gärung, das Weltgeschehen überhaupt, öffnete uns auch die Augen für die biblische Wahrheit. Es wäre eine starke Illusion, wenn Thurneysen und seine Freunde im Ernste meinten, die Bibel rein „objektiv", „jenseits aller Deutung", zu verstehen. Das ist noch nie geschehen und wird auch nie geschehen. Ein solcher Anspruch wäre auch gerade das, was er und seine Freunde sonst so sehr verurteilen: eitles menschliches Tun. Nein, Gott selbst muss uns das Auge für sein Wort in der Bibel öffnen, und er tut das durch seinen Geist; das Walten dieses Geistes aber steht immer im engsten Zusammenhang mit dem, was Gott in einer bestimmten Zeit für sein Reich schaffen will. Dafür gibt dann umgekehrt dieses Wort in der Bibel weltüberlegene Klarheit und Weisung — und das ist dann die andere Seite dieser Wechselwirkung. Also Schrift und Geist, wie letzthin auch einer von Ihnen gesagt hat.

Jedenfalls haben wir in diesem Sinne stets mit äusserster Kraft die biblische Wahrheit geltend gemacht. Ein Blick in meine Schriften genügt, um dies zu erkennen, um von meinen theologischen Kollegien, deren Hauptfehler vielleicht ein zu grosser Biblizismus war, zu schweigen. Uns war und ist so gut wie für irgend jemand die biblische Wahrheit von Gott und seinem Reich Offenbarung. Obwohl wir diesen Begriff nicht so stark theologisch ausgearbeitet und in den Vordergrund gerückt haben, wie es jetzt geschieht, so war er doch überall die Grundlage und Voraussetzung all unseres Redens und Tuns. Wenn ich seit Jahren in Auslegung der Bibel (so

gut ich diese zu geben vermag) meine heiligste Aufgabe sehe, so habe ich das wahrhaftig nicht von Karl Barth gelernt, so sehr ich im übrigen bereit bin, auch von ihm wie von Thurneysen und Andern zu lernen. Das „Wort" hat uns also stets so sehr angelegen, dass es uns durchaus H a u p t s a c h e war.

Das Gleiche gilt von der ganzen „Theologie". Den Kampf gegen die „moderne Theologie" haben wir doch längst geführt; er war auch ein Bestandteil meines ganzen Lehrens. Wir wendeten uns mit äusserster Schärfe gegen den Versuch, das Evangelium von der Kultur aus zu richten, statt umgekehrt. Kierkegaard ist von meinen Jugendtagen an einer der grossen Lehrer und Meister meines Lebens gewesen, neben Dante, Calvin, Carlyle, Vinet und Blumhardt der wichtigste, soweit ausserbiblische Gestalten in Betracht kommen. Ich habe ihn bei uns sozusagen ins Universitätsstudium eingeführt, wenn auch nicht mit ganz gutem Gewissen, weil er sich eine „akademische" Behandlung wohl verbeten hätte! Die Wahrheit der biblischen Verkündigung, ganz besonders des „Uebernatürlichen" daran, war der Mittelpunkt meines geistigen Ringens. Ich darf wohl ohne Anmassung sagen, dass wenigstens auf schweizerischem Boden kein Mensch sich so viel Mühe gegeben hat, wie ich, aus Liberalismus, Modernismus, Intellektualismus, Naturalismus, Monismus heraus in das Verständnis der tiefsten Wahrheit von Bibel und Dogma (unter Preisgabe der intellektualistischen F o r m des Dogmas) einzuführen. Ich muss das wirklich einmal sagen all dem gegenüber, was ich letzthin „religiöse Verleumdung" genannt habe. Es scheint, als ob ein Teil meiner Studenten geschlafen habe; denn sonst müsste das alles eine bekannte Sache sein. Es war der wichtigste Teil meines Lebenswerkes, jedenfalls der, welcher mich am meisten in Anspruch nahm.

An jenem „Schlaf" eines Teils der Studenten (und auch eines Teils der Leser) war aber wohl nicht gerade die Langweiligkeit meines Lehrens schuld, sondern einerseits die Tatsache, dass ich meine Gedanken nie mit Reklametäfelchen versehen habe und viele darum gar nicht merkten, was sie vielleicht bedeuten könnten, anderseits, weil die Zeit für manches einfach nicht reif war, und andere Probleme zunächst auch wirklich im Vordergrund stehen m u s s t e n.

Ich füge wieder hinzu, dass all das, was ich von mir persönlich gesagt, mutatis mutandis von der ganzen Bewegung gilt. Diesen Weg sind wir Alle irgendwie gegangen — d i e s e n und keinen andern!

3.

Mit der Bemerkung, dass zunächst andere Probleme im Vordergrund stehen mussten, gelange ich zum Kern unserer Verhandlung. Ich kann, wie ich nun wohl genügend gezeigt habe, die Formel, die Thurneysen für das, was uns unterscheidet und uns sogar

scheiden will, vorgeschlagen hat, nicht ganz annehmen. Unser Anliegen ist nicht weniger als das Ihrige das Wort Gottes, und ich füge hinzu: das Ihrige ist nicht weniger als das unsrige die Wirklichkeit Gottes. Worin besteht denn der Unterschied? Er besteht, sage ich, in der Art und Weise, wie wir das, was wir als Wort Gottes verstehen, anbringen wollen. Ich habe in diesen Jahren, auch wenn ich manchmal über das Gebahren gewisser Vertreter der sog. neuen Theologie sehr wenig erbaut war, immer wieder erklärt, dass ich wohl fast alle ihre wichtigsten Sätze für Wahrheit halte und selbst entweder schon vertreten habe oder doch vertreten könne; aber ich habe hinzugefügt: nur in einem andern Zusammenhang, in einem andern Sinn, mit einem andern Vorzeichen.

Wie meine ich das?

Der ausführliche Nachweis, wie ich dies meine, verehrte Freunde, geht weit über den Rahmen eines Votums hinaus. Es kann also bloss der Punkt bezeichnet werden, auf den sich meines Erachtens unser „Gespräch" konzentrieren muss.

Ich komme auf das zurück, was ich in meinem Vortrag als unsere Methode bezeichnet und worauf ich entscheidenden Nachdruck gelegt habe. Welches ist denn diese Methode? Darf ich sie vielleicht so andeuten, dass ich sage: Wir wollten uns vor allem davor hüten, Gott selbst durch Theologie zuvorzukommen. Sie sehen, dass ich wieder auf das Thema der Theologie komme. Das Stichwort bezeichnet in der Tat den Punkt, auf den es zwischen uns letztlich ankommt.

Worin besteht denn unsere Opposition gegen die Theologie?

Ich will es in diesem Zusammenhang und in der Kürze, die ich mir auferlegen muss, so zu sagen versuchen: Wir glaubten und glauben, wie ich im Vortrag ausgeführt habe, dass im sozialen Problem Gott anpoche; dass er darin mit Gericht und Verheissung nahe; dass Gott, der Lebendige, am Werke sei, uns auf diesem Wege seine Wahrheit neu kund zu tun. Diese Wahrheit glaubten wir zu sehen. Wir hätten sie laut ausrufen, hätten sie in den Vordergrund unserer Verkündigung rücken können. Ich denke dabei, um mich genauer zu erklären, an jene „theologische" Wahrheit, die den Hintergrund unseres Glaubens und Wollens bildete, an die Wahrheit, wie sie etwa durch das Wort von der Auferstehung der Toten und das von der Wiederkunft Christi angedeutet wird; vielleicht könnte ich auch das Wort von der Rechtfertigung, von der Sola gratia nennen. Das, was diese Worte meinen, bildete selbstverständlich den letzten Hort einer Ueberzeugung, die auf dem Boden Blumhardts, oder sagen wir lieber: auf dem Boden des Neuen Testamentes stand. Aber warum haben wir nicht oder nicht mehr davon geredet?

Ich antworte: Weil wir Gott selbst reden lassen

wollten. Denn es war und ist unsere Meinung, dass diese Worte eben nicht theoretische Ansichten bedeuteten, sondern Wirklichkeiten, Kräfte, Tatsächlichkeiten. Aber nun glaubten wir, und glauben noch, dass sie als solche in unsern Tagen noch nicht hervorgetreten seien, dass Gott sie als solche erst noch offenbaren, mitteilen, ausgiessen müsse. Wir glaubten — das ist das Zweite —- dass dies nicht geschehen könne infolge von theologischem Denken oder auch von Bibelstudium, sondern nur im Zusammenhang mit der auf sein Reich hindrängenden Weltbewegung. Das einzige Mittel, diese Offenbarung zu beschleunigen — die paradoxerweise doch immer das gleiche Wunder bliebe — schien uns zu sein, dass wir in diese Bewegung, in Weltnot und Reichshoffnung, Höllendunkel und Erlösungsverheissung mitten hineingingen und dort zu Gott schrieen, dort um die Ausgiessung seines Geistes flehten. Es schien uns — das ist das Dritte —, dass wir diese Entwicklung (verzeihen Sie das Wort!) hemmten, wenn wir sie durch eine Theologie vorausnehmen wollten, die unter diesen Umständen doch bloss Konstruktion sein könnte. Es schien uns überhaupt — und das ist das Letzte, in dem alles Uebrige sich zusammenfasst — als ob alles verfälscht würde, wenn aus dem, was nur als Erfahrung, Tatsache, Kraft, Wirklichkeit echt sein konnte, eine Theologie würde, ich meine: wenn daraus Sätze würden, die jeder lernen und hersagen könnte, ohne von den entsprechenden Tatsachen erfasst zu sein, wenn so, um nun Thurneysens Formel anzuwenden, Wort und Wirklichkeit auseinandergingen.

Damit ist nun auch genügend angedeutet, was wir unter „Theologie" verstehen, wenn wir diese ablehnen. Wir wenden uns damit selbstverständlich nicht gegen Schriftstudium und religiöses Denken, aber gegen Schriftgelehrtentum und ein von der Wirklichkeit Gottes losgelöstes, als Beruf, als art pour l'art, fast möchte ich sagen: als Sport betriebenes religiöses Denken; wir wenden uns gegen jene ganze Entwicklung, welche die Kräfte des Reiches Gottes in das Strombett des Intellektualismus, der Orthodoxie, des entsprechend verstandenen Dogmas geleitet und damit zum Vertrocknen und Versanden gebracht hat. Was wir wollten, war darum alles andere eher als eine neue Theologie, vielleicht gar eine Erneuerung der „positiven" Theologie. Wir wollten über das theologische und kirchliche Parteiwesen selbst hinausgelangen und, wenn möglich, auch andere hinausführen helfen in eine neue Art, die Wahrheit Gottes zu fassen und zu vertreten.

Damit habe ich Sie, verehrte Freunde, fast gegen meinen Willen, mehr fast, als mir lieb ist, in das Geheimnis dessen, was man banal unsere religiöse Arbeit, was man mit Thurneysen besser unsere Art, das „Wort" zu vertreten, nennen kann. Es kam und kommt uns — noch einmal sag ich's — unendlich, recht verstanden ausschliesslich und allein auf das Wort an, aber immer nur im engsten Zusam-

menhang mit der Wirklichkeit. Wir wollten Gott sein Wort selbst sagen lassen und, in diesem Sinne, nur seine Mitarbeiter, oder, wenn Ihnen das angemessener ausgedrückt scheint, seine Knechte sein; — und freilich sind wir gar sehr seine Knechte gewesen, die grobe Aufräumungs- und Vorbereitungsarbeiten tun, dem „Herrn den Weg bereiten" sollten. Wir wollten vieles reifen lassen und es nicht durch zu frühes Aussprechen zum Welken bringen. Das war auch Blumhardts Art, den ich gerade auch darin als Meister verehre. Das ist der Grund, warum ich persönlich sowohl vor den sozialdemokratischen Arbeitern als vor den Studenten, die aus einer ganz andern Welt herkamen, meistens vom „Freisinn" her, vieles aus dem innersten Kreis meines Glaubens und Hoffens entweder ganz zurückhielt oder nur andeutete, für die, welche es fassen konnten. Ich versuchte, ihnen die Richtung zu weisen, auf der sie in eine Schule gelangen sollten, in der ihnen alle übrige Wahrheit soweit aufgehen konnte, als es ihnen gegeben wäre, sie zu fassen: die Richtung des lebendigen Gottes und seines Reiches, und fügte dazu Gesichtspunkte für ein tieferes Verständnis der biblischen Wahrheit wie der Kirchenlehre. Bis hieher durfte ich gehen, das Uebrige war Gottes Sache. Ich hätte vieles davon ja zur Sache eines theologischen Systems machen können; dann könnte man mir heute nicht vorwerfen, man habe bei mir nichts davon gehört. Aber dann wäre es fortgeworfen gewesen; dann wäre es ein Schaden für die Andern wie für mich geworden; dann könnten wir es jetzt nicht mehr wirklich hören und sehen; dann hätten wir es gehemmt, statt gefördert. Aber diese Methode hat viel Wachsamkeit gekostet — wären wir nur noch wachsamer gewesen! — sie ist schwer gewesen; sie hat viel Entsagung gefordert. Wir mussten den Schein der Flachheit auf uns nehmen, wo wir doch nicht so flach waren, wie Einige meinten; wir mussten im „Land der Ungläubigen" weilen, mussten „den Gottlosen Gottlose werden". Aber wir bereuen es nicht. So war es Gottes Wille, dessen bin ich gewiss.

Das alles darf natürlich nicht so missverstanden werden, als ob wir das Letzte und Tiefste, das „Eigentliche" einfach verschwiegen hätten. Ich für meine Person habe zu allen Zeiten auch aus dem Heiligen meines Glaubens geredet und das Allerheiligste ahnen lassen. Als die Zeit gekommen schien, habe ich in meinem Blumhardtbuch selbst ein persönliches Bekenntnis abgelegt, aber auch dazu beitragen wollen, dass die ganze Bewegung, nachdem sie einen Teil ihres Werkes getan, nun einen Schritt weiter rücke und sich mehr auf ihre letzte Wahrheit stelle. Aber dieses mein „Eigentliches" hat man sehr, sehr viel weniger bemerkt, als einige praktische Folgerungen aus ihm. Man achtete einseitig auf den Sozialismus und Antimilitarismus, einige Früchte des Baumes, aber weniger auf Stamm und Wurzeln. Das „Religiöse" verstand man noch nicht, das „Soziale"

aber erregte ein grosses Aufsehen. Auch war es den Menschen vorerst wichtiger als das „Religiöse". Aber der Umstand, dass wir es sagten und uns dafür hergaben, erleichtert denen, die nach uns kommen, Gehör für das „Eigentliche" zu finden. Nun ist der Weg bereitet. Ich füge hinzu, dass ich persönlich mich vermöge meiner eigenen Entwicklung und Führung auch stets viel mehr zu den „Ungläubigen" als zu den „Gläubigen" gerufen fühlte, womit mir eine neue Zurückhaltung auferlegt war. In diesem Sinne war unsere Theologie Mitarbeiterschaft mit Gott als Knechtsdienst.

Für die volle Wahrheit dessen, was ich damit ausgesprochen habe, setze ich mein Wort ein. Ich könnte noch mehr sagen!

4.

Und nun, liebe Freunde, wenn ich d a r i n den Unterschied zwischen den beiden Arten sehe: nicht in der Wahrheit, die sie vertreten, sondern in der A r t, wie sie dieselbe vertreten, nicht darin, dass die Einen das Wort suchen und die Andern die Wirklichkeit, sondern darin, dass die Einen Wort und Wirklichkeit anders verbinden, das Wort in Verbindung mit der Wirklichkeit und die Wirklichkeit in Verbindung mit dem Wort anders verkündigen — was ist dann zu tun? Wie wollen wir uns zueinander stellen? Wie allfällig zusammenkommen?

Ich habe bisher — so scheint es — die mir von Thurneysen dargebotene Hand fast eher zurückgewiesen, als ergriffen und festgehalten. Aber das war freilich nur Schein. Denn Sie haben gewiss gemerkt, dass meine Ausführungen eine Annäherung bedeuteten, nicht eine Entfernung, zum mindesten für solche, denen es um die gemeinsame Wahrheit und nicht um ihre Ehre oder die ihrer Gruppe oder ihrer Theologie zu tun ist, und mit solchen allein rechne ich. Der Sinn meiner Ausführungen ist, dass wir einander näher sind, als es vorher schien. Aber freilich, noch stehen wir, es sei mir nun auch ein Bild erlaubt, an den entgegengesetzten Ufern eines Flusses. Tatsächlich ist unsere Gesamthaltung zum Teil stark verschieden, legen wir den Akzent an einen andern Ort.

Gibt es eine Brücke, die uns zusammenführen könnte?

Ich glaube, Thurneysen habe sie gezeigt. Und nun möchte ich seine Formel vom Wort und der Wirklichkeit doch wieder aufnehmen, und zwar in dem Sinne, dass ich sie für ein glückliches Vermittlungs- und Versöhnungswort, für eine treffliche Problemstellung erkläre. Thurneysen hat ein Wort gesagt, das mir als allen Streit schlichtend erscheint: Er hat erklärt, dass es auch ihm und seinen Freunden um die Wirklichkeit zu tun sei, dass sie nicht Theologie treiben wollten um der Theologie willen, sondern das „lebensnahe" Wort suchten, dass sie Theologie trieben, wie ich wohl ihn deuten darf, aus Not, in engster Berührung mit der Wirklich-

keit. Das habe ich selbst zwar auch angenommen, aber es ist mir doch eine grosse Genugtuung, es aus seinem Munde bestätigt zu hören. Und hier sehe ich nun eben die Brücke. Wir wollen also im Grunde genau das Gleiche. Wir verfolgen unser Ziel zum Teil in einer gewissen Einseitigkeit. Jede dieser Einseitigkeiten ist mit bestimmten Gefahren verbunden, die eine mit der Gefahr der falschen Verweltlichung, die andere mit der der falschen Theologisierung, aber es ist dasselbe Ziel. Es besteht zwischen uns bloss eine Art Arbeitsteilung.

Und nun sage ich: diese Arbeitsteilung muss sich ganz organisch gestalten. Sie darf nicht Sache von Gruppen, Richtungen oder gar Parteien werden. Echt kann sie nur sein als Sache individueller Berufung und Führung, sei's eines Menschen überhaupt, sei's bestimmter Lebensperioden. Also Aufhebung der Gruppen-, Richtungs- oder gar Parteitrennung!

Und ich sage weiter: Wie wär's, wenn wir die Rollen auch ein wenig vertauschten? Mir scheint — ich darf dies doch wohl gestehen —, Sie, liebe Freunde von der neuen Theologie, seien nun wohl so weit gekommen, dass Sie wieder ohne Verlust, ja mit Gewinn, zu der Aufgabe zurückkehren dürften, von der Sie ausgegangen sind. Mit Gewinn; denn sonst könnte die Gefahr, von der ich geredet, doch noch verhängnisvoll werden. Aber ich habe auch allen Grund zu dem Glauben, wir Andere seien auf dem entgegengesetzten Wege so weit gekommen, dass wir nun zu dem umkehren dürften, ja müssten, was ja doch unser Ausgangspunkt und zugleich Zielpunkt war. Mit solcher Umkehr von einem entgegengesetzten, fruchtbaren aber auch gefährlichen, gefährlichen aber auch fruchtbaren Wege träfen wir ja zusammen. Ich darf Männer wie Thurneysen und Barth, aber auch Brunner, um nur diese drei zu nennen, wohl bitten, ihre Anhänger (ach, Anhänger, wie schwer hängen sie oft an Einem!) vor der Gefahr zu warnen, die ich zu schildern versucht habe; sie dringend zu ermahnen, sich nicht von jener Wirklichkeit, die sie noch gar nicht kennen, vor allem der sozialen Not und Verheissung, abzuwenden, sondern tief hineinzugehen, gerade um des „Letzten" willen das „Vorletzte", gerade um Gottes willen die Welt nicht leicht zu nehmen — und ganz nebenbei ihnen auch zu sagen, dass sie, die von Donatus und Johannes Damaszenus, von Sozinus und von Spener allerlei wissen müssen, doch über Männer und Frauen, die in unsern Tagen und unter uns sich um Gottes Sache mühen und mühten, nicht bloss vom Hörensagen abzuurteilen, sondern zuerst zu fragen, was diese wirklich wollen; aber ich darf ihnen auch versprechen, dass wir Andern mit unsern Anhängern ebenso ernsthaft reden wollen, ja, ich darf ihnen sagen, dass wir es seit langem schon tun, dass wir sie, soweit es not tut, sehr ernsthaft abrufen wollen von allem Aufgehen in irgend einem

sozialen Tun ohne tieferen und tiefsten Grund. Wir wollen es uns selbst eindringlich sagen, wie diese Bewegung zu dem Einen hin auch das Eine ist, was uns not tut. Und wir wollen uns ehrlich Mühe geben, Ihnen, liebe Freunde, Gerechtigkeit und Verständnis aus Liebe zu erweisen.

Nur das Bild, das Thurneysen zuletzt braucht, gefällt mir nicht ganz: das Haus mit dem gemeinsamen Dach darüber! Es erinnert mich etwas zu sehr an Studierzimmer und Lehrsaal. Ich fürchte, da könnte doch an der Wand gehorcht und allerlei hin und her getragen werden; ja, ich sehe aus dem Kamin eines solchen Hauses doch den Rauch der rabies theologorum aufsteigen. Darum sage ich lieber: heraus aus dem Hause unter den grossen Himmel Gottes, auf sein Erntefeld, in die „Schlachten Gottes". D o r t werden wir uns am besten finden!

Und nun, liebe Freunde und Brüder, ist es eine „Versöhnung", die wir feiern? Ich weiss nicht, ob wir es so nennen sollen und dürfen, aber ich meine, Gott habe uns an diesem Ort und in dieser Stunde etwas gegeben und aufgetragen, das wir heilig halten sollen. Selbstverständlich kann es sich nicht um irgend eine Versöhnungssentimentalität handeln, die dem Frieden auf Kosten der Wahrheit die Ehre gäbe. Wir werden weiter um die Wahrheit miteinander ringen. Es stehen zwischen uns eine Reihe von Problemen, zu denen wir uns verschieden stellen. Sie sind gerade bei diesen Verhandlungen zum grossen Teil herausgetreten. Ich erinnere bloss an das Problem der Kirche; das Problem, das „Jesus und Paulus" heisst; das Problem der Rechtfertigungslehre in ihrem Verhältnis zum Glauben an das Reich Gottes; das Problem der Bedeutung des Sozialen im Evangelium; das Problem des „Wortes", genauer der Bibel, ihrer „Autorität", ihrer „Offenbarung", des Verhältnisses von Geist und Schrift; das Problem des Reiches Gottes, seines Kommens, seiner Art; das Problem des Verhältnisses von göttlichem und menschlichem Tun. Darüber werden wir miteinander reden müssen, vielleicht mit Schärfe kämpfen müssen. Aber wenn es möglich wäre, dies in einem n e u e n Geist zu tun, zu zeigen, dass der Fluch der rabies theologorum zu überwinden ist, dass man Gott mehr ehren kann als seine eigene Meinung, seine Theologie, wäre das nicht soziale Arbeit der allerwertvollsten und allernotwendigsten Art? Wäre das nicht eine Verherrlichung Gottes?

Wollen wir es nicht versuchen?

Weil ich es — in aller Schwachheit, deren ich mir wohl bewusst bin — versuchen möchte, darum möchte ich zum Schlusse noch Eines sagen:

Ich habe um der Wahrheit, aber damit auch um der echten Einigung willen, betonen müssen, dass wir „Alten" auf dem Wege, den die „Jungen" gehen, selbst ein grosses Stück gegangen seien, ja,

ich habe behauptet, dass ihre Wahrheit auch unsere Wahrheit gewesen sei und sei, nur dass wir sie anders verträten. Aber nun liegt es mir sehr an, den Schein zu zerstreuen, als ob ich den „Jungen" eine selbständige und neue Aufgabe und Leistung absprechen möchte. Das liegt mir ganz fern. Schon rein menschlich gesprochen. Ich weiss, dass es bedeutende Menschen sind, die sich um die neuen Aufgaben mühen, und es war, glaube ich, nie mein Fehler, die „Jungen" zu unterschätzen. Aber mehr als das: Ich habe ja in meinem Vortrag auch betont, wie wir „Alten" uns durchaus darüber klar gewesen seien, dass wir erst am Anfang des Weges stünden. Und nun gebe ich von Herzen gern zu, dass die „Jungen" nicht nur ein unermessliches neues Feld vor sich haben, sondern auch, dass sie Wahrheit betonen, die wir so nicht betont haben, weil sie vermöge ihrer Jugend, der neuen Lage und ihres besondern Auftrags sie auch besser sehen als wir. Das gilt gewiss, um nur dies zu nennen, von ihrem Paulinismus. Gewiss ist richtig, dass für Viele von uns Paulus vor Jesus stark in den Hintergrund getreten war. Das beklagen wir nicht; es war nicht unsere Aufgabe, Paulus neu zu entdecken. Warum sollten wir uns nicht freuen, wenn die „Jungen" dies tun? Es ist vielleicht etwas heute Notwendiges. Was sodann die Reformation betrifft, so wird man uns „Alten" nicht abstreiten können, dass wir auf unserem Wege stark auf sie hingewiesen, immer wieder zu ihr hingelenkt haben — ich darf namentlich an mein Verhältnis zu Calvin und meine ganze Einstellung der Reformation in die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden erinnern — aber wenn nun die „Jungen" tiefer in diese Welt eindringen, warum sollte das uns selbst nicht auch Gewinn sein? Oder was das Wort von der Sünde und Gnade betrifft, so wird man uns zubilligen, dass wir auf u n s e r e Art davon sehr stark geredet haben, in einem neuen und zugleich alten Sinn — das ganze soziale Problem löste sich für uns in Sünde und Gnade auf! — aber wenn es den „Jungen" geschenkt wird, es neu, reicher, tiefer zu fassen und zu verkündigen, warum darüber streiten?

Aber noch mehr, noch Grösseres möchte ich sagen, vielmehr nur bloss andeuten: es mag wohl sein, dass die innere Bewegung der Sache, der wir gemeinsam dienen, nun so weit ist, dass vieles von jenem Letzten, mit dem wir zurückhalten mussten, nun reif ist zur Verkündigung, dass vieles, was einst durchaus im Hintergrund stehen musste, nun in den Vordergrund rücken darf, ja muss. Und das mag wohl die Aufgabe der neuen Generation sein. Eine grosse Aufgabe, grösser als die unsrige war. Aber möget Ihr sie um so mehr heilig halten! Gewiss kann sie nur in äusserster Demut aufgenommen werden. Gewiss müsst Ihr Euch vor der Gefahr, die ich geschildert, in Acht nehmen. Wir aber wollen gern von Euch lernen. Schon jetzt haben wir oft ein Wort der Verkündigung von Euch mit tiefer Freude und Dankbarkeit angenommen. Uns Allen

helfe Gott weiter — nur durch ihn kommen wir weiter. Und eine Erfüllung tiefsten Wünschens und Flehens wäre es mir, wenn das, was an tragischem Konflikt und tragischem Irrtum unsere gemeinsame Sache gelähmt hat, ihr und uns Allen zuletzt zum Besten dienen müsste! L. Ragaz.

Aus der Arbeit

Volkshochschulheim für Mädchen Casoja, Valbella ob Chur. Der Sommerbetrieb von Casoja gestaltet sich von Jahr zu Jahr lebhafter. Schon lange bevor die Schulferien einsetzten, war Casoja neben den Schülerinnen für den Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage mit Feriengästen voll besetzt, und im Juli und August war kein Bett mehr frei, und mussten leider viele Mädchen abgewiesen werden, die gerne Aufnahme gefunden hätten und sich auch mit einem Heulager begnügt hätten; aber unsere Jugendherberge muss für die Wanderer offen behalten werden, und es kommen viele, die Nachtquartier suchen, auf ihrem Weg ins Engadin oder in andere Täler des Bündnerlandes. Neben ganzen Schulklassen kommen auch immer einzelne Wanderer.

Wenn die Sommergäste Casoja verlassen haben, versammeln sich für eine Woche Fürsorgerinnen, um sich persönlich besser kennen zu lernen und Anregung für ihre oft schwere Arbeit zu holen, und sich an der schönen Bergwelt zu erfreuen.

Im Oktober findet ein Kurs für Haushaltungs- und Arbeitslehrerinnen statt. Frauen und Männer werden aus ihrer Arbeit mit den nachschulpflichtigen Mädchen berichten.

Der Winterbetrieb gestaltet sich in Casoja etwas ruhiger. Es ist ein fünfmonatlicher Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage von Ende Oktober bis Mitte März für Mädchen vom 16. Altersjahr an vorgesehen. Daneben werden aber auch noch einige Erholungsbedürftige und Feriengäste aufgenommen, aber nur solche, die sich für die theoretischen Stunden interessieren, und eine bis zwei Stunden pro Tag gerne mitmachen wollen.

Den Kursmädchen bleibt genügend Freizeit, um den Bergwinter recht geniessen zu können. In Casoja selbst wird auch ein Skikurs erteilt, so dass ernste Arbeit mit gesunder Erholung verbunden ist.

Man möchte recht vielen Mädchen, besonders aus einfachen Kreisen wünschen, dass sie einmal einen Kurs in Casoja mitmachen könnten. Das Kostgeld wird darum auch den Verhältnissen der Einzelnen angepasst. G. R.

Herbstferienkurs auf der Lüdernalp (Emmental), veranstaltet vom bernischen Verein abstinenter Lehrer und Lehrerinnen, in Verbindung mit der Sektion Trachselwald des Bern. Lehrervereins; Montag, den 19. bis Montag, den 26. September 1927. Referenten und Themen: Hr. Dr. Oettli: „Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod auf Grund von Schülerarbeiten". — „Tatsachen und Lücken in unserem Wissen über den Alkohol". Hr. Karl Straub: „Führer und Schüler". — „Arbeitsgemeinschaft oder Massenbildung". — „Neutrale oder weltanschaulich gebundene Bildungsarbeit". Hr. U. W. Züricher: „Kultur und Kulturhindernisse". — „Segantini". Hr. Simon Gfeller: „Strömungen in der zeitgenössischen Literatur". — Vorlesen. Hr. E. Tanner: „Die freien Jugendwohlfahrtsbestrebungen". — „Die Jugend in der Sozialpolitik (Recht und Wirtschaft, Berufsbildung)". — Hr. Ernst Balzi: Vorlesen. Hr. Pfarrer Eymann:

Bergsonntag. Musik. Im Eigenbetrieb der Teilnehmer: Turnen, Singspiele, Reigen, Gesang, Geselligkeit.

Unterkunft: Berghotel, Privathäuser, Strohlager.

Kost und Logis: Im Hotel Fr. 5.50; Logis in Privathäusern nach Uebereinkunft; Strohlager kostenlos.

Kursgeld: Ganzer Kurs: Fr. 10.—, oder Tagesgeld: Fr. 2.—. Eingeladen sind alle, die sich um die Kursthemen interessieren, seien sie Mitglieder oder Nichtmitglieder der veranstaltenden Vereine. Ein genaues Tagesprogramm wird im September an Angemeldete und Anfragende gesandt.

Anmeldungen an Gottfried Hess, Lehrer, Kurzenei, Wasen i. E. (Bern), bis 7. September.

Namens der Veranstalter:
G. Hess.

Zur Weltlage

Sacco und Vanzetti.

1. Der Frevel.

Ich lege einen fast fertigen Aufsatz „Zur Weltlage" über ein anderes Thema auf die Seite; er käme mir beinahe als Luxus vor neben dem Thema „Sacco und Vanzetti", neben dem furchtbaren Zeichen, womit die Kunde von deren trotz alledem vollzogenen Hinrichtung, Hinmordung (kein Wort reicht an die Furchtbarkeit der Tatsache heran; die menschliche Sprache hat mit solchen Dingen bisher nicht gerechnet; ob sie in der Hölle eins haben, weiss ich nicht) die Lage unserer heutigen Welt beleuchtet.

Freilich schwanke ich zwischen Reden und Schweigen. Das Schweigen wäre mir lieber. Alles Reden von diesem Unerhörten ist ja nur ein Stammeln. Wir sollten darum das Geschehene selber reden lassen. Es wird reden, wird immer deutlicher reden. Wir aber müssen uns zuerst daran gewöhnen, dass das geschehen ist. Wir hielten bis zum letzten Augenblick nicht für möglich, dass es geschehe. Als wir die Kunde dann vernahmen, da legte sich lähmendes Entsetzen auf uns, auf alle lebendigen Herzen, so viele in diesen Wochen mitgekämpft hatten den Kampf aller guten Geister, den Kampf der Menschheit um diese zwei uns persönlich unbekannten Menschen, die uns in diesen Wochen zu Brüdern geworden sind und die nun doch, nach all dem Hoffen und Bangen, auf den elektrischen Stuhl gesetzt worden sind — abgeschlachtet worden sind, würde ich sagen, wenn es nicht ein zu mattes Wort wäre. Wir fühlen alle: es ist etwas Furchtbares geschehen, etwas, was nie hätte geschehen dürfen, das fast nicht zu ertragen ist, ein entsetzlicher Frevel, ob dem die Sonne finster werden müsste, ob dem wir uns dieser Erde, unseres Menschentums schämen müssten. Dunkler Nebel zog herauf und legte sich schwer über Berg und Tal, als wir hier

oben in den Alpen die Kunde vernahmen. Es war, als ob die Erde vor Scham ihr Antlitz verbergen wollte.

Was ist denn geschehen? Wie sollen wir es aussprechen, was jedes nicht durch Geld oder Dogmen entmenschte Herz fühlt und was doch so schwer zu formulieren ist? Zwei Menschen sind durch die sogenannte Justiz unschuldig getötet worden. Ist das etwas so Ungewöhnliches? Haben wir nicht Gleiches, ja noch Schrecklicheres erlebt? Ist das nicht in noch viel grösserem Masstab gesehen worden? Es kam freilich allerlei hinzu, was das Schreckliche in diesem Falle steigerte: fast sieben Jahre hat man diese Menschen auf den Todesstuhl warten lassen, sieben Jahre, sie, die Frau und Kinder daheim (der eine der beiden war verheiratet), die Eltern und Geschwister in der Ferne. Doch auch dieses Entsetzliche, Einzigartige ist es noch nicht. Ist es wohl die Tatsache, dass diese beiden hingemordet worden sind nicht in der Wut der Schlacht, nicht in der Leidenschaft eines offenen Bürgerkrieges — das ist alles noch menschlich — sondern in der kalten gesetzlichen Rechtsform, mit der ganzen geheiligten Autorität des heutigen Staates? Gewiss ist es vor allem auch das, ist das das Teuflische — und dazu all die Begleiterscheinungen: dieses kalte Spielen mit dem Opfer, die Verbringung in die Todeszelle und zurück und wieder hin, die Vorbeiführung vor dem elektrischen Stuhl am Tage vor der Tötung, die Barrikaden, mit denen man die Zugänge zu dem Gefängnis gegen den Andrang des menschlichen Rettungswillens versperrt, die Maschinengewehre, womit man die Mauern dieses Gefängnisses gespickt — wo ist in Dantes Hölle ein solches Bild? Was für apokalyptische Erscheinungen des Bösen müssen wir erleben? Aber auch damit ist das Eigentliche dieses Ereignisses noch nicht getroffen. Es besteht wohl darin, dass diese zwei armen Italiener, deren Namen bis vor kurzem nur von den Wenigen gekannt wurden, die sich schon seit langem um ihre Rettung bemühten, nun durch den Kampf dieser Wochen zu einer Vertretung unserer ganzen Menschenfamilie wurden, dass es sich nicht mehr um sie handelte, sondern um den Menschen überhaupt, und dass das Henkerbeil (figürlich gesprochen), das ihr Haupt getroffen hat, uns alle trifft, dass ein Kampf um den Menschen (auch um den Menschen in einem Thayer, Fuller, Coolidge und andern) geführt und verloren worden ist.

Doch versuchen wir nicht weiter, das Unsagbare zu sagen. Wir haben während dieser dreizehn Jahre seit 1914 wahrlich des Entsetzlichen, Unfasslichen genug erlebt, bis zur Abstumpfung genug, aber es scheint mir, und scheint vielen mit mir, nichts seinem Sinne nach so Unmögliches, nichts was als Einzelbegebnis uns so furchtbar und ins Innerste hinein erschüttert hätte. Lassen wir es reden, es wird reden!

2. Das Zeichen.

Es gibt aber an diesem Ereignis Einiges, das man aussprechen kann, weil es klar genug ist.

Dazu gehört, dass es ein Zeichen ist, ein noch viel furchtbareres, dämonischeres, als die Vorgänge in Wien waren und sind.

In einem doppelten Sinne ist es ein Zeichen.

Einmal zeigt es uns in wahrhaft furchtbarer Offenbarung, was für Mächte im Schosse unserer Gesellschaft walten und zum Ausbruch drängen. Das Urteil von Boston ist ganz offenkundig eine Frucht dämonischen Klassenhasses. Es gibt keine andere Erklärung dafür. Die beiden Angeklagten waren Anarchisten. Leider ist dieses Wort geeignet, vielen den Sinn des Geschehnisses zu verhüllen. Man versteht unter Anarchismus ja vielfach noch Terrorismus, eine Lehre und Praxis blutiger Gewalt. In Wirklichkeit bedeutet Anarchismus heute fast durchgehends das genaue Gegenteil: die Ablehnung aller Gewalt und Gewalteinrichtung, also auch des Staates, worunter eben eine Einrichtung der Gewalt gemeint ist. Sacco und Vanzetti waren Jünger Tolstois, des grossen Bekämpfers der Gewalt und, trotz all seinen Mängeln, grossen Jüngers Christi. Sie sind wohl ohne Zweifel unschuldig gewesen; alles spricht dafür. Sie sind angeklagt und verurteilt worden um ihres Sozialismus willen, allgemeiner gesagt: als Gegner der heutigen Gesellschaftsordnung. Eine ungeheure Angst vor dem „Umsturz" hatte diese auf den Haufen ihres „Mammons der Ungerechtigkeit" sitzende amerikanische Plutokratie erfasst, und diese Angst verwandelte sich in Wut — alles wie bei uns, nur in amerikanischem Masstabe! Darum mussten diese beiden Männer sterben, einfach weil sie Gegner dieser Gesellschaftsordnung waren. Man spürte wohl, dass solche Menschen sogar viel gefährlichere Gegner sind, als reine Gewaltmenschen. Darum mussten sie verurteilt werden, unter offenkundigem Rechtsbruch — denn verdienten nicht Menschen mit solchen Ansichten auf alle Fälle den Tod? Darum liess der Tiger des Klassenhasses gegen allen Ansturm der Menschlichkeit sein Opfer nicht. Denn ist es nötig, dass ich auch noch sage, was Millionen in diesen Wochen gesagt haben: auch wenn diese Männer jenes Verbrechens schuldig gewesen wären, was sie fast ohne Zweifel nicht waren, so hätte ein Teufel an diesen sieben Jahren junger Männer, im Zuchthaus, im Angesicht des elektrischen Galgens verbracht, im Grunde genommen also immer schon in der „Todeszelle" verbracht, genug haben müssen. Aber der Teufel hat wohl noch den Rest eines Herzens, Mammon hat keines. „Hinweg mit ihnen; diese Menschen müssen sterben." Darum nicht nur bei den Richtern, auch beim Gouverneur Fuller, dem Präsidenten Coolidge, der ganzen offiziellen Dollarokratie keine Gnade. Es hat sich bei diesem Anlass mir auf besonders furchtbare Weise geoffenbart, was jeder erlebt, der mit

dem Bestehenden in Konflikt kommt: dass es keinen zäheren, kälteren, unversöhnlicheren, zu allem bereiteren Hass gibt, als den einer Klasse, die sich in Besitz und Macht bedroht fühlt.

Das aber ist das Furchtbare dieses Zeichens. Solche Mächte warten im Schosse unserer Gesellschaft auf ihren Tag.

Aber das Ereignis ist noch in einem andern Sinne ein Zeichen. Immer wieder erlebt man es in der Geschichte, dass Begebenheiten solcher Art eine Ankündigung sind. Eine solche war der Mord von Serajewo, eine solche ist Wien und ist nun vor allem das in Boston Geschehene. Wir tun gut, darauf zu achten. Alle Begleiterscheinungen: die Bombenattentate in Amerika und anderwärts, auch das in Basel, von wem immer sie ausgegangen sein mögen, auch die Ereignisse in Genf — sie zeigen, was unser wartet, wenn einmal der Funke fällt. Denn noch ist bloss ein dämonischer Glanz auf den angesammelten „Feuerzunder" gefallen, noch nicht der Funke. Wird es wohl zu einem Erwachen kommen oder werden wir in der Sicherheit und Kleinlichkeit stecken bleiben? Habt ihr wohl einmal bedacht: „Was der Mensch säet, das wird er ernten"? Es ist seit 1914, und freilich auch lange vorher eine Saat des Fluches mit immer volleren Händen und immer skrupelloser ausgesät worden — meint ihr, die werde nicht aufgehen? Meint ihr, die sittliche Weltordnung sei eingestellt? „Irret euch nicht, Gott lässt seiner nicht spotten"; ihr aber habt seiner auch gar zu arg gespottet.

Das Zeichen von Charleston leuchtet dämonisch in furchtbare Zeiten hinein.

3. Die Folgen.

Das wird auch ohne „Mystik" (wie man heute den Glauben an die unsichtbaren Mächte so gerne nennt, gerade wie man statt von Idealen von „Ideologie" redet) vollständig klar, wenn man die natürlichen Folgen des Geschehenen bedenkt.

Einmal wird die wilde Leidenschaft des Klassenhasses auf der einen Seite, die in der Bostoner Tat hervortritt, die gleiche Leidenschaft auf der andern hervorrufen. Schon ist sie aufgelodert und sie wird noch ganz anders auflodern; die Namen Sacco und Vanzetti werden zu Losungen eines Hasses und Kampfes ohne Gnade und Erbarmen gegen eine Welt werden, als deren Opfer sie gefallen sind.

Jene Tat wird, mehr als irgend eine mir bekannte in der Geschichte, alle Geister der Hölle entfesseln; sie hat sie schon entfesselt. Vor allem den Geist der Gewalt!

Das Gute aber hat eine ungeheure Niederlage erlitten. Vor allem der Kampf gegen die Gewalt. Das ist die andere Seite der Sache. Ich meine fast, wir alle, die nun seit Jahrzehnten den Kampf gegen diesen Dämon führen (denn darum handelt es sich, nicht um ein Dogma der „Gewaltlosigkeit"), hätten überhaupt noch keine so schwere Niederlage erlitten, ja ich glaube, nicht einmal der Weltkrieg

sei eine solche Niederlage gewesen. Denn damals war das Problem noch nicht so gestellt wie heute, schwankte noch nicht die Wage dieses Kampfes zwischen dem Dämon der Gewalt und dem Menschen so wie heute — diese Wage, in deren einer Schale nun das furchtbare Gewicht des Ereignisses von Boston gefallen ist. Das Entscheidende daran ist, dass einerseits gerade die Macht, die die Vormacht des heutigen Kapitalismus geworden ist, nun zeigt, dass ihr Wort Gewalt, teuflische Gewalt ist, und dass andererseits gerade von der Stelle aus, wo diese Macht thront, die Losung der „Menschenrechte" und des Völkerfriedens ausgegangen ist, wie von nirgendwoher sonst. Nun können unsere sozialistischen Gegner uns, den Streitern gegen die Gewalt, höhnisch zurufen: „Und Sacco und Vanzetti?", und wir werden es schwer haben, dagegen aufzukommen; nun sind dadurch, dass ihr Ursprungsland die Menschenrechte durch eine Tat verhöhnt hat, nach der man in der ganzen Geschichte fast umsonst sucht, jene selbst zum Spott geworden; nun entbehrt es durchaus nicht der Logik, wenn die rasende Menge in Genf die Scheiben des Völkerbundspalastes zertrümmert. Denn so unsinnig das scheint, da doch gerade das Amerika, das einen Sacco und Vanzetti gemordet, aus dem gleichen Hochmut heraus auch den Völkerbund hartnäckig abgelehnt hat, so steckt doch ein gewisses Recht in dem Gefühl, dass eine Einrichtung wie der Völkerbund ein Hohn sei, wenn solche Dinge vorkommen dürften — womit natürlich jene Genfer Vorkommnisse nicht gebilligt, nur erklärt werden sollen. Jedenfalls ist durch die Bostoner Gewalttat, die den Bolschewismus treffen sollte, dieser in einer Weise gestärkt worden, wie schon lange durch nichts mehr. Diese Tat hat Millionen zu Bolschewisten gemacht. Wir haben eine furchtbare Niederlage erlitten.

4. America docet!

Aber das Ereignis hat noch einen umfassenderen Sinn und beleuchtet damit die Weltlage. Es ist allzu reich an symbolischer Bedeutung.

Ich hebe bloss einige weitere Einzelzeichen an diesem grossen Gesamtzeichen hervor.

Der elektrische Stuhl.

Ist nicht dieser elektrische Stuhl ein Teil des dämonischen Entsetzens gewesen, das in diesen Wochen von Amerika ausgegangen ist? Was soll dieser elektrische Stuhl? Soll er etwa eine besonders humane Form der Hinrichtung sein, etwa wie gewisse wissenschaftliche Militaristen den Giftgastod als eine besonders humane Form des Krieges hinstellen? Wir Andern jedenfalls empfinden diesen Tod auf dem elektrischen Stuhl als besonders furchtbar, als furchtbarer denn den Tod durch Strang, Scharfrichter und Guillotine. Diese

wissenschaftliche Tötung scheint uns die Vollendung des Unmenschlichen, ja, aus ihr grinst uns wieder das Teuflische besonders deutlich entgegen, wie sie denn, nebenbei gesagt, auch besonders qualvoll und furchtbar sein soll.

Mir scheint diese hochmoderne und hochwissenschaftliche Tötung eine umfassende symbolische und symptomatische Bedeutung zu haben. Also die modernen Entdeckungen, die Kräfte der Natur, die aus Gottes Schöpfung strömen und die doch sicherlich dem Leben dienen sollten, die wenden wir in Mittel der Tötung um! Aber ist das nicht der Sinn unserer Wissenschaft und Technik überhaupt geworden? Haben wir sie nicht als solche, bis in die Philosophie und Theologie hinein, am Weltkrieg erlebt? Erleben wir sie nicht als solche an der Vorbereitung des neuen Weltkrieges in den Laboratorien? Führt uns nicht die mit dem Erdgeist verbundene, dem Teufel dienende Wissenschaft und Technik, wenn es so weiter geht, in Tod und Hölle hinein? Wird nicht überall das Menschliche der Technik geopfert? Und ist es nicht bezeichnend, dass Amerika, das Amerika, das Sacco und Vanzetti getötet, auch mit der ganzen Maschinisierung des Menschen und Technisierung des Lebens, wie übrigens auch mit gewissen Brutalitäten des Sports, vorangeht? Soll noch alles Leben auf den elektrischen Stuhl kommen? Ihr gedankenlosen Anbeter der Technik und Vergötterer der Maschine, ihr flachen Prediger eines „Fortschrittes" auf diesem Wege, wollt ihr nicht einen Augenblick vor diesem Zeichen des elektrischen Stuhles Halt machen? Es könnten euch vielleicht davor doch einige Gedanken kommen!

Die Bomben.

Und die Bomben — sind sie nicht auch ein Zeichen?

Eine solche Bombe (oder etwas Aehnliches, das tut nichts zur Sache) ist auch in Basel explodiert, in der guten Stadt Basel, wo es neben vielen anders Gearteten vielleicht auch besonders viele Leute gibt, die meinen, die Weltentwicklung müsse doch vor ihren Mauern Halt machen, die damit aber nur eine gewisse schweizerische Denkweise überhaupt vertreten. Diese „Bombe" ist für sie ein Weltereignis geworden; gross ist die Empörung, gross die Aufregung darüber, dass so etwas möglich sei. Ich denke, dass ich nicht besonders versichern muss, wie sehr auch ich ein solches Verbrechen verurteile und verabscheue. Aber wundern muss ich mich doch ein wenig über diese guten Basler und die andern Leute ihrer Art. Durch viereinhalb Jahre haben sie Tag und Nacht von Deutschland und Frankreich her den Donner des Weltkrieges gehört. Jede einzelne dieser Bomben und Granaten, die ein Treffer war, hat mehr Menschen getötet, als jene „Bombe" auf dem Barfüsserplatz in Basel. Aber das hat diesen guten Baslern offenbar nicht allzu viele Ge-

danken gemacht, wahrscheinlich, weil es sie selbst nicht getroffen hat. Denn seelenruhig sehen sie zu, wie man auch bei uns zu neuen Kriegen rüstet. Es ist bis jetzt nicht möglich gewesen, in Basel eine Frauenliga gegen den Krieg zu gründen. Die gleichen Zeitungen, die jetzt von dieser „Bombe" nicht entsetzt genug reden können, lächeln über die, welche am Werke sind, die Anwendung von Bomben im Millionenmass der in Basel geschehenen stillzustellen, ja einige von ihnen wüten dagegen.

Oder eine andere Erläuterung! Es ist bei jenem „Bombenattentat" in Basel ein Mensch umgekommen und über ein Dutzend verletzt worden. Aber nun bedenkt: Das Auto tut das Gleiche in Basel wie anderwärts jede Woche. Es verletzt in der Stadt Zürich allein jede Woche etwa zwanzig bis dreissig Menschen und tötet im Kanton Zürich jede Woche mehr als einen. Warum regt ihr euch dagegen nicht auf, ihr Gedankenlosen? Ist es doch die gleiche Brutalität, wie die, welche in jener „Bombe" explodierte, ja eine viel grössere, viel gottlosere, viel weniger entschuldbare — wenn man da von Entschuldigung reden wollte! — weil nicht aus der leidenschaftlichen Verwirrung einer Stunde geborene, sondern fortgesetzt und kühlen Blutes geübte. Dass jene Verkehrsbrutalität aus dem Lande des gesteigerten Götzendienstes der Technik gekommen ist, habe ich schon vorher angedeutet; es wird kein Zufall sein.

Meint ihr aber, ihr Verblendeten, dass die Brutalität, die ihr in der Kriegsvorbereitung und im modernen Verkehr ruhig walten lässt, ja bewundert und verehrt, keine Folgen haben werde? Meint ihr, dass ihr nicht ernten müsst, was ihr hier säet? Ihr könntet euch irren! Dieser Geist der Brutalität könnte euch, grossgeworden, grossgehätschelt, eines Tages leicht in anderer Gestalt begegnen.

„Gute Nacht, meine Herren!"

„Gute Nacht, meine Herren", soll Sacco erklärt haben, als er den Mordstuhl bestieg. Das Wort verfolgt mich diese Tage; es scheint mir auch einen tiefern Sinn zu bekommen. Nacht will sich über unsere Menschenwelt heruntersenken.

Die Bomben, die um die Ermordung Saccos und Vanzettis herum explodieren, offenbaren den Geist der Gewalt, der in der Welt grösser und grösser wird. Er wird sich nur immer mehr auch mit jenem Klassenhass verbinden, der jene beiden getötet hat. Dann gute Nacht, Auto- und Champagner-, Jazzband- und Charleston-Herrlichkeit einer protzig-hochmütigen Bourgoisie, jenseits und diesseits des Ozeans! Gute Nacht, du unseliges Abendland!

Die Lausanner Kathedrale.

Wie komme ich dazu, die Lausanner Kathedrale hier hereinzuziehen?

Ich komme dazu, weil ich während dieses letzten Ringens aller Kräfte des Guten um das Leben zweier Menschen und um Recht, Liebe, Menschlichkeit überhaupt wiederholt nach Lausanne geblickt habe. Dort tagte in der Kathedrale eine Weltversammlung christlicher Kirchen, um den Weg zu einer einigen christlichen Kirche zu finden. Davon will ich nun hier nicht im allgemeinen reden. Ich will nur sagen, dass ich erwartete, aus jener Kathedrale werde ein gewaltiger, ganz besonders eindringlicher Ruf nach Amerika hinübergehen, ein Ruf der Mahnung an Gottes und des Menschen Recht. Waren doch auch Spitzen der amerikanischen Kirchen dabei, die man in Amerika nicht leicht übersehen darf. Ich erwartete es, — ja, und erwartete es auch nicht! Jedenfalls hat man nichts davon gehört. Ob im stillen vielleicht doch etwas geschehen ist, weiss ich nicht. Sicher ist, dass die sozialistische Arbeiterschaft vor allem diesen grossen Kampf des Geistes Christi geführt hat; sicher ist, dass die Kirchen darin fast gar keine Rolle gespielt haben. In Lausanne haben sie über das Glaubensbekenntnis und die Kirche, das Wort Gottes und die Sakramente beraten. Liessen sich im Alten und Neuen Testament nicht leicht Stellen finden, die im „Wort Gottes" zeigen, dass Gott sich ganz ungleich mehr um die Rettung seines Bildes im Menschen bekümmert, als um Kultus, Kirche und Credo? „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer."[1])

Das Ereignis in Boston dürfte auch ein Zeichen für Kirche und Theologie sein, auf das zu achten sie gut täten: „So also sieht es in der Welt aus, in der unsere Kirchen und Hörsäle stehen!" Welches wäre wohl die von Gott selbst gestellte Aufgabe?

Das Gefängnis mit den Maschinengewehren.

Das scheint mir ebenfalls ein solches Zeichen zu sein. Ich möchte es auch durch die Flammen des brennenden Justizpalastes in Wien beleuchten lassen. Diese Maschinengewehre, die gegen das menschliche Gefühl für die Gerechtigkeit gerichtet sind, von einem Recht aus, das teuflisches Unrecht geworden ist, und diese Flammen des brennenden Justizpalastes in Wien, bedeuten sie nicht, dass unser ganzes Recht riesiges Unrecht geworden ist, dass unsere ganze Rechtsordnung gerichtet ist, dass sie ersetzt werden muss durch eine andere Art, durch jenes heilige Recht Gottes, das zum Recht des Menschen wird, und zwar auf eine neue Art, auf eine Christus gemässe Art? Richten diese Maschinengewehre, diese Flammen nicht auch den Staat, den Sacco und Vanzetti bekämpft haben, eben den Staat, den jene Maschinengewehre illustrieren? Steigt nicht hoch über diesem apokalyptischen Bilde der Menschensohn siegreich auf, das Zeichen des Tieres zu

[1]) Matth. 12, 7. Vergl. auch Amos 5, 21—24, Micha 6, 6—8.

stürzen? Und ist nicht ein Beweis seines Aufsteigens vor allem das Grauen über die Todesstrafe, dieses Zeichen des Verderbens von Menschenseelen statt der Rettung? Strömt nicht dieses Grauen von jenem elektrischen Stuhle über die ganze Menschheit aus, einen neuen Tag verkündigend?[1])

5. Unser Kampf.

Damit gehe ich noch ausdrücklicher zu dem über, was wir im Angesicht des nun Erlebten zu tun haben. Ich meine freilich, dass dieses furchtbare Zeichen scharfes Licht auf unseren Weg werfe.

Um bei dem Konkretesten zu beginnen: Wir werden gegen dieses Urteil kämpfen, auch nachdem es vollzogen ist. Wir werden es brandmarken für die gegenwärtigen und alle kommenden Geschlechter. Wir nennen es den in mancher Beziehung furchtbarsten Mord der Menschengeschichte. Wir nennen Mörder alle diejenigen, die daran aktiv oder passiv beteiligt sind, die Richter und Staatsanwälte, auch die Richter, die die obere Instanz verweigert haben, und die Männer, die Begnadigung hätten üben oder erwirken können und es nicht getan haben. Wir tragen in das schwarze Buch der Geschichte ein den Namen eines Richter Thayer, eines Fuller, eines Coolidge und einige andere — und wahrlich, sie werden darin mit grosser Schrift stehen bleiben. Die Schrift wird nur immer grösser werden. Das alles so lange, bis Sühne geschehen ist!

Wir müssen sodann den Kampf aufnehmen gegen jenes Amerika, das Sacco und Vanzetti getötet hat. Es ist nicht das ganze Amerika. Vergessen wir das nicht! Das bessere Amerika hat einen wahrhaft heroischen Kampf gegen das schlechte geführt.[2]) Mit jenem kämpfen wir gegen dieses. Dieses ist nun zur Hochburg des Mammonismus und der Gewalt und dazu der Heuchelei in der Welt geworden. Dieses Amerika, das Dollaramerika mit seinem Hochmut, ist nun der Feind; der Bolschewismus ist, damit verglichen, eine weniger furchtbare Sache. Auch wird er ja gerade durch das Vorhandensein einer solchen Macht neu gestärkt. Wir werden auch den Tribut abschütteln, den dieses Amerika von Europa fordert und der dem gleichen Geist entspringt, den das Urteil über Sacco und Vanzetti

[1]) Eine erste Wirkung ist schon, dass in der Kommissionsberatung des neuen schweizerischen Strafrechtes die Todesstrafe mit grosser Mehrheit ausgeschieden worden ist; eine zweite die Motion Renaudel auf ihre Abschaffung in Frankreich.

[2]) Es ist mir eine besondere Genugtuung, dass einer unserer Freunde, Francis Nevin Sayre, der Schwiegersohn Wilsons, einer der Hauptkämpfer für die Rettung Saccos und Vanzettis gewesen ist. Wilson hatte als Präsident bei einem ähnlichen Anlass, anders als dieser Heuchler Coolidge, im Sinne der Mahnung zur Milde eingegriffen.

atmet. Wir werden der Friedensheuchelei, die von diesem Amerika ausgeht, die Maske abreissen. Wir werden diesem amerikanischen Hochmut ins Gesicht schlagen. Von dem gleichen Senator Borah, der am wildesten gegen den Völkerbund kämpft und der am leidenschaftlichsten die Streichung der europäischen Schuld ablehnt und sich dabei als radikalen Pazifisten gibt, wird ein besonders schlimmes Wort über die Sache Sacco und Vanzetti berichtet. Wir werden aber auch gegen den Amerikanismus in andern Beziehungen die Augen noch besser öffnen. Vom elektrischen Stuhl kommt uns kein Heil!

Wir werden aber den Kampf gegen die Gewalt fortsetzen, erst recht. Denn sonst geht die Welt an diesem Dämon zu Grunde. Das sehen wir ja deutlicher als je. Wir dürfen uns erst recht nicht von dem Dämon besiegen lassen. Nein, nun müssen im Angesicht des ungeheuren Frevels, der die Erde belastet, alle Mächte des Guten und Heiligen, alle Kräfte des Glaubens und der Liebe erst recht sich aufraffen und vereinigt ans Werk.

11. Dennoch!

Wird es etwas helfen? Haben wir noch eine Verheissung?

Während ich dies in meiner einsamen, halbdunklen Alpenkammer schreibe, brechen Blitz und Donner zu mir herein. Aus dem Nebel ist das Gewitter hervorgetreten. Auch das wird mir zum Sinnbild: Es wird Gericht kommen. Gericht zuerst über Amerika. Denn es gibt eine sittliche Weltordnung. Ein eigentümliches Licht geht vor mir auf: Ist nicht schon diese Tat ein Gericht über dieses übermütige, dollarsichere Amerika? Musste es nicht diese Tat tun, um sich zu offenbaren? Hat damit nicht schon sein Sturz begonnen? Und ist das nicht ein Teil des Sinnes der ganzen Zeit überhaupt: dass im Triumph aller Götzen das Weltgericht über sie anbricht?

Dürfen wir dem nicht hinzufügen, dass in diesem ganzen Kampf der Menschheit, durch ihre Elite, um die zwei Menschen, trotz seiner vorläufigen Niederlage, sich auch eine herrliche und gewaltige Macht des Guten offenbart hat? Es ist ein arger Irrtum, und ein nicht leicht zu entschuldigender Irrtum, wenn einige tun, als ob der Kampf der sozialistischen Arbeiterschaft bloss ein Klassenkampf gewesen sei oder bloss dem Schutz des „Umsturzes" gegolten habe. Die so urteilen, haben keine Ahnung davon, wie schwer es gerade der sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiterschaft gefallen ist, für Anarchisten, das heisst: Anhänger eines ganz andersartigen Sozialismus einzustehen. Wenn sie es zuletzt dennoch und mit solcher Leidenschaft getan hat, dann ist es aus einer tiefen Menschlichkeit heraus geschehen und gehört zum Schönsten und Erhebendsten, was wir von dieser

Seite seit langem erlebt haben.[1]) Trübung, Missbrauch ist bei solchen Bewegungen selbstverständlich immer dabei, aber das Ganze ist eine herzstärkende Erfahrung. Zu ihr gehört freilich vor allem auch das Einstehen so vieler b ü r g e r l i c h e r Kreise. Nur einige „Fromme" und einige wilde Reaktionäre haben sich von der Bewegung ausgenommen. Diese bleibt eine Verheissung, eine Offenbarung einer sich anbahnenden Einheit der Menschenfamilie im Kampfe um die Menschlichkeit und das heilige Recht jedes ihrer Glieder.

Der G e i s t d e r G e w a l t aber, ist er durch diesen Triumph nicht erst recht g e r i c h t e t — nicht nur in Amerika, sondern allerwärts? Darüber müssen in diesen Tagen doch vielen die Augen aufgegangen sein. Ganz besonders bedeutsam ist dabei der Umstand, dass es diesmal die b ü r g e r l i c h e Welt ist, die sich durch einen unerhörten Akt der Gewalt befleckt hat. In dieser bürgerlichen Welt hat man bisher immer auf R u s s l a n d hingewiesen und I t a l i e n übersehen; nun werden ihre Besten und Einsichtigsten doch erkennen müssen, dass die bürgerliche Welt von diesem Dämon mindestens ebenso besessen ist, wie die sozialistische, wenn nicht noch mehr. Der elektrische Stuhl, die Barrikaden und Maschinengewehre in Boston, die platzenden Bomben in New-York und Basel, der brennende Justizpalast in Wien und die zertrümmerten Fenster des Völkerbundspalastes in Genf — sie reden eine Sprache, die Viele verstehen müssen, die Sprache des nahenden Gerichtes, die zur Besinnung und Umkehr mahnt.

Sacco und Vanzetti aber, dürfen wir sie nicht M ä r t y r e r nennen? Ist das zuletzt nicht das grösste Los, das es gibt? Haben sie mit ihrem Leiden und Sterben nicht gerade der Sache, der sie ihr Leben geweiht, dem Kampf gegen die Gewalt, am besten gedient, besser als sie je ahnen konnten, dass es ihnen gegeben werde? Das Martyrium bleibt die stärkste Kraft, die die Welt bewegt. Es ist stärker als Maschinengewehre und Bomben. Es tilgt die Schuld, tilgt auch den grössten der Frevel. Darum werden diese beiden Namen im Ehren- und Freiheitsbuche der Menschheit unvergänglich strahlen. Sie stehen mit den Besten an jener Stelle der Geschichte, wo durch Gericht und Katastrophen das Reich des Menschensohnes zu einem neuen Siege vordringt.

Dennoch! Dennoch! Erst recht! L. Ragaz.

P a r p a n, am Tage nach der Hinrichtung von Sacco und Vanzetti.

---

[1]) Ich stimme dem, was G e r w i g im „Aufbau" (Nr. 33) darüber schreibt, von Herzen zu.

Rundschau

Zur Chronik. 1. Das alles beherrschende Ereignis der letzten Wochen ist der Kampf um Sacco und Vanzetti und seine äussere Niederlage. Davon ist an anderer Stelle die Rede. Ebenso von den sich daranschliessenden Ereignissen in Basel und Genf. Was diese betrifft, so wäre noch zu bemerken, dass unsere bürgerliche Presse sehr übel daran tut, über die Gewalttätigkeiten, die sich im Verlaufe dieser Demonstrationen gegen die unerhörte Herausforderung aller Menschlichkeit, wie das Bostoner Urteil eine bedeutet, ereignet haben, sich zu ereifern und sie dem Sozialismus zur Last zu legen, während sie doch ihre Wurzel in jenem furchtbaren Akt bürgerlicher Gewalttätigkeit haben. Im übrigen sei zu der Sache Sacco und Vanzetti nur noch Eins gesagt: möchte doch unser der Eile verkauftes Geschlecht wenigstens dieses Geschehnis nicht vergessen!

2. Die Wiener Ereignisse tut man gut damit zu einem Bilde zu verbinden, wie es auch in der Betrachtung „Zur Weltlage" versucht worden ist. Seit die Bemerkungen darüber in der letzten Chronik, einige Tage nach dem Geschehnis, niedergeschrieben worden sind, hat dieses sich weiter abgeklärt. Soweit nämlich solche Ereignisse sich überhaupt abklären. Denn auch hier besteht der Sinn des Geschehens darin, dass es ein Zeichen ist, und solche Zeichen sind immer tiefer als alle Gedanken darüber. Dass die Beurteilung als Zeichen richtig sei, haben mir inzwischen unbefangene Oesterreicher, die zum Teil Augenzeugen jener Begebenheiten waren, bestätigt. Gewiss lassen sich diese aus dem Schattendorfer Urteil und den andern, ihm vorausgehenden Klassenurteilen, dazu aus der ganzen politischen und sozialen Spannung, welche die österreichische und speziell wienerische Lage kennzeichnet, erklären, aber dann bleibt noch jener irrationelle Rest übrig. „Wien ist ein Fanal" (ein Feuerzeichen) rief ein bedeutender Mann aus, als er mir den Verlauf jener Tage erzählte. Sein stärkster Eindruck war der eines dämonischen Wahnsinnes, welcher aus jenen weltstädtischen Massen emporgestiegen sei, die sich übrigens wie im Schlimmen, so doch auch wieder im Guten überraschend offenbart hätten.

Im übrigen bestätigt sich auch das Urteil über die Haltung der österreichischen Sozialdemokratie, besonders ihrer Führer. Sie haben sich, als sie die entfachte Leidenschaft auf einen Generalstreik ablenkten, als sehr geschickt und darin auch der Demagogie, die wohl anders gehandelt hätte, überlegen erwiesen. Aber in der Stille werden sie sich wohl auch gesagt haben, dass es besser gewesen wäre, etwas weniger mit dem Feuer zu spielen und die möglichen Folgen gewisser, an sich begreiflicher Losungen („Sühne für Schattendorf!") mehr zu bedenken. Auch die Ereignisse in Basel und Genf haben wohl die in der letzten Chronik ausgesprochene Warnung vor allem, was bloss Demagogie, wenn auch in feinerer Form, ist oder daran grenzt, bestätigt. Unerbittliche Schärfe und Entschlossenheit im Kampf gegen Unrecht und Gewalt, aber mit überlegenen Waffen, mit Waffen, die sich nicht gegen uns selbst wenden!

Bedeutsam ist auch die Tatsache, dass die Wiener Polizei, die blindlings in die Volksmassen hineinschoss, zum grossen Teil aus — Sozialdemokraten bestand und dass hervorragende Führer, z. B. Dr. Deutsch, der Schöpfer der „Volkswehr", annehmen, diese, die ganz sozialdemokratisch ist, hätte das Gleiche getan, wenn es von ihr verlangt worden wäre. Da ist denn doch mit Händen zu greifen, dass auch das eine Waffe ist, die sich leicht gegen uns selber kehren kann und dass wir als Sozialisten andere Waffen wählen müssen.

Ein Eindruck hebt sich aus den letzten Wochen mit voller Deutlichkeit hervor: wie der soziale Bürgerkrieg ,und zwar der blutige, überall unter der

Asche mottet, und die zwei Heere immer geschlossener und leidenschaftlicher sich gegen einander zusammenschliessen. Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!

3. Möchte sich der Sozialismus rasch ermannen und einen geistigen Aufschwung nehmen! Sowohl die Tagung der Amsterdamer Gewerkschaftszentrale in Paris, als die der internationalen Genossenschaftsorganisation, die ja beide in einem weiteren Sinne sozialistisch sind, zeigten diesen Aufschwung so wenig, als die vorausgegangenen politischen Parteitagungen. (Vergl. die letzte Chronik.) Diese erstere Tagung verbrauchte sich stark in misslichen persönlichen Händeln, die zweite konnte sich zu einer ganz radikalen Friedensresolution nicht entscheiden. Dennoch — dieser neue Aufschwung muss kommen und wird kommen!

4. Was die mehr nationalen Verwicklungen betrifft, so dauert in China der durch die Spaltung der Kuomingtang bewirkte Stillstand fort. Ob nicht die „Mächte" und ihr Geld dabei stark im Spiele sind? Die Wiener Ereignisse haben auch das Anschlussproblem wieder mehr in den Vordergrund geschoben. Wichtig scheint mir vor allem der Umstand, dass besonders das Tirol sich von dem durch die Sozialdemokratie beherrschten Wien immer mehr getrennt fühlt und, wie man sagt, sich nach seiner Vereinigung mit Bayern sehnt. Es ist gut, dass gerade die österreichische Sozialdemokratie die Aufgabe der Gewinnung des Bauerntums für den Sozialismus erkannt hat, auch wenn sie die Hindernisse auf diesem Wege noch nicht überall richtig sieht. Bedeutsam ist auch, dass der Führer der österreichischen Sozialdemokratie, Otto Bauer, nun den Anschluss für eine Sache erklärt, die nur einem andern Deutschland gegenüber in Frage kommen könne. Das war immer unsere Meinung. Heute bedeutete der Anschluss einen Triumpf des Grosspreussentums und Alldeutschtums, einen Sieg Deutschlands im Weltkrieg und damit eine Stärkung seiner Militaristen, ein Wiederaufleben von Naumanns Mitteleuropa und europäischen Krieg; kein weitsichtiger Friedensfreund und kein „Europäer" darf darum für ihn sein, noch ganz abgesehen von anderen guten Gründen. Heute sollte eine „Donauföderation" in irgendeiner Form zustande kommen — Mussolini und Anderen zum Trotz; in einem neuen Europa verliert dann das Problem seine Gefahr, vielleicht auch seinen Sinn — alles nicht zum Schaden des Deutschtums!

5. Wenn nicht Wien und Boston gewesen wären, so hätte Försters Enthüllung der militaristisch-alldeutschen Pläne durch sein Organ „Die Menschheit" (Nr. 31) die Aufmerksamkeit der Welt, zum mindesten Europas, vollständig beherrschen müssen. Ich hatte die Absicht, darüber ausführlich zu reden. Förster verdient dies wahrlich, und es liegt auch im Interesse Europas und der Welt überhaupt, auf ihn zu hören. Nun aber muss ich mich doch auf einige Bemerkungen beschränken.

Förster veröffentlicht ein Dokument, das den ganzen Plan der deutschen „Aufrüstung", wie er in den Köpfen der militärischen deutschen Kreise lebt, auf eine Weise klarlegt, die geradezu aufregend wirkt. Das Dokument gibt sich als eine Art Protokoll von Verhandlungen, die zwischen den militärischen Führern des neuen Deutschland stattgefunden und das von einem Teilnehmer stammen muss. Diese Militär wollen, im Einverständnis mit dem Wehrminister, die Reichswehr durch Abkürzung der Dienstzeit und Bildung von grossen Reserven (40,000 Mann jährlich) zu einem Heer ausbilden, das in wenigen Jahren als das beste, jedenfalls modernste, Europas angesprochen werden dürfte. Für seine Ausrüstung zu sorgen, erlauben sowohl der Stand der deutschen Industrie als das gewaltige, offene und versteckte Militärbudget. Die Locarno- und Völkerbundspolitik soll dazu benutzt werden, allmählich diese Aufrüstungspläne durchzusetzen. Wenn dann alles reif ist und der geeignete europäische Zustand, besonders die Zersetzung des französi-

schen Heeres durch den Kommunismus, eingetreten ist, dann wirft man die Maske ab. Dann geht es zuerst gegen Polen. Das heimkehrende siegreiche Heer wird dann in der Heimat selbst „aufräumen", das heisst eine faschistische Militärdiktatur einsetzen. Inzwischen wird eine „Heimatwehr" dafür sorgen, dass im Rücken des kämpfenden Heeres die Pazifisten und Sozialisten im Zaume gehalten werden, bis man ihnen dann endgültig den Meister zeigt und die neue deutsche Gloria beginnt.

Das sind so die Hauptzüge dieses alldeutsch-militärischen Planes.

Die erste Frage ist natürlich, ob das Dokument echt ist. Dementis von Seiten eines Dr. Gessler und seiner Freunde sind eher ein Beweis d a f ü r. Man scheint in unbefangenen Kreisen allgemein den Eindruck zu haben, dass dieses Dokument den Stempel der Unerfindlichkeit trage und dass es auf alle Fälle die Gedanken der Kreise, denen es zugeschrieben wird, getreu zum Ausdruck bringe. Diese m ü s s e n geradezu so denken.

Damit ist schon die zweite Frage gestreift: Dürfen wir es diesen Kreisen allzusehr verübeln, wenn sie so denken? Die Antwort ist schon gegeben: Sie müssen so denken — falls sie nämlich sich nicht b e k e h r t haben, falls sie Militaristen geblieben sind. Und dass sie das sind, wie dass sie wieder eine solche Macht haben, daran trägt die Politik der Entente einen grossen Teil der Schuld.

Die dritte Frage aber ist, was diese Enthüllung bedeutet und was sie für einen Zweck hat.

Sie hat zweifellos eine g r o s s e Bedeutung. Denn sie zeigt, was für Mächte in unserem Europa am Werke sind, um es vom Nationalen her aufs Neue in Brand zu setzen. Es ist gut, dass wir darüber im Klaren sind.

Ist es wirklich gut? Darüber kann man vielleicht doch streiten. Wird durch solche Enthüllungen nicht der Geist des Misstrauens vermehrt? Schon zeigt sich, dass „Locarno" zum Stillstand gekommen ist. Dieses Dokument, das auch der belgischen Regierung zugekommen war, hat bereits zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen dieser und der deutschen geführt. Von der Aufhebung der Besetzung kann unter diesen Umständen erst recht nicht die Rede sein.

Was soll man denn davon halten? Ohne Zweifel ist Försters Vorgehen ein Schwert mit doppelter Schneide. Er selbst weiss das gewiss, und wenn er es trotzdem braucht, so weiss er auch warum und kann es ohne Zweifel verantworten. Er steht im Kampf auf Leben und Tod mit dieser nach seiner Ansicht Deutschland beherrschenden militärischen Kaste. Ihr traut er das Schlimmste zu. Er meint zu beobachten, wie die Welt sich über ihre wahren Absichten täusche und täuschen lasse. Das will er verhüten; er will warnen, will jene Kaste demaskieren, ins Mark treffen. Zu diesem Zwecke sind ihm die äussersten Mittel (natürlich bloss ehrliche und lautere!) recht. Und alles das tut er im Interesse Deutschlands und einer besseren Zukunft Europas.

Wir andern werden sagen dürfen: Es kommt darauf an, wie wir diese Enthüllungen verwenden. Schlimm wäre, wenn ihre Wirkung vermehrte Rüstungen und Vergiftung der Atmosphäre würde. Doch kann auch und soll nach unserer Meinung das Gegenteil der Fall sein. Als Förster die Morgansche Enthüllung brachte (die sich übrigens auch als im wesentlichen echt erwiesen hat), da war die Wirkung — Locarno! So kann es auch diesmal gehen: dass erst recht der Ruf laut wird nach der Auslöschung nicht nur dieses einzelnen, sondern a l l e r dieser Brandherde, nach der e u r o p ä i s c h e n Abrüstung, ohne welche die deutsche wirklich nicht verlangt werden darf. Ich hoffe trotz allem, dass auch diesmal die Wirkung s o l c h e r Art sein werde!

Förster selbst kann ich auch in dieser Sache nur aufs äusserste bewundern. Ich kenne keinen Menschen von dieser moralischen Kühnheit und muss auch in der ganzen Geschichte lange suchen, bis ich einen antreffe. Nur in den Propheten Israels finde ich eine ähnliche Unbedingtheit der

Vertretung der Wahrheit gegen das eigene Volk, die manchmal wie Landesverrat aussieht und doch die allergrösste Liebe und einzige Rettung der Völker ist.

Für uns Schweizer aber ist an diesem Dokumente unter anderem interessant, dass darin über das Milizheer äusserst abschätzig geurteilt wird. Es sei im modernen Krieg wertlos! Das sollen sich gewisse Leute überlegen![1]) Freilich entstehen aus der Sachlage, die durch dieses Dokument beleuchtet wird, auch allerlei Probleme der antimilitaristischen Taktik. Z. B.: Hat die Dienstverweigerung als Waffe gegen den Krieg noch einen Sinn, wenn doch die Heere der Zukunft, wie auch dieser deutsche Plan voraussetzt, aus Freiwilligen bestehen, deren man sicher ist? Ferner zeigt uns das Dokument, wie die militärischen Kreise im Ernstfall mit uns fertig zu werden gedenken. Discite moniti!

6. Das Problem der Dienstverweigerung bringt mich auf ein anderes Dokument. Ebenso die letzte Frage, die man in bezug auf die Förstersche Enthüllung stellen könnte: Wie steht es denn eigentlich mit dem deutschen Volke? Sollte es für jene Pläne wirklich zu haben sein? Sollte Förster den Einfluss jener Kreise nicht vielleicht doch überschätzen? Sollte im deutschen Volke der Widerstand gegen die Anschläge des Militarismus nicht doch grösser sein, als es manchmal aussieht?

Diese Frage hat für die Zukunft Europas eine ganz entscheidende Bedeutung. Sie zu beantworten ist mir unmöglich. Ich verweise nur darauf, dass jener militaristische Plan selbst mit einem solchen Widerstand rechnet. Und mir war es jedenfalls ein eigenartiges Zusammentreffen, dass ich ein paar Tage, nachdem mich die Försterschen Aufdeckungen stark bewegt hatten, aus Deutschland ein anderes Dokument bekam, und zwar eins von völlig entgegengesetzter Bedeutung. Es handelt sich um jene Aktion in Zwickau, von der schon die letzte Chronik wenigstens in Kürze berichtet hat. Ich wünsche, den mir von dem Sekretär der deutschen Friedensgesellschaft, Gerhard Seger (der auch ein ausgezeichneter Vertreter dieses Deutschland ist, des tapfern, heldenhaften und doch friedenswilligen Deutschland, und dem dafür unaufhörlich Landesverrat-Prozesse angehängt werden) freundlich zugestellten Bericht über diese Aktion vollständig zu veröffentlichen. Mir hat er das Herz gestärkt, wie schon lange nichts mehr. Die Pazifisten desjenigen Teils von Sachsen, um den es sich dabei handelt, veranstalteten eine freiwillige „Volksabstimmung" darüber, wer sich bereit erkläre, den Kriegsdienst und alles, was damit zusammenhänge (z. B. Herstellung von Munition) zu verweigern. Sie war als Teil der Ponsomby-Aktion gedacht. Der Feldzug wurde hauptsächlich durch die Sozialdemokratie geführt, der Seger selbst angehört. Auch das ist eine wichtige und hocherfreuliche Tatsache. Befragt wurden alle Männer und Frauen vom 16. Altersjahre an. Dabei wurden sie auf den ganzen Ernst der Sache mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Es handelte sich um eine feierliche Verpflichtung, die man unterschreiben musste. Sie lautete: „In der Ueberzeugung, dass alle Streitigkeiten zwischen den Völkern entweder durch diplomatische Verhandlungen oder durch irgend eine Form internationaler Schiedsgerichtsbarkeit geschlichtet werden können, erklären wir Unterzeichneten, dass wir jeder Regierung, die zu den Waffen greifen sollte, ganz gleich ob Krieg als Angriffs- oder als Verteidigungskrieg, als Exekutionskrieg des Völkerbundes oder sonst zu einem wahren oder vorgespiegelten Zwecke geführt werden soll, Unterstützung und Kriegsdienst verweigern werden."

[1]) Z. B. unser Friedensengel Motta, der sich am 1. August folgenden Ausspruch geleistet hat: „Unsere Aussenpolitik stützt sich auf das Heer." Grossartig, nicht wahr? Freilich fährt er fort: „Auf eine entschiedene Schiedsgerichtspolitik, sowie auf eine loyale [?], wenn auch vorsichtige [vor allem vorsichtige!] Mitarbeit am Völkerbund." Aber zuerst kommt das Heer. „Unsere Aussenpolitik stützt sich auf das Heer." Ernsthaft sein, ihr Eidgenossen! (Vergl. „Nat.-Zeitg.", 2. Aug.)

Und der Erfolg? Er ist schlechterdings grossartig, alle Erwartungen übersteigend. In 32 Städten und 159 Landgemeinden der Kreishauptmannschaft Zwickau waren rund 525,000 Männer und Frauen zur Unterschrift aufgefordert worden. Davon haben rund 90,000 unterzeichnet, und zwar eben mit dem vollen Bewusstsein der Tragweite dieses Schrittes. Einzelne Industriedörfer unterschrieben einmütig, andere fast einmütig oder zu zwei Dritteln; aber auch Städte (zum Beispiel Krimmitschau) zur Hälfte oder zu zwei Dritteln. Weitaus am meisten vertreten ist die sozialistische Arbeiterschaft. Freilich, „die kommunistische Partei hat der Aktion als ‚kleinbürgerliche Irreführung der Arbeiter' mit steigender Heftigkeit entgegengearbeitet", ohne verhindern zu können, dass sehr viele einzelne Mitglieder und ganze Gruppen der Partei mitmachten. „Geistliche und Lehrer, Beamte und Angehörige des Mittelstandes haben sich wenig beteiligt. Geistliche, soweit bekannt geworden, überhaupt nicht." (Von der Redaktion gesperrt). „Der stärkste Eindruck für alle, die an der Aktion mitgearbeitet haben, war die lebhafte Beteiligung der Frauen. Sie haben nicht nur selbst zahlreich unterschrieben, sondern sich sehr energisch an der Sammlung der Unterschriften beteiligt und oft genug ihre Männer zur Unterzeichnung bewogen. Zahlenmässig hat sich bei Stichproben in Orten verschiedener Grösse und verschiedenartig zusammengesetzter Bevölkerung ergeben, dass die Unterzeichner zu 53% Frauen und zu 47% Männer sind." „Es hat sich gezeigt, auch in vielen Aeusserungen der Frauen zu den Agitatoren, dass der Kampf gegen den Krieg einen umso grösseren Anteil der Frauen erhält, je energischer er geführt wird."

Der Bericht schliesst mit den Worten:

„Bei den die Aktion einleitenden Funktionärkonferenzen wurde von den meisten Rednern nachdrücklich erklärt, die Parole der Kriegsdienstverweigerung und des Generalstreikes sei diejenige, auf die so viele 1914 vergeblich gewartet hätten. Das Echo, das die Aktion in den Massen gefunden hat, und das sich nicht nur in den Unterschriften ausdrückt, sondern auch in unendlich vielen Aeusserungen wiederkehrte, beweist mit einer Deutlichkeit, die kein Politiker übersehen kann, dass der Kampf gegen den Krieg, nicht nur seine platonische Ablehnung, die volle Unterstützung der breitesten Massen findet, und zwar umsomehr, je entschiedener und kompromissloser dieser Kampf geführt wird. Nirgends sind darüber Bedenken laut geworden, dass man doch die Möglichkeit des Verteidigungskrieges nicht ausschliessen dürfe. Das Erlebnis der grossen Täuschung von 1914 hat sich so tief eingegraben, dass die Theorie des Verteidigungskrieges erledigt ist, ganz abgesehen von den beiden Tatsachen, die heute zu einer ganz anderen Betrachtung dieser Frage zwingen: der Kriegstechnik, die eine Verteidigung des einzelnen Territoriums fast unmöglich macht, und der offiziellen Lüge, wie sie 1914 in unerhörtem Ausmass auftrat, die jeden Krieg zu einem Verteidigungskriege stempelt.

Die Aktion ist . . . nicht nur ein Beweis der kriegsgegnerischen Stimmung der Bevölkerung . . . vielmehr der lebendige Beweis des Kampfwillens, bekräftigt durch [damals] 86,842 Unterschriften von tatbereiten Kriegsdienstgegnern. Die Regierungen, die Anstifter und Nutzniesser eines neuen Krieges sind gewarnt!"

Ich frage: ist dieses Dokument, auch wenn man bedenkt, dass es sich um das „rote Sachsen" handelt, nicht ebenso bedeutsam, wie das von Förster veröffentlichte? Es ist das „andere" Deutschland! Die Tapferkeit und Energie dieses Deutschland, wie sie sich gerade auch in der Durchführung der geschilderten Aktion zeigt, ist schlechterdings bewundernswert. Und es ist ja nur ein Anfang!

7. Zum Schluss noch ein Wort über ein Ereignis, das mehr nur die kirchlichen Kreise beachtet haben werden: die Kirchenkonferenz in Lausanne. Sie hatte den Zweck, eine Einigung aller christlichen Kirchen

vorzubereiten und war von offiziellen und offiziösen Vertretern der meisten protestantischen Kirchen und dazu der griechisch-orthodoxen besucht. Im Gegensatz zu der Stockholmer Konferenz handelte es sich diesmal nicht um eine Einigung in der Tat, sondern im Glauben und in der Verfassung (Faith and Order).

Mit dem Ziele bin ich völlig einverstanden. Die älteren Leser der „Neuen Wege" wissen, wie wichtig mir das ökumenische Interesse ist, und zwar nicht erst seitdem es Mode geworden. Auch kann es ja einen gewissen Wert haben, wenn Vertreter dieser verschiedenen Kirchen und Konfessionen zusammenkommen und sich darüber klar werden, worin sie übereinstimmen und worin nicht und wie es zu einer besseren Einheit kommen könnte. Ebenso gebe ich zu, dass es gut wäre, wenn christliche Kirchen ein Bekenntnis hätten: das heisst eine Sache und eine Wahrheit, zu der zu stehen sie sich verpflichteten. Trotzdem halte ich Lausanne für einen falschen Weg. Die Geschichte sollte uns nun doch gezeigt haben, wohin man kommt, wenn man die „rechte Lehre" und was dazu gehört, auf diese intellektualistische und theologische Weise sucht und betont: nämlich zu einer grossen Abirrung und Ablenkung von der Wahrheit. Stockholm war der rechte Weg. Durch die Besinnung auf die Verheissung und Forderung des Reiches Gottes gelangt man allein sowohl zu der „rechten Lehre", als auch zu wahrer Einheit, und auch zum rechten Bekenntnis. Ich verweise dafür auf die Ausführungen in meinem „Votum" in diesem Hefte, wie auf den Aufsatz über Stockholm. Stockholm wird auf jenem Wege durch Lausanne nicht fortgeführt, sondern aufgehoben.

Dazu kommt das Klerikale, das der ganzen Sache anhaftet. Im Grunde wird dabei die Kirche wichtiger als das Evangelium. Und wer sind denn die Vertreter der „Kirche", die in Lausanne zusammenkamen? Wer hat sie gewählt? Ich wenigstens bedanke mich dafür, dass sie die Vertreter der Gemeinde Christi sein sollen. Wir hatten nichts dazu zu sagen und lehnen darum auch jede Veranwortung ab. Einige dieser Männer kann ich warm anerkennen, andere aber, auch einige Wortführer, als berufene Vertreter der Sache Christi anzusehen lehne ich sehr entschieden ab. Aber auch wenn diese Menschen wirklich lauter Berufene wären, bestünde die Gefahr, dass wir auf diesem Wege in eine neue Hierarchie hinein gerieten.

Stockholm, nicht Lausanne! Stockholm war ein Schritt vorwärts, Lausanne ist von der Luft der Reaktion angeweht. Ich bin sicher, dass die Geschichte damit rasch genug Schluss machen wird. Die Einigung der Christenheit wird auf anderen Wegen kommen.

Bern. Die „Neue Wege- und Aufbau"-Gruppe, die Frauenliga für Frieden und Freiheit und die Jugendgruppe „Nie wieder Krieg" veranstalten am Samstag, den 24. September, abends 8 Uhr, im Konferenzsaal der franz. Kirche einen Vortrag von Dr. jur. L. Frank aus Rorschach über das Thema: Das Milizsystem und die Abrüstung.

Die Leser der „Neuen Wege" sind gebeten, auf diese Veranstaltung aufmerksam zu machen und sie selber zu besuchen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Auch dieses Heft ist vorwiegend dem religiös-sozialen Problem gewidmet. Die „Laien", die übrigens das letzte Heft grösstenteils mit starkem Interesse aufgenommen zu haben scheinen, mögen dieses Interesse auch der Fortsetzung zuwenden. Es geht auch sie an. Vielleicht, wenn die Aussprache weitergeht, wie durchaus zu hoffen ist, werden sich auch „Laien" daran beteiligen. Sie sind stets willkommen.

Weil das Heft aus verschiedenen Gründen ungewöhnlich früh erscheint, muss Einiges auf das Oktoberheft verspart werden, so die Fortsetzung der „Aussprache", die Berichte über Reichenau und Locarno und Anderes.

Menschenfurcht.

Fürchte dich nicht, ich bin mit dir. Jes. 41, 10.

1.

Wir haben von der Ueberwindung der Angst im allgemeinen geredet[1]), jener Angst, die sich als Sorge im biblischen Sinne äussert, die im letzten Grunde Schicksalsangst ist und in der Todesangst ihr innerstes Wesen am deutlichsten enthüllt. Diese allgemeine Angst, die wir auch Furcht nennen können, tritt aber in manchen Formen auf, die man wohl noch besonders ins Auge fassen muss, weil sie im Menschenwesen eine so grosse Rolle spielen und ihre besonderen Gesetze und besondere Eigenart haben.

Eine dieser Formen ist die Angst vor den Menschen, vor ihrer Macht, ihrem Urteil, ihrer Fähigkeit, uns zu schaden — die Menschenfurcht.

Es ist unnötig, zu schildern, was die Menschenfurcht für das Zusammenleben der Menschen, wie für den Einzelnen bedeutet. Wer kennte sie nicht? Wer kennte nicht ihre Wirkungen? Sie ist das grosse Hindernis des Guten. Das Böse lebt von unserer Feigheit. Man hat es gesehen und es ist gewiss so: Riesenmächte des Bösen, deren Wälle und Türme bis in den Himmel zu ragen scheinen, sie bestehen nur und sind so stark, weil alles sie fürchtet; ein einziger Mann, der auftritt und die Wahrheit sagt: „J'accuse", bringt sie ins Wanken, wenn nicht zum Einsturz. Aber wir sind Feiglinge, entsetzliche Feiglinge. Unendlich viel Gutes bleibt, im Kleinen wie im Grossen, ungetan — weil wir zu feig dazu sind, weil wir fürchten, aufzufallen, getadelt oder, was noch gefährlicher ist, verspottet zu werden. Wir wissen genau, dass es recht wäre, aber wir wagen es nicht, wir fürchten uns. Unendlich viel Böses wird getan, nicht, weil wir es gerne täten, aus einem bösen Trieb heraus, sondern weil wir uns fürchten. Wie vieles, was junge Menschen, Schulknaben, Studenten, junge Kaufleute, Arbeiter, Soldaten, Schlimmes tun, besonders der Schritt ins Laster, wird getan aus blosser Furcht, nicht zu sein wie die andern, aufzufallen, verspottet zu werden. Von dieser Tatsache hat merkwürdigerweise vor allem das Böse den Gewinn. Zwar geschieht gewiss auch unendlich viel Böses aus Furcht nicht, aber das Böse weiss sich offenbar zu helfen, während das Gute von der Tapferkeit seiner Träger lebt. Ganze Länder stürzen ins Verhängnis, weil der Mann fehlt, der furchtlos das Wort der Wahrheit spricht. Was wäre aus Israel und aus der Welt geworden ohne Elias, Amos,

[1]) Vgl. das Februarheft.

Jesajas, Jeremias? Was aus der Christenheit ohne Luther, Zwingli, Calvin? Was aus Italien ohne Dante? Was aus der Schweiz ohne Zwingli? Was aus Frankreich ohne den Mann, der dort vor drei Jahrzehnten das „j'accuse" sprach? Umgekehrt: wenn im wilhelminischen Deutschland, im zaristischen Russland an der rechten Stelle ein Mann gewesen wäre, der das nötige Wort der Wahrheit gesprochen hätte, wie vieles hätte anders gehen können! Die heutige Schweiz ist tötlich gefährdet durch die Tatsache, dass das „leidenschaftlich freie Wort" unter einem allzuklugen und sittlich gelähmten Geschlecht so rar geworden ist. Die Zeitung ist an Stelle des Gewissens (wie des Denkens) getreten und die Zeitung ist eine der starken Quellen der Menschenfurcht. Weil aber heute die Zeitung so mächtig ist, darum ist die Menschenfurcht so gross. Die Zeitung ist ihrerseits Ausdruck des Massenwesens der heutigen Welt. Dieses ist ein starkes Hindernis für den Einzelnen, er selbst zu sein und sich darin zu behaupten, allein zu stehen, wenn es sein muss. Dies Massenwesen erzeugt wohl Sportshelden, Filmhelden, Theaterhelden aller Art, aber nicht sittliche Helden, Helden des Gewissens. Darum ist es auch die Zeit des Niederganges der Demokratie. Denn echte Demokratie rechnet mit selbständigen Menschen, rechnet mit dem Gewissen, rechnet mit einer Anzahl von Wahrheitszeugen in jeder Gemeinschaft, rechnet mit einem gewissen Mass von heldenhaftem Wesen im Sinne Carlyles. Freiheit und Menschenfurcht gehen nicht zusammen.

Doch wozu von dem reden, was jeder weiss? Wer von uns hat nicht erfahren, dass gute Sachen zugrunde gingen, weil ihre berufenen Träger nicht den Mut hatten, zu ihnen zu stehen, oder auch, dass ihre Träger ihren Feinden unterlagen, weil ihre Freunde nicht wagten, ihnen Treue zu halten? Wer kennt nicht die Verleugnung des Petrus? Wer ist nicht von Freunden verraten worden — aus Menschenfurcht? Wer hat nicht schon sich selbst verraten — aus Feigheit? Auch nur etwa bei einer Abstimmung in kleiner Minderheit, vielleicht gar allein zu sein, ist etwas, was die Tapferkeit Vieler übersteigt. Wie viele Frauen haben den Mut, auch nur einer törichten, ja, unanständigen Mode zu widerstehen? Wir sind feige Herdenwesen. Und vielleicht noch viel mehr als auf der Bühne der Oeffentlichkeit kommt diese Feigheit zum Vorschein (oder verdeckt sich!) in den intimeren menschlichen Beziehungen: in Freundschaft, Familie, Verwandtschaft, Kameradschaft. Welche Sklavereien gibt es hier oft, auch bei Menschen, die draussen tapfer sind, und welche Tragödien, welche Verleugnungen der Wahrheit und Liebe Gottes und des Menschen — aus Menschenfurcht! Wir sind Memmen. Das Wort Jakob Burkhardts ist bekannt: „Es gibt viel Husarencourage, aber wenig Menschenmut." Der gleiche Mensch, der mit verachtender Tapferkeit in den Kugel-

regen springt, zittert vor dem ungnädigen Blick eines Vorgesetzten, vor der üblen Laune seiner Frau. Kriegsmut, Sportsmut haben mit sittlichem Mut nichts zu schaffen. — Von alledem machen die Frommen keine Ausnahme. Sie sind im Gegenteil oft noch feiger als die Weltleute. Welche Angst haben sie etwa davor, in Verbindung mit Menschen und Dingen gebracht zu werden, die in frommen Kreisen, vielleicht auf Grund grossen Irrtums, verschrieen sind! Auch Religion schützt also nicht vor Menschenfurcht.

Diese Menschenfurcht aber, die unser Gemeinschaftsleben zur Beute des Bösen, zum Schauplatz von Lüge, Heuchelei und Knechtschaft macht, ist für die Seele selbst, in der sie wohnt, eine schwere Last. Denn sie ist ja Sklaverei. Die Seele ist sich ja dieser Feigheit wohl bewusst. Sie schämt sich des stets wiederholten Verrates an sich selbst und am Guten und Rechten. Sie fühlt sich durch ihre Feigheit erniedrigt. Zum mindesten ist dies bei Menschen der Fall, in denen ein edleres Streben wohnt. Wie vieles möchten wir tun, aber wir dürfen nicht, aus Furcht! Wie vieles möchten wir heraussagen, aber wir dürfen nicht, aus Furcht! Wie fühlen wir da und dort, dass wir auftreten, Zeugnis ablegen sollten, aber wir dürfen nicht, aus Furcht! Das aber empfinden wir doch als Schmerz, als schwere Hemmung unseres besten Lebens, als Sklaverei und als Heuchelei. Ja, Furcht und Freiheit, wie wenig gehen sie zusammen!

Aber auch in anderer Form kann diese Furcht uns quälen. Wir tun vielleicht doch etwa das Rechte, treten für die Wahrheit ein, kämpfen den guten Kampf um des Gewissens willen und aus dem Antrieb des Herzens heraus. Aber dann erfasst uns die Furcht vor den Folgen. Was werden diese oder jene dazu sagen? Was wird in dieser oder jener Zeitung stehen? Wie viel Freundschaft oder Beliebtheit wird daran zugrunde gehen? Oder allgemeiner: welchen Eindruck werden wir machen — mit diesem Aufsatz, diesem Buch, diesem Vortrag, diesem Auftreten? Wie werden wir vor diesem oder jenem Menschen bestehen? Kurz, wie eine dunkle Wolke umfasst uns, ewig wechselnd, bald dicht geballt, bald in leichten Nebelstreifen, bald düster drohend, bald bloss die helle Stimmung trübend, dieses böse Element, diese Angst in Form der Menschenfurcht.

2.

Wie könnten wir von dieser Qual und Sklaverei erlöst werden? Wie könnten wir aufrechte, freie, furchtlose, tapfere und getroste Menschen werden? Wie könnte überhaupt die Menschenfurcht unter uns besiegt werden?

Um die Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir zuerst wieder eine Frage stellen: „Welches ist denn die W u r z e l dieses Uebels?“ Und hier dürfen wir, müssen wir vielleicht noch einen

Augenblick stillhalten und überlegen, ob wir nicht Unrecht getan haben. Gibt es nicht vielleicht doch Menschen, die diese Furcht vor den Menschen nicht kennen — rücksichtslose, rückhaltlose, unbekümmerte Menschen, Menschen mit stets freier Stirne und ohne Scheu? Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den Propheten und Helden, von Elias und Amos, von Sokrates und Tolstoi, von Luther und John Knox, sondern von Menschen, wie sie unter uns zu finden sind, von sozusagen gewöhnlichen Menschen.

Ich weiss nicht, ob es solche Menschen gibt. Es könnte freilich eine Quelle der Furchtlosigkeit geben, die aber selbst nicht gut wäre: die mangelnde Scheu, die mangelnde Ehrfurcht. Solche Furchtlosigkeit könnten wir nicht hoch einschätzen; sie stünde vielleicht sittlich sogar unter der Furcht. Ebensowenig könnte uns eine Furchtlosigkeit imponieren, die bloss aus einem sehr ausgeprägten Selbstbewusstsein stammte. Denn ein solches kann über Nacht starke Umschläge erleben. Es beruht auch zu sehr auf der Geringschätzung anderer. Wir könnten uns sodann auch im sittlichen Leben einen Husarenmut vorstellen, der im Reden und Tun drauflos stürmte, ohne die Folgen zu bedenken. Diese Furchtlosigkeit beruhte dann vielleicht auf Mangel an Rücksicht, Mangel an Gewissenhaftigkeit, und wieder könnten wir sie nicht für etwas Gutes und Ueberlegenes halten. Es gibt ein berechtigtes und notwendiges, aber auch ein tadelnswertes Draufgängertum. Auch könnte wohl sein — und ich meine, die Erfahrung jeder Art gebe dieser Vermutung recht —, dass solche unbekümmerte Furchtlosigkeit beider Art entweder mit Furcht abwechselte, — man weiss, dass Tyrannen immer Angst haben — oder hintenher, wenn das Gewissen erwacht, doch noch von der Furcht überfallen würde. Wie ich denn, offen gestanden, überhaupt nicht geneigt bin, an eine Furchtlosigkeit, ein Heldentum bloss von Gnaden der Natur zu glauben. Umgekehrt zeigt uns die Erfahrung, dass einige der sittlich tapfersten Menschen von Natur scheu, ängstlich, skrupulös gewissenhaft und von rücksichtsvoller Zartheit gewesen sind. Ich nenne nur Jeremias, Paulus, Vinet. Ihre heldenhafte Tapferkeit war eine stets neue Ueberwindung der Scheu.

Wir stossen hier also auf den Zusammenhang zwischen Furcht und Ehrfurcht. Und nun müssen wir sagen, dass es Menschen gibt, die furchtsam sind aus Ehrfurcht vor dem Menschen. Es sind innerlich demütige Menschen, Menschen, die jene Eigenschaft haben, die Thomas a Kempis und Alexander Vinet für eine Grundeigenschaft des Christen erklären: die Empfindung, dass der Andere besser sei als wir, die „soumission mutuelle". Solche Menschen müssen zur Furcht geneigt sein. Sie scheuen sich, aufzutreten. Sie schweigen, weil sie sich für das Reden zu unbedeutend vorkommen. Sie tun Gutes nicht, das sie gern täten, weil sie sich

nicht für dazu berufen halten. Sie schauen viel zu sehr zu den Menschen auf, um gegen sie aufzustehen. Ihr grosser Respekt vor ihnen macht sie empfindlich, ja, überempfindlich für ihr Urteil. Sie haben viel zu viel Rücksicht und Zartheit, als dass sie ein scharfes Wort sagen könnten, da sie ja fürchten müssten, es werde Menschen verletzen. Und doch auch wieder — kann man es nicht erleben, dass solche zarten, scheuen, rücksichtsvollen Menschen da, wo es not tut, von einer unerbittlichen Tapferkeit sein können, die jenes Draufgängertum beschämt? Liegt nicht hier das Geheimnis verborgen?

Die Menschenfurcht fliesst aus ganz verschiedenen Quellen, aus den gemeinsten: selbstsicherer Klugheit, Herzenshärte, Gewissenlosigkeit, und aus den edelsten: Zartsinn, Ehrfurcht, heiliger Scheu. So wird aus Furchtlosigkeit Furcht und aus Furcht Furchtlosigkeit.

3.

Und nun, wo ist das Heilmittel für das Uebel der Menschenfurcht?

Es scheint schwer zu finden. Denn sonst wäre es ja längst gefunden. Sollte sie wirklich vorhanden sein, die wunderbare Wurzel, die dieses tiefliegende Gebrechen heilte?

Und doch scheint das Heilmittel ja längst gefunden. Wenn wir über die Möglichkeit und die Weise, von dieser Not der Menschenfurcht erlöst zu werden nachdenken, dann kommt wie ein Wunder die einfach grosse Wahrheit zu uns:

Von Menschenfurcht wirst du erlöst durch Gottesfurcht,

und durch diese allein!

Sollen wir uns darüber wundern? Haben wir ja doch erkannt, dass die Angst als Ganzes nur überwunden wird durch Gott. Wie sollte das in Bezug auf die einzelnen Aeusserungsformen der Angst anders sein?

Gehen wir denn dieser rettenden, grossen, einfachen Wahrheit nach.

Zunächst eine Erfahrung. Haben wir nicht auch schon eigene Furchtlosigkeit erlebt? Wann wohl? Mehr äusserlich etwa dann, wenn wir im Dienste einer heiligen Pflicht Gefahren durch Menschen auf uns nehmen mussten. Dann gingen wir, vielleicht schwache, ängstliche Frauen, durch gefährliche Quartiere oder durch den dunklen Wald — ohne eine Spur von Angst. Einen bleibenden Eindruck hat es einst auf mich gemacht, als wir zu zweien zur Nachtzeit durch die bedenklichsten Quartiere von Genua gingen. Man konnte wohl ob den unheimlichen Gestalten und Szenen, die sich da boten, bange werden. Siehe, da kamen zwei junge Heilsarmeefrauen, gingen von Kneipe zu Kneipe, ver-

kauften den wilden Gesellen ihre Schriften, furchtlos — und niemand tat ihnen etwas zuleide. Oder wir hatten etwas getan, gesagt, geschrieben, was wir tun, sagen, schreiben m u s s t e n, was aus dem reinsten Gebot des Herzens und Gewissens kam; wir hatten es vielleicht getan, gesagt, geschrieben in Furcht, in Scheu, über die möglichen Folgen klar, aber mit Gott — und siehe, wir waren nachher ganz ruhig, liessen die Folgen kommen, ohne innerste Unruhe, ja, jubelten im Sturm der Anfechtung. Wir hatten es in der Furcht Gottes getan, und diese besiegte alle Menschenfurcht.

Von dieser unserer eigenen Erfahrung aus blicken wir auf die grossen Furchtlosen, die Helden und Propheten. Bei ihnen erscheint bloss im Grossen, was wir im Kleinen erlebt; ihre Art zeigt in Vollkommenheit, was bei uns nur unvollkommen auftritt; sie l e b e n auf der Höhe, die wir bloss gelegentlich erfliegen. — Wirklich? Kostet es nicht auch sie stets neuen Kampf, stets neue Ueberwindung? Kennen sie nicht Stunden des Verzagens? Lies doch von Elias und Jeremias, von Paulus und Cromwell! Gewiss. Und doch haben sie dieses wunderbare Geheimnis der Furchtlosigkeit: Gott!

Doch suchen wir dies Geheimnis auch negativ zu fassen. Wann werden wir denn am meisten zur Beute der Furcht? Wenn wir das Gegenteil von jenem getan haben, wenn wir auf falschen Wegen gehen, auf unheiligen Wegen, nicht auf Wegen des Dienstes, sondern auf Wegen der Selbstsucht, wenn wir etwas getan, gesagt, geschrieben haben, was nicht mit Gott geschehen war, etwas, das vielleicht nicht ganz falsch war, aber doch nicht ganz lauter, nicht ganz gewissenhaft überlegt, nicht ganz nur aus dem Gehorsam kommend, sondern auch aus dem eigenen Willen — nicht ganz aus der Furcht, nämlich der Gottesfurcht! Dann überfällt uns die Menschenfurcht wie ein gewappneter Mann, dann sind wir den Menschen preisgegeben — weil wir uns nicht an Gott gebunden hatten! Ein Schatten von dieser Erfahrung fällt auch in das Leben mancher Gottesmänner.

Und nun ist wohl die Wurzel der Menschenfurcht auch völlig aufgedeckt: Es ist eine Furcht vor dem, w a s n i c h t G o t t i s t; es ist also irgend ein G ö t z e n d i e n s t. In der Tat ist ja Furcht das wichtigste Charakteristikum alles Götzendienstes. G ö t z e n e n t s t e h e n a u s F u r c h t u n d s c h a f f e n F u r c h t. Der Götze nun, dem wir in der Menschenfurcht dienen, ist eben — der Mensch. Und zwar der Mensch als Ich und als Du. Wir fürchten uns für das Ich, für seine Ehre, seine Macht, sein Geld, sein Glück, seine Liebe, vielleicht sein Leben. Darum ist uns das Verhalten der Menschen gegen uns so wichtig. Wir können die Antastung dieses Ich nicht ertragen. Dieses Ich ist uns

irgendwie die Hauptsache. Nicht Gott ist uns wichtig, sondern wir selbst. Und auch aus den andern machen wir Götzen. Sie werden uns zu wichtig. Wir beugen uns vor den Götzengrössen, als da sind Geld, Macht, hohe Stellung, glänzende Begabung. Diese Dinge machen sozusagen Eindruck auf unsere Sinnlichkeit. Sinnliche Verehrung ist Götzendienst und doch ist, da wir zunächst sinnliche Wesen sind, solcher Götzendienst so natürlich und darum auch so natürlich die Furcht vor den Menschen. Aber auch unsere an sich berechtigte Ehrfurcht kann falsch werden und dadurch zur Furcht führen. Hier liegt ganz sicher die Wurzel des Uebels. Und darum gibt es neben dem „Geiz" kein sicherers Kennzeichen, dass — vielleicht bei viel Religion — Gott fehlt, wirklicher Glaube an ihn fehlt, als Menschenfurcht.

Darum ist der Weg zur Hilfe ganz deutlich: Gott muss uns wichtig werden, er allein. Ihn müssen wir fürchten lernen, ihn allein. Das ist die Heilung von Menschenfurcht, die einzige, aber sichere. Die Religion hilft vielleicht nicht — ja sie ist sogar in vielen Formen die stärkste Quelle der Furcht — wohl aber Gott, der lebendige Gott, den wir in Christus als Vater erkennen.

Das ist das Geheimnis der grossen und wirklichen Furchtlosen. Gott allein ist ihnen wichtig. Seine Grösse steht so gewaltig vor ihren Augen, dass darob alles andere klein wird, und vor allem gerade das, was vor der Welt mit Götzengrösse prunkt: Macht, Geld, Stellung und dergleichen. Aus dieser wirklichen Grösse heraus treten sie den Scheingrössen der Welt ruhig entgegen, mit einem gewissen Hohn über diesen Schein, über das Sichblähen des Endlichen. Anders gewendet: Sie handeln aus der tiefsten Furcht Gottes heraus. Er zwingt sie, die vielleicht von Natur Zarten, Scheuen, Gewissensängstlichen zum Auftreten, dann aber verlieren sie alle Furcht: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders."

Das ist auch für uns die Hilfe: dass Gott uns wichtig wird, an Stelle des Ich und Du; dass unser Selbstbewusstsein darin untergeht, untergeht in dieser Macht Gottes, der allein Ehrfurcht verdient. Das allein ist der Furcht gewachsen. Denn ob sie auch vor Gott nichtig sind, so sind ohne Gott die Götzenmächte der Welt uns viel zu stark. Nur die Nähe Gottes vertreibt die Furcht. Dass Gottes Wirklichkeit uns die Wirklichkeit wird, das ist die Erlösung von der Menschenfurcht. Anders gewendet: dass wir handeln aus der Furcht Gottes, immer mehr, immer treuer, immer gehorsamer, immer — ängstlicher. Wir sollen ja die Ehrfurcht nicht ablegen, sondern sie nur an den rechten Ort setzen. Ihr Scheuen, Zarten, Rücksichtsvollen, gerade ihr seid zum Heldentum berufen. Nicht rücksichtsloser, härter, ehrfurchtsloser sollen wir

werden, um die Furcht los zu werden, sondern noch rücksichtsvoller, noch zarter, noch ehrfürchtiger. Die Furcht macht uns frei von der Furcht, nur sie allein — die wahre Furcht von der falschen, die Gottesfurcht von der Menschenfurcht. Wir müssen von den Götzen weg an Gott heranrücken (erlaubt dieses Wort), näher an ihn, näher — in Gehorsam, in Furcht. Dann werden wir frei. Gott dienen ist Freiheit.

Das ist der Weg, ganz gewiss, für unser ganzes Geschlecht und für jeden von uns. Hier ist uns Erlösung verheissen.

4.

Gewiss. Freilich dürfen wir uns nicht Illusionen machen. Vom Götzendienst ab zu Gott zu kommen, ist nicht leicht. Es ist nicht bloss Sache eines hochgemuten Entschlusses. Dass Gott allein uns wichtig wird und das Ich und Du, besonders das Ich, unwichtig, das ist ein steiler Weg zur Höhe. Ja, machen wir uns keine Illusionen! Das Menschenherz bleibt ein „unruhiges und verzagtes Ding", auch bei denen, die sich ernstlich Gott zugekehrt haben. Wir werden nicht im Handumkehren Helden oder gar Gottesmenschen. Und auch diese haben ja noch etwa gezittert. Wir werden wohl nicht so von der Furcht erlöst werden, dass wir überhaupt keine Furcht mehr kennen, sondern so, dass wir die Furcht immer wieder zu besiegen imstande sind; dass wir nicht als stolze Helden unerschütterlich dastehen, sondern als arme, schwache, feige Menschlein trotzdem unser banges Herz in die Hand nehmen und in der Furcht Gottes die Menschenfurcht besiegen — immer wieder!

Das aber ist ein gangbarer Weg! Jeder von uns kann ihn gehen, auch der Schwächste, Zarteste, Empfindsamste, ja, vielleicht er erst recht. Wir können uns so fürchten, dass wir die Furcht los werden! Und Gott kann uns wichtiger werden, als wir selbst. Wir können uns so in seine Grösse vertiefen, uns so davor beugen lernen, dass die Weltgrössen davor klein werden; dass wir, wie Blumhardt einmal mahnt, „auch die Zeitungen nicht fürchten"; dass wir den Kampf des Guten nicht mehr durch unsere Feigheit gefährden; dass wir im öffentlichen Leben dem Gewissen wieder zu seinem Rechte verhelfen gegen die Masse und die Götzen, aber auch im Leben des intimeren Kreises Gott die Ehre geben, auch wenn das Herz darob bluten will; dass auch zu Schwachen, Scheuen, Rücksichtsvollen, Ehrfürchtigen doch der Ruf ergehen kann: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir." Unser ganzes Geschlecht kann wieder zu dieser Art erwachen. Jene Höhe ist auch uns erreichbar. Auch wir kleinen Menschen können inne werden, dass Gott allein ist. Und wo wir nicht können, nun, da kann ein anderer. Er kann uns auf die Höhe tragen,

wenn wir bloss — was wir können — ihn fürchten. Denn dann sind wir sofort ganz nahe bei ihm. Es gibt aber eine Höhe inmitten der Erdenwelt, wo Gottes Wirklichkeit besonders deutlich wird. Diese kann sicher jeder erreichen, und der Beschwerteste und Schwächste am ehesten. Dort ragt das Zeichen, wo Gott der Menschennot am nächsten ist. An dieses können wir uns drängen, davon kann der Schwächste stark werden. Denn da ist Vergebung der Fehler, die in allem Tun übrig bleiben; da ist eine Gnade, die übergreifend und heilend alles gut machen will; da erscheint in Ohnmacht und Niederlage Gottes Allmacht. L. Ragaz.

Karl Hilty und die soziale Frage.[1])

Wenn der Schriftsteller, um dies abgenutzte, missverstandene und viel missbrauchte Wort in seinem wahren, schrecklich und selig verantwortungsvollen Sinne zu gebrauchen, an die sogenannte soziale Frage, die derzeit an der sichtbaren Oberfläche immer noch die wichtigste ist, auch nur herantritt, so drohen ihm, und je näher er kommt, desto mehr, auch hier zwei grosse Bedenken, die wohl letzten Endes als Versuchungen zu werten sind.

Erstens kommt er, je mehr er weiss, in die Versuchung, das zu tun, was Goethe getan hätte, wenn: „Hätte ich aber so deutlich wie jetzt gewusst, wie viel Vortreffliches seit Jahrhunderten und Jahrtausenden da ist, ich hätte keine Zeile geschrieben, sondern etwas anderes getan.“ Es hat sicher immer solche Einzelne gegeben, die hätten schreiben können so gut wie einer, aber aus Einsicht heraus etwas anderes taten. Jesus z. B. schrieb nur im Sande. Auch auf unserem Gebiet ist alles Wesentliche bereits gesagt, und dazu meistens so, dass es gar nicht besser gesagt werden kann, wenn es auch vielerorts verstreut und zum Teil noch unentdeckt ist. So ist hier die Bibel und besonders das Neue Testament trotz und wohl auch wegen der sie bedeckenden und befleckenden Literatur und Makulatur und trotz und wohl auch wegen der gesamten Exegese, die meistens nicht hinein-, sondern, wie der Name schon verrät, herausführt, noch so gut wie unentdeckt. Mit diesem besonderen Teil der Versuchung werden wir so fertig, indem wir auf einen andern hinweisen, und ihn möglichst selbst reden lassen, ein Brauch, der öfter als das geschieht, geübt werden sollte. — Damit hängt nun auch die bange Frage zusammen: Wird denn durch all dieses Schreiben und Predigen über eine Sache auch wirklich etwas

[1]) Vgl. dazu „Von Büchern“.

ausgerichtet und e i n gerichtet? Führt denn ein Weg vom Wort in den Ort, vom Traum in den Raum? In neutestamentlicher Sprache: Wird denn das Wort auch nur irgendwie Fleisch? Oder ist nicht alle Literatur in Wahrheit Makulatur, Selbstbefleckung, nicht aber Leben schaffende Zeugung? So war Sebastian Franck von der Erfolglosigkeit alles Predigens durchdrungen, und so hat auch Schopenhauer, um nur zwei zu nennen, gelegentlich gefragt: „Was haben Voltaire, Hume, Kant, denn ausgerichtet? Die Welt ist ein Hôpital des Incurables!" U n d d o c h hat Franck eine Menge geschrieben und wird in seinem „Paradoxa" auch heute noch wenigstens g e l e s e n ; u n d d o c h hat Schopenhauer zu jener Frage später am Rande bemerkt: „Viel!", und selbst seine ganzen Werke ans Licht gebracht! U n d d o c h heisst es auf den Zweifel Jes. 49, 4: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brauchte meine Kraft umsonst und unnützlich auf" die ewige Antwort 55, 11: „Also soll das Wort, so aus meinem Munde geht, auch sein. Es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern tun, was mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende." Das soll unser Trost, unsere Kraft sein!

Z w e i t e n s aber droht eine andere Gefahr, eine geradezu dämonische Anfechtung; und sie ist wirklich nicht leicht und ein für alle Mal abzutun, sondern sie muss immer wieder von neuem und wahrscheinlich bis zum Ausgang aus dieser Welt bestanden werden. Es hat Einer gelebt, der ist ihr zuletzt erlegen — man kann ihr, ganz abgesehen von der „Theosophie", namentlich unter der Einwirkung des Thomas von Kempen erliegen! — August Strindberg. Dieser Bekenner vom Stamme des heiligen Augustinus, als solcher leider viel zu wenig be- und noch weniger gekannt, schreibt in seiner „Lebensgeschichte": „Aber ich weiss wohl, dass die Götter der Zeit mich vor allem Kleinen auf die Knie haben zwingen wollen, besonders vor allem Minderwertigen, körperlich, sittlich, geistig Schwachen. Aber ich bin nicht Tyrann gewesen, im Gegenteil, ich war mit dabei und führte die Sache der Enterbten; ich war mit dabei und kämpfte im Befreiungskrieg für die Unterdrückten, w e i l i c h n i c h t v e r s t a n d, d a s s s i e s i c h a u f d e m P l a t z b e f a n d e n, a u f d e m s i e v o n d e r V o r s e h u n g g e s t e l l t w a r e n." Es ist so schwer, so schwer, dieser immer wiederkehrenden Anfechtung Herr zu werden, die meinetwegen in dem Worte „Karma" beschlossen sein mag, und die, daraus losgelassen, wie ein Dämon auf uns einspricht: Es ist nichts Wesentliches zu ändern; jeder trägt s e i n Schicksal und seine Schickseligkeit, das gerade für ihn „Geschickte", für ihn Schickliche! U n d d o c h gibt ein anderer Krieger im Geist, Ruskin, darauf die Antwort: „D u stösst deinen Nächsten in den Graben. Und dann s a g s t du, die V o r s e-

hung habe ihn dahin gebracht. Das ist modernes Christentum." Und doch sagt Jesus nur zu deutlich (Matth. 25, 40 und 45): „Wahrlich ich sage euch: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan, und was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan!" Und doch gibt Jesus noch die umfassendste und vollste Antwort, die gegeben werden kann, so merkwürdig im eigentlichen Sinn, dass bei ihr der Verstand sich zeigt als das, was er ist, als etwas, das nicht Stand hält, die aber den Schleier für die Einsicht lüftet und das abgrundtiefe Geheimnis des Kreuzes im Gewebe des Menschenlebens zeigt (Matth. 18.7): „Es muss ja Aergernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergernis kommt!" Wer es fassen mag, fasse es! Gewiss: es muss alles so sein, wie es ist, und doch wehe, durch welche es so sein muss! Das Gegenstück übrigens zu dem ebenso abgründigen und wenig geschauten (Lk. 23, 34), das wir ruhig „stehen lassen" wollen: „Vater vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!" Warum Vergebung, wenn sie's nicht wissen? Schicksal und Freiheit. „Und", dass hier auf Erden immer „Kreuz" ist und bleibt, wie ja tiefst symbolisch auch das Zeichen †. Das ist ewige „Logik", unlogisch, unaussprechlich. Mehr als hindeuten kann da kein Mensch.

Nach Beiseiteschleppen dieser beiden Steine des Anstosses sehen wir nun der sozialen Frage ins Auge, indem wir uns weisen lassen von dem 1909 verstorbenen Berner Juristen und Christen, Prof. Dr. Karl Hilty, einem seltenen Laienprediger „von Gottes Gnaden", der auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist durch seine an manchen Stellen und für manche Ohren wenig „erbaulichen", und gerade darum wahrhaft bauenden und erbauenden Schriften.[1]) Er gehört zu den wenigen Schriftstellern des letzten halben Jahrhunderts, die man immer wieder lesen kann, um Neues in ihnen zu finden. Er hat etwas Gewisses, etwas ganz Gewisses, Sicheres, das alle seine Sätze mit Vollmacht erfüllt. Er schreibt nicht bloss „über"; er geht nicht bequem um die Dinge und Menschen herum, er beugt die Schrift nicht, sondern „lässt das Wort stehen" und stellt es immer von neuem hin, was doch allein Schriftsteller heissen kann. Er ist auch frei von jeder „Respektabilität" und jedem falschen Respekt,

[1]) Am bekanntesten sind: „Glück", 3 Bde.; „Briefe", „Neue Briefe"; „Für schlaflose Nächte", 2 Bde.; „Das Geheimnis der Nacht"; „Kranke Seelen"; „Ewiges Leben"; „Das Evangelium Christi". Verlag J. C. Hinrichs, Leipzig. — Sehr lesenswert und voll erfüllter Prophetie sind auch die sämtlichen Jahrgänge seines „Politischen Jahrbuches der schweizerischen Eidgenossenschaft", darin für uns hier besonders sein Aufsatz 1889: „Ferdinand Lassalle und Thomas von Aquins", wieder abgedruckt in seinen „Studien" 1905, S. 271—420. Verlag K. J. Wyss, Bern.

die so viel verhindern, dagegen mit Ehrfurcht in reichem Masse ausgestattet. Es gibt keinen, wirklich keinen offiziellen, „berufenen" Vertreter der Sache Christi, der ihm an Berufung und Gerufensein gleichkommt. Trotz seiner sehr hohen Auflageziffern und der Uebersetzung in alle Kultursprachen ist er aber noch zu wenig gelesen. Doch seine eigentliche Zeit wird erst kommen. Möge er nun aus seiner Fülle, die keinem „System" nachjagt, einiges in loser Ordnung spenden!

Die soziale Frage, soweit sie sich sichtbar im lebendigen, wenn auch schwer angefaulten „Fleisch" darstellt, zeigt, auf das Ganze gesehen, das Gesicht, dass sich überall und regelmässig zwei Klassen von Menschen gegenüberstehen: Die sogenannten „Bildung und Besitz" auf der einen Seite; das „sogenannte" „Volk", wie Bismark, das „eigentliche" Volk, wie Goethe es nannte, auf der anderen Seite, wenig oder nichts besitzend und dazu meist mehr oder minder hart und vorzugsweise mit der Hand arbeitend, die sogenannten oberen und die sogenannten unteren Klassen. Durch das „sogenannt" wird schon verraten, dass das falsche Benennungen sind und die richtigen Namen noch ausstehen oder wenigstens der „Uebersetzung" und Einsetzung in unsere Zeit harren; weiter sei hier angedeutet, wie es sehr aufschlussreich ist, dass sich die Oberklasse alle ihre Ehrennamen — es ist eine lange und viel „verratende" Reihe — höchstselbst verliehen hat, und dass umgekehrt dem Volk nicht nur seine Packen, sondern auch seine oft wenig erfreulichen Namen — und sie bilden eine noch längere und viel versprechende Reihe — von eben diesen Oberschichten aufgepackt wurden, daher auch „Pack"; eine grosse Seltsamkeit, die bis heute nur von Jesus völlig und richtig ab geschätzt worden ist, ohne eine Uebertragung in unser Deutsch und Deutsches gefunden zu haben. Wenn dermalen zum Teil namentlich auch in Deutschland wieder versucht wird, alles dem „Pack" aufzupacken, auch den verlorenen Krieg beispielsweise, oder die tatsächlich und grundsätzlich vorhandenen Unterschiede mit blossen toten Redensarten und -unarten zu vertuschen, anstatt sie mit lebendigem Wort und Werk auszugleichen, so ist es doppelt stärkend, dass Hilty als Angehöriger der Oberklasse hier klar gesehen und unumwunden den Tatbestand ausgesprochen hat. Er vollzieht da eine Umwertung, die ganz dem Geiste Christi entspricht, aus dem Geiste Christi heraus spricht und dem Ungeist der „Welt" widerspricht.

In welchem Licht erscheint ihm zunächst die Unterklasse, wobei schon gleich auch einige Schatten auf die Oberklasse fallen? Er findet im allgemeinen „die sogenannten unteren Klassen viel interessanter" als „alle vornehmen, reichen oder sonst hochmütigen Leute" und stellt fest: „Der häu-

fige Umgang mit kleinen Leuten trägt auch sehr zur Zufriedenheit mit dem Leben bei.“ Im besonderen dann bekennt er: „Von allen Menschen, die ich selbst gekannt habe, sind Bauersleute, Kleinhandwerker und Dienstboten die besten gewesen; die einzigen sogar, die alle Gebote des Christentums wirklich ernst nahmen und zu erfüllen suchten, die man auch nicht schont, sondern hart tadelt, wenn sie nicht ihre völlige Pflicht tun. Bei den sogenannten oberen Klassen ist beides nicht der Fall.“ „Eine arme Frau, die mit der Not des täglichen Daseins schwer gerungen und ihren Glauben bewahrt hat, wird ihnen [den bloss „Beschaulichen“ und „Erbaulichen“, den „Verinnerlichten“, den „religiös Gebildeten“!] bei der schliesslichen Abrechnung sicher vorgezogen werden.“ „Es gibt mehr Heroismus jetzt in den kleinen Lebenskreisen, als jemals in dem sog. heroischen Zeitalter.“ Vor allen Dingen ist da auch etwas zu finden, was sonst so selten ist: „Hilfsbereitschaft ist eine schöne Tugend der unteren Stände; die oberen sind nicht halb so dienstfertig. Die Art und Weise, wie in grossen Städten gebildete Menschen selbst in den gemeinsam bewohnten Häusern an Geringeren unfreundlich vorübergehen, ist einfach unmenschlich und roh, nicht bloss unchristlich. Der natürliche Edelmut, den oft Vagabunden und Lumpen im gewöhnlichen Weltsinne besitzen, während ganz gebildete Leute daran gänzlich Mangel leiden, ist eigentlich der Hauptunterschied unter den Menschen.“ „In wirklich grossartiger Weise wohltätig sind grösstenteils nur die Armen, die es als selbstverständlich betrachten, einander mit allem, was sie besitzen, auszuhelfen, bei denen Geben nicht mit Ruhm und Annehmen nicht mit Schande verbunden ist, während die höheren Klassen sich oft durch eine stark zur Schau getragene Wohltätigkeit auf die jedenfalls allerbilligste Art mit dem Christentum abzufinden suchen.“ „Das Mitleid bildet auch den richtigen Masstab für die wahre Bildung des einzelnen Menschen und der Völker, die allein zuverlässige Völkerpsychologie. Wo es in hohem Grade fehlt, wie in Spanien, ist der Mensch und das ganze Volk im Abwärtsgehen begriffen; wo es in geringem Masse vorhanden ist, wie überhaupt bei der lateinischen Rasse gegenüber den Germanen, da ist dies der eigentliche Grund ihrer Inferiorität, die keine andere Bildung aufwiegt. Weil die höhere Gesellschaft es weniger besitzt, als das „gemeine“ Volk, deshalb ist sie in den Augen Gottes und jedes wahren Menschen nicht die wirklich höhere, und wo man es prinzipiell zu leugnen unternimmt, wie es bei Nietzsche und seinen Anhängern in Deutschland geschieht, da ist die Volksseele im Erkranken begriffen.“ „In den untern Klassen der Gesellschaft herrscht wohl eine gewisse natürliche Brüderlichkeit; aber in den oberen handelt man im besten

Falle nach philosophischen, religiösen oder Rechtsgrundsätzen, oder dann nach Interessen.“ Unten findet sich auch echter Adel und wahre Bildung. „Unvornehm ist überhaupt die Missachtung aller kleinen, armen Leute, die sehr oft die wahrhaft Edlen dieser Welt sind.“ Bildung heisst, auf Seiten des Guten stehen. „Das tut das gewöhnliche Volk auch instinktiv und nie wird es dauernd gelingen, es zu etwas anderem zu verführen. Die falschen Schätzungen bestehen bloss in den gebildeten Klassen, deren Urteil durch angelernte Vorurteile beeinflusst ist.“ „Achtung vor der Menschennatur wegen ihrer Fähigkeit zum Guten und Grossen lernt man selten in der Familie, nie in der Schule und nie in der oberen Gesellschaft, wohl aber in Beobachtung des ‚gemeinen‘ Mannes.“ „Sperren Sie Ihre Kinder nicht vom hart arbeitenden Volke ab. Alle guten und grossen Ideen haben ihren Ursprung dort, nicht in vornehmen Zirkeln, und viel eher sollten wir einen Mangel an feinen Umgangsformen nachsichtig beurteilen, als Herzenskälte, die in den oberen Klassen der Gesellschaft ihren wesentlichen Wohnsitz hat.“ So schreibt einer, der nicht „der Masse schmeichelt,“ wie diese verlogene Redensart lautet, sondern der der Wahrheit dient.

Was ist aber die Wahrheit für die Oberklasse, auch für die Gebildeten? Soweit sie nicht schon im Vorhergehenden mit ans Licht kam, soll sie das nun noch nachholen. „Bildung und Besitz.“ Wie steht es mit den Besitzenden? „Reichtum und Vornehmheit machen sehr oft gefühllos für die wahren Güter des Lebens und beschränkt in den Ansichten über Menschen und Leben. Sie taxieren den Vorteil ihres Umganges, oder die blosse Möglichkeit des andern, allfällig einmal ihre Hilfe in Anspruch nehmen zu können, viel zu hoch und sind daher auch undankbar für alles, was ihnen erwiesen wird, weil sie alles zum voraus als bezahlt ansehen. Ein israelitischer Spruch sagt darüber: ‚Sei vorsichtig mit Machthabern. Sie lassen den Menschen nur näher zu sich in ihrem eigenen Interesse, scheinen Freunde zur Zeit, wenn sie Nutzen davon haben und stehen dem andern nicht bei zur Zeit seiner Bedrängnis.“ Kein Wunder, dass auch die Gesichter das spiegeln: „Es ist auffallend, welche Raubtier-Physiognomien jetzt schon manche Menschen, besonders Börsenspieler, Streber und Lebemenschen beider Geschlechter in den sogenannten höheren Ständen haben.“ „Das harte und genussüchtige Wesen der heutigen sogenannten oberen Klassen, nicht zum mindesten der reichgewordenen Bourgeoisie, macht die Armen erst zu Sklaven, denen gar nichts mehr gehört, nur zu erwachten, durch Agitation gereizten Sklaven, die keine Anhänglichkeit mehr an ihre Herren besitzen.“ Dazu kommt: „Auch in den obersten Klassen ist die Arbeitslosigkeit eine für viele, z. B. das ganze weibliche

Geschlecht, gezwungene, eine Art permanenten Streiks, der durch die Sitte eingeführt ist." — Und dann die sich viel preisenden „Gebildeten". „Es gibt dermalen sehr viele Menschen, die der ‚gebildeten Klasse' angehören, aber völlig ohne Tiefe der Gedanken und Gefühle sind. Man kann mit ihnen bloss von oberflächlichen Dingen und weniger ernsthaft reden, als mit einem jeden verständigen Arbeiter oder Landmann. Oder es sind blosse Gelehrte, die nichts aus sich selbst, alles aus fremden Gedanken schöpfen." „Es ist mitunter merkwürdig, zu sehen, wie die tägliche geistige Nahrung in den sogenannten gebildeten Klassen, mit Ausnahme der geradezu gelehrten, beschaffen ist, und welchen Wert ihre Bibliotheken haben." Ihnen fehlt die Hauptursache: „Es gibt noch wenige Menschen heute, bei denen die Liebe wirklich den Schluss der Lebenserfahrungen bildet. Das Gegenteil ist bei der ganzen heutigen gebildeten Klasse der Fall." Und Lieblosigkeit macht dumm, feig und dreist: „Von der Summe des Elendes und namentlich des Hasses, welcher in den breiten Volksschichten all der Länder gegen die oberen, besser gestellten Klassen besteht, haben die meisten Mitglieder derselben keinen genügenden Begriff, oder sie weichen der Kenntnisnahme davon absichtlich aus. . . Es werden jetzt Aufrufe über Aufrufe an das Publikum erlassen, oft von solchen, die die Not, wenn sie ihnen wirklich zu Herzen ginge, sehr leicht ohne weiteres selber stillen könnten und in erster Linie dazu verpflichtet wären." Es bleibt dabei: „Das Christentum hat in dem gebildetsten Menschen, den es jemals gab und geben wird, einer Bildungsaristokratie [also nicht einem Bildungsdienst!] auf immer entsagt. Das ist eine seiner grössten Taten und zugleich der innere, vielen nicht ganz bewusste Grund einer Abneigung, die dagegen bei den Gebildeten besteht."

Stellt sich derart der sichtbare Tatbestand bei Hilty dar — die Belege liessen sich hier wie in allem Folgenden leicht verzehnfachen — so dürfen wir ruhig anerkennen, dass er so auch in Wirklichkeit ist, wobei zweierlei zu bemerken ist: erstens, dass Ausnahmen nur die Regel bestätigen, und zweitens, dass heute die Laster von oben auch allmählich nach unten sickern. Im grossen ganzen ist das Bild richtig und unübertrieben gezeichnet und sticht erfreulich ab von den meisten anderen hierher gehörigen „Leistungen".

Was sind nun die Ursachen dieser Zustände; auf welchen Knochen wächst so faules Fleisch? Das Skelett aller Lebenspraxis für den Einzelnen und für die Völker besteht bei Hilty in der gefüllten Formel: „Arbeit und Gottesnähe", die ja ganz dasselbe ist wie das alte: „ora et labora", „bete und arbeite", wobei, rein menschlich gesprochen, die Arbeit das Wichtigere

ist, was sich ja schon symbolisch auch so in ernstem Spiel kundgibt, dass in „lab-o r a“ wohl das „ora“, in „ar-b e i t e“ wohl das „beite“ mitenthalten ist, aber nicht umgekehrt. In „arbeite und bete“ ist alles gepredigt, was gepredigt werden kann. Steht die Sache so, dann lässt sich das, was sich in diesen unwürdigen Zuständen (Z u -stände sind immer unwürdig und j e d e r A u f -stand ist ihnen vorzuziehen!) des Gesamtlebens abspielt, so zeichnen, dass dieses Gebot ausser Acht gelassen und verkehrt worden ist. Es arbeiten nicht alle, sondern Einzelne lassen die Andern für sich arbeiten; sie selbst tun höchstens so, a l s o b sie arbeiteten; zu dieser „Praxis des als ob“ gehört leider zu allen Zeiten, und ganz besonders heute, ein grosser Teil sogenannter geistiger und geistlicher Arbeit. Es beten nicht Alle, sondern Einzelne tun nur so, a l s o b sie beten und lassen in Wahrheit die Andern sich anbeten als Gott und als Gottes Stellver- und -zertreter. An Stelle der Arbeit für alle tritt die Sklaverei für Viele und der Müssigang für Wenige; an Stelle des Gebetes für Alle tritt die Stimmung des Hasses für Viele, die „Bildung“ für Wenige. An Stelle Gottes, dem Alle dienen, tritt der Mammon, dem die Vielen fronen, dem die Wenigen frönen. So ist alles und sind Alle verkehrt, verrückt. Und das, worin sich der Mammon äusserlich darstellt, und was im deutschen Wort noch richtig geschaut wird als Mittel (siehe Geld-m i t t e l !), wird im Ort zum Zweck. — Nur wenn Arbeit und Gottesnähe wieder ihren Platz erobern, kann von einer Antwort auf die soziale Frage die Rede sein! V a l e n t i n H a c k.

(Schluss folgt.)

Aussprache

1. Vegetarismus.

Da der von der Redaktion gütigst zur Verfügung gestellte Raum zur Aussprache über den Vegetarismus bis jetzt nicht benutzt wurde, erlauben wir uns, nochmals kurz auf die Wichtigkeit dieser Frage hinzuweisen.

Wir geben natürlich gerne zu, dass Moses sein „Du sollst nicht töten“ zunächst auf M e n s c h e n angewendet wissen wollte und nicht auf Tiere, gab er doch selber anderweitig gewisse Vorschriften, die „reinen“ und „unreinen“ Tiere betreffend (3. Mos. 11).

Wenn wir jedoch eine moralische Forderung aufstellen, so ist die nächste Frage logischerweise die: „Wie erfülle ich sie am ehesten?“ und in diesem Sinne halten wir den Hinweis auf die reine Ernährung wohl berechtigt, aus der Ueberzeugung heraus, dass der k ö r p e r l i c h e Zustand die g e i s t i g e Verfassung beeinflussen kann.

Doch ist uns die e t h i s c h e Seite dieser Lebensweise — die jeder für sich selbst entscheiden mag — nicht einmal so wichtig wie die p r a k t i s c h e n Konsequenzen. — Der Vegetarismus ist heute nicht mehr, wie so manche glauben, die Ansicht von ein paar Schwärmern, sondern eine W i s s e n s c h a f t, und zwar eine tief in alle unsere Lebensbedingungen

eingreifende Wissenschaft, und es ist beinahe unerklärlich, warum die Resultate derselben auf so hartnäckigen Widerstand stossen.

Und was sagt uns diese Wissenschaft?[1]) In Kürze: Dass durch die heute übliche Ernährungsweise (eiweissreiche, fette Kost, Mangel an rohen Früchten und Gemüsen) der menschliche Organismus langsam verwirrt und verdorben wird (sog. Arteriosklerose).

Bei einer Generation, die von durchaus gesunden Eltern (meistens Landleuten) stammt, machen sich die Fehler nicht so stark bemerkbar, woher denn auch die Redensart stammen mag: „Mein Grossvater tat dies und jenes und versagte sich nichts". Die nächste Generation muss dies aber büssen und leidet beinahe ausnahmslos an nervösen Störungen und Krankheiten. Und bei den Nachkommen dieser Eltern ist Blut und Gewebe bereits so entartet, dass die Tuberkulose, dieser Hauptfluch unserer Zeit, freie Hand hat.

Und dies alles wegen fehlerhaften Gewohnheiten! Wird man nicht unwillkürlich an das Wort erinnert: „Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied"?

Diese rapide Degeneration kann aufgeschoben werden, wenn eines der Ehegatten ganz gesundes Blut mit in die Ehe bringt, oder aber aufgehoben, durch eine richtige, wohlerwogene Ernährung.

Es ist ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass sich die Menschen stets so ernährt haben, wie heute. Wenn wir uns bei den unverdorbenen Landleuten nach der Lebensweise ihrer Eltern erkundigen, so machen wir die überraschende Erfahrung, dass diese Leute all die Regeln und Vorschriften kannten und anwandten, die heute die Wissenschaft mühsam durch viele Versuche wieder herausfinden muss!

Hier mag auch die Tatsache Erwähnung finden, die nur wenige kennen, dass nämlich dreiviertel der gesamten Bevölkerung der Erde sich vegetarisch ernähren (Dr. Hindhede) und nur ein viertel Fleisch als Nahrung verwendet.

Ein anderer Fluch unserer Zeit ist der Alkoholismus und die Unsittlichkeit. Es ist unserer Meinung nach ein fruchtloses Unternehmen, einem Alkoholiker mit moralischen Gründen beikommen zu wollen. Er braucht diesen Alkohol tatsächlich, der die Fähigkeit hat, die Gärung, die unrichtiges Essen in seinem Magen hervorgerufen hat, aufzuheben. Man könnte dieses freilich nennen: „den Teufel mit dem Beelzebub austreiben", wenn man an die weiteren Folgen des Alkoholgenusses denkt.

Aber in der Tat haben alle Menschen, die sich unrichtig ernähren, ein „Desinfiziens" nötig, das die ungünstigen Wirkungen falscher Ernährung wenigstens zeitenweise aufhebt — sei es nun Tabak, schwarzer Kaffee, oder bei den Frauen Süsspeisen und Zuckersachen, die im Magen selbst Alkohol erzeugen.

Dass eiweissreiche Nahrung auf das sittliche Leben einen nachteiligen Einfluss ausübt, ist gleichfalls erwiesen, rät doch sogar F. W. Förster in diesem Sinne zur fleischlosen Nahrung.

Als weiterer Fluch unserer Zeit wird die materielle Not betrachtet — von unserem Gesichtspunkt aus freilich oft zu Unrecht. — Eine richtige, wohlbedachte Ernährung stellt sich bedeutend billiger, als die allgemein übliche. Es ist bei Weglassung des Fleisches möglich, mit der Hälfte dessen zu leben, was ein anderer für seine Ernährung ausgibt. Das sind keine Utopien, es ist sehr wohl möglich, sich mit dem zehnten Teil

[1]) Wer sich darüber eingehend unterrichten will, lese: Ragnar Berg: „Alltägliche Wunder", Prof. Hindhede: „Moderne Ernährung", Dr. med. Bircher: „Ernährungslehre", Dr. med. Röse: „Eiweissüberfütterung und Basenmangel".

eines Taglohnes genügend zu ernähren. Besonders bekannte Beispiele dafür sind: Prof. Hindhede, der sich und Versuchsindividuen monatelang mit 25 Pfg. pro Tag ernährte, oder W. Zimmermann, der bei schwerer körperlicher Arbeit nur ein sechsundzwanzigstel seines Lohnes verbrauchte.

Sollte das denen, welchen das Wohl des Volkes am Herzen liegt, nicht zu denken geben? — Was für Möglichkeiten liegen hier! —

Als weiterer Fluch erscheint uns auch unsere nationale Abhängigkeit, wenn schon laut genug von der „freien" Schweiz geredet wird. Wie kann ein Land politisch frei und unabhängig sein, wenn es materiell völlig auf den guten Willen seines Nachbars angewiesen ist?

Dass wir uns aber auch die materielle Unabhängigkeit erwerben könnten, wenn wir es fertig brächten, auf ein paar alte Gewohnheiten zu verzichten, mögen folgende Zeilen der „Quellenschriften" (A. Bietenholz, Die Siedlung) beweisen: (S. 16) „In Deutschland werden nur etwa 100 Kalorien (Nahrungsmenge) pro m² produziert, anstatt 150 Kalorien, die zur Selbstversorgung genügen würden. Diese 100 Kalorien sind aber bei weitem nicht die oberste Grenze des Möglichen, die oberste Grenze ist 8000 bis 10,000 Kalorien pro m². Also mehr als das Fünffache der nötigen 150 Kalorien. Woher kommt dann dieses grosse Manko? Zum grossen Teil von der Weid- und Wiesenwirtschaft zur Fleischerzeugung, wobei nur etwa 30 Kalorien pro m² erzeugt werden, also nur ein Fünftel des Erforderlichen."

Deutlicher kann man nicht sprechen. Auf diese Feststellungen hin erwartet man logischerweise die Forderung der Fleischenthaltung, wenigstens für den Siedler. Aber sie wird nicht ausgesprochen.

Was für eine ungeheure Bedeutung die Selbstversorgung hat, wird uns besonders klar, wenn wir sehen, dass die meisten Kriege im Streit um die „Existenzmöglichkeiten" der Staaten ausbrechen, um „Futterplätze und Rohstoffquellen".

Auf einen Einwand, der mit Vorliebe von den Intellektuellen geäussert wird, müssen wir noch kurz eingehen. Er heisst ungefähr: „Unsere Gesundheit ist uns unwichtig und überdies waren die größten Männer mit Vorliebe krank und leisteten trotzdem das ihre."

Hier müssen wir etwas weiter ausholen: Stellen wir uns das Körperliche und das Geistige vor, zusammengeschlossen in unserer Haut wie in eine Phiole, und wir können leicht folgende Feststellungen machen:

Wächst das Körperlich-Materielle durch die heute übliche Ernährung, so muss das Geistige sich reduzieren. Bei Menschen mit wenig geistigen Interessen vollzieht sich dies ohne Widerstand, — das sind die sogenannten „Gesunden", zum mindesten sind sie zufrieden.

Reduzieren wir das Körperliche durch knappe Ernährung oder gar durch Fasten, so hat das Geistige alle Gelegenheit, sich auszudehnen, zu wachsen, was wir bei einem Versuch unverkennbar feststellen können.

Wächst das Geistige durch ständige Anstrengung oder Arbeit auf diesem Gebiet, gleichzeitig aber bleibt die Lebensweise gleich materiell, so weiss sich die Natur nicht anders zu helfen, als das Materielle gewaltsam zu reduzieren — durch Krankheit.

Jeder geistig intensiv Arbeitende hat, wenn er die heute übliche Ernährungsweise befolgt, verschiedene körperliche Leiden. Ja, man kann beinahe sagen, dass der Mensch in dem Masse krank wird, als er sich geistig entwickeln will. Man denke nur an alle Genies und Künstler! Betrachten wir aber auch den meist frühen Tod derselben, so müssen wir bedauern, wenn wir bedenken, wie umfassender ein solcher Geist sich hätte auswirken können bei längerem Leben.

Noch eine kleine Beobachtung: Nie fühlen wir uns so aufnahmefähig, so „vergeistigt“ wie als Rekonvaleszenten, nachdem unser Körper durch Krankheit gründlich „reduziert“ worden ist. Diese Beispiele liessen sich beliebig vermehren und zeigen uns die intime Wechselwirkung zwischen Körper und Geist.

Nach all diesen Betrachtungen werden wir es wohl für der Mühe wert halten, diesen Fragen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist ja klar, dass der Vegetarismus nicht das Ziel ist, sondern nur ein Weg zum Ziel, das die geistige und seelische Höherentwicklung bedeutet. Und zwar, wie uns scheint, der notwendigste und kürzeste Weg. Wir bilden uns natürlich nicht ein, dass jeder Mensch auf demselben ein Sokrates werde, zum mindesten aber wird er alle in ihm wohnenden guten Eigenschaften leichter entwickeln. Und das ist schon sehr viel. R. Müller.

2. Wie steht es mit Deutschland?

Vorbemerkung. Ich möchte den folgenden Brief eines warmen Freundes unserer Zetschrift mit Erlaubnis des Verfassers veröffentlichen, damit vielleicht aus dem Leserkreise eine Aussprache über diesen so wichtigen Punkt des ganzen Kriegs- und Friedensproblems erfolge. Vielleicht, dass gerade auch deutsche Leser dazu das Wort ergreifen. L. R.

Sehr geehrter Herr Professor!

Wie ich Ihre Ausführungen über den Kriegs-, beziehungsweise Friedenswillen der Deutschen in der „Rundschau“ des letzten Heftes von „Neue Wege“ gelesen habe, tauchte in mir die unbarmherzige Frage auf, ob nicht Sie und Ihr Berichterstatter, Herr Gerhard Seger, die antimilitaristische Gesinnung der Deutschen allzu optimistisch beurteilen.

Ich komme nämlich soeben von einer Geschäftsreise aus Deutschland zurück und Sie werden mir zugeben, dass man als Kaufmann eher in die Mentalität des guten Durchschnittes Einsicht bekommt, als wenn man mit einer, irgendwie gearteten, politisch gefärbten Mission mit offenem Visier an die Leute herantritt.

Jedenfalls ist mir auf dieser Reise recht bange geworden. Einen Nationalismus habe ich feststellen müssen, der wohl kaum hinter den Revanchegelüsten der Franzosen von anno 1914 zurücksteht. Man spricht da und dort ganz frei und offen von einem zukünftigen Ueberfall und weist auch daraufhin, dass in kurzer Zeit Deutschland eines der militärisch bestorganisierten Länder sein werde. Förster kann nach meinen eigenen Beobachtungen und Wahrnehmungen durchaus nicht unrecht haben! Ein Geschäftsmann, der nicht weniger als dreizehn Mal im vergangenen Krieg verwundet worden ist, und dem unseres Erachtens jegliche Lust an dieser unsinnigen Kriegerei vergangen sein sollte, erklärte mir, dass er „morgen“ bereit sei zu marschieren, wenn es gegen Frankreich gehe. Ein Beamter, der den ganzen Krieg ebenfalls mitgemacht hat, meint, wenn allenfalls das Saargebiet nach der Abstimmung an Frankreich fallen sollte, dann sei der Moment für ihn und für alle die sich jetzt bekämpfenden Parteien Deutschlands gekommen. Alsdann werde weiter keine innere Fehde mehr sein, sondern einmütig werde sich alles gegen die „Unterdrücker“ wenden. Und dieser letztere Herr, sonst wirklich ein sehr objektiver Mensch, ist ein Sachse.

Ich persönlich habe auch durchaus die Ueberzeugung, dass der Durchschnittsdeutsche vielleicht heute verhältnismässig leicht zu antikriegerischen Resolutionen zu gewinnen ist, dass er aber an einem neuen 1. August 1914 genau gleich wieder handeln wird, d. h. dass er alle seine vorherigen Erklärungen, Beschlüsse und Resolutionen plötzlich vergessen haben wird. So sehr gerade der Deutsche in unsern antimilitaristischen Bestrebungen

eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist, so wenig darf man sich auf ihn im gegeigneten Moment verlassen. Und hieran ist ein übertriebener Nationalstolz und ein historischer Eigendünkel schuld. Wahrscheinlich ist das alles für Sie ja durchaus nichts neues, vielmehr werden Sie selbst diese Beobachtungen längst vor mir gemacht haben. Aber gerade weil ich Sie so sehr schätze und Ihre Arbeit nicht genug anerkennen kann, so habe ich naturgemäss den Wunsch, Sie wenigstens, soweit wie möglich vor Illusionen zu schützen.

Genehmigen Sie, sehr geehrter Herr Professor, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung

G. G.

Zur Weltlage

Wo ist die Schweiz.[1])

Ich gestehe offen, dass mir die gegenwärtige Lage der Schweiz in geistiger Hinsicht immer düsterer und hoffnungsloser vorkommen will. Von vielem wäre in diesem Sinne zu reden: von der Auflösung der sittlichen Lebensgrundlagen, von der Verflachung des Geistes, vor allem von der fast absolut gewordenen Unfähigkeit der heutigen Schweizer, noch Taten zu tun (worunter ich freilich nicht Sportstaten und Gründung von Erwerbsgesellschaften und nicht einmal von Anstalten für Liebestätigkeit verstehe), wirkliche Opfer für grosse Dinge zu bringen, an solche Dinge zu glauben. Davon und von allem andern dieser Art will ich heute aber nicht reden, sondern nur auf ein, so viel ich sehe, von fast niemand unter uns genügend erkanntes Grundübel den Finger legen: die Tatsache, dass wir, sei's am Bettag, sei's am 1. August, sei's mehr religiös, sei's mehr weltlich, von der Schweiz redend: von ihrer Unabhängigkeit, ihrer Schönheit, ihrer Geschichte, ihrer Landschaft, Gefahr laufen, geistig und moralisch betrachtet gar keine Schweiz mehr zu haben. Denn wo ist, in d i e s e m Sinne verstanden, heute die Schweiz?

1. Die Schweiz als Vexierbild.

Die heutige Schweiz erinnert mich geradezu an ein Vexierbild. Auf einem solchen sieht man bekanntlich alle möglichen Dinge, nur nicht das, was es eigentlich darstellen sollte. Es heisst: „Wo ist die Katze?" Man sieht Bäume, Häuser, Vögel, Blumen, nur nicht die Katze, die doch das Bild uns zeigen soll. So erblickt man, wenn man das Bild der heutigen Schweiz — geistig ver-

[1]) Dieser Aufsatz war ursprünglich für ein Heft geplant, das vorwiegend der Schweiz galt (auf den Bettag hin), doch meine ich, dass er auch in dem Zusammenhang der letzten und der kommenden Hefte eine Stelle habe.

standen, im Sinne einer innern Einheit, eines sinnvollen Zieles, eines schweizerischen Ideals — etwas genauer ansieht, alles eher als die Schweiz. Wir sind statt einer lebendigen schweizerischen Einheit, die wir noch vor dreissig Jahren waren, ein buntes Chaos durcheinanderwirbelnder Bewegungen und Parteien, die alles mögliche bedeuten, denen aber gemeinsam nur das Eine ist, dass sie mit der Schweiz nichts zu tun haben.

Das gilt für das politische Leben. Was mir hier am bedenklichsten, am lebensgefährlichsten vorkommt, ist nicht die Tatsache des sozialen Gegensatzes, so wichtig sie auch ist. An einem solchen Gegensatz könnte ein Volk für eine bestimmte Periode seine Lebensaufgabe und damit seinen Lebensinhalt besitzen; es könnte im Ringen mit diesem Gegensatz in die Höhe wachsen, könnte darin höhere Wahrheit erkennen, höhere Ziele erfassen. Es könnte durch die seinem Wesen und seiner Berufung entsprechende Lösung der damit gestellten Aufgabe besser zu sich selbst kommen und zugleich ein neues Lebensrecht im Kreise der Völker gewinnen. Noch weniger denke ich, wenn ich vom schweizerischen Vexierbild rede, an den vielgenannten Unterschied der Sprachen, Konfessionen, Nationalitäten und Kulturen, die im Schosse unseres Volkes bestehen; rühmen wir uns ja nur allzuviel darob, dass es uns gelungen sei, diese zu einer friedlichen Einheit zusammenzufassen und werden darob gerühmt. Vielmehr möchte ich gerade daran anknüpfend sagen: ob all dieser Rühmerei verlieren wir die Tatsache aus dem Auge (oder bemerken sie gar nicht), dass wir in anderer Beziehung Gefahr laufen, nach allen Richtungen hin völlig auseinanderzubrechen.

Denn wie steht es gegenwärtig mit unserem Schweizertum? Wo ist die schweizerische Orientierung unseres Volkes? Wo ist die Schweiz?

Ein Teil unseres Volkes schaut politisch nach Moskau. Es ist ein kleiner Teil, gewiss, aber er macht viel Lärm. Ihm ist, wenigstens in der Theorie, jedes spezifisch schweizerische Denken eine Lächerlichkeit; denn sein Vaterland ist Russland. Aber der am andern Pol stehende Teil der Schweiz hat ihm auch darin nichts vorzuwerfen. Denn sein Vaterland ist wieder nicht die Schweiz, sondern — Rom und Paris. Er schwärmt für Mussolini und für Maurras und Daudet; auch er kennt kein schweizerisches Ideal, will nichts davon wissen — es sei denn, man entnehme es dem siebzehnten Jahrhundert, wo es — nicht schweizerisch war! Wieder ein anderer Teil unseres Volkes blickt ebenfalls nach Rom, nur nicht nach dem Hügel Quirinalis, sondern nach dem Hügel Vatikanus. Darnach orientiert er sich. Dass ich darunter nicht den ganzen römischen Katholizismus der Schweiz, sondern nur eine seiner Richtungen verstehe, möchte ich ausdrücklich bemerken. —

Da ist ein weiterer Bestandteil unseres Volkes, gegenwärtig wohl der wichtigste, der durch die Sozialdemokratie geführte. Es liegt mir ferne, zu behaupten, dass in diesem Volksteil kein schweizerisches Fühlen herrsche. Aber die ganze internationale Orientierung der Sozialdemokratie, wenn sie auch ein grosses Recht besass und immer noch besitzt, hat es eben mit sich gebracht, dass bei derselben, soweit sie offiziell und dazu soweit sie „marxistisch" ist, von einem schweizerischen Ideal und einer schweizerischen Orientierung auch nicht die Rede sein kann. Das war die Art des Grütlivereins, aber Grütlianertum gilt bei einem Teil unserer „Marxisten" als Schimpfwort. Sie blicken bald nach Berlin, bald nach Moskau, bald nach Wien, aber beileibe nicht nach dem Grütli. — Endlich unser Bürger- und Bauerntum, soweit es nicht in einer der genannten Kategorien gehört! Wo ist da die Schweiz? Ich sehe sie dort so wenig als anderswo; ich sehe entweder eine leere Stelle oder ein goldenes Kalb, oder irgend eine Parteinahme für ausländische Völker und Denkweisen. — Und da hätte ich ja beinahe diejenigen vergessen, die nach Potsdam schauen, ich meine unsere schweizerischen Alldeutschen, alle jene begeisterten Obersten, Pfarrer, Professoren, Sekundarlehrer, Literaten und Zeitungsschreiber, die ihre Ideale aus dem deutschen Generalstabe, von deutschen Kathedern und aus deutschen Büchern holen — und zwar nicht den weimardeutschen, sondern eben den potsdamdeutschen, deutsch-nationalistischen, vom Luthertum und Hohenzollerntum bis zum Hitlertum herunter, bestimmten.[1])

Wo ist da die Schweiz?

Das Bild wird aber noch bunter und zugleich noch trostloser, wenn wir von den mehr politischen zu den mehr geistigen Gruppierungen übergehen. Da treffen wir die Jünger Leonhard Nelsons an, die durch „Vernunft" und durch Züchtung von „Führern" die Welt neu gestalten wollen; da die Jünger Silvio Gesells, die das Gleiche mit dem „Freigeld" versuchen. Den Faschismus und Bolschewismus haben wir schon vorher genannt; sie sind natürlich, wie auch der Ultramontanismus, nicht bloss politische

[1]) Nur ein kleines Beispiel für die Einflüsse dieser Art. Es ist allgemein aufgefallen, dass Oberstleutnant Dr. Bircher seine berüchtigte Antwort auf den bekannten Artikel von General von Daimling in der „Neuen Zürcher Zeitung" erst so lange, nachdem jener Artikel erschienen war, losliess. Jetzt bekommen wir den Schlüssel für dieses Rätsel. Ein höherer Offizier der früheren deutschen Armee schreibt den „Republikanischen Blättern" (Nr. 10), dass der Angriff Birchers zweifellos mit einem von Berlin aus geleiteten neuen Vorstoss der alten reaktionären Offizierskaste gegen die republikanisch gewordenen ehemaligen Kameraden zusammenhange. So wird bei uns „schweizerische" öffentliche Meinung gemacht: ein schweizerischer Oberstleutnant als Marionette monarchistisch-reaktionärer preussischer Offiziere! Und das Beispiel gehört noch nicht einmal zu den wichtigeren.

Machtgebilde, sondern auch Ideologien, und bei uns vor allem dies. Wir reihen aber an Leonhard Nelson und Silvio Gesell wohl am besten Rudolf Steiner an. Ich meine natürlich die Anthroposophie, die zwar auch eine politische Seite hat, und zwar wieder eine stark nach Potsdam gekehrte, aber dann ins Religiöse hinüberleitet; auf jeden Fall wieder etwas, was mit der Schweiz, ihrer ganzen geistigen Ueberlieferung und Eigenart, nichts zu schaffen hat. Ich will aber nun gerade hier diesen Gesichtspunkt der Orientierung nach dem Ausland aus dem Auge lassen und mehr den der grenzenlosen Verwirrung und Atomisierung hervorheben. Auch hier, wo wir im Zentrum des Lebens stehen, kein durchschlagender, einheitlicher Richtpunkt, sondern ein Chaos sich voneinander abschliessender und einander oft bekämpfender Gruppen, Bewegungen, Sekten. Da ist die aus Amerika gekommene „Christliche Wissenschaft" mit ihrem absoluten religiösen Optimismus der Weltverklärung; da sind die ebenfalls aus Amerika stammenden „Ernsten Bibelforscher" mit ihrem religiösen Pessimismus des Weltuntergangs und alle die damit verwandten Bewegungen der Adventisten, Antonianer, Darbisten und wie sie alle heissen. Daran wieder schliesst sich allerlei Mystik, zum Teil gnostischer Art, mit tiefsinniger Spekulation oder Occultismus. Besonders findet alles, was davon aus dem Osten importiert wird, einen günstigen Boden. Um Laotse und um Tagore, vor allem um Gandhi sammeln sich Gemeinden. Dazu kommen Coué, die Psychanalyse in allerlei Form, Werner Zimmermann mit Rohkost, Tao, Freiland und Freiliebe, Rudolf Maria Holzapfel mit seinem „Panideal" und so fort fast bis ins Unendliche. Daran schliessen sich — Werner Zimmermann bildet den Uebergang dazu — die verschiedenen Gruppen und Richtungen der sogenannten Lebensreform, von den Abstinenten bis zum Vegetarismus und den Rohkostleuten, und wieder so fort bis ins Unabsehbare.

Diesen Bewegungen eignet vielfach die Tendenz, etwas wie eine Religion zu werden, sich als etwas Absolutes, Allheilendes, sich selbst Genügendes zu empfinden. Damit werden sie zu Sekten, im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Frage liegt nahe, ob denn nicht wenigstens die Kirchen, die katholische und die protestantischen, ein zusammenhaltendes Band darstellten, das unserm Volk doch eine gewisse Einheit schaffte und ihm damit vom Innersten her eine gewisse Eigenart verliehe. Aber auch ihr wärmster Freund wird nicht zu behaupten wagen, dass dies gegenwärtig der Fall sei. Es ist eine Möglichkeit, keine Wirklichkeit. Diese Kirchen — ich denke nun besonders an die protestantischen — bilden allerdings noch einen solchen zusammenfassenden Rahmen für den grössten Teil des Volkes, aber vorläufig nicht mehr als dies. Das eigent-

liche Leben spielt sich in jenen andern Formen ab. Darum waltet das Chaos. Darum herrscht die Sekte, die politische, kulturelle, religiöse Sekte. Wenn das, was wir, die sog. Religiös-Sozialen, wollen, mit seinem umfassenden Anspruch auftritt, dann stösst es neben andern Widerständen auch auf dieses Sektentum wie auf eine unübersteigliche Mauer, vielmehr wie auf ein Labyrinth von Mauern. Wenn wir unsere Wahrheit aussprechen, dann ist das Echo, dass die Vertreter all dieser Sekten aufstehen und ihren Spruch tun. Wir werden in diesem allgemeinen Sektentum selbst zur Sekte. Denn in diesem Sektenchaos wird alles zur Sekte. Der Atomismus ergreift alles und jedes.

2. Die Wurzeln des Uebels.

Woher stammt dieses Uebel?

Seine Ursachen sind allgemeine und besondere.

Die allgemeinste ist leicht zu erkennen: es ist der Mangel an einer von Allen, oder doch den Meisten, als gültig anerkannten, die Geister bindenden Wahrheit. Dazu gesellt sich dann die soziale Auflösung. Beides gehört ja zusammen. Nun sammeln sich gewisse Teilwahrheiten zu Gruppen, Bewegungen, ja Religionen. Weil das wahrhaft Alsolute fehlt, das als solches umfassend ist und die Geister verbindet, bilden sich diese kleinen, separaten Abolutismen. Die Atome blähen sich sozusagen auf und wollen ein jedes das Ganze vorstellen.

Dazu gesellen sich in der Schweiz noch besondere Ursachen dieser Zerspaltung und Selbstentfremdung. Da ist einmal der Umstand, dass wir ein kleines Land sind. Es scheint beinahe, dass solchen eine Tendenz innewohne, durch Spaltung sich gleichsam zu vergrössern. Die analogen Zustände in Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden scheinen ein Beweis für das Walten eines solchen Gesetzes zu bilden. — Ebenso scheint ein anderer Zug kleinen Ländern eigen zu sein: sie blicken gerne über die Grenzen, sie schätzen nur das, was von aussen kommt und sagen zu dem, was aus der eigenen Mitte ersteht: „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ — es sei denn, dass es vorher von aussen her anerkannt worden sei. Daher kommt es, dass nicht einmal Zwingli unter uns gilt, was er gelten sollte und dürfte, vielmehr von Luther überschattet wird, nicht etwa, weil dieser grösser wäre, was vielleicht in einigen Stücken — nicht in allen! — gilt, sondern weil Zwingli doch nur ein Schweizer ist. Wenn Calvin heute wieder etwas gilt, so ist das nur darum möglich, weil er, wenn ich so sagen darf, etwas weiter weg ist, und es ist bezeichnend, dass dabei gerade das, was ihn für den Sinn und die Mission der Schweiz wichtig machen könnte, kaum in Frage kommt. Ja, diese Tendenz steigert sich noch: sie offenbart sich vollends in einer leidenschaftlichen Partei-

nahme für fremde Länder und Ideale bei vollendeter Gleichgültigkeit gegen schweizerische. Oder wo hat man sich je unter uns im letzten halben Jahrhundert so für die Schweiz ereifert, wie im Weltkrieg die einen für die Zentralmächte und die andern für die Entente? Aus dieser Parteinahme für das Fremde wird dann der Zorn gegen die eigenen Landsleute, die nicht auf gleiche Weise, vielleicht sogar auf entgegengesetzte, Partei nehmen. Diese werden mit einer wilden und zähen Leidenschaft gehasst, die ob schweizerischen Dingen niemals entstände. Ich nenne als Beispiel bloss die Art, wie bei uns die schweizerischen Alldeutschen einen Spitteler behandeln, der, was man auch gegen ihn einwenden mag, doch ein Stolz unseres Volkes sein sollte und den diese Leute nur darum so schmählich und hassvoll verfolgen, weil er, so wie er es verstehen musste, als Schweizer handelte und nicht für ein anderes bestimmtes Volk Partei nahm. Ich weiss nicht, ob Aehnliches in irgend einem andern Volke möglich wäre. Freilich habe ich zu Stockholm in der Kirche, wo Gustav Adolf begraben liegt, gelesen, wie unter den sechs Uebeln, an denen Schweden leide, auch aufgezählt wird: „Favor improvidus in exteros, invidia pertinax in suos — hemmungslose Vorliebe für die Fremden, zäher Neid gegen die Eigenen“ und bin betroffen gewesen über die Aehnlichkeit mit den schweizerischen Zuständen. Es ist so, dass weitaus der grössere Teil dessen, was bei uns an Begeisterung, ja Leidenschaft für ideale Ziele noch aufgebracht werden kann, dem Fremden zuläuft, die Schweiz aber nur in Betracht kommt für — Carriere und Patriotismus. Denn was den Patriotismus betrifft — so wunderlich sind die Menschen — so hindert uns jene Schwärmerei und Leidenschaft für das Fremde durchaus nicht daran, am 1. August und bei andern Anlässen uns in unserem Schweizertum zu berauschen und uns für das idealste und fortgeschrittenste Volk der Erde zu halten. Es ist im Grunde nicht einmal ein Widerspruch. Denn man hat jene auswärtigen Ideale, damit in der Schweiz alles beim Alten bleiben dürfe.

Und damit stossen wir auf eine Erklärung, die schon früher einmal von uns gegeben worden ist: Eine Hauptursache dieser Erscheinung, dass der Schweizer, sonst skeptisch und nüchtern und bloss zur Abwechslung ein wenig sentimental gegen Ideale, die die Schweiz angehen, so rasch bereit ist, für fremde, und wären sie auch der reinste Schwindel, ins Feuer zu geraten, ist der Umstand, dass dies so ausserordentlich leicht ist. Es kostet sozusagen nichts. Und wenn es auch Geld kostete, so leistet man doch lieber noch dies, als dass man sich persönlich und ernsthaft engagierte. Nur das nicht, nur beileibe das nicht! Nur nichts, was das Geldverdienen oder Karrieremachen hemmen könnte; nur nichts, was mit der Schwiegermutter und dem Vetter in Konflikt

bringen könnte! Nun liegt die Sache ja so, dass Ideale [1]), die unter uns aufstehen, wenn sie irgendein grösseres Format haben, sehr unbequem werden könnten. Man müsste dazu stehen, mit der eigenen Person dafür zahlen. Es wäre dabei aber so gar kein Glanz, kämen sie ja doch nicht von aussen her. Man müsste zu Sachen und Personen stehen, die nur aus Nazareth sind — das wäre genannt. Aber man muss doch Ideale haben, muss für etwas schwärmen können — also los, da ist ja etwas ganz frisch aus Berlin, Paris, Rom, Moskau, New York Gekommenes! Und man kann dann, als Anhänger dieser oder jener neuen Grösse von weither mit erhabener Stirn und glänzendem Blick einherwandeln. Nur bleibt ob all diesem bunten Aufwand schweizerischer Schwärmerei die Frage: „Wo ist die Schweiz?" Und die Antwort lautet: „Am 1. August schwärmen wir ja auch ein wenig für sie!" Genügt diese Antwort für Leben und Zukunft unseres Volkes?

3. Wo die Schweiz liegt!

Nein, es ist klar, dass hier eine Aenderung eintreten muss, wenn die Schweiz leben und eine Zukunft haben soll. Wir können auf diese Art nichts mehr tun, zehren uns bloss in Atomismus und Selbstbetrug auf. Ein einheitliches schweizerisches Handeln, ein schweizerisches Ziel wird unmöglich. Wir haben als Schweizer keine Schweiz mehr. Aber wie kann diese Aenderung geschehen? Gibt es einen Weg zur Schweiz — einen Weg aus diesem brodelnden, zum Teil sumpfigen Chaos des heutigen schweizerisch — unschweizerischen Wesens zu einer neuen Gestalt der Schweiz?

Eine schwere Frage? Wer die sichere Antwort wüsste! Aber es scheint mir, wie in allen solchen Fällen, schon sehr viel gewonnen, wenn das Problem überhaupt gestellt ist und richtig gestellt, wenn es Vielen klar geworden ist und in seiner Dringlichkeit vor der Seele steht. Ich habe selbst nicht das Gefühl, eine Antwort geben zu können, die mich völlig befriedigte; ich ringe noch mit diesem Problem, das mir im Laufe der letzten Jahre immer wichtiger und immer klarer geworden ist. Wenn ich nun diejenige Antwort zu geben versuche, die ich heute geben kann, so ist dabei meine Meinung, dass ich damit wenigstens einen Anstoss für die Gewinnung der rechten geben könne.

Wo müssen wir suchen, wenn wir die Schweiz finden wollen? Ich antworte: In der Schweiz! Das scheint etwas gar selbstverständlich, daneben ein wenig logisch bedenklich, und ist doch, meine ich, ein rettender Gesichtspunkt, ein Hauptgesichtspunkt. Denn wir werden damit zunächst einmal auf die Wegspur ge-

[1]) Ich meine dieses Wort immer in dem starken und ernsten Sinne, den es etwa bei Kierkegaard hat.

wiesen. Wie kann ein einzelner Mensch, der von sich selbst abgekommen ist, der, wie Dante sagen muss:

„Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura,
Ché la diritta via era smarrita“ [1]),

sich wieder finden, wieder zurecht kommen? Offenbar dadurch, dass er zunächst einmal bei sich selbst einkehrt und sich auf sich selbst besinnt, worauf sich dann allerlei andere Besinnung ergibt. Er frägt sich nach dem Sinn seines Lebens, nach dem Recht und Unrecht des bisherigen Weges, nach den tieferen und tiefsten Ursachen seiner Verwirrungen und Leiden und gelangt dann, wenn es ihm nur Ernst ist, schon dazu, wie Dante: „a riveder le stelle“ [2]) und zuletzt den Stern, seinen Stern zu erblicken. Ich denke, dass es mit einem Volke nicht anders gehen wird. Dann muss die heutige Schweiz sich auf den Sinn ihres Daseins im Kreise der Völker, auf ihre Aufgabe, ihre Berufung besinnen (was auch nicht ohne allerlei andere Besinnung geschehen kann), muss ihren Irrweg wie ihren Weg zu erkennen versuchen; dann aber wird auch sie, wenn nur der rechte Ernst dabei ist, dazu gelangen, die Sterne wieder zu sehen und zuletzt ihren Stern zu erkennen, und sich dann auch, wie Dante, sagen zu lassen: „Tu segui la tua stella.“ [3])

Wir werden damit jedenfalls zu unserer Geschichte gewiesen. Was sagt sie uns denn über den Sinn der Schweiz?

Doch gewiss Eines mit aller Sicherheit, so dass auch nicht der Schatten eines Zweifels mehr übrig bleiben kann: dass der Sinn der Schweiz die Demokratie ist. In dem nun so zweifelhaft und so wenig ernsthaft gewordenen Wort von der „freien Schweiz“ liegt also schon dieser Sinn der Schweiz. Daran ändert nichts, dass diese Demokratie nie vollkommen war, dass sie jetzt im Verfall ist und nach Geist und Form erneuert werden muss.[4]) Sicher bleibt: die Schweiz ist demokratisch oder sie ist nicht. All den jungen und alten Antidemokraten, Aristokraten

[1]) In der Mitte unseres Lebensweges fand ich mich in einem dunklen Walde; denn verloren war der rechte Weg.

[2]) Die Sterne wieder zu schauen.

[3]) Du folge deinem Stern.

[4]) Ein Zeichen dieses Verfalls war die Geschichte mit dem versuchten und durch die Sozialdemokratie im Bunde mit den Gewerkschaften vereitelten Referendum über das eidgenössische Besoldungsgesetz. Gewiss war das kommunistische Referendum ein Demagogenstück und der Kampf dagegen notwendig, aber wenn man — mit Recht — sich so sehr vor einer Volksabstimmung fürchten muss, weil dabei nur zu leicht der grössere Geldsack und die grössere Kunst der skrupellosesten Demagogie den Ausschlag geben, so ist es mit der Demokratie weit gekommen.

und Pseudoaristokraten, Faschisten, Kryptomonarchisten, Anhänger bürgerlicher oder proletarischer Diktatur muss das mit aller Klarheit gesagt werden: „Ihr hebt die Schweiz auf. Wollt ihr das wirklich?" Eine antidemokratische Schweiz ist ein contradictio in adjecto.[1]) Sie wäre eine Unmöglichkeit und Lächerlichkeit und zu sehr raschem Untergang verurteilt. Denn ein Volk, das kein besonderes Lebensrecht, weil keine besondere Aufgabe mehr hat, darf nicht am Leben bleiben; die Geschichte duldet nichts Unnützes.

An die Demokratie als zentralem Sinn des Schweizertums muss also durchaus angeknüpft werden, wenn man heute wieder die Schweiz finden will. Das Nachdenken darüber kann uns einigen. Dieses Nachdenken führt dann freilich zu allerlei anderem. Zwei Punkte, scheint mir, heben sich dann sofort mit voller Klarheit hervor.

Die Demokratie muss heute sozial neu begründet werden. Denn auf dem Wege sozialer Veränderung und sozialer Auflösung ist die Krise und der Verfall unserer heutigen Demokratie herbeigeführt worden und so muss auf dem umgekehrten Wege einer sozialen Neugestaltung im Sinne einer im Wirtschaftsleben und von hier aus in allem Gemeinschaftsleben begründeten neuen Volksfreiheit die Wiedergeburt der Demokratie kommen. Darüber herrscht doch wohl bei allen, die Augen haben und sehen wollen — und nur zu solchen rede ich — volle Klarheit. Darüber müssen sie miteinander nachdenken. Das ist darum ein weiterer Einigungspunkt für sie. Sie mögen dann darüber streiten, ob die soziale Neubegründung eine sozialistische sein müsse oder ob es einen andern Weg gebe (denn sozial heisst ja noch nicht sozialistisch), auch das Ringen mit dem Problem einigt. Aber ein zweiter Einigungspunkt scheint mir nicht minder klar: Unsere Demokratie muss auch geistig neu begründet werden. Der Sinn ist aus unserer Demokratie und überhaupt unserer Schweiz entwichen, weil er aus allem Leben entwichen ist. Darum gilt es vor allem auch, diesen Sinn wieder zu suchen. Eine geistige Wiederbelebung ist notwendig. In dieser Aufgabe können sich wieder alle, denen es irgendwie noch mit der Schweiz Ernst ist — wenigstens, sobald ihnen einmal die Augen geöffnet worden sind — zusammenfinden. Diese Aufgabe wird wohl zuletzt zu einer religiösen werden; denn wie könnte man nach dem Sinn fragen, ohne zuletzt nach Gott zu fragen? Wie könnte man nach den Quellen des Geistes fragen, ohne zuletzt auf die Quelle zu stossen? Es ist wohl eine Einsicht, die heute Vielen aufgeht: nur eine religiöse Erneuerung schafft uns die tiefste Voraussetzung für eine neue Demokratie.

[1]) Widerspruch in sich selbst.

Aber ich meine, auch der weitere Gesichtspunkt sei klar: Nur eine Verbindung dieser beiden Elemente begründet diese neue Demokratie. Dass die soziale Neubegründung nicht fehlen darf, ist wohl unmittelbar deutlich. Aber eine einfache Frage führt uns weiter: Wie sollen die ungeheuren Widerstände, die einer sozialen Umgestaltung entgegentreten, überwältigt werden, wenn nicht die Kraft einer religiösen Erschütterung und Erneuerung aus der Tiefe bricht? Diese beiden Fragen und Aufgaben treten, jede für sich und beide miteinander verbunden, so offenkundig vor uns hin, dass sie für alle Frager sich als die Aufgabe erweisen. Daran haben wir alle zu arbeiten und darin einen Einheitspunkt.

Von diesem Punkte aus führt der Weg aber deutlich in einer bestimmten Richtung weiter. Einmal in die Vergangenheit zurück. Wie ist denn unsere Demokratie entstanden? Die Antwort ist klar genug: Sie ist entstanden auf dem Rütli am Vierwaldstättersee, im Grossmünster zu Zürich und in der Kathedrale St. Pierre zu Genf, auf dem Neuhof bei Birr im Aargau. Ohne Bild gesprochen: Zwei Hauptelemente haben die schweizerische Demokratie begründet, der Freiheitskampf der Bauern um den Vierwaldstättersee, sich verbindend mit dem der Handwerker in den Städten zwischen Rhein und Rhone, und die geistige Kraft, die aus der religiösen Reformation der Schweiz erwachsen ist, die ihrerseits ja auch ein tiefster Freiheitskampf war. Beide Elemente standen aber in einer innigen Verbindung, die besonders deutlich bei Zwingli hervortritt. Pestalozzi aber, als Symbolgestalt genommen, wie Zwingli und Calvin — bezeichnet in einem weiten, jedoch nicht kraftlosen Sinne des Wortes wieder die soziale Richtung, die diese Demokratie notwendig nehmen muss und die auch in Zwinglis und Calvins Werk angelegt ist, und verbindet doch auch wieder das Soziale mit dem Religiösen.[1])

Ich meine also, die Geschichte der Schweiz enthülle uns sehr deutlich ihren Sinn, enthülle uns einen deutlichen und dazu einen sehr hohen Sinn.

Und nun lege ich zunächst den Finger auf diesen Punkt, und meine, das sei eben ein Orientierungspunkt im Chaos, ein Punkt, von dem schweizerische Einigung ausgehen könne. An diese Geschichte müssen wir uns anschliessen. Als Schweizer haben wir hier den gebieterisch gegebenen Ausgangspunkt. Nicht Moskau und nicht Potsdam, ja auch nicht Weimar, nicht Rom und nicht Paris können für uns der Orientierungspunkt sein; sie sollen es für die Deutschen, die Russen, die Italiener, die

[1]) Ueber diese Zusammenhänge orientieren z. B. folgende Schriften vortrefflich: O. Farner: „Der junge Zwingli", E. Choisy: „L'état chrétien à Genève". J. Weidenmann: „Pestalozzis soziale Botschaft".

Franzosen sein, für uns ist es die Schweiz, ist es das Grütli und der Neuhof, ist es Zwingli und Calvin, ist es Vinet, Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, auch Niklaus von der Flüe nicht zu vergessen. Ich sage: Ausgangspunkt und Orientierungspunkt; denn selbstverständlich handelt es sich nicht um eine sklavische Bindung an die Vergangenheit oder auch nur an die Schweiz allein. Aber wie es beim Einzelnen klar ist, dass er, wenn er sich finden will, bei sich selbst einkehren muss, so ist es — ich habe das ja vorhin zu zeigen versucht — auch bei einem Volke. Unsere Geschichte, als Offenbarung, wenn auch nicht abgeschlossene, sondern zum Weitergehen bestimmte, des Sinns der Schweiz ist der Einheitspunkt, um den herum Schweizer sich zu finden haben. Diese müssen sie miteinander verarbeiten, sei's in einmütiger, sei's in verschiedenartiger Auffassung; daran müssen sie anschliessen, wenn sie sich, sei's in Frieden, sei's in Kampf, miteinander auseinandersetzen. Hier, in dem von uns gemeinsam Getanen und Erlebten, ist der Boden, in dem allein der Baum der Schweiz wachsen kann. Hier liegen die Wurzeln, die uns nähren. Jede andere Methode ist Willkür und Unfruchtbarkeit. Hier allein leuchtet Sinn, Berufung, Verheissung der Schweiz auf.

Freilich nur für den Lebendigen. Und damit komme ich auf die notwendige Ergänzung dieses Gesichtspunktes.

Einmal: Die Geschichte hat nur einen Wert eben als lebendige, ich meine, als eine, die betrachtet, erforscht, verstanden wird von Menschen, die sie fortsetzen wollen und können, die Ziele für die Gegenwart und Zukunft haben. Wir haben als Schweizer in der Gegenwart und für die Zukunft unsern Beitrag an die Erfüllung des Gesamtsinns der Geschichte zu leisten. Damit erfüllen wir in der Gegenwart und Zukunft den Sinn unserer Vergangenheit. Was ist nun der Sinn der Zeit, in der wir leben? Wohl ohne Zweifel gerade die Doppelaufgabe, die wir angedeutet haben: die Erneuerung des sozialen Lebens auf Grund des religiösen und umgekehrt. Dass die Schweiz an die Lösung dieser Aufgabe einen besonderen Beitrag leiste, dazu scheint sie mir durch ihre Geschichte und Gegenwart deutlich berufen zu sein. Sodann ist selbstverständlich meine Meinung nicht nationalistisch, in dem Sinne, dass ich schweizerisches Wesen möglichst von der übrigen Welt abschliessen möchte. Im Gegenteil. Gerade auf der schweizerischen Linie gelangen wir über uns hinaus zur Menschheitslinie. Was sich gegenwärtig in der Welt anbahnt, ist die Demokratie der Völker. Davon ist der Gedanke des Völkerbundes ein vollkommener und seine bisherige Verwirklichung ein sehr unvollkommener Ausdruck, aber immerhin ein Ausdruck. Und nun muss man schon blind und gottlos sein, d. h. ohne Augen für Gottes Walten, wenn

man als Schweizer in der Tatsache, dass diese Völkerdemokratie ihr wichtigstes organisatorisches Zentrum in der Schweiz gewählt hat, nicht einen Wink jener Providentia sieht, die ja nach dem bekannten Wort mitten in der confusio hominum [1]) Helvetien von jeher regiert. Dass diese Tatsache, geschichtlich betrachtet, mit Calvin zusammenhängt, ist eine klare und unzweifelhafte Feststellung. Aber für den Glauben muss es nicht weniger klar und unzweifelhaft sein, dass damit eine Hauptaufgabe der heutigen und künftigen Schweiz gezeigt ist: dass sie an die neue Völkerdemokratie einen besonders grossen Beitrag leiste. Auch das müsste ein Einigungspunkt für alle ehrlichen Schweizer werden. Dass das nicht einen neutralschweizerischen Militarismus bedeutet, brauche ich wohl nicht extra zu sagen. Mit Händen greifbar, unentrinnbar für jeden Redlichen steht hier eine bestimmte Aufgabe der Schweiz. Sie ist die Erfüllung des grossen Freiheitskampfes, der den Sinn der Schweizergeschichte ausmacht, vom Rütli über Niklaus von der Flüe zu Zwingli und Calvin, von dort zu Pestalozzi und weiter. Denn immer neu, mit neuen Feinden, wird der Freiheitskampf der Geschichte gekämpft. Dass aber auch auf dieser Linie, wie überall sonst, die Demokratie aus der Theokratie ihre letzte Kraft bezieht und in sie ausläuft, sei nicht vergessen.

4. Der Weg zur Schweiz.

Ich habe damit versucht, den Inhalt einer wirklichen Schweiz anzudeuten, die Punkte aufzuzeigen, um die herum eine schweizerische Gestaltung aus dem heutigen schweizerisch — unschweizerischen Chaos sich bilden könnte. Aber nun entsteht noch die Frage, auf welche Weise wir versuchen könnten, die vielen, zum Teil widerstreitenden Gruppen dazu zu bringen, diese Einigung zu erstreben.

Ich sehe den Weg etwa in dieser Richtung:

Zunächst ist es selbstverständlich unsere Aufgabe, das Problem deutlich zu zeigen, zu zeigen, wohin wir mit diesem Chaos gelangen, zu zeigen, wie fruchtlos, stückwerkmässig, ja atomistisch und für die Schweiz zerstörend dieses zersplitterte und eigensüchtige Wesen ist. Wir dürfen hoffen, dass da und dort ein Ernsthafter darob erwache und dass dieses Erwachen um sich greife.

Sodann müssen wir versuchen, das uns Einigende zu finden, statt das Trennende hervorzuheben. Wenigstens müssen wir dies überall tun, wo es möglich ist. Und es ist darin gewiss vieles möglich. Freilich verhehle ich mir nicht,

[1]) Verwirrung der Menschen.

dass diese Aufgabe sehr schwer ist. Und paradoxerweise muss ich es als meine Ueberzeugung aussprechen, dass der Weg zur Einigung zunächst eine schärfere Auseinandersetzung sein muss. Zu dieser Erkenntnis bin ich auf einem langen Wege gelangt. Ich habe, besonders in bezug auf die religiösen Gruppierungen, lange mit dem Verständnis, mit der Anerkennung des Wahrheitsmomentes, das in jeder von ihnen liege, versucht. Man wird mir das Zeugnis nicht versagen können, dass ich das redlich getan habe. Aber ich habe dabei eine Erfahrung gemacht, die mir sehr zu denken gab: ich musste erkennen, dass all diese Gruppierungen die Neigung haben, in einem gewissen Egoismus der Selbsterhaltung sich abzuschliessen und einen hohen Zaun um sich zu ziehen, dass sie wohl andere zu ihrer Wahrheit bekehren, aber ja nicht sich selbst einer weitern Wahrheit öffnen wollen. Und da ist es mir klar geworden, dass zuerst diese egoistische Selbstgenügsamkeit zerschlagen werden muss. Daher die Paradoxie, dass der Weg zur Einigung Auseinandersetzung sei. Diese Auseinandersetzung muss unter Umständen Kampf, schärfste Kritik sein. Der faule Friede der Abkapselung gegeneinander muss gründlich gestört werden. All diese isolierten, selbstgerechten Wahrheiten müssen erfahren, dass es eine grössere Wahrheit gibt. Die scharfe Sichel dieser Kritik darf, ja, muss auch eine Fülle von Unkraut, das auf dem verwilderten Acker gewachsen ist, einfach abschneiden. Es macht sich zu viel Unsinn und Schwindel unter uns ungestraft breit. Wir haben scharfe Zucht der Kritik nötig. Aber freilich, für diese Wahrheit, diese umfassende, im Auflösen erfüllende Wahrheit muss der Kampf geführt werden, nicht für eine Macht, die Macht einer Sonderwahrheit über die andern. Es muss in diesem Sinne für die Einigung gekämpft werden. — Das gilt von allen „Sekten", nicht bloss von den religiösen.

Diesem Gesichtspunkte allgemeiner Art möchte ich einen spezielleren hinzufügen: Für mich besteht der Wert der Volkshochschule zum Teil gerade darin, dass sie ein Organ dieser neuen Einheit werden soll und kann. Wenn man ihren Sinn etwas tiefer fasst, als üblich ist, so soll sie eben eine Bewegung sein, die auf eine Erneuerung des Volkslebens und der Volksgemeinschaft, bei uns natürlich der schweizerischen, vom sozialen und geistigen Ausgangspunkte her abzielt. Sie muss eine Aufrüttlerin sein, eine Aufrüttlerin aus Geisteträgheit, Parteibefangenheit und Herzensengigkeit. Sie muss Menschen zusammenführen auf Grund der Einsicht in unsere Not und auf Grund des Willens zu neuen Entschlüssen und neuen Bahnen. Sie muss die Menschen auf eine Höhe führen, wo sie die Zeitung, die Partei, die Gruppe vergessen und sich nach einem grösseren, umfassenderen Ziele strecken lernen. Sie

muss Geist wecken, selbständiges Denken, frisches Wollen, muss die sprudelnde Quelle neuer Demokratie und neuen Schweizertums werden. In dieser Volkshochschule müsste jenes Bild von Sinn und Beruf der Schweiz glänzen, das wir anzudeuten versucht haben. Da müsste man in diesem Geiste unser Volk in seine Geschichte einführen und seine Gegenwart und Zukunft erhellen. Ich wüsste nicht, was sonst ihr Sinn sein könnte. Und es ist möglich, die Erfahrung hat es uns schon jetzt gezeigt, auf diese Art Männer und Frauen aus allen Kreisen und Parteien so zusammenzuführen, dass aus Not und Zersplitterung tatsächlich ein neues, gemeinsames, umfassendes und rettendes Ziel vor ihnen emporsteigt und damit, für uns Schweizer, auch eine Schweiz.

Freilich, wenn ich dergestalt einen Weg zu sehen glaube, so mache ich mir doch keine Illusionen über die Schwere der Aufgabe. Zu zähe sind die Verhärtungen, zu stark ist der Egoismus und Atomismus all dieser Gruppen und Sekten. Was wir dazu brauchen, ist ein tieferer Ernst. Das Spielen muss aufhören und der Selbstbetrug der Schwärmerei. Die Not unseres Problems muss eindringlich klar werden. Woher soll dieser Ernst aber kommen?

Er wird, wie immer, aus Leiden kommen. Darum werden wir wahrscheinlich durch sehr schwere Zeiten gehen müssen, bis ein allgemeines Erwachen zu diesem Ernste erfolgt. Es ist auch selbstverständlich, dass die Gestaltung des schweizerischen Chaos zu einer neuen Einheit nur in Verbindung mit einem ähnlichen Prozess in der ganzen heutigen Welt möglich ist. Es ist endlich wohl auch klar, dass wir Menschen es nicht machen können: es muss der Creator Spiritus wehen. Und auch das müssen wir einsehen: die atomistische Selbstvergötterung aller dieser Gruppen und Sekten ist ein Stück des Götzendienstes, der die Gegenwart beherrscht. Wahre Einheit der Gemüter schafft nur die Beugung unter Gott, den Einen Gott.[1])

5. Oktober 1927. L. Ragaz.

---

[1]) Ich darf mir wohl erlauben, auf einige meiner Schriften aufmerksam zu machen, in welchen die Gedanken dieses Aufsatzes ihre Begründung und Ergänzung finden:

„Die neue Schweiz." „Die geistige Unabhängigkeit der Schweiz." „Die pädagogische Revolution." „Die religiöse Krisis und die Volkshochschule." Im Zentralblatt der Zofingia (Juli 1926) habe ich unter dem Titel: „Von Religion, Demokratie und Schweizerjugend" ähnliche Gedanken wie in diesem Aufsatz entwickelt.

Auch möchte ich noch einmal auf die Schweizergeschichte von Ernst Gagliardi hinweisen, die im Septemberheft des letzten Jahrganges ausführlich besprochen worden ist und von der nun auch der Abschluss vorliegt. Natürlich will ich Gagliardi nicht einfach für meine Gedanken in Anspruch nehmen, aber ich meine, dass sie mit ihm nicht im Widerspruch stehen.

Die Reichenauerkonferenz.

Die Jahreskonferenz der religiösen Sozialisten Graubündens bedeutet für uns immer wieder eine Stärkung und Erquickung. Wir würden sie sehr vermissen. Wir müssen doch oft auf gar einsamen Posten unsere Sache vertreten und haben mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen. Da ist es uns eine rechte Hilfe, wenn die Konferenz uns wieder in den Kreis der Menschen führt, die mit uns glauben und hoffen und kämpfen. Wir werden dieser Gemeinschaft immer wieder froh und empfinden es als eine Stärkung, zu ihr gehören zu dürfen. Den zweiten, nicht weniger wertvollen Dienst leistet uns unsere Konferenz dadurch, dass sie uns zur Besinnung über unsere Bewegung leitet. Zwar wird Reichenau nicht der einzige Ort sein und nicht die einzige Gelegenheit, die uns zur Besinnung nötigen, sondern es wird eine alltägliche Notwendigkeit sein, dass wir aus der Besinnung neue Kraft schöpfen. Aber Reichenau tut uns diesen Dienst doch immer wieder in besonderer Weise. Nach zwei Seiten hin: einmal nach der mehr praktischen Seite hin, indem dort je und je aktuelle Fragen zur Sprache kommen aus dem politischen und wirtschaftlichen Leben der Gegenwart und in der Montagskonferenz sodann uns Türen geöffnet werden zu der geistigen Welt. Die Konferenz ist so ein rechtes Bild der religiös-sozialen Bewegung selber. Wir hoffen, dass sie es bleiben werde und immer besser werden könne.

In besonderer Weise hat die Konferenz dieses Sommers, die am 14. und 15. August stattfand, ihre Aufgabe erfüllt. Es war uns eine Freude, zwei Referenten gewinnen zu können, die uns eine reiche und anregende Tagung versprachen, Nationalrat Dr. A. Gadient für das erste Referat am Sonntag und Dr. L. Ragaz für das zweite, entsprechend der oben geschilderten Zweiteilung der Konferenz, das am Montagvormittag stattfand. Wohl den Namen dieser beiden Referenten ist es in erster Linie zuzuschreiben, dass der Besuch der Konferenz dieses Jahr besonders erfreulich war.

Nationalrat Dr. Gadient ging bei seinen Ausführungen über „unsere nächsten Aufgaben“ von der Krise der Landwirtschaft aus. Er kennt als Bauer selber die bestehende Not; er kennt auch die sozialen Verhältnisse der Bergbauern, sowie ihre Arbeitsweise und Denkart. Diese Vertrautheit mit der Lage des Kleinbauern befähigt ihn in erster Linie, auch davon recht zu reden. Man hat immer das Gefühl, dass Gadient ein rechter Realpolitiker ist, wenn man dieses Wort in seinem rechten und guten Sinne verstehen will. Er ist's vielleicht mehr als alle diejenigen, die auf realpolitisches Denken das Monopol zu haben glauben! Schon die Sprache verrät strenge Sachlichkeit, nichts wird übertrieben, keine Phrasen, alles belegt durch eigene reiche Erfahrung. Wer so sachlich sein kann, gewinnt allerdings das Recht, gegen die Schlagwortpolitik der Parteien aufzutreten — ein Recht, das der Verfasser des „Prätigau“ reichlich gebraucht. In aller „Realpolitik“ aber verliert Gadient den leitenden Gedanken nicht, der die Quelle seines Schaffens ist, die Sorge um den Menschen. Um des Menschen willen ist es wichtig, dass der Bauer seine Produkte absetzen kann oder dass er den Boden intensiv nutzen lernt oder dass er lernt, mit aller Sorgfalt Qualitätsprodukte zu liefern. Dass der Mensch sein volles, reiches Leben habe, dass er sein sicheres Dasein habe und in rechter Arbeit sein Lebenswerk finde, dieser Gedanke leitet den Referenten in allem. An einem eindrucksvollen Beispiel hat er den Gegensatz dazu aufgezeigt. In einem alten Gesetz über Schuldbetreibung findet sich der Satz: „Es ist nicht billig,

dass der Mensch sein Geld verliere", und damit wird die Pfändung des Schuldners bis auf seine letzte Habe gerechtfertigt. Wie hier das Geld in den Mittelpunkt gestellt wird, muss bei uns der Mensch in den Mittelpunkt treten und die Sorge um ihn muss oberster Grundsatz aller Wirtschaft werden. In diesem Sinne denkt sich der Referent auch die Arbeit einer Wirtschaftskommission, deren Schaffung er anstrebt, die durch Vertreter der hauptsächlichsten Erwerbszweige gebildet werden und die wirtschaftlichen Fragen genau studieren soll, um dann entsprechende Vorschläge machen zu können, zur Hilfe, wo solche Not tut. Und in diesem Sinne ist dem Referenten auch die Volkshochschule wichtig.

Die Diskussion zeigte, dass das Referat viel Anregung gebracht hatte. Es wurde noch näher über die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer Hausindustrie für unsere Bauern, sowie über andere durch das Referat berührte Punkte geredet, bis die Zeit Einhalt gebot.

Das Referat von Dr. Ragaz aus Zürich, vom Montag, gestaltete sich zu einer eigentlichen Darlegung des Glaubens und Hoffens der religiösen Sozialisten und schloss sich so treffend an das erste Referat vom Sonntag an. Es sei hier in aller Kürze versucht, den Gedankengang — auch nur wieder andeutungsweise — zu wiederholen.

„Theologie und Reich Gottes", so hiess das Thema. Ein scheinbar sehr abgelegenes und wohl etwa für eine Pastoralkonferenz, aber nicht für unsere Reichenauerkonferenz passendes Thema. Und doch schliesst es alles in sich, unser ganzes Denken und Hoffen. Gott und sein Reich, das ist das Grundwort der religiös-sozialen Bewegung und muss und wird es bleiben. Dass Gott nicht gefunden werden kann, wenn man nicht auch zugleich sein Reich will, und dass sein Reich nicht Wirklichkeit werden kann, wenn man nicht auch ihn will. Die Verwirrung des religiösen Denkens lässt sich sehr gut und treffend darin ausdrücken, dass man wohl Gott wollte, aber ohne sein Reich. So erklärt es sich, dass je und je die Frömmigkeit hemmend wirkte auf den sozialen Fortschritt, und dass auch heute noch gerade von den Frommen her die grössten Widerstände entstehen, wenn es gilt, an den Ordnungen dieser Welt etwas zu ändern. Der grosse Augenblick der Geschichte, da Luther im Befreiungskampf der Bauern es in der Hand gehabt hätte, durch seine Stellungnahme zu den kämpfenden Bauern oder doch wenigstens zu ihrer Sache das Reich Gottes zu vertreten, das alles Leben in sich begreift, wurde im Gegenteil gerade dazu benützt, diese beiden, Gott und sein Reich, auseinanderzureissen, so, als ob für Gott nur die Welt der Innerlichkeit in Betracht käme. Seither ist das der Fluch eines grossen Teils der religiösen Welt. Gott aber ist da nicht, wo man nicht auch sein Reich will; weit eher ist er da, wo man zwar ihn nicht nennt, aber dafür sich müht um sein Reich der Gerechtigkeit. Denn Gerechtigkeit ist Wesen und Fundament dieses Reiches. Nicht wo man betet und fromme Lieder singt und in frommen Worten von Gott redet, ist Gott selber nahe, sondern da, wo in Menschen etwas von Gerechtigkeit und vom Willen zu ihr aufwacht und wirkt; da und nur da ist Gott. Darum ist uns die soziale Bewegung eine rechte Gottessache, weil sie auf Gerechtigkeit drängt und nach ihr schreit. Auch die Tatsache, dass die soziale Bewegung ihrem Bekenntnis nach oft irreligiös ist, dass sie zum Teil wenigstens Gott leugnet, ändert nichts daran, dass Gott doch in ihr lebendig und wirkend ist. Aber wie diese Frommen Gott wollen ohne sein Reich, so wollen viele Sozialisten das Reich ohne ihn. Gottes Reich, das ist durchaus das Ziel des Sozialismus. Es geht aus den Hauptwerken der sozialistischen Bewegung mit Deutlichkeit hervor, dass die Träger der Bewegung, ohne es selber zu wissen und ohne es zuzugeben, doch vom Glauben an das Reich getragen sind. Die gleichen Menschen aber kämpfen vielfach gegen das religiöse Denken, und oft mit Leidenschaft und Wucht. Das Reich wollen

sie, aber dessen Baumeister und Schöpfer wollen sie nicht. Man könnte nun der Meinung sein, dass ja auf das Bekenntnis nichts ankomme, dass es also gleichgültig sei, ob die soziale Bewegung Gott bekenne oder nicht, wenn nur seine Sache in ihr lebendig ist. Zudem sind alle Worte der Frömmigkeit durch den schweren Missbrauch so belastet, dass wir sogar froh sein müssen, dass sie nicht mehr gebraucht werden, weil es doch besser ist, dass die Sache Gottes vertreten werde ohne fromme Worte, als dass sie durch alle frommen Worte verraten werde. „Lassen wir also," könnte man schliesslich sagen, „der sozialen Bewegung ruhig ihre ‚Gottlosigkeit', weil wir wissen, dass sie eine belanglose Aeusserlichkeit ist." Es sind ihrer viele, die so reden; wir aber können ihnen nicht recht geben. Belanglos ist es sicher nicht, dass die soziale Bewegung das Reich bauen will ohne den Baumeister. Es wird dabei so gehen, wie es immer gehen muss, wenn man etwas ohne Meister bauen will: es kann nichts Rechtes werden. Deutlich ist es ja jetzt schon, dass die erobernde und gewinnende Kraft der Bewegung ermattet ist, dass sie nur in geringem Masse die Fähigkeit hat, das auch schöpferisch zu gestalten, was sie fordert. Deutlicher bewusst wird uns das Fehlen einer geistigen Begründung des Sozialismus aber durch die Rolle, die der Gewaltglaube dabei spielt. Es ist kein Zweifel, dass der Glaube an die Gewalt nicht zum Sozialismus gehört, sondern im Gegenteil dazu in schroffem Gegensatz steht; es ist ferner klar, dass durch Gewalt keine sozialistische Gemeinschaft aufgebaut werden kann. Wenn aber trotzdem der Glaube an die Gewalt so stark ist, hat das seinen Grund einzig darin, dass der Bewegung der Glaube an die siegende Kraft Gottes fehlt. Der Gewaltglaube ist immer ein Ersatz für den Gottesglauben und wird nur da ganz und in der Tiefe überwunden, wo der Glaube an die Wirklichkeit des lebendigen Gottes die Menschen erfasst. So ist es durchaus nicht belanglos, wenn die sozialistische Bewegung Gott nicht kennen will, sondern ihre grösste Gefahr und die Ursache ihrer tiefsten Schwäche. Es ist uns eine ernste Aufgabe, der grossen Bewegung, die das Reich bauen will, den Baumeister zu zeigen, der es allein bauen kann. Denn wer in Wahrheit das Reich will, der muss auch dessen Baumeister wollen.

Wie aber soll es geschehen, dass die soziale Bewegung Gott als ihren Meister erkennt und anerkennt? Das ist eine ernste und schwere Frage, denn davon hängt es ab, ob die Bewegung stark und siegend werden kann oder ob sie im Sande verlaufen wird. Jedenfalls wird das nicht durch eine neue Theologie geschehen können. Wo man ein System von Lehrsätzen über Gott macht und aus seinem Reich eine Lehre konstruiert, da ist Gott nicht; das ist die Gefahr aller Theologie, dass sie den lebendigen Gott einmauert durch Lehrsätze und Systeme. Gott kann nicht erlernt, sondern nur erlebt werden. Die Propheten Israels haben keine Lehre über Gott verkündigt und keine Theologie ausgedacht, aber sie haben in ganz persönlicher Art die Forderung Gottes für alles Leben geltend gemacht. Mit ihrem Glauben an die Souveränität Gottes sind sie in das Leben des Volkes hineingegangen und haben überall, in kleinen und grossen Dingen das Recht Gottes auf alles Leben behauptet und dafür gekämpft. Ihre Art muss auch unsere Art werden und ihr Kampf ist — in aller Bescheidenheit und Demut — auch unser Kampf. Sie haben es erkannt und vertreten, dass Gott und sein Reich zusammengehören und haben so für alle Zeiten und besonders auch für unsere Zeit eine grosse Bedeutung als Vorkämpfer in dem Ringen, das auch uns aufgegeben ist. „Glaubet an das Reich und kehret um!"

Der Leser wird leicht merken, dass das alles nur eine unbeholfene und andeutende Wiedergabe des Referates ist. Es ist nicht leicht möglich, die Fülle der Gedanken und Einsichten, die uns geboten worden ist, in einer kurzen Zusammenfassung auch nur einigermassen zu erschöpfen. Ich hoffe

aber dennoch, im Wesentlichen die Linie des Referates richtig wiedergezogen zu haben.[1]) Leider ist die Diskussion darüber etwas kurz geworden, obwohl sich sicher viele der Teilnehmer gern dazu noch ausgesprochen hätten. Doch wird sich unter uns ja noch reichlich Gelegenheit dazu finden. Besondern Eindruck hat wohl vielen Teilnehmern die Tatsache gemacht, dass ein Mann im grauen Haar, der mit seiner Frau die Konferenz mitmachte und trotz seiner Schwerhörigkeit eifrig sich mühte, dem Gang der Verhandlungen folgen zu können, das Wort ergriff, um uns aufzumuntern, auszuharren in unserem Glauben und Hoffen, das trotz aller Schwierigkeiten unserer Sache doch nicht umsonst sein werde. Dass Eberhard Arnold aus Sannerz mit seiner Frau anwesend war und uns ein gutes Wort gesagt hat, darf besonders erwähnt werden, weil es uns besonders gefreut hat.

Der anregende Verlauf der Konferenz legt uns den Gedanken nahe, die Möglichkeit, die für unsere Sache in der Veranstaltung von Vorträgen mit freier Aussprache liegen, weiter auszuschöpfen. Für einzelne unserer Bündnertäler könnte es ohne Zweifel sehr fruchtbar sein, wenn zu passender Zeit und an passenden Orten Gelegenheit geboten würde, unsere Denkweise kennen zu lernen und sich mit ihr auseinanderzusetzen. Das würde unserer Reichenauerkonferenz nicht nur keinen Eintrag tun, sondern sie im Gegenteil bereichern, indem dadurch das erreicht würde, was wir schon lange hoffen, dass sich nämlich die Bevölkerung unseres Kantons selber noch zahlreicher dazu einfindet. Es wird Aufgabe der nächsten Zukunft sein, dafür Mittel und Wege zu finden. G. Felix.

Aus der Arbeit

Mitteilung an unsere Freunde in Basel und Umgebung. Da der Winter vor der Türe steht, ist unter unsern Basler Freunden die Absicht kund geworden, wieder eine intensivere Tätigkeit zu entfalten. Dieser Wunsch hat zu einer Zusammenkunft geführt, in welcher unter anderem auch einige organisatorische Fragen besprochen wurden, und es liegt uns daran, allen Freunden und Interessenten von den wichtigsten Beschlüssen, die gefasst wurden, Kenntnis zu geben. Vor allem möchten wir auf den Beschluss hinweisen, dass jeden ersten Donnerstag im Monat eine Zusammenkunft mit einem Referat und nachheriger freier Aussprache stattfinden soll. Wir bitten deshalb heute schon schon alle unsere Freunde, sich diesen ersten Donnerstag im Monat für unsere Anlässe zu reservieren und die entsprechenden Mitteilungen in unsern Zeitungen zu beachten. — Ferner teilen wir Ihnen mit, dass durch die Versammlung ein vierköpfiger Ausschuss, der die Geschäfte der Basler Gruppe zu besorgen hat, gewählt worden ist, und wir gelangen daher mit der Bitte an unsere Gesinnungsgenossen, alle Angelegenheiten, welche die Gruppe Basel der Freunde des „Aufbau“ und der „Neuen Wege“ betreffen, an den Ausschuss, respektive an ein Mitglied desselben, zu richten; ebenso können alle Auskünfte über unsere Sache beim Ausschuss geholt werden. Weiter möchten wir in Erinnerung rufen, dass innerhalb unserer Basler Gruppe noch eine Gruppe

[1]) Ich möchte dazu gern bemerken, dass im Berichte allerdings mehr nur ein Hauptgedanke des Vortrages berücksichtigt ist, dieser aber völlig richtig und getreu. Es ist im übrigen ja nicht Sache eines solchen kurzen Berichtes, den Inhalt von Vorträgen ausführlich und nach allen Seiten hin wiederzugeben. L. R.

„Arbeit und Bildung“ besteht, die sich die Aufgabe gestellt hat, durch Lesen und Besprechen diesbezüglicher Literatur sich in die Gedankenwelt des Sozialismus und seiner Berührungsgebiete hineinzuarbeiten. Dieser Kreis kommt jeden Donnerstag — ausgenommen jeden ersten Donnerstag im Monat — im Lokal von Hrn. Pfarrer Liechtenhan, Florastrasse 12, zusammen. Wir bitten vornehmlich die Eltern, ihre Söhne und Töchter ganz zwanglos dieser Gruppe „Arbeit und Bildung“ zuzuweisen, sofern in ihnen ein Verlangen nach sozialistischer Erkenntnis besteht.

Wir bitten unsere Freunde, uns mit Rat und Tat an die Hand zu gehen und nehmen gerne an, dass sich zahlreiche Mitarbeiter an unserer Sache einstellen werden.

In diesem Sinne begrüsst Sie

Für die Basler Gruppe „Aufbau“, „Neue Wege“
Der Ausschuss:

Dr. G. Mattmüller, Im langen Lohn 11
Frau Anna Gerwig-Henking, Turnerstr. 22
Oskar Wagner-Buser, Bleichestrasse 7
Emil Lüscher, Davidsbodenstrasse 71

Volksschulheim für Mädchen in Neukirch a. d. Th. Der dritte Sommerkurs geht Ende September zu Ende. Die 17 Mädchen, die ein halbes Jahr in Neukirch weilten, kehren wieder nach Hause zurück, die einen wieder an die frühere Arbeit, in Fabrik oder Beruf oder im Haus, die andern an eine Lehrstelle oder eine Stelle in einem Haushalt. In eine neue Welt sind die Mädchen in den sechs Monaten hineingewachsen, aber nicht in eine fremde Welt, sondern in eine, die ihnen rasch zur Heimat wurde, weil sie dem Besten in ihnen entsprach.

Zum ersten Mal soll nun das Heim auch über den Winter offen bleiben. Wohl fällt in dieser Zeit die Gartenarbeit zum grössten Teil weg, doch bleibt dafür umsomehr Zeit für das Haus, für Fragen des Haushaltes und der Erziehung, doch auch für Fragen, die sich aus dem Zusammenleben der Menschen im Haus, in der Gemeinde und im ganzen Volke ergeben. Es bietet sich so auch die Möglichkeit, manche Fragen, welche die Schülerinnen besonders beschäftigen, etwas eingehender zu besprechen. Selbstverständlich wird auch im Winter der grössere Teil der Zeit für den eigentlichen Haushaltungsunterricht verwendet, für die Einführung in alle Arbeiten eines einfachen Haushaltes, für Kinder- und Krankenpflege, Handarbeiten u. s. w., Turnen und einfacher Gesang werden auch diesmal Abwechslung in den Unterricht bringen.

Kursdauer: 5. Monate, anfangs November bis Ende März. Solche, denen es nicht möglich ist, für 5 Monate zu kommen, können nach Vereinbarung auch für 3 Monate aufgenommen werden. Kursgeld: Fr. 90.— pro Monat; in besonderen Fällen kann es auch teilweise erlassen werden. Mindestalter: 17 Jahre.

Prospekte und weitere Auskunft durch Frl. Didi Blumer, „Heim“, Neukirch a. d. Th. E. S.

Im **Heimetli Ober-Sommeri** (Thurgau) werden auf den Herbst einige junge Mädchen als Schülerinnen aufgenommen.

Es wird den Töchtern Gelegenheit geboten, unter Anleitung tüchtiger Lehrkräfte in freier, lebensvoller Weise in alle Aufgaben einer Hausfrau und Mutter eingeführt zu werden.

Der grosse Haushalt bietet reichlich Gelegenheit zu praktischer Betätigung; die fröhliche Schar von Kindern jeden Alters bringt eine Fülle erzieherischer Aufgaben und weckt Interesse für soziale Probleme.

Theoretische Stunden und Besprechungen werden die Arbeit in Haus und Kinderstube ergänzen.

Unser Ziel ist, die jungen Mädchen mit praktischen Kenntnissen auszurüsten, sie zu einer vertieften Lebensauffassung zu führen und in ihnen den Sinn zu wecken, mit ihren Kräften Anderen zu helfen.

Wir setzen voraus, dass die jungen Mädchen mindestens 6 Monate bei uns bleiben. Doch nehmen wir auch gerne ausserhalb dieser Kurse reifere Töchter, die Einblick in soziale Arbeit gewinnen möchten, für kürzere Zeit auf. Der vielgestaltige Betrieb mit der angegliederten Strickstube für Gebrechliche bieten Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu sammeln.

Das Kursgeld beträgt Fr. 90.— pro Monat.

Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen Anna Schmid und Isa Staehelin.

Volkshochschulheim Habertshof. Das Schulheim Habertshof ist ein Glied der Siedlung Habertshof bei Schlüchtern. Die Siedlung wurde aus der deutschen Jugendbewegung heraus geschaffen und steht in gemeinwirtschaftlichem Betrieb.

Das Schulheim gibt im Sinne der Volkshochschulbewegung jungen Menschen Gelegenheit zu geistiger Arbeit. Geistige Arbeit bedeutet nicht Intellektualismus und Anhäufung von Wissen, sondern die Bestimmung auf die Grundkräfte menschlichen Daseins und die Erfassung der eigenen Bestimmung im Zusammenhang mit dem Sinngrund des Lebens. Von dem Evangelium aus, dessen Sinn heute zu neuem Verständnis aufgebrochen ist, steht die Schule offen für die brennenden Fragen der Gegenwart und weiss sich von hier aus in besonderer Weise dem werktätigen Volk gegenüber verpflichtet.

Winterkurs 1927/28: vom 4. Dezember 1927 bis zum 28. Februar 1928.

Emil Blum:	Die bewegenden Kräfte des 19. Jahrhunderts.
Heinrich Kraffert:	Musik im Leben des Volkes, Lautenunterricht (Wahlfach).
Suzanne Blum:	Kunst als Ausdruck menschlichen Lebens, Freihandzeichnen (Wahlfach).
Arno Salomo:	Deutsch — Rechnen — Buchführung (Wahlfächer).
Otto Uhlig:	Einführung in die politischen und volkswirtschaftlichen Fragen der Gegenwart. (Gastkurs von 4 Wochen.)
Will Völger:	Fragen der persönlichen Lebensgestaltung. (Gastkurs 2 Wochen.)

An jedem Tag finden gymnastische Uebungen und eine Singstunde statt. 2½ Stunden des Tages sind praktischer Arbeit gewidmet.

Kosten: Das Kursgeld beträgt M. 90.— für die 3 Monate und muss in der Regel bei Beginn des Lehrganges bezahlt werden. In begründeten Ausnahmefällen sind wir jedoch bereit, den Betrag zu ermässigen und Stundung zu gewähren. Bei Erwerbslosen findet eine besondere Regelung statt.

Die Teilnehmer erhalten volle Kost, einschliesslich Zwischenmahlzeiten, die Leibwäsche wird gewaschen und geflickt; für sonstige Ausgaben (Briefmarken, Aerztekosten u. s. w.) haben die Besucher des Heimes selbst aufzukommen.

Mitzubringen sind: Schlafdecken (event. Federbett, da Höhenklima), Hausschuhe, feste Wanderschuhe, Arbeitskleidung, Bettwäsche. Die Wäsche muss gezeichnet sein. Diejenigen, die musizieren, werden gebeten, ihre Instrumente mitzubringen.

Wir weisen darauf hin, dass die Eisenbahn für direkte Hin- und Rückfahrt 50 % Fahrpreisermässigung gewährt. Die zur Reise benutzte Fahr-

karte ist daher unter Hinweis auf diesen Umstand nicht an der Bahnhofsperre, sondern bei uns abzugeben, da die Hinfahrt zunächst voll bezahlt und die Erstattung der Ermässigung durch uns bewirkt werden muss.

Der Anmeldung ist ein kurzer Lebenslauf beizufügen, aus dem auch Wohnung, Alter, Beruf, jetzige Beschäftigung und gegebenenfalls Bundeszugehörigkeit zu ersehen sind. Ein ärztliches Zeugnis ist erwünscht. Aenderungen dieses Planes sind vorbehalten.

Bahnstation: Elm. Alle Sendungen sind nach dieser Station zu adressieren. Postcheckkonto: Frankfurt 21 281.

Alle Auskünfte erteilt die Leitung des Schulheims „Habertshof", Post Elm, Bezirk Kassel.

Rundschau

Zur Chronik. Seit der letzten Chronik ist viel geschehen. Darum wird die diesmalige etwas länger als gewöhnlich sein. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand

die Versammlung des Völkerbundes.

Es ist über sie viel Uebles gesagt und das Stichwort von der „Krise des Völkerbundes" wieder wacker herumgeboten worden. In vielen seiner Feinde stieg wieder die Hoffnung auf seinen baldigen Tod auf. Von „Feinden" muss man ja wohl reden, nicht von „Gegnern". Denn es handelt sich dabei meistens nicht um eine auf guten sachlichen Gründen ruhende Opposition, sondern um einen Hass, dessen wahre Beweggründe sich selten ans Licht wagen. Diese heissen meistens: Moskau, Rom, Potsdam, Wittenberg, Philister- und Pharisäerland. Die sachliche Opposition ist stiller geworden, hat sich wohl auch in die Tatsache des Völkerbundes gefunden und versucht, daraus so viel Gutes als möglich zu machen.

Jene gewöhnliche Völkerbundskritik nun, wie sie besonders in der Schweiz gedeiht, wo an Stelle der fast verschwundenen Fähigkeit zu eigenen Taten eine Abwechslung zwischen heftiger Schwärmerei für geringwertige und leerer Kritikasterei für wertvolle getreten ist, die Andere tun, ist ebenso minderwertig in ihren Argumenten, als sie es meistens in ihren Motiven ist. Das Hauptargument ist immer, dass der Völkerbund, der von Anfang an verlästerte, nicht der Messias ist, der über Nacht das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aufrichtet, nicht, was noch mehr dieser Denkweise entspricht, der Deus ex machina, der auf die Szene tritt, sobald die Welt in irgend einer Verlegenheit ist, oder gar, was vielleicht am allermeisten diese Gesinnung kennzeichnet, das „Tischchen — deck dich", dem man bloss seine Wünsche anzuzeigen braucht, um sie sofort erfüllt zu finden. Der hysterischen Ungerechtigkeit unseres Geschlechtes scheint es nicht einzufallen, dass der Völkerbund nicht irgend welche vom Himmel herabsteigende mystische Gewalt ist, sondern — wir selbst; dass der Völkerbund ist, wie wir selbst sind, nicht besser und nicht schlechter; dass er freilich in Genf durch blosse Vertreter der Regierungen verkörpert ist, dass aber wir diese Regierungen wählen oder dulden; dass er einen tiefen Mangel an Ernst, Charakter, Glauben, Tatenfähigkeit zeigt, dass er aber darin wieder nur ein Spiegel des allgemeinen sittlichen Zustandes dieser Tage ist. Ganz besonders mit innerer Unwahrheit geschlagen ist diese Kritik des Völkerbundes in der Schweiz, die vielleicht von allen Ländern am wenigsten Lust, Mut und Glauben hat, etwas Rechtes zu tun, das auf seiner Linie läge. Der Schweizer ist halt beständig verwundert, und empört über den Mangel an Idealismus — bei den Andern! Vergeblich sucht man auf dem weiten Un-

krautfeld dieser Kritik nach den Getreidehalmen fruchtbarer, wirklich helfender, aufbauender und vorwärts weisender Gedanken.[1])

Ganz besonders töricht ist auch, den Völkerbund immer wieder damit zu bekämpfen, dass man auf alles Ueble und Verkehrte hinweist, was in der Welt ist. Als ob wir einen Völkerbund brauchten, wenn die Weltverhältnisse völlig in Ordnung wären! Man darf darauf hinweisen, darf gewisse Dinge dem Völkerbund zum Vorwurf machen, gewiss, auch wir tun dies, aber nur, wenn man für ihn ist, wenn man an ihn glaubt, wenn man selber ehrlich und loyal helfen will, ihn zu bauen.

Was nun die letzte Versammlung im besonderen betrifft, so ist der Gesamteindruck, den ich wenigstens davon habe, eher erfreulich. Freilich habe ich nicht hinter die Kulissen geschaut oder wenigstens gemeint, es zu tun — aber schaut wohl immer richtig, wer hinter die Kulissen schaut oder doch meint, es zu tun? Gewiss ist der Anblick des Genfer Treibens vielfach wenig erbaulich und man sollte wohl darüber einmal ernsthaft reden. (Sollte es nicht möglich sein, dafür einen ernsteren Stil zu schaffen? Sollte nicht das „Weltgewissen" dazu ein Wort sprechen? Sollte Genf selbst, das Genf Calvins, vor dieser Aufgabe versagen?) Aber von solchen Vorbehalten abgesehen, scheint mir, diese letzte Versammlung gar nicht so schlecht gewesen zu sein. Es hat sich die bessere Seele des Völkerbundes geregt. Ein Vorspiel dafür war schon der Rücktritt Henry de Jouvenels und Lord Cecils, von denen mich, nach all den Rätseln, die uns dieser Mann in den letzten Jahren aufgegeben hatte, besonders der zweite herzlich freute. Es wäre sicher verkehrt, angesichts dieser Rücktritte von den Ratten zu reden, die das sinkende Schiff verliessen. Diese Männer verlassen ja nicht den Völkerbund, sondern wollen sich bloss für den Kampf um ihn frei machen. Sie zeigen im Gegenteil, dass der Völkerbund noch ein Gewissen hat, dass sein Herz noch schlägt.

An dieser Versammlung selbst war im guten Sinne der hervorragendste Zug wieder die deutliche Regung dieses Herzens und Gewissens, vor allem in den polnischen und holländischen Anträgen und zuletzt in dem von Fritjof Nansen, in denen auch das Genfer Protokoll immer wieder auftaucht. Unmittelbarer Erfolg im Sinne von Beschlüssen war ihnen nicht beschieden, wenigstens nicht in ernsthafter Form; denn eine solche ist das einstimmig beschlossene „Verbot" des „Angriffskrieges" natürlich nicht; aber es hat sich doch in diesen Stimmen eine Macht gezeigt, die nicht zu übersehen und nicht zu unterdrücken ist.

Zu dieser Tatsache gesellt sich eine andere: das Zusammenstehen der kleinen Staaten. Hier hat sich etwas vollzogen, was längst nötig gewesen wäre und worauf auch wir schon vor Jahren wiederholt und mit Nachdruck hingewiesen haben, selbstverständlich ohne Beachtung zu finden. (Die finden wir fast nur bei Kleinigkeiten, selten bei den grossen und wichtigen Dingen!) Es handelt sch um diejenigen kleinen Völker, die noch Mark haben: vor allem Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen. Ganz gewiss könnten diese „Kleinen" bei der Unsicherheit der Machtverhältnisse und dem Misstrauen der „Grossen" gegeneinander eine ganz gewaltige Kraft in die Wagschale werfen, wenn sie nur noch mehr Mut und Selbstvertrauen (sagen wir lieber: Glauben) hätten und recht zusammenhielten! Sie könnten es machen! Denn sie haben die gute Sache für sich. Die Mehrheit in allen Völkern ist mit ihnen. Sie, als der feste Punkt,

---

[1]) Gegen den sozialistischen Stil der Völkerbundskritik, den Blätter wie die „Berner Tagwacht" u. a. sich leisten, wendet sich Max Weber im „Aufbau" (Nr. 37). Die „Tagwacht" hat diese Einsprache eines Genossen, der noch dazu kein Xbeliebiger ist, natürlich nicht aufgenommen. Das ist die „Freiheit", die diese Leute predigen!

würden die schwankenden Elemente beherrschen. Mittlere Staaten, ja auch „Grosse", schlössen sich ihnen an. Ob sie diese ihre Berufung genügend erkennen? Dass die Schweiz wieder nicht mitgemacht hat, ist leider kein Gegenstand des Verwunderns mehr. Uns schützt die „Neutralität" davor, noch etwas Rechtes zu unternehmen oder mit dabei zu sein, wenn es Andere unternehmen. Ueber diese Sachlage täuscht die Intelligenten unter den fremden Beurteilern keine Mottasche Rhetorik mehr hinweg. Was soll man im übrigen von einer Völkerbundsdelegation erwarten, die sich aus einigen der dicksten Reaktionäre, die wir in der Schweiz haben (was schon etwas sagen will!) und einen im Herzen vielleicht immer noch völkerbundsgegnerischen Obersten zusammensetzt?

Im negativen Sinne war das Auffallendste an den Genfer Begebenheiten die Haltung Englands und sodann Deutschlands. Ihre zwei in Genf leitenden Staatsmänner, Chamberlain und Stresemann, sind beide Träger des Nobelpreises und beide waren gegen jede ernsthafte Abrüstung! Dass Deutschland darin mit den Grossmächten ging, gab zu denken. England vollends hat sich wieder als das eigentliche grosse Hindernis auf dem Wege des Völkerbundes erwiesen. Freilich nur das konservative, ja reaktionäre England, das heute regiert. Es ist ja zu bedenken, dass dieses England nicht die Mehrheit des englischen Volkes repräsentiert, dass die Völkerbundsvereinigungen nirgends so viel Anhänger haben und so tätig sind (wenn auch nicht immer in sehr radikalem Sinne) wie in England. Auch von dem reaktionären England möchte man gerne annehmen, dass es nicht eigentlich völkerbundsgegnerisch sei, wenn nicht Lord Cecils Austritt aus dem konservativen Kabinet wäre. Was geht wohl in den Köpfen und Herzen dieser englischen Tories vor? Geht es gegen ihren altbritischen Stolz (der dann eher Hochmut zu nennen wäre), dass der Völkerbund eines Tages mehr sein könnte, als Old England? Oder denken sie doch an eine gewaltsame Auseinandersetzung mit Russland oder den „Kolonialvölkern"? Mir macht das Wort zu schaffen, das uns vor einiger Zeit ein scharfblickender englischer Politiker gesagt hat: „The politics of our conservative government drives to war" (die Politik unserer konservativen Regierung treibt dem Krieg entgegen). Ein solcher Krieg wäre wohl sicher der Untergang des englischen Weltreiches. Dieses lebt von den Gedanken, auf denen auch der Völkerbund ruht. Dem bekannten politischen Instinkt des englischen Volkes wird dies nicht entgehen können. Ich bin darum der Meinung, wir sollten trotz dem gegenwärtigen Stand der Dinge die Hoffnung auf England nicht aufgeben. Es kann in England ein politischer Umschwung eintreten. Er scheint sogar recht wahrscheinlich. Ein solcher Umschwung wäre für die weltpolitische Entwicklung von gewaltiger Bedeutung. Er ist freilich auch bitter notwendig. Richten wir unsere Gedanken darauf!

Um aber mit dem positiven Eindruck zu schliessen, so scheint mir deutlich, dass der Gedanke der Abrüstung in Genf mit erneuter Wucht hervorgetreten ist und seine moralische Kraft bewiesen hat. Das wird nicht vergeblich sein und ist als Symptom wichtig. So war Genf auch diesmal keineswegs bloss ein Fiasko. Im übrigen haben wir andern für unser Tun das Wort. Davon hängt auch die Zukunft des Völkerbundes ab.

Die Welt ausserhalb Genfs.

Die Lage in Genf hängt natürlich von der ganzen Weltlage ab, gegenwärtig noch viel mehr als umgekehrt die Weltlage von Genf. Diese Weltlage wird in politischer Beziehung immer noch stark beherrscht durch den Gegensatz zwischen Russland und England. Beim Ringen der beiden hat in bezug auf China vorläufig England gesiegt. Denn die chinesische

Revolution ist zum Stillstand gekommen. Auch in Indien und Afrika, wie in Vorderasien herrscht gegenwärtig eine gewisse Ruhe. Doch darf sich davon niemand täuschen lassen. Die Erhebung dieser Völker wird weitergehen. Wenn italienische Berichte aus dem Kampf gegen die Senussi im Süden von Tripolis triumphierend berichten, dass die Italiener mit ihren Flugzeugen und Tanks einmal 200, dann 218 „Rebellen" getötet hätten, wozu natürlich die Verwundeten kommen, wie auch das geraubte Vieh und die zerstörten Wohnstätten, und aus dem französischen Kongo ein Mann wie André Gide als einer, der es an Ort und Stelle erkundet, Greuel meldet, die sogar die einst von den Belgiern im Kongo verübten in Schatten stellen, so wird auch dafür einst die Rechnung präsentiert werden. Es wird ohnehin ein riesiger Haufe von Rechnungen sein.

Diese Pause in der Erhebung Asiens und Afrikas könnte ihr Gutes haben. Vielleicht ist es eine letzte Gelegenheit für Europa, ihr hochherzig die Hand zu reichen. Sie muss ja einsehen, dass es auf dem „bolschewistischen" Weg auch nicht geht. In Indien sind auch Muhammedaner und Hindus aufs neue im Kampf. Freilich, wenn die Pause nicht richtig benutzt wird, dann wird es auf die andere Art kommen. Auch in dieser Beziehung schiene ein rascher englischer Umschwung so wichtig.

Zur Erhebung dieser unterdrückten Völkerwelt gehört der Zionismus. Er hat in Basel einen bewegten Kongress abgehalten, der trotz allem von dem gewaltigen Wachstum der Bewegung zeugt. Diese ist auch, abgesehen von dem Zusammenhang, den ich soeben berührt, ein höchst beachtenswertes Zeichen der Zeit. Und zwar doch wohl ein gutes!

Um aber zum Gegensatz zwischen England und Russland zurückzukehren, so scheint dieser doch nicht absolut die Lage zu beherrschen. Sehr bedeutsam sind die Unterhandlungen zwischen Russland und Frankreich. Es scheint, dass Frankreich mit Russland nicht brechen, sondern eher eine engere Verbindung suchen will. Hoffen wir, es tue das nicht nur zum Schein, etwa um gegen England einen Trumpf in der Hand zu haben. Wenn Russland seine Schulden an Frankreich bezahlte, so wäre das eine wichtige Illustration der Tatsache, dass man im Völkerleben so wenig als in dem des Einzelnen Verpflichtungen der Vergangenheit einfach abschütteln kann. Dass Russland nicht geächtet, sondern im Zusammenhang mit Europa festgehalten wird, ist in jeder Hinsicht wichtig. Es ist auch die beste Bekämpfung des Bolschewismus. Freilich, dieser ist vielen Leuten bequem; den französischen Rechtskreisen ist der bolschewistische Popanz gerade recht, um Wahlen zu machen, genau wie in England, Amerika, der Schweiz und allerwärts!

Neben dieser weltpolitischen Linie scheint sich der Gegensatz zwischen England und Amerika, den das Scheitern der maritimen Abrüstungskonferenz illustriert hat, abzuzeichnen. Es wird behauptet (z. B. in der „Menschheit"), dass er auch in Genf wirksam gewesen sei. Das englische Kapital halte es mit Stresemann und Berlin. Es lege seine Hand schon jetzt auf die einstige grosse europäische Zentralstrasse, die durch den Kanal Paris-Strassburg, Main-Donau und dann die Donau selbst gebildet würde. Es sei darum auch gegen eine Verlegung des deutschen Schwergewichtes von der Spree an den Rhein. Aus dem gleichen Motiv stamme seine Freundschaft mit Ungarn. Das amerikanische Kapital dagegen verfolge die entgegengesetzte Tendenz. Sicherer scheint die Behauptung zu sein, dass die grosse englische Petroleumgesellschaft Royal Dutch Company durch ihren Leiter, Lord Deterding, einen Teil der Pariser Presse gekauft habe, um gegen Russland zu hetzen.

Auf solche Fälle tun wir immer gut, auf das Spiel dieser wirtschaftlichen Mächte im Hintergrunde der Weltpolitik zu achten. Darin wird eine besondere Aufgabe einer wachsamen sozialistischen Inter-

nationale liegen, wie sie anderseits auch die Beeinflussung des Völkerbundes immer kräftiger betreiben muss. Die Beschlüsse der letzten Sitzung des Komitees der zweiten Internationale gehen denn auch in dieser Richtung. Es hat auch die Abrüstungsfrage auf Grund eines sorgfältig ausgearbeiteten Berichtes selbständig behandelt und auf den Oktober eine sozialistische Friedensaktion angesetzt. Gut. Nur dass auch die geistigen Vorbedingungen einer solchen Aktion geschaffen werden! A propos: was mag unser Grimm, der jetzt ja auch in diesem Komitee sitzt, dazu sagen?

Förster und Hindenburg.

Försters in der „Menschheit" erfolgte Enthüllungen haben diesmal doch grosses Aufsehen erregt. An ihrer Echtheit zweifelt kein Unbefangener mehr. Selbstverständlich war ja nie an einen Betrug von seiten der „Menschheit" zu denken; möglich wäre bloss gewesen, dass sie selbst getäuscht worden, möglich, wenn auch in diesem Falle wenig wahrscheinlich. Die Wut der Kreise, die Förster damit wieder blossgestellt hat, ist masslos. Sie brauchten in ihrer Presse gegen einen Mann wie Förster Ausdrücke, die freilich zeigen, wie weit es mit diesen Leuten gekommen ist. Wenn auch Stresemann ihn und Mertens, seinen Mitarbeiter, „Lügner" und „Lumpen" genannt hat, so kennzeichnet das nur ihn selbst aber nicht Förster und die Seinigen. Der Vorwurf, dass Förster nicht in Deutschland selbst wirke, kann diesen auch nicht treffen. Das Letzte, was man Förster vorwerfen kann, ist Feigheit. Man wird nicht leicht einen so furchtlosen Menschen finden. Wenn er nicht in Deutschland selbst lebt, so geschieht das zum Teil vielleicht auch deswegen, weil er sein Leben, das ja in Deutschland jeden Tag von einem aufgehetzten Mordbuben ausgelöscht werden könnte, noch für bestimmte grosse Aufgaben schonen will, zum grösseren Teil aber, weil es zu seinem Werke gehört, die Brücke zwischen Deutschland und der Welt zu schlagen und er wissen muss, was in der Welt geht; weil er, in diesem Sinne, ein katholischer Mann ist; weil er, anders gesagt, ein Europäer ist, einer der Baumeister des neuen Europa, aber gerade darin nach seinem Bewusstsein und nach dem Urteil der Besten ein Deutscher im höchsten Sinne.

Das deutsche Volk macht in seiner grossen Mehrheit freilich nicht Förster zu seinem Zeichen, sondern Hindenburg. Dieser ist für viele Deutsche offenbar „Kaiserersatz". Seine Geburtstagsfeier offenbarte die heutige Neigung zur Vergötzung von Menschen und Sachen. Hindenburg hat zur Einleitung seiner Geburtstagsfeier in Tannenberg jene Rede gehalten, in der wieder einmal die völlige deutsche Unschuld der Welt verkündigt wurde. Wie sehr bekommt Förster recht, wenn er immer wieder, mit prophetischer Hartnäckigkeit, betont, dass die Schuldfrage sich nicht ersticken lässt, dass sie eine Antwort im Sinne der tiefsten Wahrheiten des Christentums und der sittlichen Weltordnung erhalten müsse. Die von belgischer Seite veröffentlichten Berichte über das was die deutschen Truppen in der ersten Zeit des Kriegsausbruches in Dinant getan, sind ungeheuerlich und beleuchten solche Schuld mit grellstem Licht. Wenn doch das deutsche Volk diese Wahrheit erführe! Angesichts solcher Dinge von „reinen Händen" zu reden, ist entsetzlich. Wann wird der Tag kommen, wo die Schuldfrage wirklich gelöst und dieser Fluch von Europa genommen wird?

Wenn man, was auch von sonst weniger befangener Seite etwa geschieht, Förster wegen dieser Hartnäckigkeit in der Betonung der Schuldfrage „Prügelpädagogik" gegenüber seinem Volke vorwirft, so müsste man das auch gegen Amos, Hosea, Jesajas und Jeremias tun!

Klare Aufgaben.

Es wäre auch unrichtig, wenn man Förster vorwerfen wollte er säe

Misstrauen. Wer die Wahrheit aufdeckt, begründet wahres Vertrauen, während ihre Verhüllung eine Atmosphäre des allgemeinen Verdachtes schafft. Wir wissen wieder mit aller Klarheit, dass es in Deutschland, neben dem „andern" Deutschland, jene Macht gibt, die Förster kennzeichnet. Nun gilt es, diese Macht mit neuer Energie zu bekämpfen. Das muss national und international geschehen: national durch das übrige Deutschland, international durch Massregeln, die geeignet sind, diese Gefahr zu brechen.

Hier spielt das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen seine grosse Rolle. Es ist durch die Förstersche Aufdeckung alldeutscher Pläne, wie durch die Genfer Vorgänge, wieder ins hellste Licht gestellt worden. Zweifellos liegt hier nun der Brennpunkt der europäischen Schwierigkeiten. Man weiss ja, dass auch die Fortdauer der Besetzung am Rhein zum Teil damit zusammenhängt, wie zum andern Teil mit dem Dawesplan, dessen Durchführung durch die Aufhebung der Besetzung gefährdet erschiene. Hier muss also die Friedensarbeit einsetzen. Das muss klare Einsicht aller derer werden, die diese Arbeit tun. Es muss im Osten Europas eine dauernde und befriedete Ordnung werden. Das wird nicht möglich sein, ohne dass von allen Seiten Zugeständnisse gemacht werden. Auch Polen wird nicht darum herum kommen. Die Hauptsache aber wird sein, dass man allgemein eine Perspektive gewinnt, für welche politische Grenzen überhaupt keine wesentliche Rolle mehr spielen.

Zeichen des veränderten Geistes, der hiefür nötig ist, gibt es in Deutschland immer wieder, wie es daran auch in Polen nicht fehlt. Die Jugendtagung auf der Freusburg, die anfangs August stattfand und an der neben einem Hundert Ausländer einige hundert Deutsche aus sehr verschiedenen politischen Lagern teilnahmen, zeigte doch, wie stark der Wille zu einem neuen Wesen in der Politik und andern Dingen wichtige Teile der deutschen Jugend erfasst hat. Unoffizielle Verhandlungen zwischen polnischen und deutschen Friedensfreunden, zum Teil von der Frauenliga und vom Versöhnungsbunde veranstaltet, finden häufig statt und nicht ohne gute Frucht. Es mehren sich deutsche Aeusserungen, die von Gerechtigkeit und Weitblick zeugen. Förster bewährt auch darin seinen Mut und Hochsinn. Sehr bemerkenswert ist ein von ähnlichem Geiste getragener Aufsatz des ktholischen Theologieprofessors Hoffmann in der „Menschheit".

Endlich sei nicht vergessen, dass Deutschland das Protokoll unterzeichnet hat, das obligatorische Unterwerfung aller internationalen Streitfälle unter ein Schiedsgericht vorsieht. Es hat es als erste Grossmacht getan. Das ist immerhin etwas! Es heisst, Frankreich wolle folgen. Schade, dass es sich die Priorität hat entgehen lassen!

Sacco und Vanzetti.

Das Urteil über den entsetzlichen Mord, den die amerikanischen Behörden in Boston begangen haben, ist einmütig gewesen, wie tief gesunken der moralische Kredit dieses Amerika ist. Es ist kläglich, wenn einige, bei denen der Parteigeist den Menschen verschlungen hat, immer wieder auf das von Moskau (wobei man aber stets nur an das bolschewistische, nicht an das zaristische denkt!) Verübte hinweisen. Als ob man nicht Moskau und Boston gleicherweise ablehnen könnte! Das ist bei der gewaltigen Mehrheit der Protestierenden durchaus der Fall gewesen. Im übrigen hat der Bostoner Justizmord seine schreckliche Eigenart. Es galt nun einmal, hier das Gewissen reden zu lassen; ein andermal wird es auch wieder auf dem Plan sein. Alles hat seine Zeit. Wenn auch die Kommunisten mitgemacht haben, ohne innere Berechtigung, nun, so ist das ihre Sache. Sie schlagen sich damit selbst, ändern aber an dem Recht des Weltprotestes

gegen Boston nichts. Wer will denn mit der Einsprache gegen ein Unrecht warten, bis es kein anderes mehr daneben gibt? Oder bis nur Engel diese Einsprache erheben?

Oder sollten wir etwa schweigen, weil wir selbst ja immer auch schuldig sind? Und muss man dieses immer sagen? Soll denn alles Leben in eine dogmatische Schablone gespannt werden, bis es darin erstirbt? Hat die zornige Erhebung des Herzens und Gewissens gegen unerträgliche Unmenschlichkeit nicht Platz neben dem mea culpa, mea maxima culpa?

Man hat über das Ende der beiden italienischen Märtyrer inzwischen allerlei Furchtbares und Ergreifendes gehört. Furchtbar muss die elektrische Tötung sein — die Berichte von Augenzeugen sind grausig, kaum zu lesen. Ergreifend war das Verhalten der Hinzurichtenden. „Ich möchte Ihnen allen vergeben, was Sie mir antun," sagte Vanzetti, als man ihn auf den Mordstuhl geworfen hatte, nach siebenjähriger Todesqual. Man hat auch erfahren, dass in Amerika auf die Nachricht von der Ausführung des Urteils gewaltige Bewegung entstand. Eine ungeheure Trauerkundgebung in Boston bei Anlass des Begräbnisses wurde auf Anordnung der Behörden von der Polizei nach Möglichkeit gestört. Richter Thayer habe freilich einen „Nervenchock" bekommen. Wir wollen es hoffen! Der Ruf nach Abschaffung der Todesstrafe geht von dem elektrischen Stuhle von Charlestown aus durch die ganze Welt und dringt zu allen H e r z e n — in deren Besitz Fromme freilich nicht immer sind! Vanzetti hat selbst vor dem Tode das, was über das Los der beiden in dem Aufsatz zur Weltlage gesagt wurde, bestätigt. Hören wir ihn! „Wären nicht all diese Ereignisse gekommen — ich hätte wohl sehr einfach mein Leben ausgelebt, als Fischhausierer an Strassenecken, zu über mich spottenden Leuten sprechend. Ich wäre gestorben, unbemerkt, unbekannt, eine verfehlte Sache. Dass dem nicht so geworden: d a s i s t u n s e r e L a u f b a h n u n d u n s e r T r i u m p h ! Niemals in unserem ganzen Leben hätten wir hoffen können, solch ein Werk der Duldsamkeit, der Gerechtigkeit, des Verständnisses des Menschen für den Menschen vollbringen zu können, wie wir es jetzt tun, infolge eines Zufalls, der uns als Opfer auserkoren hat. Unsere Worte — unser Leben, unsere Pein — all dies ist nichts. Nimmt man uns unser Leben — das Leben eines armen Schuhmachers und eines armen Fischhausierers — nimmt man alles, was in diesem letzten Moment uns gehört — : i n d i e s e m T o d e s k a m p f w i r d u n s e r h ö c h s t e r T r i u m p h g e l e g e n s e i n !" — Auch aus dem letzten Brief, den Vanzetti an Saccos Sohn, Dante, geschrieben, mögen einige Worte festgehalten werden: „Eines Tages wirst Du imstande sein, zu verstehen, was ich Dir nun sagen möchte: dass Dein Vater alles, was dem Menschenherzen lieb und heilig ist, seinen Glauben an Freiheit und Gerechtigkeit für Alle geopfert hat. An jenem Tage wirst Du auf Deinen Vater stolz sein, und wenn Du wacker genug sein wirst, dann wirst Du seinen Platz in dem Kampfe zwischen Tyrannei und Freiheit einnehmen und wirst seinen Namen und unser Blut rächen. . . . Vergiss nicht, Dante . . ., wenn wir hingerichtet werden . . ., so geschieht dies für das, was ich Dir schon gesagt habe: weil wir für die Armen eingestanden sind und gegen die Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen durch den Menschen!"

T u n n e y u n d D e m p s e y.

Ein Gegenstück zu dem furchtbaren Drama Sacco und Vanzetti, in seiner Art auch etwas Furchtbares, ist, was uns von dem Boxkampf zwischen den beiden Oberboxern T u n n e y und D e m p s e y in C h i c a g o berichtet wird. Etwa 160,000 Menschen strömten zu diesem rohen Schauspiel in zahllosen Extrazügen zusammen. 1300 Journalisten hatten sich dazu eingefunden. In der Nacht des Kampfes war die ganze Riesenstadt taghell beleuchtet; alle Lokale offen. Tunney erhielt von vornherein 5 Millionen,

Dempsey 2½ Millionen Franken. Ganz Amerika war in rasender Spannung. Ein Dutzend Menschen wurden ob dieser Spannung am Radio vom Schlage gerührt. Wie leer muss das Leben dieser Menschen geworden sein, dass sich darin die Dämonen derartig niederlassen konnten! Vgl. Römer 1, 24 ff.

Spielhöllen, vom Sozialismus protegiert.

Das ist doch gewiss etwas Neues unter der Sonne! Wenn irgend etwas uns je selbstverständlich vorkam, so jedenfalls, dass die schweizerische Sozialdemokratie gegen die nur schwach maskierte Wiedereinführung der kaum abgeschafften und durch den Art. 35 der Bundesverfassung verbotenen Spielhöllen wie ein Mann stehen werde. Aber wir verstehen offenbar die höhern Feinheiten des Marxismus immer noch nicht. Der gleiche Ausschuss des Parteivorstandes, der, unter dem Diktat Grimms stehend, sich seinerzeit verunreinigt gefühlt hätte, wenn er im Kampfe gegen den Militarismus mit der „Zentralstelle für Friedensarbeit" hätte gehen sollen, in deren Leitung fast ausschliesslich organisierte Genossen tätig sind, nur weil diese nicht den marxistischen rechten Glauben hätten, tragen nun kein Bedenken, mit den Hoteliers und Leitern von Kursälen zu gehen und ein Unternehmen zu unterstützen, das ein Ausdruck des wüstesten und gemeinsten Mammonismus ist, wie nicht leicht etwas. Mit einer Enthaltung einstimmig war dieser Ausschuss („Parteileitung" genannt und nicht mit dem „Parteivorstand" oder gar „Parteitag" zu verwechseln!) sogar für die direkte Unterstützung dieses Unternehmens. Aber auch die nationalrätliche Fraktion war nur mit 19 gegen 16 Stimmen für die Bekämpfung der Initiative und entschied darum bloss für Freigabe der Stimme.

Das ist nun schon kaum zu fassen. Auch wer sich längst über die sozialistische Gesinnung gewisser Zionswächter des Marxismus im Klaren war, steht überrascht durch einen solchen zynischen Verrat an allem, was Sozialismus heisst. Wo es sich um das Problem der Gewalt handelt, da mag man noch in guten Treuen schwanken; denn „Gewaltlosigkeit" ist in Theorie und Praxis eine schwere Sache; aber wo der Mammonismus in so frecher und krasser Gestalt auftritt und noch dazu als direkte Gefahr für breite Volksmassen, da sollte für Sozialisten die Route selbstverständlich sein. Darum wird durch diese Haltung die Gesinnung gewisser Genossen schlaglichtartig beleuchtet. Diese Genossen schauen von dem Stuhle ihrer sozialistischen Reinheit, natürlich auch sehr hochmütig, auf das Werk des Internationalen Arbeitsamtes und seines Leiters herab. Das ist für sie bürgerlich verwässerter Reformismus. Nun hat vor kurzem die von diesem Amt einberufene Arbeitskonferenz nach einem sorgfältigen Studium der Art und Weise, wie der Arbeiter seine freie Zeit verwende, beschlossen, den Mitgliedern des Völkerbundes zu empfehlen, „gesetzliche Massregeln zu ergreifen oder die privaten Bestrebungen zu unterstützen, die auf den Kampf gegen den Alkoholismus, die Tuberkulose, die Geschlechtskrankheiten und die Ausübung von Glücksspielen abzielen." Diesen bürgerlichen Reformismus setzen jene Genossen ihren proletarischen Radikalismus des Klassenkampfes entgegen und sind für die Wiedereinführung einer der bösesten Formen der Herrschaft des Geldteufels über die Menschen und der Ausbeutung des Volkes durch ihn. Nationalrat Hoppeler hat sich diese Tatsache nicht entgehen lassen. Er schreibt („Evangelische Volkszeitung" N. 38): „Ein grosser Teil der Sozialdemokraten [im Nationalrat] wird für die Initiative stimmen und dadurch vor allem Volk bezeugen, dass auch sie vor dem Götzen Mammon den Hut abziehen, genau wie die Kapitalisten. Und man stelle sich vor: diejenigen, welche das ganze Jahr hindurch nicht müde werden, das arbeitslose Einkommen als unehrenhaft und verwerflich zu bekämpfen, legen sich nun ins Zeug für den Gewinn am Spieltisch! Sie möchten gelten als die alleinigen Vertreter derjenigen, welche im Schweisse ihres

Angesichtes mit schwieligen Händen ihr Brot essen und treten nun ein für die vornehmen Tagediebe, die an den Tischen des Rösslispieles ihren Erwerb suchen. Es ist die Spezialität jedes sozialdemokratischen Illustrators, diese internationalen, eleganten Taugenichtse, nach dem „dernier cri" der Mode gekleidet, in Karrikatur oder Natur zu zeichnen für ihre Witzblätter und ihre politische Presse. Und nun, wo diesem zweifelhaften vornehmen Gesindel wieder die schweizerischen Kursäle und Hotels geöffnet werden sollen, helfen ausgerechnet die Sozialdemokraten mit."

Diesmal muss ich Hoppeler völlig recht geben. Eine Reihe von schweren Abstimmungs- und Wahlniederlagen könnten den Sozialismus nicht so stark schädigen, wie ein solcher Verrat an sich selbst.

Nun ist mit diesem Vorspiel freilich die Sache nicht erledigt. Nicht für die Sozialdemokratie. Es bleibt noch das Forum des Parteivorstandes und dann des Parteitages. Ich bin fast sicher, dass dort das Ergebnis anders sein wird. Auch haben sich eine Reihe von Organen scharf gegen den Beschluss der sogenannten Parteileitung gewendet. Es muss Aufgabe aller für den moralischen Kredit des Sozialismus besorgten Genossen sein, die Partei zu einer entschiedenen Verwerfungsparole zu bewegen. Die Kommunisten, die diese ausgegeben haben, wissen diesmal besser, was Sozialismus ist, als gewisse Genossen.

Aber auch für das Schweizervolk ist die Sache mit der Empfehlung des Bundesrates, der eine servile, den Mammonsinteressen verkaufte Bundesversammlung in der Mehrheit gehorchen mag, nicht erledigt. Schon regt sich der Widerstand von allen Seiten. Das Konsistorium der „Eglise nationale" in Genf hat eine vortreffliche Eingabe an die Bundesversammlung gerichtet, ebenso der Vorstand der Vereine für Frauenstimmrecht. Zahlreiche christliche Vereinigungen haben Protestresolutionen gefasst. Nur schade, dass diese Kreise bei sozialen Anlässen im engeren Sinne nicht ebenso auf dem Plan sind, sie hätten sonst in diesen Dingen mehr Kredit. — Ich bin recht sicher, dass es uns gelingt, die drohende Schande von unserem Volke abzuwenden, wenn wir nur unsere Pflicht tun. So tief wie ein Grossteil seiner obersten „Vertreter" ist unser Volk trotz allem noch nicht gesunken.

Die Heilige von Konnersreuth.

Das Bauernmädchen Therese Neumann in Konnersreuth im Fichtelgebirge, das sich so stark in das Leiden Christi versenkt hat, dass es diese regelmässig durchlebt und am eigenen Körper wiederholt, alles bis zu Einzelheiten, die sonst höchstens Spezialgelehrten bekannt sind, dazu seit zwei Jahren ohne Nahrung lebt und doch wöchentlich grosse Mengen Blutes vergiesst, beschäftigt Viele. In der Tat scheinen wir es hier mit Erscheinungen zu tun zu haben, die über das sonst Uebliche und uns Verständliche weit hinausgehen. Wenn die Stigmata des heiligen Franz, d. h. die Tatsache, dass er die Wundmale Christi empfing, noch einer Bestätigung bedurft hätten, so wäre sie hier geliefert. Ekelhaft ist all das „wissenschaftliche" Getue um diese Sache herum, als ob es je Sache der Wissenschaft sein könnte, die Grenzen des Möglichen zu bestimmen! Aber weiter sehe ich an der Sache nichts Grosses. Und gerade die Vergleichung mit dem heiligen Franz zeigt, wie wenig an sich dergleichen bedeutet. Seine Wundmale bekommen doch nur dadurch Bedeutung, dass er das Leiden Christi nicht bloss in der Phantasie, sondern in der Tat mit seinem ganzen Wirken durchlebt hat.

Solche Heilige hatten wir freilich nötig. In Vaumarcus haben auf Veranlassung des Versöhnungsbundes Hunderte von jungen Männern aus aller Welt sich mit dem Leben des Franziskus beschäftigt. Etwas davon lebte in den Teilnehmern am Zivildienst in Feldis. Etwas davon haben Arbeiter des Blauen Kreuzes betätigt, welches in diesen

Tagen sein 50. „Jubiläum“ feierte, und tun es immer noch. Wie sehr gerade diese Arbeit nötig ist, zeigt ein Vorfall in Zürich. Am Friesenberg, hart an der Stadt, am Fusse des Uetliberges, ist eine schöne städtische Wohnkolonie geschaffen worden. Dahin will nun schleunigst ein Alkoholspekulant eine grosse Gartenwirtschaft mit all ihrem wüsten Treiben und all ihrer Verlockung setzen. Er stützt sich dabei auf ein Wirtschaftspatent, das er bisher in dieser Gegend besessen. Das war eine kleine Winkelkneipe, ein paar hundert Meter von der heutigen Kolonie entfernt. Trotzdem und obwohl zweihundert Einwohner der Kolonie Einsprache dagegen erhoben, bekam er die Erlaubnis. Denn das Jus schien auf seiner Seite zu sein, ach, dieses Jus, mit dem man immer so viel lieber dem Teufel dient, als Gott. Die Sache ist immerhin noch nicht ganz erledigt.

Möge gegen diese und alle andern Nöte der heutigen Welt in einem höhern Sinne das Wunder von Konnersreuth Wirklichkeit werden. Das allein hilft uns. Unser Freund Elie Gounelle übt an der Kirchenkonferenz von Lausanne eine ähnliche Kritik wie die letzte „Chronik“.[1]) Ich werde darauf zurückkommen, wenn der ausführliche Bericht vorliegt. Alles Gute, was sich bei diesem Anlass offenbart, soll willig und freudig anerkannt werden. Was wir aber vor allem nötig haben, ist nicht „Glaube“ (= Credo) und „Verfassung“, sondern ein neuer Geist der Liebe und des Opfers.

4. Oktober 1927.

Von Krieg und Frieden. 1. Marschall Foch über den „Zukunftskrieg“. Wenn wir andern von den Schrecken des Zukunftskrieges reden, so erklären unsere schweizerischen Kriegshelden, wir verstünden nichts davon und bemühen sich, diesen Krieg mit so sanften Farben als möglich zu malen und besonders die Giftgase als eine relativ „humane“ Waffe hinzustellen. Wenn nun aber ein Marschall Foch redet, so werden sie wohl nicht wagen, ihm die Kompetenz abzusprechen. Dieser nun hat letzthin einem Interviewer gegenüber unter anderem folgendes geäussert:

Auf die Frage: „Wie wird ein Krieg in zwanzig Jahren aussehen?“ antwortete der Marschall:

„Er wird schrecklicher sein als der letzte Krieg. Kein Mensch vermag in die Zukunft zu sehen; aber darüber dürfen wir gewiss sein: Die mechanischen Erfindungen zur Kriegführung werden im Kampf den Ausschlag geben. Tapfere Männer werden immer noch von grösster Bedeutung sein für die Bedienung der Maschine, aber es wird eher ein Krieg der Maschinerien werden, als ein Krieg des Fleisches.“

Messen Sie den vielen Berichten über die Entdeckung neuer Kriegsmittel irgendwelche Bedeutung bei?

„Trotz Genf,“ antwortete Marschall Foch, „wissen wir, dass jede Nation daran arbeitet, ein Giftgas herzustellen das die vollständige Vernichtung des Feindes sichert. Dass die tödlichen Gase vervollkommnet worden sind, ist sehr wahrscheinlich.“

Sie glauben also, dass im nächsten Krieg Gas gebraucht wird?

„Wenn das Gas gesetzlich für den Kriegsgebrauch verboten werden kann, warum könnte dann nicht auch der Krieg verboten werden? Ich denke, dass jede Waffe, die den Sieg zu bringen verspricht, im Krieg gern gebraucht werden wird.“

Darauf schilderte der Marschall eine grosse Schlacht der Zukunft. Es hielt schwer, die zahlreichen Bilder seiner Darstellung festzuhalten, und als

---

[1]) Diese wird auch durch Aufsätze der „Christlichen Welt“ (Nr. 19) stark bestätigt.

er geendet, blieb eine schreckliche Verwirrung, wo der Mensch, der mit der todspeienden Maschine kämpft, zu verbluten schien.

Ungezählte Tausende mächtiger Kanonen überschütten die feindlichen Gruppen mit Millionen von Geschossen, Geschossen mit einer Explosivkraft, wie sie im letzten Krieg noch unbekannt war, streuen Giftgasbomben, deren tötliche Dämpfe durch die schützenden Masken dringen und in wenigen Minuten den Tod bringen. Geschosse, deren unlöschbarer Phosphor in einer halben Minute das Fleisch bis zum Knochen verbrennt; Hunderte von Tanks verbreiten, jeder mit tausend Schüssen in der Minute, den Tod, leichte, automatisch schiessende Gewehre, in den Händen von Millionen Kämpfern, senden Hunderte von Millionen Kugeln in einer Minute aus, Wälle von Geschossen, durch die kaum ein Vogel unverletzt durchkäme. Den Himmel verdunkeln Tausende von Aeroplanen, die todbringenden Regen auf die Erde giessen. Hinter der Linie gehen Städte und Dörfer in Flammen auf unter dem zerstörenden Feuer der Artillerie und dem Bombenregen aus der Luft.

Das sind nur die bekannten Kampfmittel; die Phantasie aber geht noch weiter. Kann man sich nicht Lufttorpedos vorstellen, durch Radio geleitete Flugzeuge, sogar radiogeleitete Tanks und andere Kampfmittel von Händen gelenkt, die meilenweit entfernt sind? Morgen schon kann die Welt aufgeschreckt werden durch die Nachricht, dass das Radio den Tod auf den Flügeln des Windes zu bringen vermag; Menschen werden durch die eingeatmete Luft zu Tode elektrisiert oder durch einen unsichtbaren Strahl erdolcht.

Bei einem solchen Taifun der Zerstörung, bei der vergifteten Luft, bei Erdbeben und Lawinen, Feuer und Metall werden Hunger und Dürre folgen und die vollständige Zerstörung allen Lebens in der Kampfzone und noch weitherum mit sich bringen."

2. Der demokratische Friedenskongress (der von Marc Sangnier geleitet wird) hat auf seiner Tagung in Würzburg folgende Resolution gefasst: „Der Kongress lehnt den modernen Krieg als einen Wahnsinn und ein Verbrechen ab, weil es andere, bessere Mittel zur Verteidigung des Landes gibt; er erklärt, dass die Völker selbst den Regierungen die Verwirklichung der Abrüstung auferlegen müssen, und bejaht den Willen zur tätigen Mitarbeit, damit die Auflehnung des Weltgewissens den Krieg unmöglich macht durch die Weigerung aller, daran teilzunehmen."

Einverstanden!

3. Wer tritt in England für Kriegsdienstverweigerung ein? Der englische Zweig der Internationale der Kriegsdienstgegner, die No More War-Bewegung, hat vor kurzem in ihrem Blatte die Antworten auf eine Umfrage veröffentlicht, die feststellen sollte, welche bedeutende Persönlichkeiten mit der No More War-Bewegung einverstanden sind und aus welchen Gründen. Das Ergebnis ist erstaunlich. Unter den zahlreichen zustimmenden Antworten sind nicht nur die vielen Mitglieder der englischen Parlamente und anderer im öffentlichen Leben wohlbekannter Persönlichkeiten; vor allem überrascht die Tatsache, dass bedeutende Wissenschaftler, Universitätsprofessoren, Geistliche und Journalisten sich offen für die No More War-Bewegung und ihre radikalen Ziele einsetzen, oft mit ausführlicher Begründung. Hervorgehoben seien u. a.: der hervorragende Chemiker, Prof. Frederick Soddy („weil der nächste Krieg die weisse Zivilisation zerstören wird"), Professor Harold Laski, Professor für politische Wissenschaft an der Universität London, C. T. Cramp, Sekretär der Eisenbahngewerkschaften, der bekannte Journalist und Kriegsberichterstatter Hamilton Fyfe („weil ich den Krieg gesehen habe"), der Herausgeber von „John Bull",

E. Roffe Thompson („weil uns der Krieg töten wird, wenn wir ihn nicht töten und nicht sagen: „Wir werden nicht mehr kämpfen"), der Herausgeber eines so einflussreichen und allgemein gelesenen Blattes wie die „Radio-Times", Walter G. Fuller („weil mir gerade diese Organisation die einzig wirkliche pazifistische Organisation zu sein scheint, da sie sich auf die Erklärung jedes einzelnen ihrer Mitglieder aufbaut, in keiner Weise irgend einen Krieg, was auch immer seine Ursache sein mag, zu unterstützen"), der hohe geistliche Würdenträger Canon Donaldson of Westminster („weil uns die N. M. W. B. zu einer definitiven Stellungnahme gegen den Krieg zwingt") und Maud Royden, die einzige weibliche Geistliche in der englischen Staatskirche („wir wollen nicht nur mit der N. M. W. B. einverstanden sein, sondern mit ihr handeln, denn schon wächst eine neue Generation heran, die nichts mehr von den Schrecken des Krieges weiss").

Aus der „Friedenswarte", Juli 1927.

4. Ein Pazifistisches Kriegsdenkmal in Paris. Levallois-Perret, ein Vorort von Paris mit einer kommunistischen Mehrheit im Stadtparlament, hat vor einigen Wochen auf dem Kommunalfriedhof ein eigenartiges und, abgesehen von seiner künstlerischen Schönheit, ergreifendes Denkmal zu Ehren der Gefallenen im Weltkriege errichtet. Es erhebt sich über dem Grabe von 126 im Kriege gefallenen Soldaten. Der Sockel hat die Form eines Grabes, zu dem eine durch Gitterwerk gebildete Tür führt. Das Gitter ist von Olivenzweigen durchflochten, aus denen sich, wenn die Tür geschlossen ist, zwei Hände ausstrecken und im festen Händedruck greifen. Ueber dem Grabe erhebt sich dann in äusserst wirkungsvoller pyramidenartiger Anordnung die Figurengruppe: eine Frauengestalt, zu ihren beiden Seiten je ein schwarzer und ein europäischer Soldat, beide unbewaffnet. Zu ihren Füssen lagern verschiedene tote Soldaten, der eine erschossen, der andere gasvergiftet. Ganz im Vordergrund aber ragt die hünenhafte Gestalt eines Jünglings auf, der mit entschlossener Gebärde ein Bajonett über seinem Knie zerbricht.

Die Aufstellung des Denkmals wurde zunächst bekämpft, ist aber dem festen pazifistischen Entschluss der Mehrheit des Vorortes zu verdanken. Faschisten versuchten, es zu beschädigen, anscheinend aber erfolglos.

Aus der „Friedenswarte", Juli 1927.

Versammlungen. Aarau und angrenzende Gebiete. Sonntag, den 23. Oktober 1927, nachmittags 2½ Uhr, im alkoholfreien Restaurant „Helvetia", Aarau, im Saal, 1. Stock. Aussprache über das Problem „der Gewalt". Einleitende Voten von unsern Mitarbeitern: Pfarrer H. Spahn, Aarburg, und Fritz Baumann, Aarau.

Der überaus erfreuliche Erfolg unserer ersten Zusammenkunft vom 28. August lässt erhoffen, dass zu all den damals Erschienenen sich noch weitere Freunde des „Aufbau" und der „Neuen Wege" sich einfinden werden.

Basel. Gruppe „Arbeit und Bildung". Wir möchten einem weitern Kreise zur Kenntnis bringen, dass unsere Gruppe diesen Winter das Sozialistische Programm, das von Max Gerber, Jean Matthieu, Clara und Leonh. Ragaz und Dora Staudinger ausgearbeitet wurde, einer eingehenden Besprechung unterzieht. Die Zusammenkünfte finden jeweils Donnerstag (ausgenommen jeden ersten Donnerstag im Monat, wo wir mit den übrigen Freunden zusammen sind) präzis 8 Uhr im Lokal Florastrasse 12 statt. Ein Mitgliederbeitrag wird nicht verlangt, dagegen hoffen wir auf freiwillige Spenden zur Deckung der Unkosten. Erster Besprechungsabend: Donnerstag, den 20. Oktober.

Bern. An die Freunde der „Neue Wege“ und des „Aufbau“. Einem vielfach ausgesprochenen Wunsche folgend, werden wir im ersten Winterquartal zu regelmässigen Aussprache abenden zusammenkommen und zwar alle vierzehn Tage, jeweilen an einem Mittwoch, im „Daheim“ (Zeughausgasse, II. Stock). Thema der Aussprache: Unsere Arbeit. Leiter der Abende: Pfr. K. v. Greyerz. Die erste Zusammenkunft findet statt Mittwoch, den 19. Oktober, abends 8 Uhr. Das einleitende Referat hält Alfred Wirz. Wir laden unsere Freunde und auch Aussenstehende, die sich für unsere Sache interessieren, herzlich ein, an diesen Aussprache abenden teilzunehmen. Der Ausschuss.

Von Büchern

1. Karl Hilty.

Wir Schweizer haben in Professor Hilty einen grossen Mann unter uns gehabt und haben das natürlich nicht gemerkt. Denn er war zu seinen Lebzeiten nicht von draussen her als solcher legitimiert worden. Zwar haben seine Bändchen mit dem lockenden, vielleicht allzu lockenden Titel „Glück“ einen gewaltigen buchhändlerischen Erfolg gehabt und dem Verfasser auch bei uns zahlreiche Bewunderer und Anhänger gewonnen. Und doch wollte es, so viel ich sehe, zu keiner rechten und durchschlagenden Anerkennung kommen, und nach seinem Tode war der Mann bald vergessen.

An diesem Schicksal war wohl, ausser dem Umstand, dass er nur ein Schweizer war, zweierlei schuld. Hilty vertrat eine Rückkehr zu den Wahrheiten des Christentums in einer Zeit, wo die Welt dafür im allgemeinen noch nicht genügend empfänglich war. Denn noch herrschte der „Freisinn“, der Kultus der Wissenschaft und die Verehrung der „modernen Kultur“. Ein früherer Rechtsanwalt und späterer Politiker und Professor der Jurisprudenz, der über religiöse Dinge schrieb und zwar in gläubigem Sinne, der die Bibel und Dante, ja sogar das Kirchengesangbuch mit Vorliebe zitierte, das alles kam dem Geschlecht jener Tage sehr kurios vor; man konnte das nicht „seriös“ nehmen. Hilty vertrat nicht nur das Christentum überhaupt, sondern das „positive“ Christentum, und das kam damals auch vielen von denen, die für eine christliche Lebensauffassung im allgemeinen offen waren, unverständlich vor. Es ging ihm ähnlich wie später Förster. Gerade an diesem Beispiel Hiltys, das ich selbst miterlebt habe, und zwar intensiv, wird mir der Umschwung in der geistigen Lage besonders deutlich.

Allerdings kam nun bei Hilty noch etwas anderes dazu. Er vertrat seine Ueberzeugung nicht nur manchmal auf paradoxe, sondern auch etwa auf kapriziöse Weise, mit einer gewissen Willkür, gelegentlich auch mit Ungerechtigkeit und — das muss offen zugestanden werden — Ungründlichkeit. Es machte ihm nicht nur Freude, etwas zu sagen, was anstössig war, und zu zeigen, dass er gescheiter sei als die andern, sondern er behauptete oft auch dieses oder jenes zu leichthin, ohne genaue Kenntnis und Prüfung und liess sich gelegentlich zu sehr auf Dinge ohne tieferen Wert ein, wie z. B. in seiner Schrift über die Höflichkeit. Wenn nun schon für jene paradoxe Art bei unserm steifen und schulmeisterlichen Schweizertum wenig Verständnis vorhanden war — noch weniger als jetzt — so stiess er durch das andere vollends auch solche ab, die sonst sehr geneigt waren, verehrungsvoll auf ihn zu hören. Ist es mir doch selbst auch so ergangen.

Aber nachdem diese menschlich unvollkommene Hülle nun schon lange

abgefallen ist, haben wir den Blick wieder frei für das Grosse an diesem Schweizer. Und solches war in einem Masse vorhanden, dass wir darüber staunen müssen. Am meisten fällt dem Leser seiner Schriften heute der prophetische Blick auf, mit dem er kommende Entwicklungen vorausgeschaut hat. Dieser in spätern Jahren erst „fromm" gewordene Mann war und blieb in vielen Dingen radikaler und freier als seine „freisinnigen" Zeitgenossen. Er trat auf vielerlei Lebensgebieten gegen Götzen auf, die damals noch sehr unangefochten dastanden. Besonders durch sein „Jahrbuch der Eidgenossenschaft" war er ein politischer Erzieher seines Volkes, wie wir seither keinen mehr gehabt haben — vielmehr, er hätte es sein können, wenn wir mehr auf ihn gehört hätten. Dass er auch das soziale Problem ungleich freier und grossartiger beurteilte, als die heutigen bürgerlichen Politiker, zeigt schon der Aufsatz, den wir in diesem Hefte bringen. Seine Gestalt ragt wie aus einem andern Zeitalter in die politisch-moralischen Niederungen dieser Tage herein. Auch in seinen drei Büchlein über das „Glück", deren Inhalt und Sinn durch diesen Titel nicht angegeben, sondern eher entstellt wird, da sie sehr viel Besseres verkündigen als Glück, hat er unserm Volke ein Geschenk gemacht, das zum Besten gehört, was es besitzt und das ich etwa neben die Predigten von Albert Bitzius, dem grossen Sohne des grossen Jeremias Gotthelf stellen möchte. Was er über religiöse Dinge schreibt, ist alles so geistvoll und doch so ausserordentlich schlicht gesagt, so ganz ohne geistliche Salbung und Predigtpathos, dass es gerade dadurch den starken Eindruck von Realität macht, den man davon hat, wie nur von wenigem dieser Art. Darin zeigt sich der Vorzug seines Laientums. Auf Theologie gab er ja nicht viel, und der Kirche stand er sehr kritisch gegenüber. Er gehört mehr zu den Ketzern als zu den offiziellen Gläubigen. Sein religiöses Reden ist klar und frei wie der Bergbach, sein Stil gerade in seiner ganz ungesuchten Art von grosser Schönheit und schlichter, echter Vornehmheit. Durch diese Art bekommen seine so bescheiden auftretenden Schriften fast etwas Klassisches, etwas, das die Zeiten zu überdauern vermag. Auch das Christentum, das Hilty verkündigt, ist in vielen Stücken revolutionär. Nicht umsonst war er unter dem Einfluss Blumhardts (ich glaube, besonders auch des Sohnes) gestanden, den er einmal (was mich damals sehr frappierte) den bedeutendsten Mann unserer Zeit nannte.

Vieles, was die religiös-soziale Bewegung vertritt, findet sich schon bei ihm. Freilich lehnte er Naumann ab und hätte wahrscheinlich auch uns abgelehnt. Auch ist überall viel Widerspruchvolles, Ungerechtes, auch Kleinliches dabei; es ist seinem Gold viel anderes Metall, auch etwa Erde und Stroh beigemischt. Aber es bleibt des Goldes noch so viel übrig, dass Hilty's Erbe ein Schatz ist, aus dem wir noch lange werden schöpfen können und sein Name an Bedeutung für unser Volk und darüber hinaus in die Nähe eines Vinet rückt.

Es ist darum ein sehr guter Griff gewesen, dass Dr. Alexander Münch unter dem charakteristischen Titel „Vom Sinne der Zeit" eine Sammlung von Abschnitten aus den Werken Hilty's herausgegeben hat.[1]) Niemand wird dieses Hilty-Brevier ohne grossen Gewinn und ohne Staunen über das tief und weit schauende Urteil, das sich darin kund tut, durchlesen können. Die Auswahl ist ein wenig stark unter dem deutschen Gesichtspunkt erfolgt (übrigens nicht etwa im deutsch-nationalistischen Sinne); für uns Schweizer würde sich vielleicht eine, die mehr das hervorhöbe, was Hilty gerade jetzt uns Schweizern zu sagen hat, empfehlen. Dafür wären vor allem die vielen Bände des „Jahrbuches der Eidgenossenschaft" eine kostbare Fundgrube. Das „Glück" aber müsste man bei neuen Aus-

[1]) Im „Furche-Verlag" in Berlin erschienen.

gaben höchstens von einigen falschen oder sinnlosen Bibelzitaten und andern schädlichen Anhängseln reinigen; im übrigen ist das Werk so jung wie vor dreissig Jahren.

Seltsam, nun hat auch Hilty doch noch vom Ausland entdeckt werden müssen. Schon vor Münch hat der damals noch sehr kritische Theodor Häcker begeistert sein Lob verkündigt. Nun wird er zweifellos auch bei uns wieder mehr zu Ehren kommen. Der dies schreibt, freut sich, dass er nicht erst zu Hilty bekehrt werden muss, ist aber doch dankbar für den neuen Anstoss zur Schätzung dieses noch zur Hälfte verkannten Mannes. Auch mir hat diese Sammlung aufs neue gezeigt, was wir an ihm hatten, oder hätten haben können. Diese kurze Besprechung ist ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit. Sie hätte, wenn die Zeit es erlaubte, leicht lang werden können. Denn ich habe Hilty's Schriften genau kennen gelernt und die Begegnung mit diesem Manne hat in meinem Leben viel bedeutet. Er war einer meiner Lehrer und Aufwecker und auch einer meiner Tröster. In mancher dunklen Stunde hat er mir Licht gebracht. Er kann das auch Andern tun, und nötig haben es ja Viele! L. R.

2. Eine Schwedin.

Der Eremit und andere Erzählungen, von Ebba Pauli (aus dem Schwedischen übersetzt von M. L. Moll), ist ein Büchlein, dessen Erscheinen bei der Neu-Sonnefelder Jugend, Sonnefeld bei Coburg, man mit Freuden bekannt geben darf (Preis: cach. M. 2.50, halbl. M. 3.—, ganzl. M. 4.—). Wenn Siegmund Schultze Berlin, der das Geleitwort geschrieben hat, in demselben sagt, dass diese Erzählungen, die von einer Mitarbeiterin des Versöhnungsbundes, Marie Luise Moll, ins Deutsche übertragen sind, „auf eine feine, stille Weise die Menschen in die Tiefe ernster, persönlicher, demütiger Arbeit für das Herrschen Gottes unter den Menschen hineinführen können", so ist damit sicher nicht zu viel gesagt. Gerade das „Feine, Stille" macht den „Eremiten" zu einem „Prediger" dem jeder gerne lauscht — und nicht bloss lauscht, dessen untheologischen Worten er einfach folgen muss; sei es die Frau, der er zeigt, dass es doch „Gebetserhörung" gibt, sei es der Priester, den er zu dem Ausruf bewegt: „So sollte mein Leben sein!" oder die andere Frau, der er den Weg zum „Gutwerden" zeigt: „Tu, was Du zutiefst willst!" — „Das was ich zutiefst will?" — „Ja, das was Du willst vor Gottes Angesicht!" — Dies nur ein paar kurze Blicke in den Reichtum des Büchleins, das Vielen Offenbarung des Göttlichen, „Wort Gottes" werden und sein kann. Gerade dass es ohne „Theologie" das Tiefste so schlicht sagt und doch so „neu" — wie es einmal in demselben heisst: „Du antwortest seltsam, aber Du hilfst!" — das ist sein Vorzug.

Wenn die Neu-Sonnefelder Jugend uns noch mehr solche feine und reine Kost schenkt — und sie wird es, weil sie es will! — dann Heil ihr oder uns! Denn dann hilft sie uns dazu, Menschen zu werden wie „Der Wanderer" oder „Schwester Trude" oder gar wie der „Eremit" selbst.

Gottfried Rieger.

Berichtigung. (Für die letzte Nummer leider verspätet.) In dem Bericht über den Kurs in Lauterbach, der im letzten Heft der „Neuen Wege" enthalten war, hat sich ein kleiner Irrtum eingeschlichen. In meinem Referat über die Wirtschaftskrisen habe ich den Arbeitslohnverlust durch Arbeitslosigkeit in der Schweiz für die Jahre 1921/24 (nicht für 1924 allein) mit 680 Millionen Franken eingeschätzt, also im Durchschnitt für ein Jahr auf 170 Millionen; das ist immerhin noch 85mal so viel wie der durch Streiks im Jahre 1924 verursachte Verlust an Arbeitslöhnen. Max Weber.

Druckfehler.

Es sind besonders in den zwei Beiträgen: „Ueber den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems“ und „Zum religiös-sozialen Problem“ (Ragaz) eine Reihe von kleinern und grössern Fehlern stehen geblieben. Der Leser wird das Gröbste wohl selbst verbessert haben.

Ich trage für den ersten Aufsatz folgendes nach: S. 321, Z. v. u. muss es Gericht heissen (statt „Gewicht“); S. 328, Z. 1 v. o. Ziel (statt „Sinn“); S. 328, Z. 11 v. o. Frühlingswärme (satt „Lebenswärme“); S. 337, Z. 2 v. o. Forderung (statt „Förderung“); S. 341, Z. 4 v. u. die Gnade (statt „sie“); S. 342, Z. 17 v. o. „der neuen Theologie“ (statt „dieser Theologie“); S. 346, Z. 16 v. o. „dritten Himmel (statt „siebten“); S. 352, Z. 21 v. u. Deutung (statt „Beurteilung“).

Für das „Votum“ bitte ich zu setzen: S. 415, Z. 10 v. u. dass (statt „weil“); S. 417, Z. 5 v. u. blicken lassen (zu ergänzen!); S. 419, Z. 13 v. o. Gruppen (nicht „Arten“).

Arbeit und Bildung.

Winterprogramm 1927/28.

I. Hälfte.

1. Der Brief des Apostels Paulus an die Römer. Samstag, abends 8 Uhr. Beginn: 15. Oktober. Leiter: L. Ragaz.

Es soll im Anschluss an dieses gewaltige biblische Dokument der Versuch gemacht werden, eine Anzahl der wichtigsten letzten Fragen des geistigen Lebens zu erörtern.

2. Mensch oder Maschine? a) Der Sinn der Maschine; b) Die Rationalisierung und der Sozialismus; c) Der Arbeiter und die Maschine; d) Die Maschine und die Strasse (Auto etc.); e) Die Rationalisierung in der Lebensführung. Freitag, abends 8 Uhr. Beginn 18. November. Als Referenten sind in Aussicht genommen: Dr. Max Kleiber, Arbeitersekretär W. Lässer, Dr. Max Weber, L. Ragaz u. a.

Dieser Kurs soll an sechs und wenn nötig mehr Abenden in Form von Vorträgen und darauffolgender Aussprache ein Grundproblem unserer Zeit verhandeln: das Verhältnis des Menschen zu moderner Technik und modernem Mechanismus in Arbeit, Verkehr, Weltanschauung und Lebensauffassung.

3. Marxismus und Sozialismus. Die Grundfragen des heutigen Sozialismus anhand des Buches von Hendrik de Man: „Zur Psychologie des Sozialismus“. Montag, abends 8 Uhr. Beginn 17. Oktober. Leiter: L. Ragaz.

Das rasch berühmt gewordene Buch von Hendrik de Man, die tiefgründigste und erfolgreichste der bisherigen Widerlegungen des Marxismus aus dem Lager der Sozialdemokratie selbst, eignet sich ausserordentlich

als Grundlage zu einer Besprechung aller aktuellsten Fragen des Sozialismus. Der Kurs ist auf gemeinsame Arbeit berechnet.

4. Einführung in das russische Volkstum. Mittwoch, abends 8 Uhr. Beginn 19. Oktober. Leiterin: Frau Dr. Lydia Meli-Bagdasarianz.

Russland besser kennen zu lernen, ist eine der dringlichen neuen Aufgaben der Gegenwart. Frau Dr. Meli, eine geborene Russin, hat schon bewiesen, dass sie eine vortreffliche Führerin in dieses Neuland ist.

5. Frauenabende. Besprechung von Frauenfragen und geselliges Beieinandersein. Je am ersten Dienstag des Monats, abends 8 Uhr. Beginn 1. November. Leiterinnen: C. Ragaz und S. Tschulok.

Diese Frauenabende, die an Stelle der bisherigen besonderen Frauenkurse treten, wollen für die Frauen, die an sozialen Problemen und sozialer Arbeit beteiligt sind, eine Gelegenheit zur Aussprache, Sammlung, Ermutigung sein. Sie sind als freie Zusammenkünfte im Geist der Freundschaft und Gemeinschaft gedacht und stehen allen Frauen offen.

6. Musikabende. Moderne Meister von Beethoven an. (Die Romantiker.) Alle 14 Tage Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn: 20. Oktober. Leiterin: Sophie Widmer.

Diese Abende dienen der Einführung in die Welt der Musik und der seelischen Erholung und Erfrischung. Sie stehen jederman offen. Diesen Winter kommen Meister wie Schumann, Schubert, Chopin u. s. w. daran. Auch Singabende können damit verbunden werden. Einige Konzerte sind in Aussicht genommen.

7. Monatsabende. Orientierung und Aussprache über die politische Lage und Tagesfragen. Jeden vierten Donnerstag im Monat, abends 8 Uhr. 1. Abend: 25. Oktober.

Die Monatsabende möchten alle Mitglieder der Vereinigung und Teilnehmer der Kurse jeden Monat einmal zu gemeinsamer Aussprache über wichtige aktuelle Fragen zusammenführen, rechnen aber auch auf Besucher aus andern Kreisen und stehen jedermann offen. Sie werden gelegentlich zu Feiern.

Es stehen diesen Winter in Aussicht Vorträge von De Man, Dr. Greiner, Bulgakoff u. a.

Die Veranstaltungen und Zusammenkünfte finden im „Heim" von „Arbeit und Bildung", Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, statt.

Für die Kurse 2, 3 und 4 wird ein Kursgeld von Fr. 3.— erhoben. Dieses wird denen, die das wünschen, gerne erlassen.

Anmeldungen und Anfragen bittet man zu richten an Frau Clara Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4.

Das Gericht des Menschensohnes.

Wenn der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit. Und werden vor ihm alle Völker versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, gleich als ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet, und wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet. Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.“ Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dich gespeiset? Oder durstig und haben dich getränket? Wann haben wir dich als Gast gesehen und beherberget? Oder nackend und dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen gesehen und sind zu dir gekommen?“ Und der König wird antworten: „Wahrlich, ich sage euch, was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Dann wird er auch sagen zu denen zur Linken: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeiset. Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackend gewesen, und ihr mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besuchet!“ Da werden sie ihm auch antworten und sagen: „Herr, wann haben wir dich gesehen hungrig oder durstig, oder einen Gast, oder nakkend, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient?“ Dann wird er ihnen antworten und sagen: „Wahrlich, ich sage euch: Was ihr nicht getan habt einem unter diesen Geringsten, das habt ihr mir auch nicht getan.“ Und sie werden in die ewige Pein gehen; aber die Gerechten in das ewige Leben. Matth. 25, 31—46.

Wir haben ein Stück der Evangelien vor uns, angesichts dessen man am liebsten stillschweigen möchte. Man scheut sich fast, etwas dazu zu sagen, um nicht die Wirkung dieser wie in Felsen gegrabenen Worte abzuschwächen. Ja, da ist sie gesagt, die Wahrheit, die uns niederbeugt und vernichtet, die uns zugleich aber aufrichten will, die Wahrheit, die wir nicht gern hören, weil sie gerade in ihrer einfachen Menschlichkeit wieder so übermenschlich, so göttlich gross ist, so ganz anders, als wir's uns denken.

Der Gedanke des Weltgerichts hat, so dürfen wir wohl sagen, im letzten Jahrzehnt an Aktualität gewonnen. Was bedeutete er früher? Er war der ehrwürdige, aber etwas fremdartige Abschluss der christlichen Glaubensvorstellungen. Wie viele Male ist sie im Bilde dargestellt worden, die letzte Entscheidung unter den Menschen, der furchtbare Richter über ihnen, und zum Teil schweben sie auf sein Wort hin aufwärts zum Lichte, zum Teil versinken sie in den Abgrund. Aber das alles sollte erst am Ende der Welt, also in einer sehr fernen Zeit, vor sich gehen. In unsern Tagen ist nun dieser Gedanke aus den alten Gemälden und den altehrwürdigen, religiösen Vorstellungen in unsere gegenwärtige Wirklichkeit hereingetreten; da haben wir selber Gericht — Weltgericht — erlebt.

Ist nicht der K r i e g ein Gericht über unsere ganze christliche Kulturwelt gewesen? Und das Gericht ist noch nicht fertig. In aller Welt scheinen sich die ungeheuersten Veränderungen vorzubereiten — ich nenne nur einen Namen China — wir wissen nicht, was alles noch kommen wird. Was kann bestehen in diesem Weltgericht, das über die Erde dahinfegt, und was muss als unhaltbar verschwinden, zu ewiger Nichtwiederkehr verurteilt? Das Gericht bedeutet ja in der Griechensprache nichts anderes als „Scheidung". Es ist das vollkommene Offenbarwerden von Gut und Böse und die deshalb erfolgende Scheidung und Entscheidung zwischen ihnen. Das Gute kann bleiben und wird gerechtfertigt; das Böse stürzt dahin vor dem heiligen Gott.

Im Kleinen kommt solches Gericht ja immer vor, in jedem Menschenleben. Aber das menschliche Gerechtigkeitsgefühl hat das Bedürfnis, dass es noch einmal hierin zu einer letzten gültigen allgemeinen Entscheidung kommen müsse, dass die einzelnen, mehr zufälligen Erscheinungen des Gerichts zusammenströmen zu einer letzten überwältigenden Offenbarung. Es sind Vorstellungen uralter Herkunft, die von Jesus in seiner gewaltigen Darstellung des Gerichts aufgegriffen werden und denen er nun die der Wahrheit des Evangeliums entsprechende Wendung gibt. Ja, die Welt wird noch einmal stehen müssen vor der Gerechtigkeit Gottes. Vor ihm, Christus, wird sie stehen müssen; denn er ist diese Gerechtigkeit.

Wie wird es nun da zugehen? Worauf wird es ankommen beim Gericht? Diese Frage hat die Menschen vielfach beschäftigt. In den verschiedenen Religionen, bei den verschiedenen grossen religiösen Denkern finden wir die Antworten darauf niedergelegt. Wir selber haben uns schon Gedanken darüber gemacht. Aber alles das, unsere so oder so gearteten Gedanken und Ansichten müssen zurücktreten, verstummen vor dem, was Jesus selber an bedeutsamer Stelle am Schluss seiner Erdenwirksamkeit darüber gesagt hat.

Zuerst ist schon das merkwürdig: A l l e V ö l k e r erscheinen vor dem Gericht Christi, also die Menschen aus allen Menschen-

rassen und Weltteilen, aus allen Zeitaltern und Religionen. Wie weit macht schon das unsere Perspektive! Die einzelnen menschlichen Einteilungen verschwinden aus dem Gesichtskreis, unsere beschränkten Gesichtspunkte fallen ausser Betracht vor der göttlichen Gerechtigkeit: Alle Menschen stehen vor einem Gericht. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person.

Dann gibt es weiterhin eine grosse Ueberraschung; es geht ganz anders zu, als man erwarten könnte. Zunächst stehen alle miteinander verwirrt und in fassungslosem Staunen da. Denn Christus sagt zu den einen: „Ich bin hungrig und durstig gewesen, und ihr habt mich gespeist und getränkt; ich bin nackend gewesen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank und im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen. Ich bin ein Fremdling gewesen, und ihr habt mich aufgenommen." So sagt er zu den Vielen aus allen Völkern und Zeitaltern auf der einen Seite. Grosse Verwunderung. Sie fragen ihn: „Ja, wieso ist das möglich? Ein winzig kleiner Bruchteil von uns allen sind Deine Zeitgenossen gewesen, sodass sie Dir hätten begegnen und die Dienste leisten können, von denen Du da redest. Wir haben Dich niemals mit unseren leiblichen Augen gesehen, sind Dir nie von Angesicht zu Angesicht begegnet auf unserer Erdenwanderung. Also ist es auch ausgeschlossen, dass wir Dir jemals solche Liebesdienste hätten erweisen können." Und Viele werden sagen: „Wir haben Deinen Namen gar nicht gehört, Christus, solange wir lebten; denn zu unserem Volk ist niemals die Kunde von Dir gedrungen." Aber er wird sagen zu ihnen: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan! Kommt her in das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt!" Und die Gerechtgesprochenen aus allen Völkern werden eingehen in das ewige Licht.

Dann auf der andern Seite die gleiche Ueberraschung. „Ich bin im Zustand der Armut und der Bedürftigkeit zu euch gekommen, und ihr habt mir nicht geholfen, habt euch nicht um mich gekümmert!" Auch sie werden erstaunen, und besonders die vielen Christen unter ihnen werden rufen: „Aber Christus, wann sind wir Dir je begegnet? Wenn's geschehen wäre, wie hoch hätten wir Dich geehrt! Wie glücklich hätten wir uns geschätzt, Dir einen Liebesdienst erweisen zu können! Auf den Händen hätten wir Dich getragen! Haben wir Dich nicht unser Leben lang gepriesen und die Ehre Deines Namens verteidigt, sie hoch gehalten gegenüber den Ungläubigen? Wirst Du Heiden ins Gottesreich eingehen lassen und uns nicht? Und traurig wird Christus sie bescheiden: „Was ihr nicht getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir nicht getan. Gehet von mir, ich kann euch nicht brauchen." Es wird sich das Wort erfüllen, dass viele von den

fernsten Enden der Erde zu Tische sitzen werden im Gottesreich, während diejenigen, die sich für die Kinder des Reichs halten, verworfen werden können.

Das ist das Gericht Christi, wie er selbst es uns vor Augen stellt. Das Gericht, nicht über irgend welche Menschen, nach unsern Gesichtspunkten ausgewählt, über diejenigen z. B., die nicht an Gott glauben, oder über andere, von denen wir meinen, die müssten ins Gericht kommen, sondern das Gericht über alle Menschen, über u n s alle, über die Christen wie über die Nichtchristen, über uns als M e n s c h e n, über unser eigenstes Sein und Wesen: „Gott siehet das H e r z an, nicht die Farbe des Rockes, den einer trägt," so hat es einmal jemand gesagt. Die menschlichen Unterscheidungen mögen für unsere beschränkten Gesichtspunkte und in Anbetracht unserer menschlichen Schwachheit notwendig sein, aber für den göttlichen Richter existieren sie nicht. Er urteilt einfach nach dem, was wir im tiefsten gewesen sind und was wir getan haben. Ob wir den andern Menschen geachtet, ob wir den Bruder in ihm gesehen, ob wir helfend uns zu ihm niedergebeugt, darauf kommt es an. Wer Jesu Worte verstanden hat, der zittert, als ob er schon im Gericht wäre; denn da kann keiner, gar keiner sagen, wie er bestehen wird. Jeder menschliche Ausweg, jede menschliche Krücke und Hilfe ist ihm genommen.

Gestehen wir es uns nur: diese Darstellung Jesu vom Gericht berührt uns als etwas Ungeheures und schlägt all unserem gewöhnlichen Denken ins Gesicht. Eben dadurch erweisen sich diese Worte als nicht — menschlich-allzumenschlich, sondern als die Wahrheit Gottes. Diese Worte, die für die Ewigkeit gemeisselt dastehen, sind uns noch viel zu gross, als dass wir sie ganz fassen könnten, und wir müssen froh sein, dass wir noch in der goldenen Gnadenfrist leben.

O, es liegt ja noch etwas viel Tieferes, Grösseres, a u c h Unbegreifliches in diesem gewaltigen Stück des Evangeliums: A l l e E l e n d e n s i n d C h r i s t i B r ü d e r. Dies sagt er uns mit diesen Worten. Denken wir uns das aus: Der Arme, dem es an Nahrung, Kleidung und Obdach fehlt, der heimatlose Fremdling, der leiblich und seelisch Kranke, ja der Verbrecher im Gefängnis ist Jesu Bruder. Jesus stellt sich an seine Seite und sagt: „So wie du den behandelst, so behandelst du mich; alle Liebe und Hilfe, einem erwiesen, der Liebe und Hilfe nötig hat, ist mir erwiesen; alle Liebe und Hilfe, einem solchen nicht erwiesen, ist mir nicht erwiesen." Wieder fällt es uns wie Schuppen von den Augen, und wir sehen: Ja das ist wirklich das Gericht über uns; das ist das Gericht über unsere Christenheit. Denn wo ist im allgemeinen eine solche Liebe unter uns? Wo ist das „Bruder sein" den Menschen s o zum Bewusstsein gekommen? Machen wir uns klar: Der Un-

glückliche, er ist nicht dein Bruder bloss (vielleicht anerkennst du ihn nicht als solchen) — er ist Christi Bruder, und das Heiligste, was es gibt auf Erden, wird verletzt, wenn die brüderlichen Gefühle ihm gegenüber verletzt werden. Christus erklärt sich solidarisch mit dem Elend auf Erden. Aus allem Jammer der Welt, aus dem Jammer der sonnenlosen Gassen und der traurigen Mietskasernen, aus dem Jammer der verwahrlosten Kinder, dem der Ausgestossenen und Verzweifelten, derer, die durch fremde und eigene Schuld in den Abgrund taumeln, ja aus den Tiefen des Verbrechens, aus den Stätten des grössten Dunkels, den Gefängnissen, ruft erschütternd seine Stimme, die Stimme dessen, der als der Welterlöser gekommen ist vor bald 2000 Jahren — und dessen Welt heute noch so wenig erlöst ist, trotzdem sie seinen Namen angenommen. Hast du ihn rufen hören, lieber Christ, aus dem traurigen Dunkel dieser Welt heraus? Nach Erlösung rufen für sie und nach Liebe für die arme Menschheit? Willst du dich etwa abwenden von den Stimmen des Elends dieser Welt? Tu's nicht, du wendest dich von Christus ab! — Wo ist er denn, Christus? Sie suchen ihn im Himmel oben; sie suchen ihn in der Kirche, in schönen, geisterfüllten Versammlungen. Das ist recht, überall da kann er sein. Aber noch viel mehr ist er da, wo wir ihn gar nicht vermuten. Er, der Liebende, den des Volkes jammerte, der die Menschen geliebt hat, so wie nie eine andere Liebe gewesen ist; er liebt sie noch in jedem Augenblick — wie könnte Christi Liebe anders sein als ewig! — Er würde heute sagen wie einst: „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht; lasst mich dort draussen den Verlorenen nachgehen!" So geht er wie einst in erster Linie dem Elend nach, sucht und umfasst es mit der Liebe des grossen Bruders so lange, bis es kein Elend auf Erden mehr gibt.

Darum ist unser Bild vom Weltgericht neben dem Beweis der allerernstesten heiligen Strenge — o, freuen wir uns darüber! — das Bild der wunderbarsten Gnade! Der die Last des menschlichen Elends auf sich nimmt, wir wissen von ihm: Er muss ein verständnisvoller Richter sein und sein Gericht will uns zum Heil dienen. Es schmettert uns nieder, dass wir gar keine Hilfe von uns selbst aus, keinen Vorwand und keinen Ausweg mehr haben, sondern insgesamt unsere tiefe Schuld bekennen müssen. Aber dann offenbart es uns eine unergründliche Liebe und sagt uns: Es müssen alle Menschen durch Vermittlung derer, die mich kennen und die meine Nachfolger sein wollen, die grosse Liebe und das grosse Erbarmen erfahren. Durch die Erfahrung solcher Liebe müssen sie selbst zur Liebe erlöst werden; auf andere Weise kann es nicht geschehen. Und darum stellen Jesu Worte immer wieder an dich selbst die unausweichliche ernste Frage: „Liebst

du in meinem Geiste? Verwirklichst du diesen Geist? Wenn nicht, kehre um und lass dich überwinden von ihm!"

Das ist das Grosse an diesem Bild vom Weltgericht, dass es uns ganz und gar nicht anleitet, etwa über das Schicksal der Andern, irgend welcher Menschen, müssig nachzudenken, oder uns, wenn auch nur ein wenig, im Richten der Andern zu versuchen, sondern dass es uns, je mehr wir's nur recht verstehen, auffordert, uns selber zu prüfen. Und dadurch allein können wir ja dem Gericht vorbeugen, dass wir uns alle Tage selbst darunter stellen. Nach aussen sollen wir die Schranken immer ganz offen halten — ist nicht Seine Liebe grenzenlos? —, nach innen aber uns selber gegenüber immer demütiger und strenger werden. Denn die Liebe, nichts anderes, fällt ja dort als Gewicht in die Wagschale, und Christus selber geht an der Seite der Verlorenen und Zurückgesetzten und stellt die, die wir am ehesten immer wieder zu verurteilen geneigt sind, vor uns hin als diejenigen, die wir, ohne zu fragen, lieben und denen wir helfen sollen aus all unserer Kraft!

Unser Leben muss verwandelt werden zu einem Leben der Liebe. Unsere Welt muss verwandelt werden zu einer Welt der Liebe. Sonst gibt es kein Bestehen vor dem Gericht des Menschensohnes. Sonst gibts ein unwiderrufliches Dahinfallen davor, wie bisher schon so vieles dahingefallen — gestürzt ist, was davor nicht bestehen konnte. Denn das letzte Gericht schickt seine Vorboten zu uns allen und in alle Welt. Der Richter schreitet durch sie hin, und vor ihm bestehen kann in Ewigkeit nur das, was auf der Liebe, auf seiner weiten und schrankenlosen Liebe gegründet ist. Das ist das Felsenfundament, auf dem sicherer Stand ist. Wie es am Schluss der Bergpredigt heisst: Wer diese meine Worte — diese Worte, die uns die Liebe ans Herz legen — höret und tut, der ist fest gegründet; wer sie nicht tut, ist auf Sand gegründet.

Einen andern Weg gibt es nicht, als dass diese beispiellose Liebe uns überwältigt, als dass das Reich der Liebe über uns Meister wird. Dann braucht es kein Gericht mehr, dann sind wir davor gerettet.

„Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan." Wer könnte dieses Wort jemals wieder vergessen, falls er's einmal recht gehört hat! Wann endlich wird diese Liebe, die uns immer wieder beschämt und erschüttert, uns überwinden, dass wir ihr nachfolgen . . . .? Denke daran, dass diese Frage die wichtigste ist für dein Leben. An ihrer Beantwortung hängt die Wahl zwischen unnennbarem Grauen und seligem Lichte. Also wähle!

C. Holzer.

Karl Hilty und die soziale Frage.

(Schluss.)

Was hat Hilty Grundsätzliches, Grundsetzendes zur Arbeit zu sagen? „Solange die Unlust zur Arbeit ein so verbreitetes Uebel, beinahe eine Krankheit der modernen Völker ist, und sich jeder so bald als immer möglich dieser theoretisch gepriesenen Sache praktisch zu entziehen sucht, ist von irgendwelcher Verbesserung der sozialen Zustände gar nicht die Rede." „Wenn Alle richtig arbeiten würden, so wäre die sogenannte soziale Frage gelöst, und auf einem anderen Wege wird sie überhaupt nicht gelöst werden. Mit blossem Zwang kann das aber schwerlich jemals gemacht werden, und daraus entsteht auch, wenn selbst die physischen Mittel eines Zwanges aller gegen alle immer vorhanden wären, keine fruchtbare Arbeit." „Daher gibt es auch und muss es geben, ein Recht auf Arbeit; es ist sogar das ursprünglichste aller Menschenrechte. Die Arbeitslosen sind in der Tat die wahren Unglücklichen dieser Welt. Es gibt ihrer aber so viele und noch mehr sogar in den sogenannten oberen Ständen, als in den unteren, welche durch das Bedürfnis zur Arbeit getrieben werden, während die anderen durch falsche Erziehung, Vorurteil und die allmächtige Sitte, die in gewissen Kreisen die eigentliche Arbeit ausschliesst, zu diesem grossen Unglück fast hoffnungslos und erblich verurteilt sind." „Ein grosses Unglück der jetzigen Welt, das übrigens in den Zeiten, deren Geschichte wir genauer kennen, schon wiederholt zutage getreten ist, ist die mit der sogenannten Zivilisation in hohem Grade verknüpfte Arbeitslosigkeit einer obersten und untersten Klasse der Gesellschaft. Denken Sie sich einen Augenblick einen Staat, in welchem Alle arbeiten, auch jeder eine seinen Kräften und Neigungen angemessene Arbeit hat, und jeder davon menschenwürdig leben kann, so haben Sie das bisher noch unerreichte Ideal einer sozialen Gemeinschaft vor sich. Wenn die Sozialisten nur das und es nur mit tauglichen Mitteln ausführen wollten, so müssten wir ihnen zustimmen. Ich glaube überhaupt — erschrecken Sie nicht — dass dies in hundert, oder schon in fünfzig Jahren in höherem Grade als jetzt der Fall sein wird, und sie könnten sich, wenn sie nicht so wenig einsichtig wären, die Religion zu verwerfen, schon dermalen für manche ihrer Grundlehren auf ausdrückliche Vorschriften der Bibel berufen. Vor allem auf die unbedingte Vorschrift der Arbeit und Mühe für alle, nicht bloss für einzelne Klassen, ohne welche ein Gedeihen, eine geistig und körperliche Gesundheit auf Erden nicht möglich ist (I. Mos. 3.17)." „Das muss überhaupt unseren sogenannten ‚besseren' Klassen klar werden, die jetzt ihre Kinder anders erziehen, weil sie es ‚Gott

sei Dank, nicht nötig haben, zu arbeiten', und ihnen das schlechte Beispiel dazu geben, indem sie sich sobald als irgend möglich von jeder Arbeit in den Rentierstand zurückziehen. Wenn es ihnen in einigen Ländern Europas nicht bald von selbst verständlich wird, so wird ihnen der unaufhaltsame Fortschritt des Sozialismus den Dienst erweisen, sie aus dieser Empörung gegen Gottes Ordnung zu befreien." „Die Idee der Sozialisten von einer Arbeitsarmee, in der jeder den bestimmten Platz angewiesen erhält, der ihm zukommt, wäre in der Tat das Hilfsmittel für den grösseren Teil der menschlichen Uebel, wenn es eine Garantie für die richtige Arbeitsverteilung gäbe." — Insbesondere ist von Uebel die mechanische Arbeit: „Das ist auch der Grund, weshalb die Arbeit an Maschinen, die mechanische oder stückweise Arbeit überhaupt, so wenig befriedigt und der Handwerker oder ländliche Arbeiter viel zufriedener ist, als der Fabrikarbeiter, durch welchen erst die soziale Unruhe in die Welt gekommen ist. Derselbe sieht eben zu wenig von dem Erfolg seiner Arbeit, der Maschinenarbeit; er ist bloss ihr untergeordnetes Werkzeug, oder er hilft immerfort irgend ein Rädchen erstellen, macht aber niemals eine ganze Uhr, die ein erfreuliches Kunstwerk, eine Leistung menschlicher wahrer Arbeit ist. Eine solche mechanische Arbeit verstösst gegen den natürlichen Begriff von menschlicher Würde, der auch dem Geringsten innewohnt, und befriedigt ihn nicht recht." „Das erste, was heute in unserer Welt geschehen muss, ist die Verbreitung der Einsicht und Erfahrung, dass zweckmässige Arbeit notwendig zur Erhaltung der körperlichen und geistigen Gesundheit aller Menschen, ohne Ausnahme, und infolgedessen zu ihrem Glück sei. Woraus dann notwendig folgen wird, dass die Müssiggänger von Beruf nicht als eine bevorzugte, ‚distinguierte' Klasse, sondern als diejenigen angesehen werden, was sie sind: als geistig unvollkommene oder ungesunde Menschen, die die richtige Lebensführung verloren haben. Sobald einmal die Sitte, die der Ausdruck einer allgemeinen befestigten Ueberzeugung ist, sich dahin ausgesprochen haben wird, dann und erst dann wird eine bessere Aera für die Welt herankommen. Bis dahin krankt sie an ungehöriger Arbeit der einen und ungenügender der anderen, die sich gegenseitig bedingen, und es ist noch sehr die Frage, welcher von beiden Teilen der reell unglücklichere ist." — Eine scheinbare Kleinigkeit, die aber von der grössten Tragweite ist, hat auch Hilty bereits deutlich gesehen: Man soll „andere (und zwar auch die Allergeringsten nicht) nicht unnötig bemühen und plagen. In diesem Punkte lassen sich sogar gebildete Menschen manches zuschulden kommen, das tiefer empfunden wird, als sie glauben. Ein erheblicher Teil des Sozialismus stammt aus dieser Quelle." — Auch betont er

nachdrücklich, dass Arbeit ebensoweit wie vom Müssigang von der Arbeitshetze, seinem Gegenstück, entfernt ist: „Zum Glück spricht Christus selbst auffallend wenig vom Arbeiten und hat sich auch selber stets zu allem Zeit genommen; das ist unser Trost gegenüber denen, die aus der Zeitbenützung einen Götzen machen. Die ganz katholischen Gegenden (Engelberg, Disentis, Luzern, Tirol) haben etwas für abgespannte Menschen Beruhigendes. Man sieht dort nicht die beständige Arbeitshetze, den ‚Stecken des Treibers', sondern ein Leben, das selbst für die Geringsten des Volkes noch über der blossen Arbeitsleistung steht. Das bildet auch einen Teil der Anziehungskraft, welche die katholische Kirche heutzutage besitzt, die sie aber einbüssen wird, wenn sie sich mit der Agitation einlässt." Diese Arbeitshetze „stammt fast immer aus Ehrgeiz oder Habsucht" seitens der Gehetzten und mehr noch der Hetzenden, um das hinzuzufügen.

Aber mit der Arbeit allein ist's nicht getan, obwohl, wer arbeitet, auch immer irgendwie und unbewusst fromm ist. Zu ihr tritt die Gottesnähe, die ewig gesprochen, alles in sich schliesst: wie könnte einer wahrhaft fromm sein, ohne zu arbeiten? Und hier gilt es, den Gottesersatz, den Glauben an den Mammon zu zerstören. „Wirklicher Reichtum erscheint als ein recht zweifelhaftes Gut. Diese Erkenntnis muss bei sehr Vielen zuerst durchbrechen, bevor man überhaupt von Lösung der sozialen Frage und ebenso von wahrem Christentum nur zu sprechen anfangen kann." „Die Sorge namentlich wird durch den Reichtum nicht beseitigt; das ist einer der grössten Irrtümer unserer Zeit." „Wenn Friedrich Nietzsche in ‚Der Wanderer und sein Schatten' sagt, zwei Menschenklassen müssten beseitigt werden, die Reichen und die Besitzlosen, so ist das in seiner exzentrischen Art zu schroff ausgedrückt, aber für einen wirklich seinem Zwecke völlig entsprechenden (bisher noch ‚idealen') Staat nicht unwichtig. Man darf ganz ruhig behaupten, es ist heute ein Unglück, in diesen beiden Klassen geboren zu sein; beide legen der sittlichen und geistigen Entwicklung eines Menschen Hindernisse in den Weg und sind für die Gesamtheit nicht so nützlich, wie sie es sein sollten. Sonderbar ist es, dass dennoch so wenig Reiche sich entschliessen können, sich dieser Fessel, soweit sie eine solche für sie ist, zu entledigen (was sie ja meistens ganz leicht und ohne die geringste Einbusse an wirklicher Lebensfreude tun könnten), oder wenigstens von ihrem Reichtum, wenn sie ihn selber verwalten wollen, bei Lebzeiten einen auch nur annähernd richtigen Gebrauch zu machen. Es ist aber eine Macht, die sie gefangen hält." „Mit der Arbeitslosigkeit im engsten Zusammenhang steht der Mammonismus unserer Zeit und aller Zeiten. Denn wenn man nicht arbeiten will, weil das eine

Art von gesellschaftlicher Deklassierung bedeutet, und dieses Los ganz naturgemäss auch seinen Kindern und weiteren Nachkommen auf ungezählte Grade hinaus ersparen möchte, so muss man Kapital sammeln, um aus dem arbeitslosen Ertrage leben zu können, und das kann nicht ohne etwas gesechehen, was die hl. Schrift eine ‚Ungerechtigkeit' nennt. Daher spricht unser Herr von dem ‚ungerechten' Mammon. . . Welch ein Unglück ist es, grosse Reichtümer zu besitzen! Nicht allein deshalb, weil dieselben das menschliche Herz wie mit einem Zauber gefangen nehmen und von allen wahren und edlen Lebenszwecken, ja, selbst von allen wahren und edelgearteten Menschen abstossen, sondern auch wegen der ungeheuren Mühe und Arbeit oder sonst Abhängigkeit von vielen Menschen, die mit der Verwaltung eines grossen Vermögens verbunden ist. Die Besitzer eines solchen sind mit Arbeit ganz unedler, unfruchtbarer Art ebenso überbürdet, wie die geringsten Arbeitssklaven, wenn sie nicht die Pensionäre ihrer Vermögensverwalter werden wollen, zu deren Tun und Lassen sie dann noch überdies die ironisch-pessimistische Stellung einnehmen müssen, die unser Herr in einem seiner geistreichen Gleichnisse offenbar nach dem Leben gezeichnet hat. (Ev. Lucae 16, 8.) Wer einmal einen rechten Einblick in diese moderne Geldwirtschaft getan hat, dem vergeht leicht die Lust, eine solche Bürde auf sich zu nehmen, die überdies gar nicht nötig ist und auch vor einem mässigen Besitz gar keine Vorteile gewährt, wenn man nicht die Bewunderung von Toren oder ähnlichen Reichtumssklaven als solche ansieht. Denn die Grenzen der menschlichen Genussfähigkeit sind sehr beschränkt, und wer vom Reichtum verführt, darüber hinausgreift, kommt leicht bei seinem Unglück, oft sogar bei dem Verbrechen an. Die meisten der reichen Leute würden sehr gut tun, sich eines Teiles ihres Besitzes in eine andere gute Hand zu entäussern und mit dem Rest ein menschenwürdiges Dasein führen. Sie haben aber meistens nicht einmal soviel Geist mehr, um darin das Rechte zu finden." „Ich selbst habe in meinem Leben nie einen Menschen gesehen, der ohne grossen Schaden an seinem geistigen Wesen reich wurde. Die kräftigsten Völker des Altertums sind am Reichtum ihrer oberen Klassen zugrunde gegangen, und einige der besten der Neuzeit befinden sich auf dem Wege dazu. — Die meisten Reichen der heutigen Welt sind übrigens nicht einmal wirklich reich, was nur der ist, welcher von materiellen Gütern so viel hat, als er überhaupt wünscht, während arm ist, wer vergebliche Wünsche nährt. Sie sind oft sogar so arm, wie die Aermsten, weil sie aus der beständigen Gier nach Mehr und der ebenso beständigen Furcht vor Weniger ihr Leben lang nicht herauskommen. — Die hl. Schrift wird daher schon im Alten Testament gar nicht müde, vor dieser falschen Lebens-

richtung zu warnen. Zum Beispiel: „Also handeln alle Gewinnsüchtigen, dass einer dem andern das Leben nimmt. Sie lauern untereinander selbst auf ihr Blut, und einer stellt dem andern nach dem Leben.“ (Sprüche 1, 18, 19.) Das wäre ein Spruch, um auf die Bank von England geschrieben zu werden, statt des heuchlerischen „Die Erde ist des Herrn und was darin ist“, sofern man nämlich „the Lords“ mit „des Herrn“ übersetzt und nicht wörtlicher nimmt, wie es vielleicht gemeint und dort wirklich der Fall ist.

„Dem Menschen, der ihm gefällt, gibt Gott Weisheit, Vernunft und ein freudiges Herz; aber dem Frevler gibt er das Unglück, dass er sammle und häufe.“ (Prediger 2, 26.)

„Der Gewinnsüchtige verabschiedet, ja, er lästert den Herrn.“ (Psalm 10, 3.) Er will nicht mehr abhängig von Gott, sondern sein eigener Herr und Versorger sein, und es wäre ihm schliesslich lieber, wenn kein Gott wäre, der ihm auf die Finger sieht. „Siehe, das war deiner Schwester Sodom Missetat, Hoffart und alles vollauf und guter Friede. Aber dem Armen und Dürftigen halfen sie nicht.“ (Hesekiel 16, 49.)

Genau so ist es heute in unseren Ländern in weit verbreiteten Schichten der gebildeten Klasse. Sie denken gar nicht mehr an etwas anderes, als an sich und ihre Kinder, und überall, wo etwas schlecht ist in der heutigen Welt, bildet die „Geldfrage“ den Untergrund dazu. Die Armen leben in Not und Erbitterung dicht neben dem grössten, oft für seinen Besitzer selbst ganz unnützen und verderblichen Reichtum, und selbst die mittlere Klasse fühlt sich beständig gedrückt und erniedrigt durch diese „mächtige Atmosphäre plumpen Reichtums“.

Die Hauptursache davon ist, neben der bisher vorwiegenden Richtung der Menschheit auf materielle Weltanschauung und sogenannten „Lebensgenuss“, eine sehr starke und immer noch zunehmende Erhöhung der sogenannten „standard of life“, derjenigen, was als notwendig zu einem „menschenwürdigen“ Dasein betrachtet wird. Es hat sich in unserer eigenen Lebenszeit auf mehr als das Doppelte erhöht. Das betrachten manche törichten Leute als einen Fortschritt. Es ist ein solcher, insoweit es Gesundheit, Reinlichkeit, Sinn für wirklich Schönes betrifft; sonst aber ist dieser zunehmende Luxus die Ursache zahlloser Uebel, denn er verschwendet die Mittel, die eine bessere Verwendung finden könnten, für geringfügigere Zwecke. Meistenteils ist es sogar noch lächerlich dazu, indem er immer zu hoch hinaus will und den Menschen, der sich ihm hingibt, zu einem Scheinwesen verführt, das sehr sichtbar ist. Die Kunst und die Künstler tragen leider daran eine grosse Schuld, indem sie wähnen, eines gewissen Luxus zu ihrem Schaffen nicht entbehren zu können, während Michel-

angelo, Dante und Schiller in einer Einfachheit lebten, die der kleinste moderne Dichterling als seiner unwert erklären würde. Zu einer edlen Einfachheit in der ganzen Lebenshaltung zurückzukehren, ist eine Hauptaufgabe der kommenden Generation."

Das Gesamtergebnis in Sachen „Mammon" ist das: „Der englische Maler Watts zeichnet den Mammon auf seinem Thron als einen finstern, brutalen Eunuchen in einem starrenden Goldgewande, wie er mit erbarmungsloser Faust eine feine weibliche Gestalt zu Boden drückt — wie oft ist das leider in Wirklichkeit so — und seinen plumpen Fuss auf eine andere, männliche stellt. So ist er buchstäblich: unliebenswürdig, widerwärtig durch und durch, und noch heute, ja, vielleicht heute mehr, als je seit den Zeiten des alten Romes ist es wahr, dass leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, als dass ein wirklich Reicher in das Reich Gottes gelangt."

Da gibt es aber doch zwei Grössen, die als berufene Hüter des Arbeitens und des Betens erscheinen: Staat und Kirche, in denen Arbeit und Gottesnähe „organisiert" sein soll. Doch dem scheint nur so und ist anders. Der Staat, dies „kälteste aller Ungeheuer " (Nietzsche) ist so ziemlich das Gegenstück vom Reiche Gottes: er schützt mehr den Besitz, das Privateigentum (immerhin von privare = berauben!) als die Arbeit. Die Kirche oder die Kirchen sind so ziemlich die Parodie des Reiches Gottes; Gott ist ihnen im besten Fall nur Diener ihrer Wünsche, Begleiter, nicht Geleiter. Was sagt nun der Christ Hilty Näheres dazu und dagegen?

Der Staat! „Das Kapitel 16 des Ev. Lukas ist überhaupt eigentlich das gefährlichste Schriftstück, welches gegen die öffentliche Ordnung im Sinne unseres modernen Polizeistaates geschrieben worden ist. Welche Konsequenzen würde das hervorrufen, wenn man einmal ernstlich und allgemein glaubte, dass der Mammon ungerecht sei und durch seinen blossen Gebrauch, ohne irgend welche sonstige Schlechtigkeit (die dem reichen Mann ja keineswegs nachgesagt wird), zur Verwerfung führe. Oder dass alles, was hoch ist unter den Menschen, ein Greuel sei vor Gott. Und welch tiefe Ironie liegt in dem Lob des ungerechten Haushalters gegen das, was Eigentum heisst und oft sogar mit dem Prädikat der ‚Heiligkeit' versehen wird." — Nur zwischendurch sei bemerkt: „Seinen speziellen ‚Landesherrn' betrachtete Jesus mit einem auffallend geringen Respekt (Lukas 7, 25; 13, 32; 21, 12; 23, 9), der nicht einmal ganz mit den oft angeführten Vorschriften des Apostels Paulus in Römer 13, 1—7, harmoniert." — „So bedeutet die ganze staatliche Sozialpolitik eigentlich nur einen mühsam aufrecht erhaltenen Waffenstillstand. Von dem sogenannten ‚Privatrecht' nach römischer Auffassung wollen wir lieber gar

nicht zu sprechen anfangen, da es grösstenteils bloss für die Besitzenden vorteilhaft ist, wir würden sonst riskieren, bei unseren ‚Klassen' als ‚Sozialist' in Misskredit zu kommen." „Von einer ‚Heiligkeit' des Eigentums wollen auch wir nicht reden, sofern man darunter die jeweilen bestehende Privatrechtsordnung versteht; das Eigentum ist ein durch Gesetzgebung begrenztes Recht und vielfach sogar auf nicht besonders heilige Weise entstanden. Auch auf den Dekalog kann man sich für irgend ein System des Eigentums nicht berufen, sonst wäre z. B. die Sklaverei unaufhebbar gewesen. Im Gegenteil, derselbe versteht unter ‚Stehlen' wohl offenbar manche jeweilen gesetzlich zulässige Erwerbsarten, z. B. Sklavenhandel, Strandrecht, Kaperei, Spielbanken, Börsenspiel, Wucherzinsen, übermässige Rechnungen oder Besoldungen, ungerechte Prozesse, irische Grundbesitzerverhältnisse und noch manches andere. Es gab und gibt also zu allen Zeiten Eigentum, das ohne allen Zweifel vor Gott und dem eigenen Gewissens des Besitzers als Diebstahl nach dem vielberufenen Wort Proudhon's erscheint. Der Leser wolle sich diesen Punkt sehr wohl überlegen. Hier ist eine Revision unseres römisch-rechtlichen Privatrechtes, wie unserer Privatmoral, in der Zukunft notwendig bevorstehend, die einen Teil der sozialen Frage lösen wird." Hilty führt in diesem Zusammenhang das sehr eindringende Wort Spurgeons an: „Wenn jemand eine Gans von der Gemeindeweide stiehlt, so wird er mit der äussersten Strenge des Gesetzes verfolgt werden; aber die Gutsherren haben die Gemeindeweide von der Gans gestohlen, und kein Gesetz ist imstande gewesen, sie zur Verantwortung zu ziehen" und bemerkt dann selbst weiter: „Auch das ist insoweit richtig, der gemeine Mann hat im Laufe der Jahrhunderte seinen Anteil an Feld und Wald eingebüsst, und selbst schweizerische Gemeinden gehen jetzt mitunter noch zu der letzten Konsequenz (vor der Revolution, welche die Folge davon ist) über, armen Kindern sogar das ärmliche Beerenlesen zu versagen oder daran eine Steuer zu knüpfen! Diese Expropriation der kleinen Leute hat Rosegger in einem erschütternden Roman „Jakob der Letzte" beschrieben. Zuweilen liest man auch in unseren Zeitungen die Frage, ob es gerecht sei, dass in kleinen, industriellen Kantonen der Schweiz bloss etwa 100 bis 200 Personen die gesamten Vermögenssteuern bezahlen müssen! Die Einsender bedenken dabei wohl nicht, dass die gleiche Frage auch in der Form gestellt werden kann, wie es gekommen sei, dass nach und nach das ganze Vermögen eines Landes an so wenige Besitzer gelangte, die darüber nun niemand Rechnung schulden und doch die ganze Staatsgewalt zur Aufrechterhaltung dieses Besitzstandes in Anspruch nehmen. Dass vollends der heutige Staat Personen straft, die aus Not

Lebensmittel stehlen, und dagegen die Urheber von sogenannten „Ringen", durch welche ganze Kategorien von Lebensbedürfnissen künstlich verteuert werden, nicht schonungslos in die Zuchthäuser befördert, in die sie gehören, das hat gar keinen vernünftigen Sinn mehr. An einem solchen Verbrechen, das wohlwollend eine Spekulation genannt wird, teilzunehmen, scheuen sich sogar sehr würdige Personen nicht."

Wo ist der Geist, der diesen Körper baut? Die Kirche! „Wenn die Kirche den Staat nicht geistig beeinflusst, so beweist dies zuallernächst immer nur, dass es ihr selber an innerer Kraft und Wahrheit fehlt." „Das Christentum hatte erstlich keine andere Mission als die ‚Tempelreinigung', und hat sie auch ‚erhalten durch der Engel Geschäfte', aber nicht gehalten, ganz gleich wie die Juden." „Noch im neunzehnten Jahrhundert haben die Bürger einer grossen Republik, an ihrer Spitze sogar christliche Geistliche mit der Bibel in der Hand, den Satz verfochten, dass gewisse Menschenrassen zur Arbeit für andere auf ewige Zeiten hinaus erblich verurteilt seien." Insbesondere ist Tatsache: „Die Warnungen Christi vor dem Reichtum, die wir so leicht zu nehmen pflegen, sind sicher nicht bloss zur Dekoration vorhanden. Die Strafe dafür, dass diese Warnungen jetzt in der Christenheit gänzlich ‚dekorativ', blosse nicht ernstgemeinte Predigttexte geworden sind, ist die soziale Frage. Gottes Wort lässt sich eben nicht ungestraft verachten, sondern macht sich geltend auf jeden Fall." „Wenn wir zu den atheistischen Sozialisten unserer Tage gehörten, so würden wir den aufrichtigen Bekennern des Christentums, die ihre weitaus gefährlichste Gegnerschaft sind, beständig die zwei Ansprüche ihres Herrn und Meisters entgegenhalten, die im Evangelium Matthäus 6, 19 und 24, allfällig auch noch in Lukas 14, 33 enthalten sind und aus deren Befolgung sich ohne weitere Mühe die Erledigung der sozialen Frage ergeben würde. Es gibt aber eben viele Worte der Bibel, die durch eine Art von entgegengesetzten Gewohnheitsrecht ihrer Geltung fast entkleidet sind, oder von denen man wenigstens in allen frommen Kränzchen lieber schweigt, weil sie für viele der Anwesenden wenig ‚Erbauliches' an sich haben." „Unser Herr spricht von dem ‚ungerechten' Mammon. Unsere protestantischen Pfarrer aber, die mitunter selbst gern reiche Frauen heiraten, oder wenigstens ihren Kindern eine höhere gesellschaftliche Stufe gönnen möchten, haben es längst fertig gebracht, diese fortwährenden Reden unseres Herrn und Heilandes gegen den Reichtum zu ignorieren oder in einer bequemen Weise umzudeuten. Wenn das Christentum eine wirkliche Wahrheit in der Welt geworden wäre, so könnte es weder grossen Reichtum, noch grosse Armut mit all ihren schrecklichen Folgen geben, sondern nur einen mässigen Besitzunterschied, der

die gesellschaftlichen Beziehungen nicht verbittern, sondern im Gegenteil durch ein wirkliches, hilfreiches Miteinanderleben, das auf gegenseitigem täglichem Bedürfen beruhte, freundlich gestalten würde. Während jetzt zwischen den verschiedenen Besitzklassen des gleichen Volkes, ja, der gleichen Stadt und des gleichen Hauses, oft eine wirkliche Feindschaft besteht." „Die weitaus meisten heutigen jungen Leute stellen sich die menschliche Gesellschaft, in die sie als aktive Mitglieder eintreten wollen, in zwei Schichten vor, einer oberen, die allen höheren und feineren Lebensgenuss für sich monopolisiert hat und in die man also um jeden Preis zu gelangen versuchen muss, und einer niedrigen, die bloss die Mühsal des Lebens und höchstens einige gröbere Genüsse kennt, aus der man herausstreben, oder wenn das nicht gelingt, revolutionieren helfen muss. Die Geistlichen haben diese allgemeine Anschauung gerade so gut wie die weltlichen Personen, und wenn sie durch ihre Stellung mehr oder weniger von einer direkten Einreihung in die obere Gesellschaftsschicht ausgeschlossen sind (was zwar nicht überall der Fall ist), so suchen sie dieselbe mit umso grösserem Eifer durch eine gesellschaftliche Verbindung mit den Hohen und Reichen dieser Welt (deren Sünden sie dann in wohlwollender Weise bemänteln), oder durch Heiraten reicher Frauen und möglichste Beförderung ihrer Kinder in die Gesellschaftsklasse der Freien zu erreichen. Damit verlieren sie aber das rechte Vertrauen der ärmeren Leute, soweit dieselben nicht selbst Bettler oder Streber sind. Ich erinnere mich, von einem solchen Gedrückten und Ratsuchenden, den ich an die Pfarrer seines Aufenthaltsortes weisen wollte, die Antwort erhalten zu haben, die hätten alle reiche Frauen und daher für den armen Mann kein Herz." Das Gesamtergebnis lautet: „Wenn die Kirche Christi ihre Pflichttäte und seit jeher getan hätte, gäbe es keinen Sozialismus. Derselbe ist unseres Erachtens der offenbare Beweis und die Strafe dafür, dass Staat und Kirche, namentlich aber die letztere, ihre Schuldigkeit gegenüber den Armen und Elenden versäumt haben, sodass sie nun daran erinnert werden müssen." „Den heutigen zahlreichen Predigern, die wenig oder nichts ausrichten und dafür dann den ‚ungläubigen Geist der Zeit' oder den ‚Sozialismus', oder was immer sonst verantwortlich machen, sagt der Herr klar, woran es ihnen noch fehlt. Beständiger Verkehr mit Gott, nicht bloss zeitweiser, und völliger Verzicht auf allen Genuss und jede Art von Egoismus, das ist das Geheimnis der Kraft Gottes in uns Menschen, noch heute, wie damals. Das müssen sie leisten — der Klerus — ohne das nützt ihre ganze Tätigkeit nichts; der Fürst dieser Welt lacht noch über sie und hat das Recht dazu."

Weil Staat und Kirche, und also noch einmal besonders diese, das Gottesreich versetzt haben, sucht das der Sozialismus zu ersetzen. Er meldet sich als Christentumsersatz. Der Uebersicht halber stellen wir das Ja und Nein, das Hilty hiezu sagt, soweit es nicht schon im Vorausgehenden zutage getreten ist, noch einmal besonders für sich.

Das Ja. Das Schlimmere ist nicht der Sozialismus, sondern sind die Zustände, die ihn hervorgerufen haben. „Das ist das wahre Wesen des Sozialismus, dass er eine Zuchtrute an unserem Geschlecht ist. Damit ist er auch gottgewollt und hat einstweilen ein Recht zu bestehen. Daraus fliesst auch seine Kraft, die ihn wie ein drohendes Verhängnis über Völkern, die falsche Wege wandeln, sich erheben lässt und unwiderstehlich — auf Augenblicke der Weltgeschichte — macht." „Welche Gleichheit jede gemeinsame Arbeit herbeiführt, weiss jeder Arbeitende; Standesunterschiede drückender Art bestehen nur da, wo in irgend einer Klasse die Arbeit als unanständig gilt. . . Es nützt vorläufig nichts, zwischen diesen beiden Klassen Liebe zu predigen, die allerdings, wie das wahre Christentum überhaupt, das untrügliche Mittel zur Lösung der sozialen Frage sein würde; zuerst muss eine andere Lebensanschauung in die oberen Klassen kommen. [Dies auch ein gedrungener und dringender Hinweis auf das Thema „Volksbildung!"] Dieselben sehen heute noch grösstenteils in jedem Hilfsbedürftigen einen unbequemen Ansprecher, fast einen künftigen Verbrecher, und können sich doch, sofern sie noch einen Rest von gesundem Menschenverstand bewahrt haben, niemals völlig einreden, dass „dieser Mensch sie eigentlich nichts angehe". In den Armen dagegen wohnt ein unvertilgbares Bewusstsein, dass Gott die Menschen gleich geschaffen habe und dass ihnen zum mindesten ein Recht auf einen gewissen (gewissen!) Anteil an Grund und Boden, der nicht ganz verteilt werden sollte, und eine Existenz durch Arbeit zukomme. — Solange das so ist, bewirkt der Sozialismus eine wohltätige Erschütterung des allzugrossen Vertrauens auf Geld und Gut und eine zweckmässige Werterhöhung derjenigen Kapitalien in Privathand, die unantastbar sind, Arbeitsfähigkeit und wahre Bildung." Ja. es ist sogar zu sagen: „Zwanzig Jahre Sozialismus — und länger würde es sicherlich nirgends dauern — wäre für niemanden vorteilhafter, als für die Aristokratie und reich gewordene Bourgeoisie unserer Kulturstaaten, das einzige Mittel, sie gründlich zu regenerieren." Dazu „haben weiter die Sozialisten das Grosse für sich, dass ihr Zusammenhang mit dem Volk der direkteste und ihre Sorge für dasselbe wirklich teilweise ein Werk Gottes ist, das er durch sie verrichtet. Diese teilweise Richtigkeit ihrer Grundanschauungen bildet auch ihre

Stärke, nicht ihre Agitationsweise. Man muss sie als unbewusste Knechte Gottes ansehen, und daher stehen sie auch, trotz ihres Atheismus (wie übrigens wir alle), unter göttlicher Geduld." Und es ist noch „ein Verdienst der Sozialdemokratie, dass sie die Unkenntnis des vorhandenen Elendes und Hasses überall beinahe unmöglich gemacht hat." Nur wer heute nicht sehen *will*, der sieht nichts.

Nun aber das *Nein*. „Das Hässliche an dem Sozialismus, weshalb allein schon ich nie zu demselben hätte gehören wollen, ist, dass es eigentlich den *Neid* zur Haupttriebfeder der menschlichen Handlungen macht, und denselben auch in der Praxis den Seinigen anerzieht." Er hat weiter die Neigung, die soziale Frage zur blossen „*Magenfrage*" zu stempeln. „Wäre sie das, so würde sie mit Sicherheit mit einem Sieg der besitzenden Klassen enden, wie alle Revolutionen, die auf bloss materiellen Interessen beruhen . . . ; gewöhnlich sogar mit einem Sieg der *gegenwärtigen* Besitzer, wie z. B. in unserem Bauernkrieg des 17. Jahrhunderts, der auch eine soziale Revolution war; im günstigsten Fall erfolgt bloss ein *Wechsel* der Besitzer. . . . Wir denken höher von ihr." „Niemals aber könnte ein materialistischer Sozial*staat* in irgend einer Form *Bestand haben*, noch ist überhaupt ein gesellschaftlicher Zustand denkbar, der bloss auf der sogenannten ‚Magenfrage' aufgebaut ist und alle geistigen Interessen der Menschheit derselben nachsetzt." Sobald alle bloss auf den Genuss zielen, wird nur ein Zustand geschaffen, der sich so darstellt: „Wer sich davon ausschliesst, um Ruhe zu haben, oder ausschliessen muss, weil ihm die Mittel dazu fehlen, sinkt sofort in eine andere Klasse der Gesellschaft hinab, in der sich ein gebildeter und etwas verwöhnter Mensch kaum mehr ohne Widerwillen zu bewegen vermag, oder ist verurteilt, mit innerer Empörung dagegen, solchen zu dienen, die nicht gebildeter, nur besitzender sind als er. Daran würde auch kein Sozialstaat etwas ändern; er würde alle auf das gleiche Niveau der *Gewöhnlichkeit* herabsetzen." Als „Magenfrage" allein führt der Sozialismus „zur Anbetung der Staatsgewalt und zu einem kolossalen Staatswesen, ungefähr wie es der römische Weltstaat unter den Kaisern war, einer grossen einförmigen Herde von Menschen, die von einem (höchst wahrscheinlich nicht einmal auf die Dauer intelligenten) Despoten und einer unerträglichen Bureaukratie unumschränkt und schlecht regiert wird. Selbständige Staaten mit eigenen wirtschaftlichen Prinzipien dürften neben einem solchen Sozialstaat schon um der Konkurrenz willen nicht geduldet werden, so wenig als selbständig denkende Individuen." „Den bisherigen Schriftstellern des Sozialismus fehlt der *historische Sinn*,

ohne den niemand ein Staatsmann wird und der auch nicht durch die bloss naturwissenschaftlich-statistische Bildung ersetzt wird.“ [1])

Wenn also der Sozialismus zuletzt nicht Stich hält, so kann nur eine Wandlung der ganzen Gesinnung von Grund auf helfen. Beiläufig ist ja von Hilty bereits in seinen bisherigen Aeusserungen immer betont, worin die besteht. Hier ist nur noch weniges beizufügen. Er zitiert z. B. eine sehr einsichtsvolle Stelle eines Kommentators des Alten Testamentes; dieser bemerkt vom wahrhaft Gläubigen: „Was andern den Schlaf raubt, gewährt ihm Schlaf; wo des andern Sorge anhebt, findet die seine ein Ende“, und weiter: „Gott stempelt auch den aus Kleinmut den Genuss des Gegenwärtigen sich versagenden oder verkümmernden Geiz zur Sünde“, wozu unser Weiser sagt, sehr tief sagt: „Es ist dies auch eine Erklärung der ‚sozialen Frage‘ und sie beweist sogar die völlige Unmöglichkeit ihrer auch nur annähernden Lösung, solange die Gesinnungen bei den besitzenden, wie den nicht besitzenden Klassen bleiben, wie sie jetzt unter der weitaus überwiegenden Zahl desselben sind und wie sie wohl auch unter jeder anderen Staatsordnung bleiben würden. Die soziale Frage wird daher bald durch die religiöse ersetzt und durch dieselbe gelöst werden. Vorher aber muss sie sich in ihrem ganzen Atheismus zeigen.“ „Der Sozialismus, der die nächstliegende, aber nicht die grösste Frage der Zeit ist, kann nur innerlich, durch das wahre Christentum, überwunden werden. Alle anderen Gegenmittel sind Selbsttäuschungen wohlmeinender Leute, und auch der sozialistische Staat, wie er geträumt wird, in seiner ausgedehntesten Ausführung, würde eine allgemeine Befriedigung nicht herbeiführen. Wenn du dein Leben nicht mit unnützer Philanthropie in irgend einer Form verlieren willst, so hilf das wahre Christentum befördern und die Vorurteile, die dagegen noch bestehen, überwinden.“ „Mit der sogenannten Sozialpolitik wird die ungeheure Summe von Elend aller Art, die in der Welt besteht, kaum nennenswert vermindert werden, und der Menschheit kann überhaupt nur durch Liebe, und zwar durch eine individuelle, sehr kräftige Liebe geholfen werden, die für jeden unmittelbar bei seinem ‚Nächsten‘ anfängt. Dieser Geist der Liebe, der auch der Geist des wahren Christentums ist, hilft der Welt: alles andere sind dagegen oft bloss lauttönende Nichtigkeiten. Der Welt muss das auch ein wenig klarer werden, damit wir nicht mehr falsche Ideale verfolgen. Unterdessen fangen wir selbst, zuerst jeder ganz für sich und in seinen Verhältnissen, an, anders zu denken als früher und es ernsthaft mit der

[1]) Wie man sieht, bezieht sich Hiltys Kritik einzig auf einen rein egoistisch und materialistisch begründeten Sozialismus, nicht auf das, was uns Sozialismus bedeutet. Die Red.

Liebe zu versuchen, statt bloss mit dem Recht und der Realpolitik und dem ‚im grossen und ganzen arbeiten wollen'." Praktisch gesprochen: „In die Menschen muss statt aller solcher Utopien vor allen Dingen wieder der Begriff einer sittlichen Verpflichtung zur Arbeit kommen, die eine Verurteilung für die Müssiggänger enthält. Das Annäherndste an die Anschauung enthält der Brief des Apostels Paulus an die Epheser 4, 28. Wenn die Sozialisten überhaupt diese Schriften kennten, so würden sie für das Wahre in ihren Theorien bessere Argumente finden, als die in ihren eigenen Schriftstellern enthaltenen."

Es tut mir leid, dass Hilty hier nicht länger sprechen konnte: aber das Wesentliche ist auch so von ihm alles gesagt. Nehmen wir nur noch zum Schluss seine Weisung: „Wer aber überhaupt die Welt verbessern will, der muss bei dem Recht und der Religion anfangen, nicht bei der Gesellschaft und ihren Wirtschaftsformen, die nur die Folge davon sind." Es wird sicher wieder ein Einzelner sein, wie Hilty sich selbst ausdrückt, „ein ebenso historisch gebildeter als wahrhaft geistvoller Jurist, ein Gelehrter und Dichter zugleich, der zum Reformator unserer Zeit berufen sein wird," wobei wir das „Dichter" so auffassen und sehen, dass es heisst, einer, der auch im Raume „dichtet", dicht macht, sammelt, im Gegensatz zu den bloss im Traum „zerstreuenden", verdünnenden, sogenannten Dichtern. Zwei Heere stehen sich gegenüber: auf der einen Seite Wort ohne Ort, die offizielle Frömmigkeit, auf der andern Seite Ort ohne Wort, der Sozialismus. Es gilt, diese zu einer neuen Armee aus beiden bisherigen Heeren zu formieren, die willens sind zum Wort und zum Ort. Dieser Gestalter komme, ehe es zu spät ist!

Valentin Hack.

Aussprache

I. Der Vegetarismus.

Anschliessend an die trefflichen Ausführungen unseres Freundes R. Müller über den „Vegetarismus", die wir aus unserer bisherigen Erfahrung voll und ganz unterstreichen, möchten wir noch etwas ganz Praktisches aus unserem Siedlungsleben und der Kinderarbeit hinzufügen und damit zugleich manches Freundes Frage beantworten, wie es eigentlich kam, dass wir alle miteinander Vegetarier wurden.

Vor vier Jahren, als wir anfingen zu siedeln (wir waren damals nur erst acht junge Menschen), trieben wir zunächst Landwirtschaft im althergebrachten Sinne, mit der üblichen Viehzucht. Wir hatten harte Arbeit und so wenig Mittel, dass wir uns kaum satt essen konnten und selbstverständlich

das erste „fette Schwein“ mit grossem Stolz und in begreiflicher Vorfreude schlachten liessen.

Die Mädels, welche das Tier selbst gefüttert und geweidet hatten, waren nicht imstande, dem Fleischer behilflich zu sein; sie entfernten sich schleunigst von der Schlachtstätte und zogen die Kinder mit sich fort. Doch ich bemerkte zu meinem Erstaunen, dass einige der kleinen Buben (wir hatten damals unsere ersten sechs Waisenkinder) lebhaft zum Fenster drängten, um die Ursache des schrecklichen Schreiens und Quickens da draussen im Hof zu erforschen. Einer von ihnen hatte wohl auch mit einem schnellen Blick die Situation erfasst und tagelang bildete „das Schlachten“ den begeisterten Gesprächsstoff im Kinderzimmer.

Auch Geflügel wurde hin und wieder von uns selbst geschlachtet und wir konnten uns kaum der lüsternen kleinen Zuschauer dabei erwehren. Schliesslich taten wir es nur noch Abends in der Dunkelheit und auch dann nur im geschlossenen Raum. Aber merkwürdig — ahnten sie, wie das Hühnchen in die Nudelsuppe befördert worden war, oder hatte doch einmal eines der Kinder den blutigen Kopf einer enthaupteten Gans gesehen? — Eines Tages „schlachteten“ die Buben auch. Ein gelbflaumiges, kleines Gänslein wurde mit einem scharfen Stein so lange am Kopf bearbeitet, bis es nicht mehr piepste und blutend auf der Seite lag. Ich kam dazu, als das Unglück gerade geschehen war und schlug im Zorn den Uebeltätern auf die blutbespritzten Händchen.

Ein andermal rupften sie einen lebendigen Hahn und rechtfertigten sich treuherzig: „So werden doch die Hühner und Gänse gerupft!“

Wir standen zunächst ratlos beisammen. Wie können wir die Kinder bestrafen, wenn sie in ihrem gesunden, kindlichen Nachahmungstrieb eben das tun, was wir getan?

Ja, was ist es eigentlich, was wir tun, wobei wir uns verstecken müssen, wenn die Kinder nicht verrohen sollen? Warum schlachten wir denn Abends in der Dunkelheit? Und am Tage ermahnen und erziehen wir die Kinder zur Tierliebe? Da stimmt doch etwas nicht.

In der Stadt, wo man das fertige Stück Fleisch im Laden kaufte, hatte man sich nie Gedanken über diese Dinge gemacht, aber hier war es nun soweit gekommen, dass wir ernstlich Stellung dazu nehmen mußten.

Wir standen beschämt vor den Kindern und einer nach dem andern bekannte, dass er schon längst innerlich in Konflikt mit der Schlachterei stehe und lieber fortan hungern wolle, als noch einmal das Blut unserer Haustiere vergiessen. Nun war es plötzlich festbeschlossene Sache: wir essen kein Fleisch mehr, mags kommen wie's will. Ein Ekel stieg in uns auf und trotz des knappen täglichen Brotes schickten wir alles, was noch an Wurst und Fleisch in der Vorratskammer war, in weite Ferne. — Keiner von uns hat je wieder Verlangen danach gehabt. Und merkwürdig — von der Stunde an war unsere Arbeit wie von einem stillen Segen begleitet. Die Hungerzeit hörte auf; wir hatten Brot und Früchte genug und sind seitdem gesünder und glücklicher. Auch unter unsern 40 Kindern herrscht nicht mehr wie so oft vordem Ausschlag oder sonstige ansteckende Krankheit, und wir erleben, dass auch halbverblödete Trinkerkinder durch die reine Lebensweise freier, geweckter und bildungsfähiger werden. Das Beste aber ist für uns, dass wir ihnen jetzt mit gutem Gewissen von der „Heiligkeit und Unantastbarkeit alles Lebens“ und von dem ersehnten Friedensreiche auf Erden, für das wir alle mit ganzer Kraft eintreten und arbeiten wollen, erzählen können.

Wally Klassen,
Neu-Sonnefelder Jugend.

(Fortsetzung folgt.)

II. Zum Thema: „Wo ist die Schweiz?"

Sehr verehrter Herr Professor!

Erlauben Sie einem Leser Ihrer „Neuen Wege" einige Gedanken im Anschluss zu Ihrem Artikel über die Schweiz, als ganz bescheidenen Beitrag zu der Frage: Wie finden wir unser Schweizertum wieder?

In den letzten Jahren bin ich dazu geführt worden, das Leben immer mehr zu betrachten als Dienst, und dieses Wort als das Grundprinzip des Denkens und Handelns anzunehmen:

Dienst in der Familie — im Beruf — im Staat, fussend auf Christi Forderung der Nächstenliebe und im Bestreben, in Allem nur noch die Ehre und Verherrlichung des Namens unseres grossen Gottes zu erstreben.

Die logische Folge des Dienens ist Solidarität, nicht nur im Denken sondern auch im Handeln. Dies sind die beiden Grundpfeiler, welche das neue Schweizerhaus tragen müssen, vorerst zur Creierung einer neuen Mentalität; es wäre gleichsam der Samen, der ins Erdreich versenkt werden muss, auf dass er zu einem starken Baum werde mit Früchten. —

Solidarität = Zusammenhalten zwischen den Geschwistern der nämlichen Familie bleibt der Kernpunkt. Dieses Denken aber muss auf das Volksganze übertragen werden, muss zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zwischen Bauer und Arbeiter und Sozialdemokrat und Liberal, zwischen Kopf- und Handarbeit, überhaupt auf allen Gebieten des Zusammenlebens der Menschen gelten. Dabei darf es nicht sein Bewenden haben; dieses Prinzip muss auch den Verkehr zwischen den Völkern und Rassen beherrschen. Ich habe viel nachgedacht über die Regelung der internationalen Oekonomie, und diese schweren Fragen haben mich zu diesem Gedankengang geführt. Nur das Bewusstsein, dass alle Nationen voneinander abhängig sind, keine ohne die andere leben kann, kann uns für die Zukunft retten vor einem neuen Waffengang. Mein Kampf gilt den Mauern, welche die Staaten gegeneinander aufrichten, wie hohe Zollsätze und Einwanderungs-Restriktionen.

Und da scheint mir die Schweiz berufen, zurück zu gehen zu ihrer alten Devise: Einer für Alle, Alle für Einen. Was ist das anders, als Solidarität, nicht nur auf dem Papier, nicht nur im Empfinden, sondern ausgestaltet im praktischen Leben. — Ich bin nicht Politiker und nicht Gelehrter, sondern Geschäftsmann, der seine Existenz durch den internationalen Güteraustausch finden muss, verfüge als solcher über verschiedene internationale Beziehungen und diese Gedanken haben in solchen Kreisen wiederholt tiefe Zustimmung und Freude gefunden und bringen vielleicht eine neue Note zu Ihren so interessanten Ausführungen.

Meine Gedanken sind flüchtig hingeworfen und wollen keinen Anspruch machen auf Form, geben vielleicht aber doch eine weitere Anregung.

Und wenn ich mir erlaubt habe, dieselben Ihnen gegenüber auszusprechen, so sollen sie eigentlich den Dank bedeuten für die vielen Anregungen, die ich schon durch die „Neuen Wege" empfangen habe. In Einzelheiten werde ich wohl eine andere Auffassung haben, aber das Ziel ist das nämliche, und da herrscht jedenfalls volle Harmonie: „Der Kampf um das Gottesreich, das seine Ausgestaltung doch auf Erden finden möchte."

Ich bin mir bewusst, ich spreche nichts Neues aus, sondern eine alte Wahrheit, die durch alle Jahrhunderte hindurch ihre Ausprägung gefunden hat, aber trotzdem scheint es mir, dass sie gleichsam wieder neu betont werden muss, sorgfältig ausgeprägt nach den heutigen Verhältnissen und abgeleitet aus dem heutigen Denken. —

Ihr sehr ergebener

E. S.

Bemerkung der Redaktion: Ich möchte zu diesem Briefe gern bemerken, dass ich mit ihm von Herzen einverstanden und für diese Ergänzung der von mir angeführten Gesichtspunkte dankbar bin. L. R.

Das Ich.

Wer mir nachgehen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben bewahren will, der wird es verlieren; wer es aber verlieret um meinetwillen, der wird es finden.
Matth. 16, 24—25.

1.

Es ist eine alte Erkenntnis, dass nichts dem Dienste Gottes mehr im Wege steht, als unser Ich. Das Ich ist jener Zauberberg der Sage, der unsichtbar durch seinen magnetischen Einfluss das Schiff vom rechten Kurs ablenkt. Das unerlöste Ich will eben selbst Gott sein. Darum bezieht es alles auf sich, zieht alles in seinen Kreis, stellt alles in seinen Dienst, auch Gott — wenn das möglich wäre! —, auch die Sache Gottes. Es will selbst gelten. Wie sollte es nicht? Denn der Weise sagt: „Jedes Wesen trachtet, sich in seinem Sein zu erhalten." Der Geltungstrieb in all seinen unendlich mannigfachen Formen, in all seinen tausend und abertausend Maskierungen ist vielleicht überhaupt der Grundtrieb unserer Natur. Mit einer geradezu unendlichen Gier saugt das Ich aus allem Nahrung, aber auch Gift. Denn wenn aus der verhältnismässig seltenen Stillung dieser unendlichen Gier Glück, Freude, ja etwas wie Seligkeit fliesst, so aus ihrem viel häufigeren Unbefriedigtsein Kummer, Elend, ja Unseligkeit. Denn wie sollte die Welt, endlich wie sie trotz all ihrem Reichtum ist, diese Gier wirklich stillen können? Dazu sind auch schon zu viele Mitbewerber vorhanden! Drastisch sagt in diesem Sinne Carlyle vom Menschen: „Man schenke ihm versuchsweise ein halbes Weltall, und er wird mit dem Besitzer der andern Hälfte zu streiten anfangen und behaupten, dass er der misshandeltste aller Menschen sei!" Denn dieses Ich verlangt schlechterdings die Unendlichkeit selbst. Es will sich auf den Thron Gottes selbst setzen. Das ist, offen oder versteckt, unverschämt oder schüchtern, laut oder leise geltend gemacht, sein Anspruch. Es macht sich zum Absoluten. Es ist der Urabfall von Gott und der Uraufstand gegen Gott; es ist der Luzifer, der sich von Gott losreisst, weil er sein will wie Gott, weil er selbst Gott sein will. Es ist die Urgier, die alles, alles an sich raffen will. Darum ist es überall die Quelle der Not, der Armut, des Streites, des Krieges. Als Einzel-Ich und als Gemeinschafts-Ich kann es nicht Frieden haben, weil es das Absolute ist, weil es alles sein eigen nennen will, weil alles zu seinem Imperium gehören soll. Es ist der kalte und heisse Egoismus — natürlich, der Egoismus ist die Religion des Ego — es liebt nur sich selbst und will doch, ja, muss gerade darum alles an sich ziehen, seien es Menschen, seien es Sachen, um

damit seinen unendlichen Hunger zu stillen, seine unendliche Leere auszufüllen.

Aus dieser bitteren Quelle, der aus der Unendlichkeit strömenden, stammen, wie schon angedeutet wurde, unsere meisten Schmerzen: die Schmerzen des Ehrgeizes, des Neides, der Eifersucht, der Kränkung, der Zurücksetzung, der Minderwertigkeit, ja, in mancher Beziehung, auch die der Liebe. Wenn man diese Quelle abgraben könnte! Aber für die edlere Seele ist vielleicht doch das der grösste der Schmerzen, dass dieses Ich immer wieder Gott in den Weg tritt. In zwei Formen, scheint mir, vor allem geschieht dies: einmal, indem es von der wahren Unendlichkeit Gottes, die seine Heimat wäre, ablenkt zu der falschen Unendlichkeit der Welt; sodann, indem es vor allem für sich selbst Dienst verlangt. Beides ist wohl im letzten Grunde das Gleiche. Die erste Form bedeutet die Weltlichkeit; das Ich stürzt sich in die Welt, sie geniessend, ihr dienend, an ihr sich berauschend, um dort seine Gottheit zu finden. Man kann das einfaches Heidentum nennen. In der zweiten Form aber zieht es sich sozusagen auf sich selbst zurück, Tribut, Verehrung, Anbetung heischend, sich selbst vergottend; es ist gesteigertes Heidentum. Diese zweite Form steht Gott noch mehr entgegen als die erste. Sie ist härter, zäher, kälter, schwerer zu fassen, schwerer zu bekehren. Wie ein Eisberg liegt dieses Ich da. Wie ein Kerker umfasst es uns. Wir spüren, dass es der grosse Feind Gottes ist und hassen es. „Le moi est haissable" ist Pascals Losung. Aber wir werden es nicht los. Immer wieder tritt es Gott in den Weg. Immer wieder stehen wir in der Versuchung, vom Dienst Gottes zu seinem Dienst abgelenkt zu werden. Wie oft ist das die Klippe, an der ein zu Gröserem berufenes Leben scheitert. Immer wieder hindert diese falsche Subjektivität im Kleinen und Grossen das Zusammenarbeiten, die Gemeinschaft, das Werk Gottes. Immer wieder sucht das Ich sich selbst — und findet doch nur Qual. Denn der Egoismus ist Qual. Er ist, wie aller Götzendienst, Knechtschaft. Es gibt keinen furchtbareren Tyrannen als das Ich.

2.

Das Ich muss überwunden werden, wenn wir Gott (und den Menschen!) dienen wollen, und das heisst ja auch: wenn wir erlöst sein sollen. Wie aber mag das geschehen? Wie mag dieses Wunder zustande kommen?

Ein häufiger Weg ist, dass man das Ich zu überwinden wirklich meint oder doch vorgibt, indem man es bloss maskiert. Man redet von Selbstlosigkeit, bald fromm, bald mehr weltlich. Selbstlosigkeit — eine herrliche Sache! Wie selig müssen Menschen sein, die das Ich, den „dunkelen Despoten" los sind! Wie frei müssen sie leben und atmen! Aber wo ist diese Selbstlosigkeit wirklich

vorhanden? Darf man eine gewisse natürliche Bescheidenheit schon so nennen? Das ist gewiss etwas Schönes, aber es kann bloss ein noch nicht erwachtes Selbst sein. Auch genügt Bescheidenheit allein, genügt edelste Demut für den Dienst Gottes (und der Menschen) noch nicht; es muss noch etwas anderes dazu kommen. Oder sollen wir vielleicht eine gewisse Art von Mangel an selbständigem Wesen so nennen? Davon gilt doch wohl Nietzsches Wort, dass Selbstlosigkeit keinen Wert habe, weder im Himmel noch auf Erden, oder Lagardes, dass dies die einzige Sünde sei, nicht wir selbst zu sein, und die einzige Tugend, wir selbst zu sein. Gott bedarf jedenfalls für seinen Dienst Menschen mit einem kräftigen Selbst. Das spüren und erfahren wir doch deutlich und können also nicht den Weg einer gewissen christlichen Selbstverleugnung gehen, die einfach darin besteht, den eigenen Willen zu „brechen", und nicht ihn zu erlösen. Wir sehen, wie daraus in den allermeisten Fällen nur eine Maske wird. Dieser eigene Wille, der eben nicht bloss gebrochen, sondern erlöst werden soll, lebt doch fort — wie er denn nicht sterben kann, da er von Gott stammt — aber nun verhüllt, heimlich und darum in desto schlimmerer, zäherer, gefährlicherer Form. Nun verbindet er sich — mit Gott, besser: mit der Frömmigkeit, und das Ergebnis ist jener religiös verkleidete Machtdrang, der vielleicht die schlimmste geistige Giftpflanze ist, welche die Erde trägt. Diese „christliche" Selbstlosigkeit ist grösstenteils gröbere oder feinere Heuchelei. Es gilt für christlich wohlanständig, sein Ich zu verhüllen, gerade so, wie man die Nacktheit des Körpers verhüllt, aber unter dieser Hülle lebt es erst recht trotzig und zäh und unerbittlich. Viel besser ist das Ich, das sich in seiner ganzen weltlichen Nacktheit und Brutalität zeigt. Es hat den Vorzug der Ehrlichkeit.

Aber freilich gibt es auch eine weltliche Art, das Ich zu überwinden, die ebensowenig zum Ziele gelangt. Man bildet sich ein, es zu überwinden, indem man es betäubt oder ihm aus dem Wege geht. Man meint, nur der Sache zu dienen, sich selbst in der Sache zu vergessen — und siehe, plötzlich steht das Ich wieder da und ist unheimlich stark, stärker als die Sache. Man wird vielleicht um des Ich willen zum Judas an der Sache. Denn was tut Judas anderes, als dass er dem Kreuze ausweicht? Oder man gibt zu, dass das Ich sein Recht habe. Man entwickelt es, fördert es, übt „heilige Selbstliebe", um das Selbst dann in den Dienst des höheren Zweckes zu stellen, etwa nach Vinets Anweisung: „Je veux l'homme libre et maître de lui même, afin qu'il soit mieux le serviteur de tous." Aber dieses wohlentfaltete, wohlgenährte Ich behauptet dann leicht sich selbst in dem Sinne, dass es sich dienen lassen will, statt zu dienen. Wir sind das Ich wieder nicht los.

Nein, es gibt für die Erlösung vom Ich, für die Erlösung des Ich, nur einen Weg: Sterben! „Wer sein Leben bewahren will, der wird es verlieren, wer es aber verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ Nein, es gibt nur einen Weg, das Ich wirklich zu überwinden: wir müssen unser Ich kreuzigen! „Wer mir nachgehen will, der nehme sein Kreuz auf.“ Das Ich kreuzigen heisst aber einfach: es Gott übergeben, dass er allein gelte, dass er allein herrsche. Das bedeutet „Selbstverleugnung“. Es ist aber nicht jene falsche Selbstverleugnung, die das Selbst bloss nach aussen „verleugnet“, es aber im geheimen erst recht behauptet, so wie man sich etwa „verleugnen“ lässt, wenn man so recht daheim sein will; nein es ist, wie es auch nach dem Urtext eher heissen müsste: „Absage an sich selbst.“ Das ist keine Sache des blossen Enthusiasmus, sondern ein hartes, oft bitteres Sterben. Es kostet Schmerzen. Denn das Ich möchte leben, möchte gelten, möchte sich behaupten. Aber es lässt Gott stärker sein, lässt ihn herrschen. Es überwindet sich — überwindet sich immer wieder, von Fall zu Fall wieder. Denn es nimmt „sein“ Kreuz auf sich — nicht irgend ein allgemeines Kreuz, sondern gerade das, welches der Dienst Gottes fordert. Wo es lieber selbst gelten möchte, da dient es, trotz vielem, was ihm zu schaffen macht, was es ästhetisch, ethisch, religiös abstösst, trotz Empfindlichkeit, Kränkung, Demütigung, doch Gottes Sache; es macht mit, statt sich zurückzuziehen; es ordnet sich unter, statt eine erste Rolle zu spielen; es stirbt, statt leben zu wollen. Es überwindet sich; doch nein, das ist nicht das eigentliche, das letzte Wort: es wird überwunden, wird überwunden vom Kreuze her und das heisst: wird überwunden von Gott.

So stirbt das Ich. Es stirbt, indem es gekreuzigt wird. Gibt es dann eine Auferstehung? Ja, eine wundervolle, gewiss. Denn erinnern wir uns: das Ich soll nicht einfach nur gebrochen, sondern es soll erlöst werden. Die Erlösung vom Ich ist die Erlösung des Ich. Gott dienen ist Freiheit. Der Querstrich des Kreuzes mitten durch die falsche Unendlichkeit des gierigen Ich öffnet ihm den Weg in die wahre Unendlichkeit. Das Sterben wird die Pforte des Lebens. Und das bittere Sterben wird das Süsseste, was es gibt. Sich selbst zu verlieren ist der höchste Gewinn. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer es aber verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“

L. Ragaz.

Zur deutschen Lage als Spiegel der Weltlage.

I. Das deutsche Volk und der Friede.[1])

Eisenach, den 10. November 1927.

Verehrter Herr Professor!

Die Oktobernummer der „Neuen Wege" bringt den Brief eines Kaufmanns über die Kriegsstimmung in Deutschland. Dieser Brief schildert die Lage Deutschlands richtig, soweit er die vorherrschende Stimmung in den Kreisen der sogenannten „gebildeten" Welt und des wohlhabenden Kaufmannstandes widergibt. Das sind die Stände, die in der kaiserlichen Zeit die Reserveoffiziere stellten und noch von jener Ethik beherrscht sind, die im Duellunfug und ähnlichen Dingen sich heute noch auswirkt. Unter dem Druck dieser Stimmung hat Hindenburg den Beschluss des Reichstages, der das Duell in der Reichswehr verbietet, an der Verwirklichung bis jetzt verhindert. Diese Stände „lösen" auch die zwischen den Völkern schwebenden Fragen unter den Gesichtspunkten derselben „Ethik" und desselben Ehrenkodex, schäumen gegen die Schande der Rheinlandbesetzung u. s. w., während sie gleichzeitig es mit ihrer Ehre vereinbar halten, die Steuerlast von ihren Schultern auf die Schwachen abzuwälzen und die Arbeiterschaft Deutschlands in möglichst harte Ketten zu schlagen. Es ist die Ethik einer Herrschaftsschicht, die immer noch nicht erkennt, dass heute nur tiefste Verantwortung die Führung eines Volkes behalten wird und die sich langsam aber sicher um ihre Führerstellung in Deutschland bringt. Das ist besonders verhängnisvoll für die Bildungsschicht. Denn es ist natürlich eine tragische Erschwerung des Wiederaufbaues Deutschlands, dass die Bildungsschicht, an ihrer Spitze die Universitäten, die Kirchen und ihr Pfarrstand sich der von den Volksmassen als notwendig erkannten Entwicklung ver-

[1]) Ich halte diese Aeusserung für so bedeutsam, dass ich sie unter der Rubrik „Zur Weltlage" bringen möchte. Denn sie beleuchtet ein Hauptproblem der heutigen Weltlage. Und sie stammt von einem Manne, dessen Urteil besonderes Gewicht hat. Emil Fuchs, Pfarrer in Eisenach, ist einer der Führer des „Bundes religiöser Sozialisten" und des religiösen Sozialismus überhaupt, ein Mann, der besonders auch in der Lage ist, die Stimmung der sozialistischen Arbeiterschaft zu beurteilen.

Bei diesem Anlass möchte ich auf die schöne Schrift von Pfarrer Fuchs: „Die Kraft des Sozialismus" hinweisen, die längst schon eine Besprechung hätte finden sollen. Sie bedeutet eine aussergewöhnlich tiefe und fördernde Darstellung des Sinnes des Sozialismus und der Arbeiterbewegung.

L. R.

sagt und die Bildung völlig neuer Führerschichten eine Voraussetzung der Entwicklung zu sein scheint.

Und nun ist das gewiss eine ganz ausserordentliche Gefahr, dass die intellektuell und wirtschaftlich führenden Schichten in dem alten wilhelminischen Machtgeist Deutschlands Schicksal nicht anerkennen wollen und sich in der Hoffnung wiegen, dass man mit einem fröhlichen Krieg gegen Frankreich die alte Macht wiederherstellen könne. Die Gefahr ist umso grösser, als der deutsche Osten unter der Herrschaft des alten adeligen Gutsbesitzers steht, der ganz in demselben Geiste lebt (nur dass man dort dieselben törichten Redensarten gegen Polen hört, wie im Westen gegen Frankreich), und als die Schichten, die im Westen diesen Geist tragen, einen ziemlich starken Einfluss auf das Bauerntum und einen Teil des kleinen Beamtentums haben. Mitwirkt auch, dass die Aufrechterhaltung der Zölle, in denen der Grossgrundbesitz und leider auch noch ein allerdings immer kleiner werdender Teil des Bauerntums grosse wirtschaftliche Vorteile sehen, nur möglich ist, wenn man den Krieg mit in seine Rechnung stellt. Denn nur durch den Kriegsgedanken lässt es sich rechtfertigen, dass man der gesamten Volksmasse zumutet, um das 1½fache bis 3fache teurer zu leben, damit unsere Landwirtschaft Dinge produziert, die das Ausland billiger produzieren kann, und sich nicht dem zuwendet, der sie billiger liefern kann.

Wir sind in Deutschland nicht blind für die Gefahr dieser Entwicklung. Wir verstehen es auch gut, dass das Ausland natürlich immer wieder sein Urteil nach den Aeusserungen der Kreise bildet, die im Ausland und von dem durch Deutschland Reisenden natürlich am stärksten gehört werden. Genau so wie man die verschwenderische Lebensweise dieser Kreise, die sich mit Vorliebe die „nationalen" nennen, beachtet und sieht und darüber zu einem völlig falschen Urteil über die wirtschaftliche Lage Deutschlands kommt. Diese „nationalen" Kreise machen sich gar kein Gewissen daraus, innerhalb eines sehr, sehr dürftig lebenden Volkes zu schwelgen. Sie würden sich auch kein Gewissen daraus machen, die Massen dieses Volkes ihrem Ehrgeiz und ihrer Machtbegier zu opfern, wenn das möglich wäre. Denn — das ist die andere Seite des Bildes — ein Staatsmann, der dem Drucke dieser Kreise nachgeben würde, müsste eben ein Staatsmann von fast undenkbarer Unfähigkeit sein. Die grossen Volksmassen in Deutschland, führend dabei die Masse der Arbeiterschaft, stehen dem Gedanken des Krieges mit so entschiedener Abneigung gegenüber, dass es vollendeter Wahnsinn ist, damit zu rechnen, dass Deutschland in einen Krieg eintreten könne. Wenn einer der Herren, die es wagen, sogar einem Nichtdeutschen gegenüber ihre grossmäuli-

gen Redensarten von dem, was sie alles tun wollen, um Frankreich zu demütigen, auszusprechen, vor einer Massenversammlung in Deutschland steht, wird er sich hüten, derartige Dinge zu sagen, denn er würde sein Leben riskieren. Kein Redner, der auch nur die Möglichkeit des Krieges andeutet, kann in einer solchen Versammlung auch nur weiterreden; er wird niedergebrüllt. Mit der Arbeiterschaft gehen hier ganz entscheidend grosse Teile der Angestellten und kleinern Beamten und eine immerhin starke Minderheit der gebildeten Schicht. Man kann wohl sagen: die in der gebildeten Schicht, die irgendwie den Durchschnitt überragen. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass eine Kriegserklärung in Deutschland spontan den Generalstreik auslösen würde, wie ihn seinerzeit der Kapputsch auslöste. Und was man über den Generalstreik als Kampfesmittel denken mag, in den Krieg gehen, wenn im Innern das Aufbäumen einer solchen Bewegung ist, das ist doch wohl unmöglich, ganz unmöglich in einem Lande wie Deutschland, das nach allen Seiten gefährdete und offene Grenzen hat.

Man hält mir vielleicht entgegen: „Aber kann man nicht auch von Arbeitern hören, dass sie bereit sind, in den Krieg zu ziehen? Hat man nicht Stahlhelm und andere Organisationen, die auch die Volksschichten umfassen, von denen Sie das Gegenteil behaupten?“ — Ja, wir erleben es, dass durch unsere Strassen Trupps ziehen, unter ihnen auch Arbeiter, die das Lied singen: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen . . .“ Und andern Deutschen steigt dann die Schamröte ins Gesicht, um diese gemeine Verhöhnung des Schicksals unseres Volkes durch seine eigenen Volksgenossen. Aber die Arbeiterschaft und die Angestellten sind eben immer noch stark durchsetzt von Menschen, die ihr persönliches Wohlergehen nicht vom Anschluss an Bewegung und Geist des Standes, sondern von Bettel und Abhängigkeit von den wirtschaftlich Herrschenden suchen. Das geht so weit, dass nicht Wenige, die im innersten Herzen Kommunisten sind, mit solchen Liedern durch die Strassen ziehen und vom klugen Fabrikanten als Mitglied des Stahlhelms u. s. w. eingestellt und bevorzugt werden, während der ehrliche, aufrechte Sozialdemokrat draussen liegen bleibt. Und wenn ein, seinem Aeussern nach den „bessern“ Ständen angehöriger Herr den einzelnen Arbeiter nach seinen Anschauungen fragt, erhält er eine ausweichende, oft auch eine kriegslustige Antwort, weil er auf einen gestossen ist, der sich durch Bekennen seiner wirklichen Gedanken nicht in wirtschaftliche Schwierigkeiten bringen will. Denn mehr wie das Bekenntnis zum Sozialismus ist heute das Bekenntnis zum Frieden das, was in Deutschland die Geister scheidet und den wirtschaftlichen Terror herausfordert.

Ich bin der festen Ueberzeugung, dass das Ergebnis der Zwikkauer Rundfrage in allen industriellen Gegenden Deutschlands sich wiederholen würde.

Man mache sich klar, dass die heutige äusserliche Machtstellung der Deutsch-Nationalen eben doch nur möglich ist, weil das Zentrum, das um seiner Arbeiter willen durchaus auf der Seite des Friedens steht, dadurch gekauft ist, dass man der katholischen Kirche eine Macht über die Schule gibt, die keine der linksstehenden Parteien zugestehen könnte. Aber auch dieser Kauf des Zentrums gibt ihnen nicht die Möglichkeit, ihren Kriegsgeist in Politik umzusetzen. Das Zentrum weiss viel zu gut, dass es so weit nicht gehen kann, ohne seine bis jetzt nach allen Seiten unbestrittene Machtstellung bei seinen eigenen Anhängern zu gefährden. Auch ein Mann wie Stresemann, ein sehr kluger Exponent doch sehr starker Wirtschaftskreise weiss, dass eine Politik Deutschlands, die der Wirklichkeit seiner innern Lage entspricht, nur auf dem Wege der Verständigung möglich ist.

Allerdings klar wird Deutschlands wahre Stellung in der Friedensfrage wie in jeder andern Frage erst werden, wenn es der Masse der Arbeiterschaft gelungen ist, sich zur Wucht ihrer Masse die geistige Führerschicht zu schaffen, die der heutigen Führerschicht die Macht aus der Hand nimmt, die auch der mangelhaft und unzureichend „Gebildete“ durch seine technische und gesellschaftliche Ueberlegenheit eben doch behauptet. Das völlige Versagen der grossen Masse der „Gebildeten“, das ebenso völlige damit zusammenhängende Versagen der deutschen evangelischen Kirchen und Pfarrer bewirkt eine hilflose Wortlosigkeit für das, was die Massen bewegt. Hier genügt es nicht, dass man einige politische Führer hat, denen man folgt. Hier muss eine neue Geistigkeit geschaffen werden, in der man auf allen Gebieten lebt. Das ist der Vorgang, der sich in den nächsten Jahrzehnten vollziehen wird, ein Beiseiteschieben der evangelischen Kirchen, der Universitäten und akademischen Führerschicht und ein Neuwerden einer Schicht, die die Aufgaben sieht und führend wird für den Instinkt der Massen, die den rechten Weg fühlen, ohne ihn in voller Klarheit zu sehen.

Neben der ererbten Einflusstellung hat die Politik Frankreichs und der Entente sehr viel mitgeholfen, diesen Führerschichten ihre Stellung zu erhalten. Aber all die Torheiten, die dort geschehen sind, konnten nicht bewirken, dass die grossen Volksmassen sich aus dem sichern Instinkt herauswerfen liessen, der sie in radikalen Gegensatz zu diesen Schichten stellt. Die verhältnismässig kurze Herrschaft der Deutsch-Nationalen hat dies Bewusstsein mächtig verstärkt. Es ist sogar in den Kreisen im Erwachen, die bis jetzt

sich mit jenem andern Geist mitreissen liessen. Ohne Zweifel wird das schon bei den nächsten Reichstagswahlen zutage treten.[1]) Aber dies Starkwerden des Gegensatzes gegen die Reaktion bis in die gebildete Schicht hinein beweist auch wieder, dass Deutschlands eigentlichste innere Einstellung in der Abwendung vom alten Machtgeist zu suchen ist, wenn auch noch eine ungeheure Arbeit nötig ist, ihn völlig zu überwinden. Die Frage scheint mir nicht, wohin Deutschland geht, vielmehr die, ob die bis jetzt führenden Schichten, vor allem die Bildungsschicht und die evangelischen Kirchen, sich völlig um ihre Führung bringen wollen, indem sie die Träger der Machtleidenschaft vergangener Zeit statt der werdenden innern Erneuerung sind oder nicht. So wie es jetzt steht, werden sie beiseitegeschoben werden, denn die Massen wissen, dass es nur auf dem andern Weg für unser Volk Zukunft gibt.

Emil Fuchs.

II. Ein Manifest des religiösen Sozialismus.

Dass trotz aller Reaktionsbewegungen, die wohl nach und nach ebben, vielleicht auch vor neuen revolutionären Vorstössen plötzlich aufhören werden, und auch trotz lokal bedingten Rückschlägen der „religiöse Sozialismus" im Steigen begriffen ist, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Die Unterscheidung zwischen einer allgemeineren und spezielleren Form dieser Bewegung, die ich in meinem Vortrag „Ueber den gegenwärtigen Stand des religiös-sozialen Problems" gemacht habe, dürfte wohl einer vermehrten Klarheit über die in Betracht kommenden Erscheinungen dienen. Die verschiedenen besonderen Bewegungen und Gruppierungen des „religiösen Sozialismus" dürften dabei vielleicht als Vorhut jener allgemeineren Bewegung zu betrachten sein, von deren Flut, wenn sie einst mächtig und stürmisch genug geworden ist, sie dann vielleicht verschlungen werden — was natürlich das beste Los wäre, das sie sich wünschen können.

Als ein Zeichen dieser steigenden Flut darf man wohl auch die Arbeit des „Bundes religiöser Sozialisten" in Deutschland betrachten, dessen Vorhandensein vielen schweizerischen Freunden erst durch seine letztjährige Tagung in Meersburg bekannt geworden ist. Die religiös-sozialistische Bewegung hat zwar unmittelbar nach dem Kriege in Deutschland höhere Wellen geschlagen als jetzt, aber sie hat das Los manches andern erlitten, was in jenen stürmischen Tagen aus den Tiefen der deutschen Erschütterung aufbrauste. Auch ist diese Bewegung gerade in Deutschland, wo sie noch ungefestigt war, durch die Aktion der sogenannten dialektischen (Barth-Gogartenschen) Theologie

[1]) Es tritt wohl schon in den jetzigen Wahlen, mit ihrem scharfen „Ruck nach links". zutage. D. Red.

verwirrt und gelähmt worden. Aber sie ist so notwendig, dass sie wiederkehren musste, und sie wird, wenn einmal die Zeit erfüllt ist, vielleicht gerade auf diesem Boden eine gewaltige Wucht gewinnen.

Im „Bunde religiöser Sozialisten" haben sich also Menschen zusammengefunden, die „Christentum und Sozialismus" irgendwie zu einer Einheit verbinden, so, dass diese beiden Mächte als Ausdruck einer Wahrheit erscheinen. Es gehören ihm Pfarrer und Laien, Angehörige aller Volkskreise, auch eine relativ bedeutende Zahl sozialistischer Arbeiter an. Eine neue Erscheinung ist dabei der früher unmögliche sozialdemokratische Pfarrer. Der Bund hat zum Zeichen „die rote Fahne der proletarischen Revolution mit dem schwarzen Kreuze Jesu Christi"[1])

Zu diesem Bunde gehört neben hervorragenden Männern wie Pfarrer Fuchs in Eisenach, Pfarrer Fritze in Köln, Pfarrer Kappes in Karlsruhe, Professor Dr. Hans Müller in Jena (bei uns als Vorkämpfer des Genossenschaftswesens noch wohl bekannt) und andern dieses Schlages, auch Pfarrer Erwin Eckert, früher in Meersburg am Bodensee, dem idyllischen Städtchen der Annette Droste-Hülshoff, nun in der grossen Industrie- und Arbeiterstadt Mannheim, seiner Vaterstadt. Pfarrer Eckert hat vor einiger Zeit bei uns in den Vereinigungen unserer Freunde und auch in Arbeiterversammlungen Vorträge gehalten, die zum Teil grossen Enthusiasmus erregten, zum Teil auch starken Widerspruch fanden. Wir haben ihn jedenfalls als einen temperamentvollen, tapferen, lauteren und und selbstlosen Kämpfer für eine grosse Sache schätzen und lieben gelernt. Er ist vor allem ein Mann von jener Furchtlosigkeit und Rücksichtslosigkeit, die man bei uns so oft vermisst, ein Draufgänger, wie wir sie seit der Schlacht bei Marignano oder sagen wir: seit Zwinglis Tod nicht mehr haben. Er bietet der wilden Flut von Arbeiterversammlungen im Moabit in Berlin ebenso ruhig die Stirn, wie er sie im Kriege dem Trommelfeuer und den Giftgaswellen geboten hat.

Das Wort eines solchen Mannes werden wir von vornherein mit Liebe und Achtung hören. Pfarrer Eckert hat unlängst ein Schriftchen herausgegeben mit dem Titel: „Was wollen die religiösen Sozialisten?"[2]) Man darf es, auch wenn es bloss in seinem eigenen Namen erschienen ist und sich nicht als genauen Ausdruck der Gedanken der ganzen Vereinigung geben

---

[1]) Es sei hier noch bemerkt, dass der Kreis Mennike-Tillich-Heymann, der ja auch den „religiösen Sozialismus" vertritt, nicht zum „Bunde" gehört, obschon er mit ihm in einem Verhältnis der Freundschaft und Mitarbeit steht.

[2]) Erschienen im Schriftenverlag des Bundes religiöser Sozialisten, Karlsruhe-Rüppur, Blütenweg 2a.

will und kann, doch als ein religiös-sozialistisches Manifest bezeichnen. Es weht darin etwas von dem stürmischen und im guten Sinne rücksichtslosen Geist, den wir in seinem rednerischen Auftreten kennen gelernt haben. An vielem werden daher die Meisten von uns eine Freude haben. Selbstverständlich entsprechen auch die grossen Linien dieses religiös-sozialistischen Glaubensbekenntnisses unserem eigenen. Ich kann mir denken, dass diese knappen, starken, unerbittlichen Sätze auf Menschen, die zum ersten Mal mit dieser Gedankenwelt in Berührung kommen, einen mächtigen Eindruck machen. Es weht darin etwas von der Glut der „Paroles d'un croyant" eines Lamennais.

Freilich unterscheidet sich diese Denkweise wenn nicht in der ihr zugrunde liegenden Gesinnung, so doch in der Formulierung vielfach ziemlich stark von der „religiös-sozialen", wie sie sich in der Schweiz herausgebildet hat. Ich will die Hauptpunkte kurz hervorheben.

Eckert wählt seinen Ausgangspunkt anders als wir. Er geht vom Proletariat, seiner Not und seinen berechtigten Ansprüchen aus und kommt von dort zum Evangelium, wir gehen vom Evangelium aus und kommen von dort zum Proletariat. Vielleicht ist diese Formulierung etwas zu scharf zugespitzt, aber sie mag wohl das Wesentliche des Unterschiedes treffen. Darum bindet sich Eckert stärker an die Sache des sozialistischen Proletariates als wir es könnten und jemals getan haben. Dabei denke ich aber, was ich wohl zu beachten bitte, an theoretische und prinzipielle Formulierungen, nicht an die Gesinnung und die praktische Hingabe. In dieser Beziehung kann man sich ja nie genug an das Proletariat und seine Sache binden; wir Schweizer glauben bloss und glaubten von Anfang an, die Ueberlegenheit des Reiches Gottes gegenüber jeder, auch der wertvollsten und notwendigsten politisch-sozialen Bewegung stärker betonen zu müssen.

So stellen wir uns auch anders zum Marxismus. Zwar ist auch Eckert nicht dogmatischer Marxist, vielmehr finden sich in seiner Schrift kräftige Sätze auch gegen die Marxorthodoxie. Er fasst den Marxismus mehr etwa im Sinne von Max Adler. Aber er lässt doch die ganze marxistische Denkweise viel mehr gelten als wir, und zwar auch in den taktischen Formen, glaubt viel mehr als wir, dass die Wahrheit des Evangeliums dem Marxismus (den er bloss als „heuristisches Prinzip" versteht) einfach als Ergänzung beigefügt werden könne, während wir meinen, dass es ihn auflösen und erfüllen, d. h. überbieten und ersetzen (im Hegelschen Sinne „aufheben") müsse, natürlich nur so weit er eben eine Religion ist.

Aus diesem Unterschied folgt weiter, dass Eckert unsere Be-

wegung enger mit der Parteiform des Sozialismus verbinden möchte als wir je tun wollten und konnten. Auch er weiss natürlich nicht nur, sondern spricht es auch entschieden aus, dass die Wahrheit des Evangeliums auch über allen Sozialismus hinausgeht, aber er will die religiösen Sozialisten mit aller Energie in die Kampfesfront des organisierten Proletariates stellen. Uns selber lag auch dringend daran, dass ein Teil unserer Gesinnungsgenossen diesen Weg gehe, und viele von uns sind ihn selber gegangen, nicht aus irgend welchen parteipolitischen Gründen, sondern aus viel tieferen, aber es lag uns doch immer ebensosehr daran, dass die Bewegung auch über allen Parteien, ihren Dogmen und Bindungen stehe — und das, wohlgemerkt, gerade auch um des Sozialismus und des Proletariates willen.

Wie an die Partei, so will Eckert die Bewegung auch enger an die Kirche binden als wir. Wir wollen das ja überhaupt nicht. Unsere Sache hat zunächst nichts mit der Kirche zu tun. Wir stehen im übrigen zu dieser verschieden, die einen ablehnend, die andern neutral, die dritten bejahend, aber doch die meisten mit starken Vorbehalten. Jedenfalls lag uns der Gedanke an eine Eroberung der Kirchen im Sinne einer sozialistischen Kirchenpolitik stets fern. Nie haben wir Kirchenpolitik getrieben, das behaupteten bloss etwa unsere Verleumder. Eine Bekehrung der Kirche mochte wohl eines unserer Anliegen sein, aber nicht ihre Eroberung. Eckert aber sagt: „Um ihre Aufgaben zu erfüllen, müssen die religiösen Sozialisten die Macht in den Kirchen erringen.“ Das würden bei uns auch die kirchenfreundlichen Gesinnungsgenossen schwerlich schreiben können. Wir würden davon auch nichts Wertvolles erwarten. Wir sind viel anspruchsvoller: und schwebt Grösseres vor und wir würden fürchten, dieses Grössere zu gefährden, wenn wir es mit diesem Geringeren vermischten.

Ich muss im Zusammenhang mit diesen beiden letzten noch einen andern Punkt berühren, der zwar weniger in bezug auf diese Schrift, aber in bezug auf Eckerts sonstiges Wirken in Betracht kommt: wir stellen uns auch zum Problem des Klassenkampfes und der Gewalt verschieden. Eckert ist dagegen viel weniger ablehnend als wir.

Endlich muss noch hinzugefügt werden, dass wir dafür gegen allerlei religiös-soziale Bewegungen im allgemeineren Sinn — um von den „Siedelungen“ zu schweigen — uns nicht so schroff ablehnend verhalten als Eckert. Gewiss muss man gegen solche auch etwa schroff sein, namentlich überall da, wo es sich um Selbstbetrug oder überhaupt Trug handelt -- und ich denke, man werde uns schwerlich den Vorwurf machen, dass wir es an solcher Schärfe hätten fehlen lassen —; aber neben der Schärfe muss die Weite

gelten, jedenfalls überall da, wo ernster und ehrlicher Wille am Werke ist. Diese weitrahmigen Bewegungen können ja auch als Vorbereitungen zu etwas Radikalerem angesehen werden, als Stadien eines Schmelzprozesses, der sie einst über sich selbst hinausführen werde.

Man sieht, die Unterschiede innerhalb des Gemeinsamen sind nicht unwesentlich, und es hätte keinen Sinn, sie zu verschweigen.

Wie sind diese Unterschiede zu erklären? Es läge wohl nicht ganz ferne, sie „geschichtsmaterialistisch" zu erklären, etwa daraus, dass wir Schweizer mehr in einer kleinbürgerlichen Atmosphäre lebten und wirkten, Eckert aber die Zustände grosser Industriebezirke, aus denen er stammt, vor Augen hätte. Man könnte sie auch rein „psychologisch" deuten, etwa so, dss wir nun hat etwas alt und verkalt seien, Eckert aber jung und stürmisch. Diese Erklärungen wären vielleicht nicht absolut falsch. Zwar glaube ich nicht, dass Alter und Verkalkung im Spiele seien — ich selber werde auf meine Art immer revolutionärer — aber dass der Anblick des proletarischen Zustandes etwa im rheinisch-westphälisch und thüringischen Industriegebiet und der weltstädtischen Zustände von Berlin in Verbindung mit den deutschen kirchlichen Verhältnissen eine andere, sozusagen eine bolschewistischere Stimmung erzeugt, als die Atmosphäre der Schweiz mit ihren geringen Spannungen und kleineren Massen, das mag wohl seine Richtigkeit haben. Man darf vielleicht Eckert ein wenig von daher erklären und auch gelten lassen. Und doch würde auch hier, wie immer, sowohl „Geschichtsmaterialismus", als „Psychologie" in letzter Instanz versagen. Unser Radikalismus ist gewiss gleich gross, gleich gross unsere revolutionäre Sehnsucht, aber unser religiöser Ausgangspunkt ist etwas verschieden. Wir stossen, wie mir vorkommt, auch hier wieder auf den grossen Unterschied, der lutherisch und eformiert beeinflusstes Denken trennt. Es scheint mir, dass Eckert religiöse und soziale Hoffnung in letzter Instanz viel mehr als wir auseinanderhalten und das Letzte einer andern Sphäre, einem „Jenseits" vorbehalten will. Gerade darum kann er sie in zweitletzte Instanz ruhiger miteinander verbinden. Bei uns verhält es sich umgekehrt: gerade weil bei uns die religiöse Hoffnung sich viel zuversichtlicher auch der Welt zuwendet, im Sinne einer Ueberwindung der Welt, können und müssen wir gewisse Formen der Welt, Partei, Kirche, Gewalt, vorsichtiger behandeln, oder auch ganz ablehnen.

Dazu kommt wohl noch der Umstand, dass wir nun als Bewegung eine religiös-soziale Erfahrung von zwei Jahrzehnten und als einzelne zum Teil noch eine längere hinter uns haben. Diese Erfahrung hat uns über Partei, Politik, Macht, Marxismus und Klassenkampf allerlei gelehrt, was Eckert in seinem ritterlichen

Enthusiasmus, den wir sehr gut verstehen, noch nicht so deutlich sehen mag. Er wird es aber wohl noch sehen und eines Tages uns vielleicht dankbar sein, dass wir an diesem Punkte etwas zurückhaltender waren. Dabei wollen wir, aber im rechten Sinne, nur immer radikaler werden!

Damit ist auch schon die Frage berührt, wie wir diesen und ähnliche Unterschieden einschätzen und behandeln wollen. Wir könnten sie nach dem nur allzu üblichen Stil zum Anlass von Streit und Trennung machen. Diese Gefahr liegt immer nahe. Aber mir und gewiss allen schweizerischen Freunden liegt das fern. Diese Unterschiede in der Bewegung sollen sie vielmehr vor der Engigkeit des Sektentums bewahren helfen. Wir wollen darüber miteinander reden und ringen, aber niemals sagen: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Ich persönlich empfinde, trotz dem deutlichen Bewusstsein des Unterschiedes im Denken, Eckerts Art als etwas, was uns vielleicht gerade jetzt nottut. Sein „Draufgängertum" bildet jedenfalls ein heilsames Gegengewicht zu unserem schweizerischen Kunktatorentum und seine „Proletarisierung" unserer Sache eines zu unserer „Theologisierung". Ich reiche diesem tapferen, ganzen, lauteren Manne in herzlicher Wärme die Hand als Bruder und Kampfgenosse.

Daran möchte ich noch eine notwendige allgemeinere Bemerkung knüpfen. Unsere schweizerische Bewegung ist als solche im Laufe des letzten Jahrzehnts in eine gewisse Isoliertheit geraten. Daran ist wohl vor allem der Krieg schuld, vielleicht aber auch eine gewisse, allzuweit gehende Desorganisation. Der auf den Herbst 1914 geplante internationale religiös-soziale Kongress bedeutete den tragisch gewordenen Höhepunkt unserer engen Verbindung mit ähnlichen Bewegungen in aller Welt. Nun scheint mir aber der Zeitpunkt für eine Wiederanknüpfung dieser Verbindung gekommen zu sein. Die schweizerische Bewegung ist dafür auch wieder viel mehr gerüstet als lange Zeit. Und hat es auch nötig! Ich hoffe sehr, dass für diese Verbindung sich bald neue Formen finden werden und dass sie zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Kampf auswachse. So schliesse ich diese Besprechung mit einem Gruss an die Freunde in allen Ländern, einem schweizerischen „Grüss Gott" und einer ausgestreckten Hand.

L. Ragaz.

III. Der Kampf um die Schule in Deutschland.

Deutschlands innere Politik steht unter dem Zeichen des Reichsschulgesetzes, dessen Bedeutung nur der versteht, der weiss, wie sehr in Deutschland die Gestaltung der Schule Sache des Staates ist. Durch die Schule aber wird ein entscheidender Einfluss auf das

Werden im ganzen Volke geübt. Der Zwang des Staates gibt unser aller Kinder Erziehung unter den Einfluss dieser Schule. Und nun

1.

ist ein Reichsschulgesetz eingebracht, das die innere Gestaltung der Schule unter den Einfluss der Konfessionen stellt. Die Schule soll entweder katholisch oder evangelisch oder weltlich sein. Nur wo die genügende Anzahl von Eltern es fordert, soll die Gemeinschaftsschule als Schule aller Konfessionen und Weltanschauungen gegründet werden. Weltliche Schule bedeutet dabei die Schule, die keinen Religionsunterricht hat, keinerlei Einfluss konfessioneller Art duldet, während die andern Schulen dem Geiste ihres Bekenntnisses nicht nur für den Religionsunterricht, sondern für alle Fächer Rechnung tragen müssen. Wie die Tatsachen liegen, wird die weltliche Schule vielfach die Schule der antikirchlichen Kreise gegen die konfessionelle Schule werden. Die zahlenmässig schwachen Kreise, die weder zu einer Konfession noch zum Freidenkertum innerlich stehen, werden ohne Schule sein. Sie aber sind vielleicht gerade die Kreise, auf die es geistig ankommt.

2.

Der Reichsschulgesetzentwurf ist zunächst ein Stück jener verhängnisvollen Form politischen Geschäftemachens, das die politische Ungeschultheit des deutschen Volkes ausnutzt und die deutsche Demokratie nicht zu einer gesunden Entwicklung kommen lässt. Denn: Um das Zentrum mit zu den Parteien zu gewinnen, die der Reichsverfassung zustimmten, hatte die Sozialdemokratie damals, auf dem Höhepunkt ihrer Macht, einen Kompromiss mit dieser Partei geschlossen. Dieser Kompromiss setzte fest, dass alle Schulen in Deutschland Schulen für die gesamte Bevölkerung, sogenannte Gemeinschaftsschulen mit getrenntem Religionsunterricht für die verschiedenen Konfessionen sein sollten. Nur da, wo eine bestimmte Anzahl von Eltern es wünschten, und es sich ohne Schädigung der Leistungsfähigkeit der Schulen machen lasse, sollten konfessionelle Schulen eingerichtet werden. Dazu liess sich die Sozialdemokratie die Möglichkeit garantieren, die weltliche Schule neben die konfessionelle Schule zu stellen. Die in der Macht befindliche Sozialdemokratie gab also ihr Ziel: die weltliche Schule, auf, um das Zentrum als eine der republikanisch tragenden Parteien zu gewinnen und dadurch die Neuordnung des Staates nach dem Zusammenbruch durch Demokratie statt Diktatur zu ermöglichen.

Nun hatte das Zentrum die Möglichkeit, durch eine Regierungsbildung mit Deutsch-Nationalen und Deutscher Volkspartei mehr zu erlangen als diesen Kompromiss, und die beiden reaktionären Parteien waren froh, das Zentrum durch eine Zusage, die weit über

das ging, was die andern je bewilligen können, an sich zu fesseln und dadurch eine reaktionäre Regierung von wahrscheinlich längerer Dauer zu ermöglichen. Während die entschlossen republikanischen Zentrumskreise gegen diesen Bruch des alten Vertrages Sturm liefen, wirkten kirchliche Kurzsichtigkeit und die politische Rechte des Zentrums zusammen, diesen neuen Kurs zu schaffen, von dem eine Rückkehr zum Bunde mit den republikanischen Parteien umso schwerer wird, je stärker die Gewinne sind, die das Zentrum einheimsen wird. So bedeutet die vom Schulgesetz geschaffene Lage auch eine Gefahr für Verständigungspolitik und den ganzen aussenpolitischen Kurs des Reiches. Aber die Zerschlagung des einheitlichen Schulwesens bedeutet eine verhängnisvolle Schwächung seiner Leistungsfähigkeit. Ueberall, wo man jetzt grosse Schulsysteme mit Begabtenklassen, Klassen für geistig Schwache u. s. w. einrichten konnte, werden Zwergschulen konfessioneller Art entstehen, die dazu die Möglichkeit nicht haben. Gleichzeitig werden die Kosten des Schulwesens immens erhöht. Man rechnet mit einer Milliarde Goldmark im Jahr, die der Schwächung der Leistungsfähigkeit dienen würde, und was am schwersten wiegt, die Lehrerschaft wird der Macht der Kirche in einer Weise ausgeliefert, die unerträglich ist. Nicht nur, dass der Religionsunterricht unter die Kontrolle der Kirche kommt, die Bestimmung, dass auch der übrige Unterricht im Geiste des Bekenntnisses gegeben werden muss, eröffnet Möglichkeiten, durch Hetze des Pfarrers, Hetze kirchlicher Kreise, den Lehrer zu schädigen, zur Versetzung, zur Massregelung zu bringen, die in ihrer Tragweite nicht irgendwie festzulegen sind. Man fürchtet, dass mit diesem Gesetz die Schule zum Zankapfel der konfessionell-politischen Leidenschaften werden und in ihrer eigentlich pädagogischen Entwicklung noch mehr gehemmt wird, als dies jetzt schon geschah, wo diese Leidenschaften schon gründlich genug auf sie wirkten.

3.

Völlig unbegreiflich ist bei diesem Kampfe die Haltung der evangelischen Kirchen. Einige ausgenommen, von denen noch die Rede sein wird, nehmen sie alle Stellung für den Entwurf und für die konfessionelle Schule. Für den Weiterblickenden ist aber klar, dass die Verwirklichung dieses Gesetzes die beginnende Auflösung der evangelischen Kirchen als Organisation bedeuten würde. Warum?

Man hat schon gesagt — und das ist richtig — dass dieser Schulgesetzentwurf der katholischen Kirche wirklich die von ihr geforderte, unter die Zucht der Bischöfe gestellte katholische Schule bringen würde. Der evangelischen Kirche würde er aber nicht die evangelische Schule, sondern die reaktionär-politische Schule alten staatlich-monarchischen Stiles bringen. Denn die ist es, die jene

Gruppen und Parteien wollen, die für die konfessionelle Schule kämpfen. Sie wollen die Schule der evangelischen Kirche unterstellen und dieser den geistigen Einfluss in ihr verschaffen, nicht um des Evangeliums willen, sondern weil sie in Kirche, Kirchenbehörden, Pfarrstand einen stärkern Hüter jenes alten reaktionären Geistes sehen, als im Staat und seinen Behörden, die fortschreitend sich unter dem Druck der Parlamente republikanisieren müssen. Was wir also bekommen, wäre eine Schule, in der der Einfluss der Kirche den alten militaristisch-monarchischen Schulgeist erhält, den der Staat gefährdet. Eine grössere Gefahr für die Kirche ist überhaupt nicht denkbar, als dass ihr diese Rolle aufgedrängt wird. Aber wenn man es miterlebt, dass die gesamten kirchlichen Kreise, 99 Prozent des Pfarrstandes und alle kirchlichen Behörden ganz selbstverständlich vom „christlichen Charakter" der bisherigen Schule reden, der erhalten werden muss, womit sie den autoritär-militaristischen Charakter der Schule und ihrer Methoden meinen, dann sieht man, wie hoffnungslos die heutige „staatsfreie" Kirche noch im Geist des alten Staatskirchentums steht. Für unsere evangelischen Kreise ist Evangelium jene jammervolle Mischung von evangelischem Gut und gesellschaftlicher Gewohnheitsethik, von der aus alle Unbedingtheit in Jesu Botschaft zerstört und jedes Gesellschafts- und Staatsinteresse bis zu Eid, Krieg und Kriegsdienst, Gewalt und Gewaltmoral, Duell der höhern Klassen, Klassenunterschied und rücksichtsloser Wirtschaftsherrschaft wichtiger sind als Jesu Worte, Bergpredigt und Reich Gottes. Die Schule dieser Gesellschaftsmoral wird man in Zukunft „evangelische Schule" nennen, und die Schule derer, die gegen das kämpfen und die ein Kommendes ahnen, dem auch ihr Leben und Gewissen zu Dienst verpflichtet ist, wird die kirchenfeindliche, weltliche Schule sein.

Selbstverständlich aber wird die Sozialdemokratie mit der Einführung dieses Schulgesetzes einfach gezwungen sein, ihre ganze Kraft auf die Einrichtung der weltlichen Schule zu werfen. Sie kann gar nicht die ihr angehörige Lehrerschaft und Familien der konfessionellen Schule preisgeben. Nun denken unsere klugen Kirchenpolitiker: Die Einrichtung von weltlichen Schulen wird ihr in den grossen Städten gelingen. Das Land aber ist umso mehr uns und unserer „religiös"-politischen Wirksamkeit preisgegeben. Darin liegt der entscheidende Irrtum. Gott sei Dank ist die Macht der Sozialdemokratie über die ihr anhängenden Massen so gross, dass es ihr im Laufe von 20 bis 30 Jahren ohne Zweifel gelingen wird, die weltliche Schule überallhin zu tragen, je deutlicher der reaktionäre Charakter der konfessionellen Schule wird, desto mehr. Und je mehr die Herrschaft des „Kirchenvolks" sich ausprägt, desto mehr wird der Lehrer der Helfer der Sozialdemokratie auf diesem

Wege werden. Wie man sich aber die Erhaltung der kirchlichen Organisation denkt, wenn mindestens die Hälfte derer, die heute die evangelische Kirche bilden, ihre Kinder nicht in die konfessionelle, sondern die weltliche Schule schicken werden, ist mir nicht deutlich. Man gräbt sich sein eigen Grab — und das ist recht so, denn die Haltung der Kirchen ist eine Verleugnung des Evangeliums — und eine innere Unwahrhaftigkeit.

4

Die innere Unwahrhaftigkeit besteht darin, dass die Repräsentanten der Kirche sich einfach als Repräsentanten des religiösen Interesses der Glieder ihrer Kirche geben. Das mag für die katholische Kirche und ihre Bischöfe noch einigermassen zutreffen. (Doch auch da sollte die Tatsache warnen, dass nur 40 Prozent der deutschen Katholiken politisch für das Zentrum stimmen.) Aber für die evangelische Kirche ist es eine einfache Lüge. Unsere Kirchenregimenter, Kirchentage, Pfarrer und kirchlichen Vereine müssen wissen, dass sie nicht Repräsentanten unseres evangelischen Volkes sind, dass ungeheure Massen in allen Ständen, vor allem unter den Gebildeten und im Arbeiterstand, auch da, wo sie religiös sind, dieser Kirche und ihrem ganzen Wesen mit sehr kühler Ablehnung gegenüberstehen. Man scheidet sich nicht von der Kirche, weil man religiös nicht im Leeren stehen will, und man leidet aufs Schwerste, bis zur völligen religiösen Entleerung daran, dass diese Kirche keine Frömmigkeit vertritt, die man ehren kann. Es war schon grotesk, dass diese kirchlichen Kreise es wagten, als alleinige Repräsentanten deutscher evangelischer Frömmigkeit nach Stockholm zu gehen und nicht einmal den Versuch machten, zu erreichen, dass auch das andere Deutschland dort vertreten sei. Aber ganz zur Lüge wird es, wenn man jetzt von der Kirche abhängige Schulen für den evangelischen Teil des Volkes, weltliche Schulen für die andern schafft, während man ganz genau weiss, ganz genau wissen muss, wie wenig diese Kirche von der Masse des evangelischen Volkes als Darstellung und Vertreterin ihrer Frömmigkeit empfunden wird. Es sind dieselben Kreise, die in Versammlungen des Evangelischen Bundes gegen die katholische Kirche und ihren Einfluss im öffentlichen Leben Deutschlands wettern, die sich hier vom katholischen Zentrum und den politisch reaktionären Interessen eine Machtstellung über Volksmassen und Erziehung zu sichern suchen, die ihnen das Vertrauen dieser Menschen nie geben würde. Anstatt sich durch den vollkommenen Bankerott der vom Staat garantierten religiösen Erziehung warnen zu lassen, greift man erst zu, da eine momentane Konstellation politischer Interessen diese Garantie weiter ermöglicht. Wenn man diese Unfähigkeit sieht, der wirklichen Lage der Kirche und ihres Einflusses klar ins Auge

zu sehen und klar den Weg zu suchen, diesen religiösen Einfluss durch religiöse Wirksamkeit wiederzugewinnen, dann sieht man, wie ernst es um diese Kirchen steht, die durch Krieg und Revolution gegangen sind und nun ihre Zukunft nicht auf die klare Verkündigung des Evangeliums bauen, sondern darauf, dass sie Hüterinnen der Gesellschaftsgesinnung bleiben, die in Krieg und Revolution ihr Gericht erfahren hat.

5.

Allerdings: es darf nicht verschwiegen werden, dass die Kirchen weithin die Gefolgschaft des einfachen Christen im Volk haben. Sie stellen eben die Frage: Kirchenschule mit Religionsunterricht und Pflege der Religion oder weltliche Schule ohne Religionsunterricht mit Ausrottung der Religion? Sie verhüllen völlig die Tatsache, dass es so gar nicht steht. Ist der Religionsunterricht Pflege der Religion? Oder war er nicht — eben weil er die Religion mit Staats- und Gesellschaftsethik mischte und ein Unterricht zur Abschwächung des religiösen Radikalismus war — eine Gefahr für die Religion? Er ist es noch und bleibt es. Kann es gut sein für die Religion, dass mit der Zwangsschule des Staates Religionsunterricht verbunden ist, und das, was nur in völliger Freiheit wachsen kann, reglementiert und pädagogisch rationalisiert wird, werden muss?

Kann es gut sein, dass in einem Volk, dessen Wirtschaftsleben, dessen gesellschaftliches Zusammenwirken der Menschen gänzlich mammonisiert, also von dem Einfluss des göttlichen Willens völlig entleert ist, dass in einem solchen Volke durch Staatsgesetz Religionsunterricht erteilt wird, der doch nur als etwas völlig Lebensunwirkliches, ja als ein Versuch, über die wirkliche Lage zu täuschen, wirken kann? Man höre den Arbeiter über den Religionsunterricht reden und man wird wissen, dass er es so und nur so auffasst. Das alles sehen die Kirchen nicht. Sie rufen ihre treuen Glieder auf zum Kampf für eine Sache, zu der ihnen das Urteil fehlt, und schaffen sich eine unwahrhaftige Machtposition mit Hilfe der Unterstützung jener Kreise, die aus politischem Interesse auch die Kirche einspannen.

6.

In Baden, Hessen und Thüringen haben sich auch die Kirchen für die dort traditionelle Simultanschule eingesetzt. Es scheint zunächst, als hätten wir es hier mit einer ernsthafteren Haltung der Kirchen zu tun. Sieht man genau zu, so merkt man, dass keine der Kirchen sich für eine wirkliche Simultan-, d. h. Gemeinschaftsschule eingesetzt hat, immer nur für die Simultanschule auf „christlicher Grundlage", wie sie dort bisher üblich war. Was über das „auf christlicher Grundlage" im Munde einer evangelischen Kirche zu sagen ist, ist oben dargelegt. Wir hatten keine evangelische und

keine christliche Schule und werden sie nicht haben. Wer sie so charakterisiert, entwürdigt das Christentum. Aber jene Länder sehen wohl ein, dass eine Zersplitterung der Schule ihnen weite Kreise entziehen wird, die sie bei der jetzigen Schulgestaltung wenigstens noch unter dem Einfluss ihres Religionsunterrichtes haben. Das soll vermieden werden. Dabei formulieren sie ihre Erklärungen so, dass diese Schulen einfach Schulen gleichen, völlig gleichen Rechtes für die Kinder aller Staatsbürger und die Lehrer aller Ueberzeugungen gar nicht werden sollen noch können. Man will eine Schule, der zwar alle Kinder des Volkes angehören, die aber so stark unter dem Einfluss dessen steht, was jene Kreise „christlichen Geist" nennen, dass ihr Machteinfluss eben auch den fernstehenden Gliedern des Volkes und den Lehrern gegenüber immer noch wesentlich bleibt. Eine solche Schule wird unter einer von links getragenen Regierung wirklich paritätisch sein, unter einer Rechtsregierung gibt sie genügend Möglichkeiten zur Einschüchterung und Hemmung des nicht „christlich" in jenem Sinne gesinnten Lehrers. Die Schule, in der freie Ueberzeugung, freie Gewissenhaftigkeit des Lehrers ihre ungehemmte gestaltende Kraft entwickeln kann, wird auch das nicht. Ihr vertraut man ja eben nicht. Und die Schule, in der dem Kinde der Weg zur eigenen Ueberzeugungs- und selbständigen Gewissensbildung gezeigt wird, kann es nicht werden.

Wie traurig es hier und mit dem Willen dazu in Deutschland heute bestellt ist, zeigt dieser Kampf um die Schule. Er dreht sich um den Machteinfluss bestimmter politischer Interessen, und dafür wird die Religion missbraucht und lässt sich die Kirche missbrauchen.

Und die Kreise, die um eine Schule ringen, die Kinder zu Menschen, freien Menschen, Menschen bildet, die sich zum Werke gerufen fühlen, sind noch zu schwach, um einen nennenswerten Einfluss zu üben. Wir bleiben in einer Schule stecken, die Kinder zu herrschenden Meinungen der Gesellschaft bildet und ausrüstet, nützliche Arbeitstierchen für die Herrscher des Wirtschaftslebens und pflichteifrig-behaglich-gehorsame Beamte im Dienste der Bureaukratie zu werden. Ob man diese Schule mit einer kirchlichen Sauce übergiesst und „christlich" nennt oder als weltliche Schule garniert, könnte einerlei sein. Aber da die Voraussetzung jeden Hinschreitens zu dem, was werden soll. Wahrhaftigkeit ist, so ist es wichtig, dass dies restlos verweltlichte Volk sich nicht die Heuchelei einer „christlichen Schule" gestattet, und dass wir aus dieser Wahrhaftigkeit heraus um eine Schule ringen, die weltlich ist und gerade deshalb um die Werte ringt, die aus der Not dieser Welt heraus sich als das Kommende, Rettende und Erlösende ankündigen. Nur aus dieser Wahrhaftigkeit heraus wird man zu dem

kommen, was wirklich christliche, fromme Erziehung genannt werden kann. Es wird die Erfüllung dessen sein, wonach heute auch gerade in den Kreisen gerungen wird, die allem Christentum fern zu stehen glauben, weil sie es nur als das Machtchristentum kennen lernen. Emil Fuchs.

Rundschau

Zur Chronik. Zwei Züge werden einer „Chronik" immer anhaften: Sie wird subjektiv gefärbt sein (denn dem Einen erscheint dies, dem Andern anderes wichtig) und sie wird, wenn sie den Ereignissen gleichzeitig ist, mehr das hervorheben, was gerade hell in den Vordergrund getreten ist, als das vielleicht viel Wichtigere, das im Hintergrund sich erst andeutet. So sei auch das Folgende verstanden.

1. In der

allgemeinen Weltpolitik

scheinen zwei Ereignisse in bezug auf ihre Bedeutung zu dominieren: Die angekündigte Teilnahme Russlands an der bevorstehenden Abrüstungskonferenz halte ich für etwas sehr Gutes — im Glauben, denn es lassen sich natürlich viele Vorbehalte machen. Die Russen kommen, müssen kommen, das ist die Hauptsache, wie auch die Amerikaner, bei aller formellen Ablehnung des Völkerbundes, eben doch sachlich mitmachen, mitmachen müssen. Mit was für Gedanken die Russen kommen, ist nicht entscheidend; es kommt nicht so sehr auf die Gedanken der Menschen an. Ebenso scheinen mir die grossen sozialistischen Wahlerfolge in fast ganz Europa etwas Gutes zu sein. Der Sozialismus zeigt bei den Wahlen in Polen, in der Tschechoslowakei, vor allem in Norwegen, in den Städten Hamburg und Königsberg (wo er die Mehrheit erringt) und anderswo, grosse, zum Teil gewaltige Fortschritte. Er tut dies sogar in bescheidenerem Masse in Genf. Ganz besonders erfreulich ist die ganz grossartige Zunahme der Stimmen der englischen Arbeiterpartei (Gewinn 124 Sitze!) bei den Gemeindewahlen. Diese zeigen, wie viel Aussicht die Hoffnung auf einen politischen Umschwung in England hat, und wie gut die englische Methode ist, die sozialistischen und halbsozialistischen Erfolge im allgemeinen aber, wie sehr sich die Leute verrechnen, die mit einer „Erledigung" des Sozialismus rechnen. Und sie werden noch ganz anderes erleben!

Die weltpolitischen Gefahren sind besonders wieder im nahen Osten klar geworden. Ungarn, durch den Feldzug Lord Rothermeres und anderer aufgestachelt, rüttelt deutlicher am Vertrag von Trianon und rüstet übrigens mit Leidenschaft die Revanche. Es geniesst dabei die Liebe des italienischen Faschismus. In Rumänien sollte ein Sturz der despotischen (sog. liberalen!) Plutokratie eines Bratianu durch einen Faschismus mit einem lotterigen Kronprinzen als Strohmann ersetzt werden. Zwischen Polen und Litauen schwelt unter der Asche der Krieg wegen Wilna. Die Lage auf dem Balkan, speziell in Albanien und Mazedonien wird durch politische Morde beleuchtet. Daraus erhellt die klare Aufgabe, dass im Osten Friede durch Gerechtigkeit und Geist werden muss. Gut ist in dieser Beziehung die Einleitung von Handelsvertrags-Unterhandlungen zwischen Deutschland und Polen und allerlei andere mehr private deutsch-polnische Verständigungsarbeit.

Der Bolschewismus feiert sein zehnjähriges Jubiläum, aber der

Kampf mit Trotzky und Genossen zeigt seine Achillesferse. Der italienische Faschismus ist beim fünfjährigen Jubiläum angelangt. Der Briefwechsel zwischen Bernhard Shaw, der den Faschismus und Mussolini verteidigt, mit Friedrich Adler, zeigt auf Shaws Seite, in welche Fallstricke die Leute geraten, denen es immer nur darauf ankommt, etwas Paradoxes zu sagen und gescheiter zu sein als andere. Einer Erscheinung wie dem Faschismus gegenüber sollte man solche Spässe lassen. Auf ein nie ruhendes Weltproblem wirft auch das Memorial des amerikanischen Reparationsagenten Parker Gilbert an die deutsche Reichsregierung ein neues Licht. Das Reparationsproblem, für das der Dawesplan zu seiner Zeit eine zu begrüssende Lösung war, weil diese besser war als Krieg, schreit nach einer andern. Eine solche Bevormundung eines grossen Volkes ist nur erträglich, wenn sie bloss den paradoxen Anfang einer finanziellen Weltwirtschaft und Weltsolidarität ist. Und das soll sie ja wohl sein!

2. Die

Greuel,

welche in diesem apokalyptischen Zeitalter unsere Erde überflutet haben und fortwährend neu überfluten, sind durch den Prozess Schwarzbard neu beleuchtet worden. 70,000, nach andern sogar 100,000 Juden sind durch Petljouras Soldatenbanden nur in der Ukraine hingeschlachtet worden. Wer in den „Cahiers" der französischen Ligue pour les droits de l'homme die Berichte darüber liest, der frägt sich, starr vor Grauen, wie es nur möglich ist, dass Menschen so etwas tun können. Sind das noch die Menschen? — Gleichzeitig berichtet Rusterholz im „Aufbau" (Nr. 44) über die Vorgänge in Bulgarien Dinge, die diese Frage nicht weniger nahe legen. Und was in Afrika (siehe den Bericht von André Gide!), in China, Mexiko und anderwärts geschieht! Das „Geheimnis der Gottlosigkeit" tritt immer deutlicher hervor.

3. Einige neue Züge weist auch

der Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus

auf.

a) Dass in der Schweiz der Antimilitarismus im Vormarsch begriffen ist, beweisen viele Zeichen. Die zürcherische Bezirksvereinigung für den Völkerbund, die grösste der Schweiz, hat eine Resolution angenommen, worin von der schweizerischen Delegation an der Völkerbundsversammlung (gemeint ist natürlich vor allem Motta) mehr Entschiedenheit verlangt wird. Das ist freilich noch kein Antimilitarismus, aber es ist ein Anfang einer längst notwendigen Auflehnung. Sie hat da und dort ein deutliches Echo gefunden. — Bezeichnend war auch, dass der Ausschuss des Komitees für die Feier des 1. August sich weigerte, die nächste Sammlung an diesem Tage den während des Grenzdienstes erkrankten Soldaten und den Witwen und Waisen zu widmen, mit Berufung auf die antimilitaristische Stimmung weiter Volkskreise. Darob grosser Lärm gewisser Wortführer unseres schweizerischen Militarismus, besonders im Welschland, moralische Mobilisation der Offiziers- und Unteroffiziersvereine und Zukreuzkriechen des Gesamtkomitees. Wird nichts helfen! — Noch mehr in Erregung gerieten jene Kreise durch das Vorgehen unserer Freunde in Le Locle und La Chaux-de-Fonds, die etwas der Ponsonby-Aktion Analoges planen. Zwei entsprechende Aufrufe gelangten in die Oeffentlichkeit und in die bürgerlichen Zeitungen. Diese taten, als ob die beiden Schriftstücke hätten heimlich bleiben sollen und als ob es sich um eine Verschwörung handelte, während doch das Organ unserer Freunde: „La Revolution pacifique" offen davon geredet hat und jene Schreiben bloss an deren Abonnenten gerichtet waren. Natürlich schreien gewisse bürgerliche Zeitungen nach dem Bundesanwalt und sind voll Freude über das bevor-

stehende Inkrafttreten des neuen Militärstrafrechtes. Es zeigt sich daran deutlich, wie weit es mit der berühmten Schweizerfreiheit gekommen ist. Was man in Deutschland, um von England zu schweigen, ruhig tun darf, das ist bei uns Verbrechen! Und diese Freiheit soll dann „unsere Armee" verteidigen! Hilft wieder alles nichts! Zu den Vorträgen die Ceresole zusammen mit dem französischen Sergeanten Nägelen (der den ganzen Weltkrieg mitgemacht hat) hält, strömt das Volk in solchen Massen, dass die Säle nicht genügen.[1])

Inzwischen ist sogar das Ausland auf diese Kämpfe aufmerksam geworden. Der „Figaro" redet von dem neu erwachten Militarismus der welschen Schweiz, die „Times" wissen zu berichten dass neben den sozialistischen auch feministische und andere pazifistische Organisationen an der Auflösung der Armee mitwirkten. Gemeint ist wohl die „Frauenliga für Frieden und Freiheit" und die „Zentralstelle für Friedensarbeit". Von ihnen wird behauptet, dass sie vom Ausland her gelenkt würden. Das ist natürlich Unsinn, wie vieles andere, was in dem Artikel der „Times" steht. Wahr ist aber was im „Figaro" vom welschen Militarismus gesagt wird (übrigens in lobendem Sinne!) nur ist es bloss die eine Hälfte der Wahrheit; die andere ist, dass in der welschen Schweiz der Antimilitarismus gegenwärtig sein aktivstes und lebendigstes Zentrum hat.

Die grossen Wasserkatastrophen in Graubünden und Vorarlberg, wie im Tessin, haben Vielen gezeigt, dass es besser wäre, das Militär für solche Zwecke zu brauchen, als für die Vorbereitung des Krieges, und haben dem Zivildienst grosse Möglichkeiten aufgetan.

b) In der übrigen Welt haben sich inzwischen einige Entwicklungen vollzogen, die deutlich zeigen, wie wenig irgend ein Militarismus dem Sozialismus auf die Dauer nützt. Der 25. Juli hat in Oesterreich einen starken Rückschlag erzeugt, dessen Wirkung am Parteitag der Sozialdemokratie sehr deutlich zu spüren war. Und gerade Oesterreich war für unsere Sozialisten das Muster für die Notwendigkeit eines gewissen militärischen „Schutzes". In China hat der Militarismus in seinen verschiedenen Formen die ganze Revolution verschlungen. Und Mexiko? Ist das noch Sozialismus, wenn man seine politischen Gegner einfach erschiessen lässt? Wie unterscheiden sich solche Methoden von den bolschewistischen und faschistischen? Und ist damit die Sache zu Ende? Damit aber vergleiche man die Entwicklung in England. Ist da nicht mit Händen zu greifen, dass der Sozialismus am weitesten kommt, wenn er nicht an das Bajonett glaubt, sondern — an sich selbst!

Aus dem Geist eines solchen Sozialismus entspringt das Urteil Ben Turners, des hervorragenden englischen Arbeiterführers, über den Völkerbund: „Jeder, der sich über Völkerbund und Arbeitsamt klar zu werden versucht, wird sich verpflichtet fühlen, dafür zu arbeiten . . . Wenn der Völkerbund unseren Wünschen nicht entspricht, so lasst uns alles ins Werk setzen, um ihn umzugestalten; wir dürfen ihn jedoch nicht aufgeben, sonst treiben wir geradewegs zum Krieg." In England kann der Generalstabschef des grossen Krieges, Robertson, einen Aufruf erlassen, worin er die Nutzlosigkeit des Krieges dartut und jeden Mann und jede Frau auffordert, alle Bemühungen zur friedlichen Beilegung internationaler Streitigkeiten zu unterstützen. „Wir stehen nicht mehr auf dem Standpunkt, dass das beste Mittel zur Verhütung des Krieges dessen Vorbereitung sei. Kriegsvorbereitungen können heute den Ausbruch eines Krieges beschleunigen." So redet in England ein Feldmarschall und Generalstabschef — in England!

Endlich sei noch berichtet, dass die Bewegung gegen die Todesstrafe überall im Gange ist. Für ihre Beibehaltung sind vielfach die Katholiken

[1]) Von Nägelen stammt auch das aufsehenerregende Buch: „Les Suppliciés", das in Form eines Romans den Krieg beschreibt.

(die im deutschen Ausschuss für das neue Strafrecht den Ausschlag geben) und unsere protestantischen Ueberfrommen und Klerikalen, wie beim Kriegsproblem wieder im Bunde mit den Gewalt- und Blutgläubigen.

4. Es sind noch einige

Gestorbene

zu erwähnen. Maximilian Harden war in Satz und Gegensatz ein Exponent des wilhelminischen Zeitalters. Ein Edleres in ihm unterlag der Zeit, aber es war vorhanden. An Leonhard Nelson, der noch nicht fünfundvierzigjährig scheiden musste, war das Beste, die Auflehnung gegen die Zeit, besonders während des Krieges, wo er als einer der ganz Wenigen aufrecht blieb; sein übriges Streben war vielleicht auch in einem weniger vorteilhaften Sinne „unzeitgemäss". Nicht innerlich mit diesen Männern zusammenzustellen ist Pfarrer Johann Georg Birnstiel, der siebzigjährig in Romanshorn, der Stätte eines otium cum dignitate und dazu cum assiduo labore an einem Herzschlag gestorben ist, unser einstiger Kollege in der Münstergemeinde zu Basel. Er war eine friedliche und freundliche Gestalt, die nie in das Parteitreiben des kirchlichen Lebens von Basel hätte gezogen werden sollen. Es war wie eine Art Gunst des Geschickes, dass er im letzten Teil seines Lebens bei fruchtbarer und gemütvoller, auch erfolgreicher Schriftstellerarbeit mehr er selbst sein durfte. Friede auch seinem Andenken. 10. November 1927.

Ultramontane Verlogenheit. Die Leser der „Neuen Wege" wissen, dass ich kein „Kulturkämpfer" bin und nie in Befehdung des Katholizismus mache — wofür ich schon als geheimer Verbündeter der Jesuiten bezeichnet worden bin! Diese freundliche, Verständnis suchende Stellung zum Katholizismus verhindert mich natürlich nicht, die ganze Geistesrohheit und besonders die Verlogenheit zu sehen, worin namentlich der zeitungschreibende Ultramontanismus (den ich vom Katholizismus scharf unterscheide) nur zu regelmässig verfällt. Davon eine kleine Probe.

Die Leser haben wohl den Bericht von Pfarrer Felix über meinen an der Reichenauer Konferenz gehaltenen Vortrag über „Reich Gottes und Theologie" beachtet. Dieser Bericht, der auch in der sozialdemokratischen „Volksstimme" von St. Gallen gestanden hat, nimmt das „christlichsoziale" Zentralorgan der Schweiz, die „Hochwacht", zum Ausgangspunkt eines Artikels über den „religiösen Sozialismus". (Vergl. Nr. 215.) Der Artikelschreiber erklärt zunächst: „Es bedeutet eine sozialistische Neuigkeit, wenn Dr. L. Ragaz aus Zürich auf dem Kongress in Reichenau den Glauben an Gott wieder fordert." Schon das ist interessant. Seit mehr als zwanzig Jahren gibt es in der Schweiz einen religiösen Sozialismus als Bewegung und diese ist wahrhaftig nicht im Winkel geblieben, aber ein „christlichsoziales" Organ weiss nichts davon — oder tut doch, als ob es nichts davon wisse! Es erklärt: „Nun erscheint Dr. L. Ragaz auf der Bühne und behauptet vor aller Welt, dass das soziale Feld ein Reich Gottes sei [was natürlich eine Entstellung meiner Ansicht ist] . . . . Diese religiösen Sozialisten sind auf einem Standpunkte angelangt [!], welcher mit den frühereren Anschauungen [wessen?] im direkten Widerspruch steht." Ich meine, es sei schon ein Verstoss gegen die Wahrheit, wenn man über Dinge schreibt, von denen man keine Ahnung hat. Doch lassen wir dies und anderes hingehen!

Aber nun bekommt der Artikelschreiber auf einmal heillose Angst. Er sagt sich offenbar, dass es für den Ultramontanismus eine grosse Gefahr wäre, wenn der Sozialismus eine solche Wendung nähme. Was wollte man dann dem katholischen Volke noch sagen? Darum fängt er sofort an, den Apparat der frommen Verleumdung mit Macht in Bewegung zu setzen.

„Wir können nicht glauben, dass die Sozialisten plötzlich gottesgläubig geworden seien! Jedenfalls wird es klug sein, vorerst genau zu untersuchen,

was die Sozialisten unter Gott und Religion verstehen, bevor wir von einem sozialistischen Gesinnungswechsel reden. Wo thront denn der Gott der Sozialisten? Nicht im Himmel, sondern im Gefühle. Soviel wir aus den Phrasen ersehen, handelt es sich nicht um einen persönlichen Gott. Nach Dr. Ragaz kann Gott nicht begrifflich erfasst, sondern nur im Gefühle bemerkt werden. „Gott kann nicht erlernt, sondern nur erlebt werden."[1]) Was bedeutet dieses Erlebnis? Es ist eine Stimmung, eine Meinung, welche sich so mächtig und gewaltig im Gemüte auswirkt, dass sie sich zum Gotte erhebt. Der Mensch mit seinen Gefühlen wird also auf den Thron gestellt. Ist die Ansicht eines Menschen zum Gotte gestempelt, so muss sie von den anderen Menschen gebilligt, ja angebetet werden. Schon Dietzgen hat behauptet, dass ein höherer Geist als der menschliche Geist nicht möglich sei. Vor dieser Folgerung schrecken die Sozialisten selbst zurück. Darum betrachten sie nicht den Einzelmenschen, sondern nur das gesamte Proletariat als Gott. Das Proletariat stellt den Heiland dar, welcher die Menschheit von den gegenwärtigen Uebelständen erlösen will. Mit dieser Anschauung, welche besonders Landauer vertritt, wird dem Proletariat die Unfehlbarkeit und die Souveränität zuerkannt. Wenn solche Strömungen durch die Welt gehen, ist es notwendig, dass die katholischen Arbeiter über das Verhältnis von Religion und sozialer Bewegung unterrichtet werden, wie es die Soziale Woche von Einsiedeln getan hat. Man stelle die verwirrten Sätze der sozialistischen Programme und die klaren Leitsätze der Einsiedlertagung nebeneinander. Auf der einen Seite haben wir unverständliche und irreführende Phrasen, auf der anderen Seite sichere und heilbringende und tröstende Lehren.

Was die religiösen Sozialisten Religion nennen, scheint bloss ein gottloser, sozialer Mystizismus zu sein. Der Sozalismus bildet das Reich Gottes auf Erden. Wer vom heiligen Geiste erleuchtet ist, tritt zum Sozialismus über und wird zum Mitgliede des Reiches Gottes. Die materiellen Güter werden zu religiösen Gütern, die wirtschaftliche Tätigkeit wird zur religiösen Tätigkeit, die sozialistischen Grundsätze werden zu religiösen Prinzipien und die sozialistischen Führer zu religiösen Propheten gestempelt. Der Sozialismus beansprucht eine religiöse Autorität, indem er behauptet, dass er die unbedingte, absolute Wahrheit und Güte Gottes in sich trage. Im Hochgefühle der göttlichen Ueberzeugung wird jede andere Religion, jede andere Gesellschafts- und Staatsordnung abgelehnt, und die Führer bekämpfen alle Gegner mit diktatorischer Gewalt. Die religiösen Strömungen bedeuten also keine Bewegung zur Religion, sondern eine Begründung der sozialistischen Diktatur.

Wie sanft und milde, wie gross und klar kommen uns die Prinzipien der Sozialen Woche von Einsiedeln vor, wenn wir sie mit diesen unbestimmbaren religiösen Ansichten der Sozialisten vergleichen! Die katholische Weltanschauung verwechselt die religiöse Sphäre keineswegs mit der wirtschaftlichen Ordnung, obwohl sie die wirtschaftlichen Gebiete den Grundsätzen der Religion unterstellt. Der Sozialreform muss die Selbstreform des Herzens vorangehen. Je mehr die Sozialisten mit religiös mystischen Gedanken die Arbeiter fangen wollen um so tiefer muss die christlich-soziale Bewegung von den ewig wahren katholischen Grundsätzen durchdrungen sein. Oefters schon wurde die Bemerkung gemacht, dass die katholischen Arbeiterführer etwas reichlich vom Glauben und von der Gnade, von päpstlichen Rundschreiben und von der Benützung der Gnadenmittel reden. Wer die geschilderten Strömungen der Gegenwart durchschaut, muss mit Freuden erkennen, dass die Führer mit klugem Weitblick die katholischen Arbeiter auf den Kampf gegen diese Gefahren vorbereitet haben. Dr. M."

[1]) Auch das war nicht meine eigene Formel. R.

Eine Widerlegung dieser Schreiberei wird man nicht von mir erwarten. Aber staunen muss man doch immer wieder über die Tiefe der Entartung, in welche das religiöse Wesen gerät. Das schreibt dieser Mann, trotzdem aus dem Berichte der „Volksstimme" meine wirkliche Meinung mit vollkommener Klarheit hervorgeht (rede ich doch z. B. von der „Wirklichkeit des lebendigen Gottes") und der Autor durch Zitate zeigt, dass er den Bericht wirklich gelesen hat. Aber es muss verleumdet, muss gelogen werden — in majorem ecclesiae gloriam — d. h. besonders um der katholischen Arbeiter willen. Ein Blick in meine Predigten hätte genügt, um, falls er den Bericht wirklich nicht verstand, zu zeigen, wie ich denke. Fiel ihm natürlich nicht ein! Er hält es mit den vielen andern, die auch finden, man könne einen Menschen oder eine Sache besser verleumden, wenn man — nichts von ihnen wisse!

Unsere marxistischen „Freigeister" aber sollten über diese „christlich-soziale" Angst vor dem religiösen Sozialismus ein wenig nachdenken.

Nochmals die „Kreuzritter". Meine Bemerkungen über die „Kreuzritter" (Chevaliers de la Paix) im Juli-Augustheft haben einigen Staub aufgewirbelt. Die Reaktion von seiten der „Kreuzritter" selbst und ihrer Verteidiger ist so gewesen, dass ich (einige Ausnahmen abgerechnet) darin von „Kreuz" und „Frieden Christi" und all den schönen und grossen Losungen dieser Bewegung wenig gespürt habe, was mir ein Beweis mehr dafür ist, dass man sich vor allzuschönen und allzugrossen Losungen in Acht nehmen muss. Denn man wird leicht durch sie gerichtet.

Irgend etwas von jenen Bemerkungen zurückzunehmen habe ich keinen Anlass. Sie waren nicht leichtfertig oder in Leidenschaft geschrieben, sondern entsprechen dem, was ich stets vertrete. Höchstens könnte ich mich fragen, ob die Form etwas weniger „scharf" hätte sein sollen. Man nimmt ja sonst in solchen Fällen die Maske christlicher Freundlichkeit und Milde vor — um nicht sich selbst zu schaden; man umwickelt den Degen mit etwas Watte —, damit man umso sicherer verwunde! Ich verachte solche konventionelle Heuchelei — denn das ist's in neunundneunzig von hundert Fällen — und rede wie ich denke. Darin steckt im Grunde viel mehr Güte als hinter jener Maske, und solche Wunden sind nicht so infiziert, wie die mit der Watte.

Ich will aber noch einmal zu sagen versuchen, wie ich diese Sache auffasse. Man hat sich vor allem an den Worten „Heuchelei" und „Scheinwesen" gestossen. Das meinte und meine ich nun so: Wenn ein Mensch, der gegen den Krieg ist, vielleicht sogar sich einen Christen nennt, dennoch Militärdienst tut und bereit ist, allfällig auch Kriegsdienst zu tun, sei's, weil er den Mut zur Dienstverweigerung nicht aufbringt, sei's aus andern Gründen, so bin ich weit davon entfernt, ihn zu verurteilen. Dafür weiss ich aus eigener und fremder Erfahrung denn doch zu viel von den Nöten solcher Wege. Anders aber ist's, wenn „Friedensritter" oder gar „Kreuzritter" auftreten, die die „Wiederherstellung des Geistes des Friedens in der Welt", „echt christliche Bruderliebe", das „Zeichen des Kreuzes" proklamieren. Da lauscht man auf. Die wollen Grosses; das könnte ja herrlich sein. Die werden selbstverständlich nicht gegeneinander in die Schützengräben gehen, werden den Kriegsdienst verweigern! Aber da gibt es nun ein Staunen: gerade das wollen sie nicht. Gerade um diesen entscheidenden Punkt gehen sie herum. Man greift ins Leere. Von dem ganzen Friedens- und Kreuzrittertum bleibt nichts übrig, als die gewöhnliche christliche Friedensphraseologie, von der man nun wahrhaftig genug hat. Aber warum denn ein solcher Aufwand? Tant de bruit pour une omelette!

Das ist mir schon aufgefallen, als ich zuerst die Botschaften der „Chevaliers de la Paix" bekam. Das klang so verheissungsvoll, mein Herz schlug

höher, bereit einzustimmen, mitzugehen, es flog dem entscheidenden Punkt entgegen; aber was stand an diesem entscheidenden Punkt? Ein Nichts, eine Leere, eine zerfliessende Allgemeinheit, die nahe, sehr nahe an Zweideutigkeit grenzte. Bei diesem Eindruck ist es auch nachher geblieben. Ich las davon, wie der Gründer und Leiter des Ordens, Hauptmann Bach, wundervolle Abendmahlsfeiern mit Deutschen gehabt habe; ich fragte mich, ob sie denn einander auch gelobt hätten, sich nicht zu erstechen, zu zerreissen, zu verbrennen, oder ob sich dies für sie von selbst verstanden hätte — nichts davon, dieser Hauptpunkt blieb immer im Unklaren. Von solchen Abendmahlsfeiern bei grossen christlichen Anlässen habe ich in diesen Jahren auch sonst gelesen und immer habe ich die starke Empfindung gehabt: eine solche Abendmahlsfeier, als wirkliche tiefste Verbindung in Christus das Grösste und Schönste, was man sich denken kann, wird sofort zur Blasphemie, zu einer Blasphemie schlimmer als die gröbste offene Gotteslästerung, wenn auch nur der Schatten der Möglichkeit darauf fällt, dass die Teilnehmer gesonnen seien, einander „im Ernstfall" (wie man so bezeichnend sagt) mit Bajonetten zu durchstechen, mit Granaten zu zerreissen, mit Flammenwerfern zu verbrennen, mit Giftgas zu ersticken. Man bedenke doch, wie es eine urchristliche Gemeinde damit selbstverständlich gehalten hätte! Entweder — oder: entweder ist diese Feier echt — und dann gibts für die Teilnehmer keinen Krieg mehr — oder sie ist unecht und dann ist sie ein Missbrauch des Heiligen ohnegleichen. Es blieb mir aber im Fall der „Kreuzritter" offen, welcher Teil des Dilemmas zutreffe. Freilich machte mich stutzig, dass Freunde mir berichteten, in Versammlungen über das Kriegsproblem seien die „Chevaliers de la Paix" die schlimmsten gewesen. Trotzdem hätte ich mich schwerlich über sie geäussert, wenn man mir nicht jenes Dokument zugestellt hätte, ungefähr zu gleicher Zeit, wie ich dies „Gesetz des christlichen Soldaten" bekam. Wieder der gleiche Eindruck: „Bruderschaft", „Liebe", „Heiland", „Friedensgeist", „Kreuz", aber der „Kreuzritter" und „Friedensritter" soll es „als dem Geiste des Werkes widersprechend anerkennen, darin Politik oder Propaganda für oder gegen die Armee zu machen".

Also ausgerechnet da, wo es darauf ankäme, macht man Halt und tut vornehm; ich bleibe dabei und kann's nicht anders sagen. Und nun stelle ich nochmals in aller Schärfe das Dilemma auf: „Wenn man im Ernste das will, was die Friedens- und Kreuzritter zu wollen behaupten, dann gehört dazu selbstverständlich und in allererster Linie die Militär- und Kriegsdienstverweigerung." Ich bitte den Leser, doch einmal im Juli-Augustheft jene Regeln der Friedens- und Kreuzritter nachzusehen und dann das, was Marschall Foch im Oktoberheft über den zukünftigen Krieg sagt. „Bruderschaft", „Liebe", Friedensgeist Christi", „Zeichen des Kreuzes". Jesus der Heiland auf der einen Seite — Bestienkampf im Schützengraben, Abwerfung von Giftgasbomben auf schlafende Städte, die mit den Männern auch Frauen und Kinder zerreissen, Fluch, Vernichtung, Höllenmacht aller Art auf der andern — wenn das zusammengeht, dann sage ich, gehen Christus und Satan zusammen!

Wenn man das vereinigen will, dann rede ich von Heuchelei und bleibe durchaus und ohne Schwanken dabei. Ich verstehe in solchen Fällen unter Heuchelei einfach Unwahrheit, vor allem objektive Unwahrheit; ich verstehe darunter den krassen Widerspruch zwischen Worten und Taten, wie er unser „Christentum" kennzeichnet. Das ist's, was unser Herr und Meister an den Frommen seiner Zeit, denen es an schönen und grossen Losungen auch nicht fehlte, Heuchelei genannt hat, und ebenso, wenn auch nicht mit diesem Wort, so doch nicht weniger stark Paulus in den Kapiteln zwei und drei des Römerbriefes. Ich habe also erklärt: ihr Friedens- und Kreuzritter steht vor der Alternative: entweder ihr fasst am entscheidenden Punkt Posto,

ihr sagt dem Dienst des Teufels ab, zu dem der jetzige Kriegsdienst offenkundig geworden ist, oder all euer Reden wird zu einer Unwahrheit.

In der neuesten Erklärung der „Chevaliers“ heisst es: „Die Frage [des Friedens] reicht in ihren Augen unendlich über die des Waffentragens [d. h. doch wohl des Waffenbrauchens!] hinaus. Trotzdem sie jede Ueberzeugung in bezug auf diesen Punkt achten, glauben sie doch, dass man die Geister nicht in einer theoretischen und allgemeinen Haltung sich versteifen lassen darf. Unsere Pflicht ist, unsere Brüder zu überzeugen, dass Jesus Christus das Licht ist, dessen ihre Seele bedarf.

Der Mensch, der seine ganze Zuversicht auf Gott setzt, hält ihn auch für fähig, ihm im Moment der Schwierigkeit zu zeigen, welche Haltung er einzunehmen hat und ihn dabei beharren zu lassen bis zum Ende, koste es, was es wolle. Der Mensch vergehe, aber Christus lebe!“

Ich kann in dieser Erklärung nichts als Zudeckung der Hauptfrage durch fromme Redensarten und religiöse Sophistik sehen und fahre mit der Frage dazwischen: „Haltet ihr den Krieg für eine Sünde oder nicht?“ Wenn ja (und für „Friedensritter“ sollte das Ja selbstverständlich sein), dann müsst ihr klipp und klar heraussagen: „Ein Friedensritter macht ihn unter keinen Umständen mit;“ oder er ist unter Umständen doch recht und erlaubt — aber was hat es dann für einen Sinn, sich „Friedensritter“ zu nennen? Wenn ihr erklärt, die Friedensfrage sei unendlich umfassender als die Frage des „Waffentragens“, so antworte ich: Freilich; das wissen wir alle. Aber nach guter Logik ist das Engere im Umfassenderen eingeschlossen. In der Frage des Waffentragens oder Nicht-Waffentragens spitzt sich die ganze Friedensfrage zu. Wer Waffen trägt, entscheidet sich für den Krieg. Auch der Kampf gegen den Alkohol ist umfassender als die Abstinenz, aber für den, welcher allen Alkohol für schädlich hält, ist nun halt eben das Nichttrinken von Alkohol der entscheidende Punkt. Friedensritter, welche erklären, das Waffentragen sei eine Frage, die man dem Einzelnen überlassen könne, kommen mir vor wie Abstinenten, die erklären, das Trinken oder Nichttrinken von Alkohol sei Nebensache.

Ich füge dazu noch zweierlei. Nach der üblichen Methode begehrt man nun mächtig auf über meinen „Angriff“ auf die „Kreuzritter“, und übersieht dabei völlig, dass die „Kreuzritter“ selbst die Angreifer sind. Oder was bedeutet denn der Satz: „Es sei dem Geist ihres Werkes widersprechend, darin Politik oder Propaganda für oder gegen die Armee zu machen,“ anders als einen Angriff auf alle die, welche nun „Politik treiben“, „Propaganda gegen die Armee machen?“ Und zwar ist es ein sehr scharfer Angriff. Denn es wird damit denen, die solches tun, schlechtweg der Geist Christi abgesprochen. Nun kenne ich seit Jahren eine Fülle von Menschen, die aus Gehorsam gegen den Geist Christi im Kampf gegen den Krieg „Politik treiben“ und „gegen das Heer Propaganda machen“. Es gehören dazu eine grosse Reihe der edelsten und frömmsten Menschen, von denen ich aus Geschichte und Gegenwart weiss, unter anderm die Quäker, aber nicht nur sie. Ich habe diese Menschen ins Gefängnis und in den Tod gehen sehen; ich habe sie im Kampf für ihren Glauben fast noch Schwereres leiden sehen: den Zusammenstoss mit den Freunden und Angehörigen, den Kampf im Innern, die Vereinsamung, gelegentlich das Zerbrechen — und all diesen Menschen wird nun kühl von oben herab der Christusgeist abgesprochen von solchen, die den leichteren Weg gehen — wenn das nicht widerliche religiöse Vornehmtuerei ist, so haben Worte und Begriff keinen Sinn mehr.

Ich habe aber auch schweren Anstoss genommen an der Erklärung, dass die Kreuzritter „nicht die Anmassung hätten, die Welt zu ändern“, aber erwarteten, die Welt werde sie in Ruhe lassen. „Die Welt wird nicht die Anmassung haben, die Seelen derer zu ändern, die sich dem Lichte zugekehrt haben.“ Damit ist doch gerade dem Geiste des Kreuzes ins Gesicht ge-

schlagen. Wie, nun soll auf einmal das Zeichen des Kreuzes sein, dass man von der Welt in Ruhe gelassen wird! Bisher habe ich in meinem Neuen Testament immer das Gegenteil gelesen: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse lügnerisch gegen euch reden um meinetwillen . . . . So haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind (Matth. 5, 11 und 12). „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." (Matth. 16, 24.) Aber nun scheint man das Kreuz neu zu interpretieren: Kreuztragen heisst, gerade an der Stelle abbiegen, wo es wirklich zum Kreuze käme; Kreuztragen heisst, die Welt in Ruhe lassen und von ihr in Ruhe gelassen werden. Wenn ich gegen eine solche Verfälschung des Heiligsten ein scharfes Wort gesagt habe, so habe ich es im Dienste des Heiligsten getan: man soll uns nicht dem Kreuz, das doch allein uns retten kann, seinen Ernst nehmen.

Und darum habe ich es im Dienste der Liebe getan. Es sei „gegen die Liebe", Menschen so zu verurteilen. Ich antwortete: Menschen habe ich nicht verurteilt — ich kenne persönlich nicht einen einzigen „Kreuzritter" — sondern Prinzipienerklärungen. Das ist zweierlei: Menschen mögen solche Erklärungen verfassen oder annehmen, ohne deren Tragweite zu bedenken. Sie können es darin an Klarheit und Entschiedenheit fehlen lassen, daneben aber doch treffliche, ernsthafte und aufrichtige, also subjektiv wahrhaftige Menschen sein. Ich zweifle keinen Augenblick, dass es unter den „Kreuzrittern" viele solche gibt. Aber jene objektive Unwahrheit muss zerstört werden und zwar aus Liebe, aus der Liebe, welcher der ganze Kampf gegen den Krieg entspringt. Das sonst ganz sicher kommende Verderben wird nur abgewendet, wenn wir die Wahrheit in hellem, unerbittlichem Lichte sehen: dass überhaupt kein Krieg mehr sein darf, dass Christus und der Krieg Gegensätze sind, so gut wie Gott und Mammon, wie Himmel und Hölle. Wer diese Wahrheit verhüllt, der macht sich einer Todsünde in furchtbarstem Sinne des Wortes schuldig. Keine Verhüllung aber ist so schlimm, wie die religiöse, die Verhüllung durch religiöse Sophistik, religiösen Pseudo-Tiefsinn, religiöse Vornehmtuerei, religiöses Scheinwesen. Die Wahrheit, die dieses ausspricht, ist die Wahrheit der Liebe; sie entspricht dem Wort: „Seid wahrhaftig in der Liebe." (Eph. 4, 15.) Wer jedem „scharfen" Wort die Liebe abspricht, der muss die der ganzen Bibel absprechen, muss die den Propheten, muss sie Paulus[1]) absprechen, muss sie den Reformatoren absprechen, muss sie vor allem Dem absprechen, durch den allein wir doch wissen, was Liebe ist, und der die Liebe nur ist, weil er auch die Wahrheit ist.

Ich bleibe dabei: ihr Kreuzritter, besinnt euch, ob ihr wirklich das Kreuz Christi tragen wollt oder bloss das Kreuz — des Christentums! Und damit genug davon. Mir ist's selbstverständlich nicht um die „Kreuzritter" zu tun, sondern um etwas viel Grösseres. Die Kreuzritter selbst stehen und fallen ihrem Herrn.

Dienstverweigerer. 1. Die Genfer Gruppe der „Zentralstelle für Friedensarbeit" hatte sich bisher damit begnügt, so viel als möglich pazifistische Literatur zu verteilen oder zu verkaufen, sei's bei Anlass von Vorträgen, sei's auf den Strassen und sogar in den Cafés, dazu Vorträge zu organisieren, manchmal auch bei Redaktionen, die entschieden mit dem Geiste des Völkerbundes zu wenig im Einklang stehen, Schritte zu tun.

Eduard Jacopin, Lehrer in Genf, war stets eines unserer treuesten und hingebendsten Mitglieder. Lange vertrat er die Ansicht, dass es nützlicher

[1]) Man vergleiche z. B. Gal. 2, 11 ff., wo er Petrus und anderen Mitaposteln wegen ihrer Stellung zu den Heidenchristen direkt „Heuchelei" vorwirft!

sei, im Heere antimilitaristische Propaganda zu machen, als den Militärdienst zu verweigern. Er verteilte mit Eifer Broschüren und diskutierte höflich, aber entschieden mit seinen Kameraden und Vorgesetzten, was ihn nicht hinderte, mit beiden auf sehr gutem Fusse zu stehen. Nach so vielen andern hat sich nun auch Jacopin entschlossen, einen weitern Schritt zu tun. Drei Tage vor dem Ende seines letzten Wiederholungskurses hat er das Heer verlassen, nachdem er sich durch seine Frau, die mit ihm völlig eins ist in der Willigkeit, für die Sache des Friedens dieses Opfer zu bringen, seine Zivilkleider hatte schicken lassen.

Am 8. September erschien Jacopin vor dem Militärgericht der ersten Division in Lausanne. Trotzdem ihm die Uniform befohlen war, erschien er in Zivil, „da er sich nicht mehr als Glied der Armee betrachte". Auf die Fragen des Grossrichters antwortet er mit einer Ruhe und Einfachheit, welche den Eindruck einer vollkommenen Aufrichtigkeit machen. Die Anwesenden spüren sehr deutlich, auf welcher Seite, entgegen dem Augenschein, die stärkere Kraft ist. Weil er die Gefahr sieht, welche die Heere im allgemeinen und unsere kleine schweizerische Armee im besondern für den Frieden bedeuten, fühlt er sich zu diesem Zeugnisse verpflichtet. Er wird zu zwei Monaten Gefängnis und zu drei Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt, trotz der ausgezeichneten Verteidigung durch Herrn Mentha, einen andern Genfer Lehrer.

Die grossen Zeitungen haben über die Gerichtssitzung vollständiges Schweigen beobachtet, was zu beweisen scheint, dass die Dienstverweigerer vielleicht nicht so wenig bedeuten, wie Einige behaupten. Das „Journal de Genève", das sich soeben noch beklagt hatte, dass man im Geschichtsunterricht des Collège Calvin nicht mehr den Platz einräume den er in der Geschichte von Genf zu Recht innehabe, hat nun noch grössere Mühe, in der Tat Jacopins den echten Geist Calvins zu erkennen: „In bezug auf den Gehorsam aber, von dem wir festgestellt haben, dass man ihn den Vorgesetzten schulde, ist das immer auszunehmen, vielmehr in erster Linie zu beachten, dass er uns nicht von dem Gehorsam gegen den ablenke, dessen Willen die Meinungen aller Könige unterliegen, dessen Ratschlüsse ihre Gebote weihen, dessen Majestät ihre Urteile sich unterwerfen müssen. Oder wäre es nicht verkehrt, wenn du, um Menschen genug zu tun, den beleidigen wolltest, um dessentwillen allein du Menschen gehorchen sollst?"

Das „Journal de Genève" benutzt den Fall Jacopin im Hinblick auf die kommenden Wahlen, um den [sozialistischen] Stadtrat Oltramare zu bekämpfen, und verlangt mit grossem Lärm die Absetzung Jacopins, der also nicht mehr würdig ist, in einer Schule zu lehren, weil er alles opfert und auch seine Stelle riskiert, um seinem Gewissen zu gehorchen. Vielleicht gibt es doch Eltern, die einer andern Meinung sind!

Jacopin gehört keiner Kirche und keiner politischen Partei an.

Alice Descoeudres.

2. Vor dem Militärgericht der Division 6a in St. Gallen stand am 18. Oktober als Dienstverweigerer unser Freund Paul Kessler. Schon seit drei Jahren hat er sich geweigert, seine Schiesspflicht zu erfüllen und zur Kleiderinspektion zu kommen. Er war dafür zu sechs Tagen Arrest verurteilt worden, hatte seine Haltung aber nicht verändert und tat nun den entscheidenden Schritt. Er hatte (wohl während der Grenzbesetzung) siebenhundert Diensttage geleistet, war Korporal und hatte gute militärische Zeugnisse. Aber in dem Masse, als in ihm der Glaube an Christus und sein Reich stark wurde, geriet dieser in Konflikt mit Krieg und Militär. Der Kampf war nicht leicht. Man geht auf diesen Weg nicht ohne Kreuz. Doch bin ich sicher, dass unser Freund nun in seinem Gewissen froh und ruhig ist.

Auch Kessler erschien, entgegen dem Befehl, ohne Uniform vor Gericht. Es liegt etwas an diesen Symbolen! Er vertrat ruhig und gütig, wie er ist, seine Ueberzeugung mit politischen, sozialen und vor allem und entscheidender Weise religiösen Gründen. Die Zeit des Militärs ist vorbei; die Ausgaben dafür werden besser anders verwendet. Der Schweiz, als dem Sitz des Völkerbundes, stehen sie besonders schlecht an. Geistige Waffen schützen uns besser als solche aus Eisen und Stahl. Wenn man an Gott glaubt und weiss, was Beten bedeutet, dann sucht man d o r t seinen Schutz. Auch Sanitätsdienst ist kein Ausweg, denn die Sanität steht im Dienst des Krieges.

So ungefähr soll nach dem Bericht der Zeitungen unser Freund geredet haben. Leider hat niemand von uns von der Verhandlung gewusst. Er wurde zu drei Wochen Gefängnis, Entsetzung vom Grade und einem Jahr Einstellung im Aktivbürgerrrecht verurteilt.

Paul Kessler ist ein ungewöhnlicher Mensch. Er hat lange studiert, vor allem Germanistik, auch ein wenig Theologie. Aber er passt nicht in ein Amtsschema, weil er dafür, im g u t e n Sinn, zu menschlich ist. So arbeitet er denn bei seinem Vater auf einem Bauerngut in der Ostschweiz und lebt so im Sinne Tolstois, auf den er sich berufen haben soll, dem Schreibenden die freilich sehr viel zu grosse Ehre antuend, ihn neben jenem zu nennen — was den Zeitungen Anlass zu einer kleinen Sensation gegeben hat. Er ist aber ein ganz selbständiger Mensch, der s e i n e m Gewissen gehorcht. L. R.

A n m e r k u n g. Es ist mir nicht recht, dass wir in unsern Organen jeweilen nur diejenigen Dienstverweigerer erwähnen können, die uns besonders nahe stehen oder deren Fall besonders bekannt wird, weil sie eine höhere soziale Stellung einnehmen, während vielleicht gerade solche unbeachtet bleiben, die vielleicht einen noch schwereren Kampf haben, weil sie vielleicht Eltern oder Frau und Kinder in Not bringen müssen, ihre Stelle verlieren, die auch vor Gericht sich schwerer verteidigen können, weil es ihnen an Schulung fehlt. Ihnen selbst ist es gewiss nicht darum zu tun, dass sie in Zeitungen stehen; wir aber sollten etwas von ihnen wissen und ein Wort der Ermunterung täte ihnen gewiss auch gut. Hoffentlich können wir diesem Mangel mit Hilfe der Freunde künftig gutmachen. Es sitzen gerade gegenwärtig ausser Jacopin und Kessler noch andere Gesinnungsgenossen im Gefängnis. Ich erwähne vorläufig nur unsern Freund W o l f g a n g S c h w e m m e r, der nun, nachdem er schon früher zwei sehr lange Strafen für Dienstverweigerung abgesessen, immer wieder wegen Verweigerung von Schiesspflicht und Inspektion für kürzere Zeit ins Gefängnis muss. Darf man einer solchen Quälerei noch lange zusehen?

An die deutschen evangelischen Pfarrer und Theologen. A u f r u f. Die evangelischen Kirchen Deutschlands zögern noch immer, das von ihnen in den weitesten Kreisen erwartete Führerwort gegen Kriegsverherrlichung und Kriegsvorbereitung auszusprechen. Nachdem der Stockholmer Fortsetzungsausschuss mit Zustimmung der deutschen Vertreter den Satz geprägt hat, dass der Krieg nicht das Recht feststellen könne, wäre die Stunde gekommen, wo die Kirchen den kommenden Krieg, auf den von so vielen Seiten hingearbeitet wird, als Verbrechen brandmarken müssten.

Wir Theologen dürfen die Verantwortung für die Dinge nicht länger ablehnen. In der ganzen Welt sammeln sich die kriegsgegnerischen Pfarrer, in manchen Ländern, wie Holland, Schweiz, England, Amerika, Norwegen, haben sie schon beachtenswerte Gruppen gebildet. Am 30. August 1926 wurde in Genf der internationale Verband der Antimilitaristischen Pfarrer als Rahmenorganisation unter dem Vorsitz von Pfarrer Hugenholtz (Holland) gegründet.

Wir rufen alle deutschen Theologen, die grundsätzlich in der militärischen Lösung der grossen Weltprobleme keine wirkliche Lösung sehen, auf, sich dem Verbande anzuschliessen. Es spielt dabei keine Rolle, ob die Ueberzeu-

gung des Einzelnen dahin geht, dass nur der Sozialismus dem wahren Weltfrieden den Weg ebnen werde, oder ob er auch dem bürgerlichen Pazifismus durchschlagende Kraft zutraut. Es spielt auch keine Rolle, wie man sich die Lösung der Einzelfragen (beste Methode der Abrüstung usw.) denkt. Unser Verhältnis zum Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen denken wir uns so, dass wir in dem Bunde, der als solcher keine grundsätzliche Stellung in der Kriegsfrage einnimmt, die vorderste Kampfgruppe sein können. Nur dies ist Voraussetzung: Dass wir es nicht länger ruhig mit ansehen können, wie angesichts des Arbeitslosen- und Wohnungselends und der allgemeinen Einschränkung der öffentlichen Ausgaben nur die Rüstungsausgaben stetig steigen, sondern auch der Glaube an den Sinn militärischer Gewalt in christlichen und nicht-christlichen Kreisen wächst. — Darum wollen wir Zeugnis ablegen von einem neuen Sinn und einem neuen Geist, dessen die Welt bedarf.

Wer unter den deutschen Pfarrern und anderen Theologen diese Grundhaltung, auch bei mancherlei Hemmungen und Zweifeln für die notwendige hält, möge sich melden bei Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann, Solingen-Foche, der eine deutsche Gruppe zu sammeln beabsichtigt. — Im Jahre 1928 ist ein internationaler Kongress in Utrecht in Aussicht genommen, bei dem das Zeugnis der berufenen Vertreter der Kirchen gegen den Militärgeist vor aller Welt sichtbar werden soll.

Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann, Foche-Solingen.

Bern. An die Leser der „Neuen Wege“ in Bern und Umgebung richten wir die Bitte, folgende, von der Berner Gruppe der Freunde der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“ veranstalteten Zusammenkünfte und Vorträge zu besuchen und auch Gäste mitzubringen.

Mittwoch, den 16. November, abends 8¼ Uhr, im „Daheim“. Ausspracheabend, geleitet von Pfarrer K. v. Greyerz, über: Aus meiner Berufsarbeit. Einleitendes Votum von A. Hürsch, Zollbeamter, Bern.

Montag, den 28. November, abends 8 Uhr, Volkshaus (Zimmer Nr. 8). Vortrag von Pfarrer Widmer, Bözberg (Aargau), über: Kann die Schweiz abrüsten? Anschliessend Diskussion.

Sonntag, den 11. Dezember, abends 8 Uhr, Konferenzsaal der franz. Kirche: Vortrag von Valentin Bulgakov, ehemaligem Sekretär von L. Tolstoi, über: Tolstoi's Stellung zu Krieg und Frieden.

Basel. Gruppe „Aufbau“ und „Neue Wege“. Wir machen unsere Freunde darauf aufmerksam, dass am nächsten Monatsabend, Donnerstag, den 1. Dezember, unser Freund Andreas Martig weiter über die Quäker erzählen wird. Wir erwarten gerne wieder Alle, die anlässlich des letzten Monatsabends anwesend waren und bitten, weitere Interessenten mitzubringen. Beginn präzis 8 Uhr, Zimmer 5, Volkshaus (I. Stock).

Von Büchern

Tolstoi.

Schon wieder dürfen wir ein bei der Neu-Sonnefelder Jugend (Quäkersiedlung Sonnefeld bei Coburg) verlegtes und soeben erschienenes kleines Buch mit Freuden begrüssen, das gerade recht kommt, ehe der letzte Sekretär Tolstois, Valentin Bulgakov, seine Vortragsreise antritt, die ihn diesmal auch in die Schweiz führen soll: es sind einige von ihm in den

Jahren 1918—1920 gehaltene „Oeffentliche Reden", die unter dem Gesamttitel: „Leo Tolstoi und die Gegenwart" herausgegeben sind und sicherlich manche Fragen beantworten, die der nimmermüde Tolstoi-Verkünder des öftern zu hören bekommt. Denn es ist wohl eine Tatsache, die wir gerne mit aussprechen, wenn der Schreiber des „Vorwortes", unser tapferer Freund, Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann-Solingen, dort sagt: „Tolstois Mission ist noch nicht zu Ende"; und namentlich danken wir ihm, dass er sich „besonders an die wendet, die sich für die berufenen Vertreter des Christentums halten". Denn, so sagt er in eben diesem Vorwort ganz mit Recht im Blick auf das, was das Büchlein und seine Kinder Tolstoi durch den Mund Bulgakov's zu sagen hat: „Es könnte sich um einen Anspruch des Evangeliums handeln, der da gestellt wird!"

Also empfehlen wir es denen ganz besonders zum Studium, die dieses Evangelium zu verkündigen haben! Aber auch jedem Andern, der es ernst nimmt mit eben diesem Evangelium, kann es einen Ansporn geben, dass wir hier und jetzt versuchen, „um das Gebot der Stunde zu wissen", wie Hans Hartmann so richtig sagt. Und der, der uns Tolstoi für unsere Gegenwart, eben für dies „hier und jetzt", lebendig machen will, ist dazu berufen mehr als Andere, nicht nur als sein letzter Privatsekretär, der er bis zu Tolstoi's Ende war, sondern als Einer, der sich, wie er selber in dem besonders tiefgreifenden Kapitel „Warum seid ihr Gottesleugner?" schreibt, als zu „den Gläubigen" gehörig bezeichnet, „deren ganzes Innenleben unter dem Zeichen der Gottesgemeinschaft steht" — ein Wort, wie wir es im persönlichen Verkehr wohl selten aus seinem Munde hören werden, für das wir Bulgakov aber umso dankbarer sind, weil es uns bestätigt, was an seinem Wesen so unmittelbar hervorleuchtet.

Wer ihm also näher kommen will und damit eben diesem Geist der Gottesgemeinschaft, wie er auch in Tolstoi selbst lebte, dem Geist des ewigen Evangeliums, der greife nach dem Büchlein, noch ehe er den Menschen Bulgakov selbst sprechen hört oder nachdem er ihn gehört oder auch, wenn ihm dies nicht vergönnt gewesen sein sollte, statt der persönlichen Begegnung. Wir danken der Neu-Sonnefelder Jugend auch für diese Gabe (das Buch kostet kartoniert Mk. 1.—).

Noch sei darauf hingewiesen, dass die beiden im „Eremiten" enthaltenen Stücke (siehe Oktobernummer der „Neuen Wege"!), „Der Wanderer" und „Die Geschichte einer Nonne", in einem kleinen, recht hübsch ausgestatteten Bändchen vereinigt, von der Neu-Sonnefelder Jugend gesondert herausgegeben und zum Preise von 80 Pfg. zu erhalten sind. Diesem zarten kleinen Strauss wünschen wir ebenso grosse Verbreitung wie dem „Eremiten" selbst und dem Tolstoi-Buch von Valentin Bulgakov. Alle drei gehören in eine Familie, in die Familie derer, die mithelfen wollen, dass „Neue Wege" gebahnt werden.

Gottfried Rieger.

Der Orient.

Zweimonatsschrift. Herausgegeben von Dr. Lepsius, deutsche Orientmission. Tempelverlag Potsdam. Jahresabonnement Mk. 3.—. Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Paul Schütz.

Unsere Augen sind in der Gegenwart mit grösster Spannung nach dem Orient gerichtet; Armenien, Indien, China, man mag hingreifen, wo man will, so stösst man auf die gewaltigen Spannungen und Entlastungen, die der Weltgeschichte das Gesicht geben. England-Russland, Christentum-Islam. Europa-Asien, wer spürt da nicht die polaren Gegensätze, welche die Welt erschüttern und in Brand setzen können. Und immer ist der ferne Osten zugleich auch der nahe und umgekehrt. Nicht umsonst heisst es im Juli-Augustheft: „Unsere ‚Orientrundschau' beginnt wieder einmal in London." In einer sehr bemerkenswerten „West und Ost" betitelten Arbeit redet Dr.

A. Krischtian über „Vorderasien als weltpolitisches Problem“ und sagt: „Es handelt sich um mehr als um England und Russland, und auch um mehr als um Europa und Asien; es handelt sich um zwei gegenüberstehende Welten. Wer wird die höchste moralische Potenz aufbringen: das christliche Abendland oder der in den lodernden Flammen des Bolschewismus glühende Osten?“ Nehmen wir hierzu den Artikel: „Zum Verhältnis von Mission und Politik“ im Mai-Juniheft und besonders die erschütternde Anklage gegen das Abendland“ im letzterschienenen Heft, so bekommen wir etwas von dem Geist zu fühlen, der die Zeitschrift beherrscht. Sie bietet nicht nur ein bisschen Orient-ierung, damit man „auch“ über den Orient auf dem Laufenden sei, sondern sie zündet mit so unerbittlichem Strahl der Wahrheit in die verworrenen Kämpfe des Ostens, dass die Sünden der europäischen Völker an den Tag kommen und zur Selbsterkenntnis, ja zur Busse zwingen. Die in jedem Heft vorgenommene „Orientrundschau“ führt immer irgendwie zu einer Einsicht, und die Ausblicke in die Zukunft sind vielmehr eine Durch-sicht der gegenwärtigen abendländischen Kultur. Dass es dabei ohne bittere Wahrheiten nicht abgeht, ist sicher, aber nicht selbstverständlich; es braucht dazu ein an Jesu Geist erleuchtetes Auge und ein durch ihn gestähltes Herz. Wir bewundern den gegen die eigene Kirche und die eigene Nation und die eigene Vergangenheit gerichteten Wahrheitsernst. Wir erwarten mit Spannung den Artikel über „Das Europachristentum im Urteil des vorderen Orient“. Sehr beachtenswert sind auch die vom verantwortlichen Herausgeber verfassten Betrachtungen, die sehr zum Nachdenken anregen und einen nicht so bald wieder los lassen. Wir wünschen darum dem „Orient“ einen möglichst grossen Leserkreis und sind überzeugt, dass die Zeitschrift bei den Lesern der „Neuen Wege“ auf besonders gut vorbereitetes Verständnis stosse.

L. Stückelberger.

Weihnachtseinkäufe.

Weihnachten ist der grosse Büchermarkt. Ein sehr grosser Teil der Einkünfte des Buchhandels werden in diesen Wochen vor Weihnachten gemacht. Ist es nicht erlaubt, bei diesem Anlass an unsere Leser die Bitte zu richten, sie möchten doch bei ihren Einkäufen auch ein wenig zu denjenigen Buchhändlern stehen, die ihrerseits auch zu uns stehen, indem sie die unsere Sache vertretenden Schriften verkaufen oder wenigstens auflegen! Sie können sich dadurch geschäftlichen Schaden zuziehen; desto mehr ist es am Platze, dass wir ihrer gedenken und unsere Bestellungen nicht bei Buchhändlern machen, die sich genieren würden, etwa die „Neuen Wege“, eine Schrift aus unserem Kreise, ein sozialistisches oder antimilitaristisches oder auch nur ein „religiös-soziales“ Buch in ihrem Schaufenster zu haben. Es sind Wenige, die in der „freien Schweiz“ dieses ungeheure Heldentum aufbringen. Diesen Wenigen sollten wir auch Treue erweisen. Freilich nicht bloss auf Weihnachten, sondern das ganze Jahr!

Sprüche.

(Zum Schicksal Saccos und Vanzettis.)

Erkennet, Menschen, die ihr über Leben und Tod richtet, dass selbst der blosse Anschein, die blosse Vermutung, ein Todesurteil sei aus Leidenschaft, aus Religionseifer, aus Hochmut, aus Geiz, aus Rache, zur Sicherstellung einer unrechtmässigen in bürgerlichen und geistlichen Sachen missbrauchten und zu weit getriebenen Gewalt und mit Endzwecken, die Wahrheit zu unterdrücken und den Mut, die Rechte des Landes gegen die Eingriffe

einer unrechtmässigen Gewalt zu beschützen, darnieder zu schlagen, gegeben worden — bloss diese Vermutung, der blosse Anschein einer solchen Lasterhaftigkeit in den Quellen eines Todesurteils, muss in allen Fällen unsägliche Vergehungen im Land ausbrüten, und in nicht wenigen Fällen hat es wirklich früh oder später allgemein verheerende Landesübel ausgebrütet.

Pestalozzi in „Gesetzgebung und Kindsmord".

Wenn ich etwas wüsste, was mir nützlich, aber meiner Familie abträglich wäre, so würde ich es aus meinem Geiste tilgen. Wenn ich etwas wüsste, was meiner Familie nützlich wäre, die es aber für mein Vaterland nicht wäre, so würde ich es zu vergessen trachten. Wenn ich etwas wüsste, was meinem Vaterlande nützlich, was aber Europa abträglich wäre, und abträglich der Menschheit, so würde ich es als ein Verbrechen betrachten.

Montesquieu.
(Vom Verteidiger Jacopins zitiert.)

Sehen wir hinab in die niederste Schicht der Gesellschaft, welche man heute als vierten Stand bezeichnet, so tritt uns die merkwürdige Erscheinung entgegen, dass diese breiten Massen einerseits die schlechtesten Elemente der Gesellschaft enthalten, — es kann nicht anders sein, es muss in jedem ordentlichen Volksleben eine niederste Schicht geben, welche Alles in sich aufnimmt, was sich darüber nicht halten kann — und dieselben Klassen tragen zugleich in sich die verjüngenden und belebenden Kräfte des Volkstums. Jedes Volk verjüngt sich von unten nach oben; das ist der verwickelte Austausch zwischen den Ständen, dass die verlebten Elemente von oben nach unten herabsinken, andererseits die jungen und verjüngenden Elemente von unten emporsteigen. Niemand hat das besser gewusst als der herrliche Mann, den bornierte Liberale immer einen Aristokraten nennen, als Goethe. Wenn echte Demokratie in der Menschenliebe besteht, so ist Goethe ein demokratischer Dichter, wie wahr hat er gesagt: „Die wir die niederste Klasse nennen, sind für Gott gewiss die höchste Menschenklasse! In diesen einfachen Lebensverhältnissen erhält sich bei guten Menschen eine naive Kraft und Reinheit der Empfindung, welche bei den Feingebildeten so leicht verloren geht."

Treitschke.

Redaktionelle Bemerkungen.

Da fortwährend grosser Stoffandrang herrscht (was aber beileibe keine guten Beiträge abhalten soll, denn es kommt alles dran), musste Einiges auf das Dezemberheft verschoben werden, z. B. einige wertvolle Beiträge zur Frage der „Lebensform", aber auch Anderes. Wir bitten aufs Neue um Geduld.

Das Sakrament der Weihnacht.

Offenkundig gross ist das Geheimnis des Glaubens: Gott geoffenbart im Fleisch. 1. Tim. 3, 16.

Weihnachten ist die Botschaft von der Menschwerdung Gottes, von der „Offenbarung Gottes im Fleisch". Das ist sein Sinn und Kern, alles andere bloss Sinnbild und Schale; das ist das Licht, das auf den Weihnachtsbildern von dem göttlichen Kinde in der Mitte ausstrahlt, alles andere bloss ein Abglanz davon.

Die alte Christenheit hat sich in ihrem Sinnen und Tun mit anbetender Ehrfurcht um dieses Geheimnis der Menschwerdung bewegt, und noch heute ist es besonders die morgenländische Kirche, die dafür ein tiefes Verständnis bewahrt hat, ein Verständnis, das bis in das Christentum nicht bloss eines Solovjeff, sondern auch eines Dostojewski und Tolstoi ausstrahlt: „Gott erschienen im Fleisch." Man fasste einst dieses grosse Geheimnis in das Wort: „In Jesus Christus ist Gott Mensch geworden, auf dass der Mensch dadurch göttlich würde." Im Sakrament des Altars aber wird dieses Geheimnis uns unsichtbar-sichtbar, kann man es mit Augen sehen, mit Händen fassen und mit dem Munde geniessen. Nach dieser Auffassung hat Gott durch sein Eingehen in das Fleisch dieses wunderbar verändert, ihm sein Leben mitgeteilt, es, wenn wir dafür ein Wort der mittelalterlichen Mystik anwenden dürfen, „durchgottet".

Wir sind vielleicht bereit — möglicherweise etwas vorschnell — das Magie zu nennen und bringen vielleicht der ganzen „Mystik" dieser Auffassung kein Verständnis entgegen. Und doch, ob diese „Mystik" nicht tiefste Wahrheit und Weisheit ist? Und ob es nicht eine solche „Magie" gibt? Ich meine, dass das Wort von der Menschwerdung Gottes die, abgesehen von biblischen Worten, tiefste Formulierung des Sinnes nicht nur der Weihnachtsbotschaft, sondern der Christuswahrheit überhaupt und des ganzen Sinnes der Geschichte sei, und ich meine im besondern, und will diesmal wieder nur dies Eine hervorheben, dass das „Gott geoffenbart im Fleisch" auch für das Streben jedes Einzelnen von uns nach der Verwirklichung des Guten von fundamentaler, ja von völlig entscheidender Bedeutung sei.

Denn das Gute wird uns dadurch, dass es in Christus Mensch geworden ist, unendlich nahe gerückt. Das ist das Teilgeheimnis des grossen Weihnachtsgeheimnisses: „Das Wort ward Fleisch." Denn wie man vom „Wort" im allgemeinen, von Gott in seinem ganzen Wesen, sagen

muss, dass er uns fern wäre, dass er unerkennbar, in unerreichbarer Majestät über uns stünde und wohl unser Herr, aber nicht unser Vater, wohl unser Schicksal, vielleicht unser Gericht, aber nicht unsere Erlösung sein könnte, wenn er nicht in Jesus Christus „Fleisch" geworden wäre, Mensch wie wir, Bruder, unter uns wohnend, so muss man das auch vom Guten sagen. Es bliebe über uns, in seiner Unbedingtheit und Heiligkeit unerreichbar, unerfüllbar, bloss eine Idee, ein Ideal, nicht zu verwirklichen, wenn es nicht in diesem Einen „Fleisch" geworden wäre, sich eingesenkt hätte dieser Erde, diesem Menschenwesen, nicht unter uns „gewohnt" hätte und „wohnte", in diesem Einen, der der vollkommen Gute ist, der vollkommen Reine und Gütige und doch von unserem Fleisch und Blut. Wir könnten sonst meinen, dem Guten ewig fern bleiben zu müssen, immer diesseits einer unendlichen Kluft, die uns von ihm trennte; wir könnten glauben, dieses endliche Gefäss unseres menschlichen Wesens vermöge die Unendlichkeit des Guten doch nicht zu fassen. Aber nun rückt uns in diesem vollkommen Guten, der unser Fleisch und Blut geworden ist, das Gute unendlich nahe; wir können es in ihm sehen und tasten; es wird unser Eigentum. Der unendliche Abgrund füllt sich, das Endliche erweist sich fähig, das Unendliche zu fassen — finitum est capax infiniti —, es gibt eine volle Erlösung zum Guten.

Es geht eine die Sünde tilgende, das Gute wirkende Kraft von dem ins Fleisch gekommenen Guten aus. Wer es fassen kann, fasse es!

Man mag das eine sakramentale Wirkung nennen, um damit dieses Geheimnis anzudeuten. Wir, die Argen, bekommen Anteil am Guten, wir, die Endlichen, Anteil vom Unendlichen durch das unendlich Gute, das im Menschen Jesus Christus, unserm Bruder, mitten unter uns erschienen ist. Wir, die wir nicht an uns glauben könnten, wenn es bloss auf uns ankäme, wir können es durch diesen Bruder, in welchem Gott uns sagt, dass wir doch zu ihm gehören. Wir, die Selbstischen, sind doch der Liebe nicht unfähig; wir, die Schmutzigen, freuen uns doch der Reinheit; wir, die vom Leben Verwüsteten, von Schuld und Sünde Niedergeworfenen, dürfen uns wie Kinder zum Vater und zu den Geschwistern stellen. Das Gute, das so ferne, so hoch, so fremd schien, es ist uns ganz nahe gerückt; es ist unser eigen — in Ihm, der Wir geworden ist, damit wir Er würden und in Ihm zum Vater und zu uns zurückkehrten.

Ist das nicht wirklich das sakramentale Weihnachtswunder? Viel Entartung, viel Schwindel, viel Lüge bedeckt die heutige Weihnachtsfeier. Wir wenden uns manchmal zornig von ihr ab, weil sie so sehr im Widerspruch steht auf der einen Seite zu Wesen und Botschaft dessen, dem sie gilt, und auf der andern Seite zu der uns umgebenden Wirklichkeit, der politischen, sozialen, sittlichen, kul-

turellen. Vor allem will uns all dieses Gutsein und Frohsein, dieses Friedehaben und Friedewerden an diesem einen Tag aufregen, als lauter Humbug erscheinen. Und das mag es ja auch sein. Aber, ob nicht hinter dieser Lüge eine Wahrheit, hinter diesem Schein ein Licht steht? Leuchtet nicht hinter all diesem falschen Wesen doch die Ahnung, die Empfindung, dass in diesem Guten das Gute trotz alledem unwiderruflich die Erde berührt hat, dass die Erde ihm nun — trotz allem — gehört, dass wir Götzendiener, wir Egoisten, wir Mammonsanbeter und Lasterknechte doch im Grunde nicht den Götzen, nicht dem Ego, nicht dem Mammon und nicht dem Laster wirklich huldigen, sondern dem Kind in der Krippe, in dem wir Kinder werden und damit Gottes; dass doch nicht Börsen und Kasernen, nicht Aktien und Kanonen das letzte Wort der Wirklichkeit sind, dass Börsen und Kasernen, Aktien und Kanonen zu Unwirklichkeiten werden vor der grossen Wirklichkeit der Liebe und Bruderschaft? Und ist nicht das die starke Sonne der Weihnachtsfreude, von der selbst alle die falschen Weihnachtslichter Zeugnis geben: die Freude in Gott und im Menschen, die in dem Kinde, das zum Manne Jesus Christus wird, beide offenbar, verbunden und versöhnt sind? Ist es nicht die Freude in dem Guten, das doch des Lebens Sinn und Krone ist, und das, sonst so unglaublich, in diesem Wunder nahe, wirklich, ja unser geworden ist? Und wenn auch diese Freude, echt oder halbecht, auch im Halbechten sich als Wahrheit ankündend, nur einen Tag dauert, die Weihnachtssonne sofort wieder in Winterdunkel und Winterfrost verschwindet, hat sie deswegen umsonst geleuchtet? War das Wunder bloss eine Täuschung? Ist es nicht vielmehr ein Pfand grösserer und umfassenderer Erfüllung? Dürfen wir nicht glauben, dass dieses Sakrament des Guten, in diesem Guten in die Menschenwelt getan, weiter wirken werde, als Sauerteig der Welt, dem immer grösseren, immer wirklicheren Weihnachten entgegen? Hat es nicht bisher, trotz allem, so in der Welt gewirkt? Und senkt sich nicht heute abermals in gewaltiger Gärung und Bewegung auf diese arme Erde von oben herab in neuer Wunderkraft die Botschaft und Wirklichkeit des: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden unter Menschen des Wohlgefallens"?

So rückt uns in Weihnachten — wenn wir es tief verstehen — das Gute nahe, dass wir es glauben können, — dass wir es glauben können für uns und für die Welt, dass wir dadurch glauben können an uns und an die Welt und daraus die tiefste Freude schöpfen, die es gibt. Das Gute, das uns so fern und unerreichbar war, wird uns geschenkt — als Wunder — wie ja das ganze Weihnachtsgeheimnis darin besteht, dass Gott, der Ferne und Unerreichbare, uns geschenkt wird, als Wunder — in Jesus Christus, dem Wunder, und wir singen:

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist voll Ehrfurcht still;
Er betet an und er ermisst,
Dass Gottes Lieb unendlich ist."

Es ist darum schon auch ein Sinnbild der tiefsten Weihnachtswahrheit, wenn wir uns an diesem Tage etwas schenken; nur freilich, dass gerade darum das Geschenkte mehr ein Sinnbild, als eine grobe, rein materielle und darum sinnlose Wirklichkeit sein sollte, dass es erdenleicht wäre, damit der göttliche Sinn durchleuchten, dass es durchsichtig wäre, damit die Weihnachtssonne durchscheinen könnte. Aber das ist freilich das Schönste am Weihnachtsgeheimnis und vielleicht der letzte Grund der Weihnachtsfreude, dass uns das Gute geschenkt wird, als Wunder zu uns kommt, wie ja auch das Kind immer Geschenk und Wunder ist. Es kommt über uns, überwältigt uns — von der Sonne der Liebe Gottes her, die wir freilich in unsern dunklen Tiefen nicht sehen und nicht glauben könnten, ohne das Zeichen des Kreuzes, die aber auch von dorther geschenkt wird — als das Gute. Weihnachten ist ja die sonnige Ausstrahlung jener Kreuzesliebe, mit der Gott uns in Todesnächten aufsucht, um uns zu retten, selig und gut zu machen.

L. Ragaz.

Glauben und Arbeit.

Wir befinden uns in Bezug auf das Proletariat immer noch in einem Zeitalter der Entdeckung der Welt. Es ist immer noch unerforschtes Land. Irgend einer, ich weiss nicht, ob es Paul Göhre war oder ein anderer — hat vor Jahrzehnten den Ausspruch getan, wir wüssten über die Eskimo und die Sudanneger besser Bescheid, als über dieses Volk, Proletariat genannt, das neben uns in der gleichen Stadt wohne, vielleicht nur durch eine Strasse oder gar nur eine Hauswand von uns getrennt. (So ungefähr!) An Entdekkungsfahrten und Entdeckungsarbeiten, an Karten und Reisebeschreibungen hat es seither nicht gefehlt. Die eigentliche Entdekkung des Proletariates als solches in unserem Zeitalter (das letztere betone ich; denn das Proletariat musste und muss immer wieder neu entdeckt werden!) geschah zuerst durch den Sozialismus, besonders auch durch den Marxismus (wenn auch keineswegs zuerst und allein durch ihn), und zwar nun zunächst in sozialer und politischer, allgemein gesagt: soziologischer Hinsicht. Dadurch trat dieses neue Land aus dem Dunkel hervor in die Sicht der Welt. Diese Entdeckung reizte zu weiteren Vorstössen. Wie sahen denn dieses Land und dieses Volk im einzelnen aus? Was waren seine Gedanken, seine Sitten, sein Glaube und seine Arbeit? Es machten

sich Menschen auf, um eine Zeitlang in diesem Lande zu wohnen. Der Kandidat der Theologie Paul Göhre ging für drei Monate unter die Fabrikarbeiter und erzählte uns, was er in diesem Lande gesehen.[1]) Andere, lange vorher schon, gründeten in dem Lande selbst Siedelungen. Das ist ja der deutsche Name für das englische „Settlement", dessen Sinn und Zweck war, die Bewohner des andern, des bürgerlichen Volkes mit dem Proletariervolk zusammenzubringen und dieses jenem bekannt zu machen. Noch andere stellten sich gelegentlich ein und legten diesem Volke eine Reihe von Fragen vor, aus deren Beantwortung Licht auf sein Wesen und seinen Zustand fallen sollte. Dann tauchten in Form von Autobiographien oder gesammelten kürzeren Zeugnissen Dokumente auf, in denen das Leben und Sinnen der Menschen „in der Tiefe" [2]) unmittelbar und so, wie sie selbst es sahen und fühlten, zum Ausdruck kam. Es war eine reiche Fülle. Darin kam gleichsam jenes Volk zu uns.

Und doch ist es immer noch unerforscht, noch liegen in ihm Gipfel und Abgründe, Urwälder, Sümpfe und grünendes Zukunftsland, die kein Auge gesehen hat. Und darum zieht es Entdeckerseelen immer wieder mächtig an.

Eine solche Entdeckungsfahrt bedeuten, jedes auf seine Weise, auch zwei neue, sehr wichtige Bücher. Zwei Urelemente im Leben des Proletariates beleuchten sie, aber es handelt sich dabei um Urelemente des Menschenwesens überhaupt.

1. Der Glaube.

Ein Urelement des Lebens — wenn einer lieber sagt: das Urelement, so habe ich nichts dagegen — ist der Glaube. Wie steht es mit dem Glauben des Proletariates, dieser neu aufsteigenden, zu Sieg und Herrschaft berufenen Menschenschicht?

Diese Frage ist natürlich schon oft gestellt worden und hat

---

[1]) Paul Göhre: Drei Monate Fabrikarbeiter.

[2]) Vgl. Levenstein: Aus der Tiefe. Arbeiter-Philosophen und Dichter. Proletariers Jugendjahre.

Von ausführlichen autobiographischen Darstellungen aus dem Proletariat sind besonders bekannt geworden die durch Göhre herausgegebenen von Carl Fischer und Wenzel Holek, dazu die Jugendgeschichte der Frau Adelheid Popp.

Besonders aufmerksam machen möchte ich auf ein Dokument aus der allerneuesten Zeit. Im August/September-Heft von „Le Christianisme Social", der in St-Etienne (Loire) erscheint und von unserem Freund Elie Gounelle ausgezeichnet redigiert wird, ist unter dem Titel: „Une Explication du Peuple ouvrier" ein Bericht über das erschienen, was der Theologiestudent Arnold Brémond, der sich für neun Monate als Handlanger unter das Industrieproletariat, vor allem von Ivry, einer Vorstadt von Paris, begeben hatte, auf dieser „Reise" erfahren. Hochinteressant und erschütternd!

bald kürzere, bald längere, bald speziellere, bald umfassendere Beantwortung gefunden. Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hat Martin Rade mit seiner wertvollen Enquête über „die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter" Aufsehen erregt. Wir haben seinerzeit von der durch Pfarrer Günther Dehn in Berlin veranstalteten über die religiöse Haltung der Berliner Jugend berichtet.[1]) Das sind nur zwei Beispiele von vielen. Das Interesse, das an diesem Problem haftete, hat sich aber im Laufe der Jahre etwas gewandelt. Es ist aus einem sozusagen mehr akademischen viel mehr unmittelbar praktisch geworden. Denn inzwischen ist vieles geschehen. Einst handelte es sich sozusagen um ein fremdes Volk, das zu erforschen interessant war, jetzt ist dieses Volk schon viel mehr — wir selbst. Einst entbehrte das „religiöse Problem" der Leidenschaft, die es heute doch schon hat, wenn wir auch noch weit von der Leidenschaft entfernt sind, die es haben sollte und eines Tages haben wird. Vor allem aber: es gibt heute einen religiösen Sozialismus als Bewegung; es gibt sozusagen — man darf es freilich erst mit Vorbehalten aussprechen — eine proletarisch-religiöse Bewegung. Wie weit hat sie gewirkt? Besser vielleicht: Welche Aussichten hat sie? Wie ist jetzt die Lage?

Diese Lage und Stimmung verleiht dem Buche des Berliner Pfarrers Paul Piechowsky, das den Titel: „Proletarischer Glaube" trägt,[2]) eine Bedeutung neuer Art. Es stösst auf Spannung und Leidenschaft wie vielleicht doch kein früheres dieser Art. Schon das Titelblatt ist vielsagend. Eine lange Reihe von Strassen, aus gleichförmigen Mietskasernen zusammengesetzt, zieht sich, immer enger zusammenlaufend, gegen den Horizont hin. Dort bildet der Rauch aus Fabrikkaminen von rechts und links einen tiefschwarzen Bogen am Himmel. Ihm folgt ein etwas hellerer, der ganze Doppelbogen aber umschliesst einen rot aufstrahlenden Himmel, der seinen Glanz in die furchtbare, gefängnisartige Oede der Proletarierstadt wirft. Darunter aber steht: Proletarischer Glaube!

Welches ist dieser Glaube?

Pfarrer Piechowsky, der zum „Bunde religiöser Sozialisten" gehört, hat direkt und durch seine Freunde, besonders proletarische, an Tausende von Arbeitern, vor allem in Berlin, aber auch anderwärts, einen Fragebogen gerichtet, durch den sie aufgefordert wurden, ihre Stellung zu den Hauptthemen des religiösen und kirchlichen Lebens kund zu tun. Etwa fünfhundert Antworten sind ihm zugekommen, von Arbeitern aller Kategorien, sozialdemokratischen und kommunistischen zumeist, aber auch einigen andern. Diese

[1]) Günther Dehn: Die religiöse Gedankenwelt der Proletarierjugend.
[2]) Im Furche-Verlag, Berlin, erschienen.

Antworten weiteten sich oft zu ganzen Broschüren aus. Fast immer sind sie gründlich und immer ehrlich. Dazu kamen besonders noch vertrauliche Briefe.

Und welches ist das Ergebnis? Um es sofort herauszusagen: ein fast völliger Bankerott der Kirche und des offiziellen Christentums, aber auch aller positiven Religion überhaupt, in diesem sozialistischen Proletariat. Von Seite zu Seite, von Zeugnis zu Zeugnis verstärkt sich dieser Eindruck und wird zu einem tief bewegenden Erlebnis.

Es ist sehr schwer, aus dem tragischen Reichtum des Buches einzelne Stellen herauszugreifen. Darum sei nur auf einige Hauptzüge hingewiesen.

Auffallend ist die völlige Entleerung des „Gottesbegriffs". An Stelle Gottes ist meistens die Natur getreten, und da ist es nun merkwürdig, was diesen naturfernen Menschen die Natur bedeutet. Sie sehen in ihr, einige Ausnahmen abgerechnet, bloss das Grosse, Tröstende, Erlösende, aber nichts von ihrer Kehrseite, dem Irrationellen, dem Kampf, der Zerstörung in ihr, während sie es dem Menschenwesen gegenüber eher umgekehrt halten. Auch ein noch „gläubiger", d. h. kirchentreuer Arbeiter schreibt:

„Gott ist das Gute in jedem Gläubigen, und er ist überall, vor allem in der Natur."

Ein anderer sagt kurzweg:

„Gott ist die Natur. . . . Ich finde für die Religion vollen Ersatz[1]) in der Naturbetrachtung."

Wozu er dann fügt:

„in der Kunst und in den sozialistischen Bestrebungen."

Dieses Motiv geht fast einförmig durch alle Aeusserungen. Gelegentlich heisst es dann etwa auch:

„Gott ist das Unbegreifliche im All und in jeder Kreatur."

Typisch ist auch die Aeusserung:

„Einen persönlichen Gott lehne ich ab."

Dann die weitere:

„Ich kann mir Gott überhaupt nicht, als Geist aber nur in der schöpferischen, unerforschlichen und täglich neu sich gestaltenden Natur vorstellen."

„Einen persönlichen Gott gibt es nicht. Die Natur zerstört gleichsam mit der andern Hand, was sie mit der einen wunderbar aufbaut."

(Hier also auch ein Blick für diese Seite der Natur!)

„Als ich vor Jahren mit mir kämpfte: Kirche oder nicht, da war es die Natur, die mich rief. Sie ist für mich das, was Gott genannt wird."

Das Hauptmotiv der schroffen Ablehnung des „persönlichen" Gottes wird in einem der Zeugnisse selbst klassisch ausgesprochen:

„Weil die Kirche den kleinen menschlichen Gott gelehrt hat, geht sie an ihm zugrunde."

[1]) Die Sperrungen stehen alle im Original.

Wozu einen Kommentar und eine wichtige Ergänzung die Aeusserung bildet:

„Das Gottesproblem taucht immer wieder in seiner ganzen Wucht vor mir auf. Meine Frau und ich sprachen über Menschen, die in ihrer Arbeitskraft durch Krankheit vielleicht von halbjähriger Dauer gelähmt sind. Proletarierschicksale, wie wir sie heute zu hunderttausenden treffen. Familien, die durch Krankheit an den Bettelstab gekommen sind. Müssen diese Menschen nicht an dem alten Vatergott der Kirche verzweifeln, zumal ihre Mitmenschen sie glatt untergehen lassen (!)? Wo haben denn viele Proletarier ihren Gott verloren, oder besser gesagt: wie ist er ihnen erstorben? Doch nur im Lebenskampf, in dem der Arbeitnehmer mit seiner Arbeitskraft doch nur Ware ist."

Man sieht, welche Verheerung die voreilige und leichtfertige Art, vom „lieben Gott" und seiner Vorsehung zu reden, anrichtet. Dazu noch ein vielsagendes Wort ähnlicher Art:

„Geist, heisst es, regiert die Welt. Was regiert die Welt in Wirklichkeit? — Das Geld."

Und endlich:

„Das Proletarierviertel schrie es aus all seinen Häfen und Mietskasernen: Es gibt keinen Gott, oder er müsste ein Scheusal sein."

Oder:

„So lange ich wie eine Maschine an die Arbeit gebunden bin, um des bischen täglichen Daseins willen, so lange kann ich dem Leben keinen Sinn abgewinnen."

Anders ist die Stellung zu Christus. Hier ist vor allem bezeichnend die fast durchgehende Ablehnung alles dessen an ihm, was über das Menschliche hinausgeht. Als Mensch freilich findet er fast ebenso durchgehend höchste Achtung und Liebe. Ebenso durchgehend ist freilich — bezeichnender Weise! — der Zweifel an seiner geschichtlichen Existenz. Die Wendung: „Wenn er überhaupt gelebt hat", kehrt immer wieder.

„Er war ein guter und gerechter Mensch, aber niemals ein Sohn Gottes." „Seine Existenz ist unwahrscheinlich. Jedenfalls ist er kein Gott." „Christus kann uns nicht erlösen, wenn wir es nicht selber tun! Aber zur Selbsthilfe kann sein Beispiel aufrufen." „Sollte Christus gelebt haben, dann war er ein Mensch, der reine, wahre Menschenliebe hatte wie Pfarrer Bl." „Als Mensch verdient Christus die grösste Achtung." „Ich halte ihn, falls er gelebt hat, für den grössten Kommunisten, Ethiker und Pazifisten der damaligen Zeit." „Christus war in gewissem Sinne der Begründer des Sozialismus."

Daneben ist auch folgende Stimme interessant:

„Christus war ein Mensch, welcher ein gutes Ideal verfochten hat. Ich kann aber das Ideal Christi nicht empfehlen, weil wir auf diesem Wege [der Gewaltlosigkeit gegenüber den brutalen Gewaltmächten unserer Zeit] nicht weiterkommen. Jeder Versuch, die Menschenrechte auf friedlichem Wege zu verwirklichen, ist zwecklos."

Festzustellen ist noch, dass nie sich ein Wort des Hasses gegen Jesus findet. Vielleicht drückt dies Grundgefühl des Proletariates doch am besten das Wort eines „ergrauten Genossen" aus:

„Darum fühle ich mich so innig mit ihm vertraut und verwandt, dass ich ihn wie einen teuren und treuen Menschen, Bruder und Freund aufrichtig liebe und verehre."

Sehr ablehnend verhält man sich auch gegen das Gebet, aber nur gegen seine konventionelle Form.

„Das Gebet hat keinen inneren Wert. Es wird von den meisten nur so hingeplappert, weil es zur Sache gehört." „Tue recht und scheue niemand, dann erübrigt sich alles Beten." „Starke Menschen brauchen kein Gebet."

Ein Hauptmotiv dieser Ablehnung ist die Ablehnung des Glaubens an den persönlichen Gott und die Vorstellung von einem undurchbrechlichen Kausalzusammenhang aller Dinge. Ueble Gebetserfahrungen spielen keine Rolle.

Gelegentlich heisst es aber auch:

„Wenn ich etwas ganz Frohes oder Trauriges erlebt habe, etwas, das ich keinem Menschen erzählen kann, habe ich das Gefühl, als ob ich in die Kniee sinken müsse, und dann möchte alles hervorbrechen Ob das ein Beten ist?"

Abgelehnt wird durchwegs alles „Uebernatürliche", mit dem „persönlichen" Gott und der Gebetserhöhung, natürlich auch das Wunder. Ebenso das Leben über den Tod hinaus. Bezeichnend ist der Ausspruch eines relativ Gläubigen:

„Das Wesen der Reformation ist die Abschaffung des Uebernatürlichen."

Die Bibel wird sehr kritisch behandelt (sie ist „ein Legendenbuch"), findet aber meistens doch Gnade:

„Sie ist ein Dokument vieler Wahrheiten." „Sie ist das beste Lehrbuch der Menschheit." „Sie ist ein Lebensbuch von grosser Bedeutung." „Eine eingehende Kenntnis der Bibel habe ich nicht, obwohl ich jedesmal, wenn ich dran denke, dies bedauere. Die Bruchteile, die ich davon kenne, haben mir den Eindruck geweckt, dass es sich um ein tiefes und hohes Werk menschlicher Weisheit handle."

Daneben heisst es, um von groben Ablehnungen, die auch vorkommen, zu schweigen:

„Für die heutige Zeit müsste sie anders bearbeitet sein." „Leider ist sie im Interesse des kapitalistischen Machtstaates verballhornt." „Ueberhaupt müsste die Bibel als Erbauungsbuch in einem neuzeitlichen Deutsch geschrieben werden."

Das alles aber, so interessant und wichtig es ist, bildete doch nicht den Kern des Buches, nicht seine tiefste Spannung und Leidenschaft. Es stammt selbst aus einer andern Schicht geistiger Tatsachen und findet von dorther seine Erklärung. Denn man würde sich täuschen, wenn man die theoretische „Freigeisterei" des Proletariers für eine primäre Erscheinung hielte. Vielmehr muss man sich die Frage stellen, warum der festländische Arbeiter in die Freidenkerei getrieben worden ist, während dies beim angelsächsischen nicht der Fall ist.

Die Antwort, die das Buch gibt, ist von monumentaler Einfachheit: Durch die praktische Haltung der Kirche

und des offiziellen Christentums, die das Proletariat als Hohn auf Gott und Christus empfindet.

In den Aussagen dieser Proletarier über ihre Stellung zu Kirche und offiziellem Christentum liegt die eigentliche Bedeutung des Buches. Hier findet sich auch die stärkste Leidenschaft der Aussagen. Man müsste hier die Zitate häufen können.

Worin besteht denn der Abfall der Kirche und des offiziellen Christentums von Gott und Christus? Die Antwort, die diese Proletarier geben, ist wieder von monumentaler Einfachheit: Dieser Abfall besteht in ihrer Verbindung mit der Welt des Mammons und der Gewalt — mit dieser besonders in Form des Krieges.[1])

„Der grösste Teil der Kirchenbesucher ist auf dem halben Wege zu Gott",

sagt weiser als er selber verstehen kann, ein „kirchlicher" Arbeiter. Meistens tönt es aber viel schärfer.

„Ein Prediger der Tat müsste wohl oder übel die Bestrebungen der Sozialdemokratie unterstützen. Mit geringen Ausnahmen taten sie das Gegenteil und erniedrigten damit die Kirche zur feilen Dirne des Kapitalismus". „Die Kirche als Konkubine des Kapitalismus steht [den sozialistischen Bestrebungen] verständnislos gegenüber." „Ihre Macht gründet sich auf die Trägheit der Massen, die ihr zwar noch angehören, es aber nicht für nötig halten, sich um die kirchlichen Angelegenheiten zu kümmern." „Wären 1914 die Diener des Evangeliums ihrer Pflicht gegen Gott und Menschen nachgekommen — der Krieg genannte Massenmord hätte verhindert werden können." „Der Krieg ist revolutionierend für mein inneres Denken gewesen. Als mich 1915 ein katholischer Geistlicher befragte, musste ich ihm bereits sagen, dass mich das Kriegshandwerk nicht in Gottesnähe, sondern in Gottesferne gebracht habe. Ich verwechselte damals die von Menschen irrig ausgelegte mit der reinen, gottgegebenen Lehre. Ich kann auch niemals glauben, dass der Zwang, Menschen zu töten, Gottes Wille sein kann und wenn alle Geistlichen, vom allgemeinen Blutrausch befallen, den Krieg als ein gottgewolltes Werk hinstellen." „Die heutige Kirche ist ein Sammelbecken bürgerlicher Behäbigkeit." „Ich halte die Kirche in ihrer heutigen Gestalt für eine vollkommen überflüssige Institution. Ich bin der festen Ueberzeugung, dass das öffentliche Leben sich ohne Kirche nicht anders abspielen würde, als es heute mit ihr der Fall ist." „Im Jahre 1903 ging ich zum Militär und diente bis 1906. Was ich in dieser Zeit erlebte, zerbrach mir den Glauben." „Hoffen wir und sorgen wir dafür, dass ein Geschlecht heranwächst, welches diesem Trugbilde [sc. der Kirche] den Todesstoss versetzt, damit wahre Religion werde." „Die sozialistische Weltanschauung bedingt den Austritt aus der Kirche." „Die christlichen Herren Hauswirte beim Wohnungswechsel fragen: Wieviele Kinder haben Sie? — Drei Kinder! — Nein, wir wollen Leute ohne Kinder. Dabei sind sie in allen Vereinen für Kinderfürsorge und sonstigen christ-

[1]) Ich habe in meinem Lauterbacher Vortrag diese zwei Punkte als die bezeichnet, um die es sich heute vor allem handle. Das Buch von Piechowsky, das ich zwei Monate später las, bestätigt meine Auffassung so stark als nur möglich.

lichen Vereinigungen." „Gegen die Kirche hätte ich nichts einzuwenden, wenn man darin wahres Christentum verkündigen wolle, doch bis jetzt lehrte dieselbe das Gegenteil. Das ist meine feste Ueberzeugung." „Im Gegensatz zur Religion erscheint mir die Kirche als eine einzige grosse Lüge und musste ich deshalb aus ihr austreten." „Besonders während des Krieges empfand ich als Soldat den Gottesdienst als eine Heuchelei." „Der von Anfang bis zu Ende mitgemachte Krieg hat die letzten Reste von Anhänglichkeit zur Kirche . . . restlos beseitigt. Was waren da doch die grosstädtischen Dissidenten und gottlosen Gesellen wahre Muster von Christen." „Seit dem Kriege h a s s e ich die Kirche mit ihrer sozialen Nächstenliebe." „Durch den Krieg lernte ich die Kirche verachten."

Dieses hundertstimmige (in Wirklichkeit millionenstimmige) Zeugnis des Proletariates ist ein gewaltiges Gericht, besonders über alle Kriegstheologie. Und das Gericht hat erst begonnen![1])

Dass aus dieser Gesamteinstellung zur Kirche auch die Ablehnung ihrer einzelnen Verrichtungen folgt, ist selbstverständlich. Auch die Predigt kommt schlecht weg. Am schlechtesten aber der r e l i g i ö s e U n t e r r i c h t. Darüber nur ein paar Stellen:

„In der Schule verlor ich von Jahr zu Jahr mehr Interesse an der Religion. Der Unterricht beim Pfarrer war mehr ein Zwang." „Der Religionsunterricht der Schule hat viel dazu beigetragen, mir die Religion zu verleiden." „Der religiöse Unterricht war mir stets ein Greuel."

Den Grund zu diesem durchgehenden Urteil bildet neben der Geistlosigkeit des Unterrichtes besonders auch die Anstössigkeit der Behandlung der Kinder nach den sozialen Unterschieden. Im übrigen seien alle diese Aussagen denen zum Nachdenken empfohlen, die alles Heil von viel Religionsunterricht erwarten!

Aehnlich wird über die P r e d i g t geklagt. Sie ist nach dem Urteil dieser Proletarier vor allem zu lebensfern, zu unvolkstümlich, für die Masse eine Fremdsprache, dabei zu wenig tapfer und ehrlich, zu wenig „prophetisch", zu stark im Dienst der herrschenden Mächte. Die L i t u r g i e vollends ist schlechtweg unverständlich. Im übrigen spürt man, dass eine anders geartete Predigt grosse Anziehungskraft besässe.

Doch seien lieber noch einige Aeusserungen über die Stellung zu P r o t e s t a n t i s m u s und K a t h o l i z i s m u s angeführt:

„Ein eigentlicher Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus besteht meines Erachtens kaum noch. Ich habe das Empfinden, als wenn letzterer mehr den Geist des Fortschrittes fürchtet als ersterer. Der Weg zum Licht, den Luther freigelegt hat, ist von den Protestanten leider nicht in seinem Sinne fortgesetzt." „Beide, Protestantismus und Katholizismus, sind zu verwerfen. Luther der grösste Verbrecher damals." (Jedenfalls wegen

[1]) Dieses Gericht wird praktisch durch die Austrittsbewegung illustriert. Nach dem kirchlichen Jahrbuch 1926, von Dr. theol. Schneider herausgegeben, also einer unverdächtigen Quelle, betrug in den Jahren von 1919 bis 1924 die Zahl der Austritte aus der evangelischen Kirche 1,111 359. Rechnet man die Rücktritte ab, so bleibt für sechs Jahre ein Verlust von 1,020,505 Mitgliedern. — Und im Angesicht solcher Tatsachen wagt man von einem „Jahrhundert der Kirche" zu reden! Quem Deus vult perdere prius dementat.

seiner Haltung im Bauernkrieg!) „Die Reformation hat zur Vermehrung der Engherzigkeit und Intoleranz in den kirchlichen Kreisen beigetragen." „Es ist kein Unterschied, höchstens wie zwischen linkem und rechtem Flügel in der sozialistischen Bewegung." „Beide wirken volksverdummend." „Die Katholiken sind noch dümmer als die Protestanten." „Die Reformation versandete." „Infolge ihrer internationalen Auffassung von der Religion erscheint mir die katholische Kirche im ganzen freier und unabhängiger, als die evangelische Landeskirche mit ihrer vielfach national verhetzenden Tendenz. Auch habe ich bei katholischen Priestern freiere Meinungen gefunden als bei protestantischen Geistlichen."

So bleibt im Lande dieses Proletariates, da wo einst das wirklich oder scheinbar reiche Leben des kirchlichen Christentums zu finden war, nur eine leere Stelle übrig, eine Trümmerstätte, eine Stätte geschehenen Erdbebens, eine Brandstätte.

Oder bleibt doch etwas anderes übrig?

Zweierlei bleibt übrig: eine Tatsache und eine Aussicht.

Die Tatsache ist, dass für dieses Proletariat an die Stelle von Kirche und offiziellem Christentum der Sozialismus getreten ist. Das steht nicht im Widerspruch zu jener andern, im Anfang hervorgehobenen Tatsache, dass als Ersatz für die verlorene Religion auch die Natur und die Kunst auftreten. Das Verhältnis dieser drei Momente dürfte sich endgültig vielmehr so gestalten: Der Sozialismus wird die eigentliche Religion, Kunst und Natur ihre Kultusformen. Zu diesen gesellen sich dann noch Nachahmungen von kirchlichen Formen: vor allem die „Jugendweihe" und die „proletarische Feierstunde".

„Der Sozialismus ist eine Religion". „Die ethischen Grundsätze des Christentums sind doch mit denen des Sozialismus im wesentlichen identisch." „Der wahre Sozialist . . . wird also auch . . . durchaus christlich handeln." „Das Leben hat für mich insofern einen Sinn, indem ich bestrebt bin, mitzuarbeiten an dem grossen Werk des Sozialismus, durch welches einzig und allein die Menschheit zu einer höheren Glückseligkeit geführt werden kann." „Nichts anderes schafft uns Rettung als nur der Sozialismus." „Ich kenne nur eines, was mir heilig ist und mein ganzes Denken erfüllt: das ist der Sozialismus." „Das Evangelium gilt mir nichts, der Sozialismus alles. Es gilt, den Sozialismus zu steigern bis zur Religion."

Das ist die Tatsache: der Sozialismus ist weithin einfach die Religion des Proletariates geworden.

„Der Sozialismus ist die Massenreligion der Zukunft."

Ist nun das wohl jene Glut, die auf dem Titelbild des Buches vom Horizont her sich über die Proletarierstadt ergiesst oder kommt noch anderes dazu? Ist das der Glanz Gottes, der, nach Carlyle, aus dem Herzen des industriellen Zeitalters brechen wird, oder ist es nur eine Weissagung auf etwas noch Grösseres?

Dieses Grössere könnten wir in einer kommenden Verbindung von Christentum und Sozialismus suchen. Wissen auch davon unsere Zeugnisse etwas zu sagen?

Freilich, sehr viel sogar.

Drei Reihen von Aussagen treten aus ihnen hervor.

Eine erste Reihe lehnt diese Verbindung mehr oder weniger entschieden ab:

„Das Christentum predigt Liebe und Barmherzigkeit. Wir aber wollen Gerechtigkeit und Achtung der natürlichen Menschenrechte durch die Besitzenden. Das Christentum lehrt beten und auf Gott vertrauen. Wir aber wollen nicht beten; wir wollen nicht die Hände in den Schoss legen. Wir wollen handeln und uns selbst erlösen."

Massiver ein Anderer:

„Wir Sozialisten räumen mit dem ganzen Schwindel der Religion gründlich auf. Die Pfaffen wollen uns auf den Himmel vertrösten. Wir pfeifen darauf. Wir überlassen den Himmel den Spatzen. Wir begnügen uns damit, diese Erde zu erobern, damit alle sich an ihr erfreuen können."

Edler wieder:

„Der Sozialismus ist eine Religion für sich und so tief und gross, wie wahrscheinlich die Lehren des Nazareners nicht aufzufassen sind." „Das Christentum ist meiner Ansicht nach vollendet in der bestehenden Kirchenreligion. Sozialismus ist nie vollendet. Daher ist dies eine viel tiefere Religion."

Daneben aber läuft eine zweite Reihe von Aussagen: Christentum und Sozialismus gehen wohl zusammen, ja gehören eigentlich zusammen:

„Eine Verbindung zwischen beiden halte ich für sehr wertvoll. Ich meine, im Christentum steckt ein gut Teil Kommunismus." „Dagegen halte ich eine Verbindung des Sozialismus mit dem Christentum, wie wir es in der Landeskirche haben, für ausgeschlossen." „Dass Religion und Sozialismus nicht enger verschmolzen sind, ist meiner Ansicht nach Schuld der Kirche." „Ich halte eine solche Vereinigung für möglich, wie es z. B. in der Schweiz und auch jetzt in Deutschland der Fall ist, da ja beide Anschauungen in ihren Grundlinien wesensverwandt sind."

Endlich:

„Sozialismus im religiösen Sinn denke ich mir als den richtigen Sozialismus." „Wenn die sozialistischen Arbeiter gottgläubig wären, würden sie sich vor nichts zu fürchten brauchen und könnten ihr Ideal leichter verwirklichen. Der religionslose Arbeiter beugt sich sehr leicht vor der Macht des Kapitals."

Die dritte Reihe von Aussagen endlich bezieht sich auf den religiösen Sozialismus, der seit dem Krieg in Deutschland auch inmitten der Arbeiterschaft sein Haupt erhebt:[1])

„Uns hält nur noch an der Kirche, dass man dort einen sozialistischen Pfarrer das 5. Gebot [du sollst nicht töten] predigen hören kann." „Wäre schon gleich nach der Revolution der religiöse Sozialismus mehr in die Erscheinung getreten, ich wäre wohl nicht ausgetreten." „Die Kenntnis von dem Bestehen des Bundes religiöser Sozialisten war meiner Frau und mir eine innerliche Erlösung." „Wir sprechen täglich [über religiöse Fragen] im Sinne des religiösen Sozialismus." „Es will mir scheinen als ob sich in unsern Tagen nach den politischen Umwälzungen auch langsam eine neue Reformation im religiösen Leben anbahnen will."

[1]) Vgl. den Artikel: ‚Ein Manifest des religiösen Sozialismus" im Novemberheft.

Damit soll nun nicht etwa das ganze gewaltige Problem dieses Buches auf den „religiösen Sozialismus“ hinausgespielt werden in dem Sinne, dass es in einem Stichwort oder einer fertigen Bewegung, vielleicht gar in einer Eroberung des Sozialismus für die Kirche oder auch umgekehrt seine Erledigung fände. Es handelt sich um grössere Dinge!

Vielmehr soll hier zunächst eine mehr kritische Bemerkung angebracht werden. Der Verfasser scheint mit Staunen und im Gefühl einer fast unerwarteten grossen Schwierigkeit vor der Entdeckung zu stehen, dass der Sozialismus dem Proletariate zur Religion geworden ist. Aber kann das uns etwas Neues sein? War es uns nicht längst klar, dass im Besondern der Marxismus eine Religion ist, nämlich eine neue Form des Messianismus, aber eines Messianismus ohne Christus, oder eines Glaubens an das Reich Gottes ohne den Glauben an Gott, immer so, dass „Gott“ und „Christus“ formell fehlen, ja sogar geleugnet werden? Und spitzt sich das Problem nicht in der Frage zu, ob dieser Messianismus ohne Christus nicht überwunden, weil erfüllt und überboten werden kann durch den Messianismus Christi?

Hier knüpft meine zweite kritische Bemerkung an: wie weit gibt das Bild, das uns dieses Buch entwirft, die Wirklichkeit wieder; genauer: wie weit darf dasjenige Proletariat, das in dem Buche von Piechowsky zu Worte kommt, dem Proletariat überhaupt gleichgesetzt werden? Wie weit ist diese Stimme eine der Gegenwart und Zukunft und wie weit — geistig, nicht chronologisch gesprochen — bloss eine der Vergangenheit?

Es ist hier ja einiges zu bedenken. Einmal: zu Worte kommt bei Piechowsky vorwiegend Berliner Proletariat, also auf der einen Seite besonders stark vom Geist der „Aufklärung“ und ihrer Schlagworte, auf der andern durch ein Christentum der Hof- und Garnisonprediger beherrschtes. Es gibt ein anders geartetes Proletariat und andere geistige Lagen. Zum Teil schon in Mitteldeutschland, sicher aber in Süddeutschland ist die Atmosphäre doch wohl wesentlich anders. Ferner: man bedenke, wie kurze Zeit der religiöse Sozialismus erst in Berlin wirkt, wie wenig er dort quantitativ noch bedeutet und wie stark er doch schon im Verhältnis dazu das Urteil der Arbeiterschaft beeinflusst hat. Es ist doch sehr bezeichnend, wenn wiederholt ein Pfarrer, der offenbar ganz besonders das Proletariat zu gewinnen versteht, Bleier in Charlottenburg, in dem Buche als einer auftaucht, der den Proletarier an Kirche und Christentum festhält, und dass es von ihm sogar einmal heisst: „Sollte Christus gelebt haben, dann war er ein Mensch, der reine, wahre Menschenliebe hatte wie Pfarrer Bleier.“ Wie, wenn einmal der religiöse Sozialismus oder etwas noch viel Grösseres draussen und überall höhere Wellen schlüge, wäre da

nicht eine grosse Wendung zu erwarten? Ich habe in dieser Beziehung gerade mit deutschen Arbeitern sehr ermutigende Erfahrungen gemacht. — Endlich: die „Religion des Sozialismus", d. h. der Marxismus, steht keineswegs so fest da, wie Piechowsky zu meinen scheint. Dieser Turm hat arge Risse und seine Fundamente weichen. Mir scheint, etwas Anderes bahne sich deutlich an und ich meine, in wenigen Jahren könnte man es vielleicht schon deutlich sehen.[1])

Diese Bemerkungen tun dem Buch von Piechowsky keinen Abbruch. Es bleibt ein Dokument von grosser Wichtigkeit. Mir hat es, trotzdem ich das alles schliesslich schon wusste, eine tiefe Erschütterung und einen Anstoss zu neuem Denken bedeutet. Wenn ich Pfarrer wäre, würde ich es sozusagen Seite für Seite auf mich wirken lassen, es durchdenken, durchleiden, und bin sicher, mehr davon zu lernen, als aus den besten theologischen Kollegien und fast allen theologischen Büchern.[2]) Man möchte es namentlich in die Hand solcher Theologen geben, denen das religiös-soziale Problem (das ich nun in seiner ganzen Tiefe und Tragweite meine) geringfügig vorkommt. Aber es stellt auch uns vor eine stets neue, gewaltige Frage. Es geht uns a l l e an! Es ist ein Buch, aus dem G e r i c h t aufsteigt, gewaltiges Gericht, aber gerade damit auch V e r h e i s s u n g, noch gewaltigere Verheissung.

2. D i e A r b e i t.

Ein zweites Grundelement des Lebens ist die Arbeit.

„Gesegnet ist," sagt Carlyle, „wer seine Arbeit gefunden hat; möge er keinen andern Segen verlangen. Er hat ihn gefunden und wird ihm folgen. Gleich einem frei fliessenden, mit edler Kraft durch den sauren Sumpf des Menschendaseins gezogenen Kanal; gleich einem sich immer tiefer waschenden Strome führt er nach und nach selbst von der Wurzel des fernsten Grashalmes das saure, eiternde Wasser mit sich fort und verwandelt den pestilenzialischen Sumpf in eine grüne, fruchtbare Wiese mit ihrem klar fliessenden

[1]) Sehr verrechnen könnte sich darum einer der Redaktoren der schweizerischen „Roten Revue", Friedrich Heeb, derselbe, der mit dem Schlagwort eines deutschen Freidenkers, dass der religiöse Sozialismus ein „Zersetzungsprodukt der protestantischen Kirchen sei" hausiert, wenn er aus dem Buche von Piechowsky gegen die von ihm und seinen Freunden so wenig geliebte religiös-soziale Bewegung Kapital zu schlagen versucht. (1927. 1. H.) „Vor allem ergibt sich aus seiner Lektüre, dass die Bedeutung religiöser Dinge für die Werbekraft der proletarischen Gesamtbewegung sowohl in Deutschland als in der Schweiz vielfach überschätzt und daraus zu Unrecht gefolgert worden ist, die sogenannte religiös-soziale Richtung werde auf die „Erneuerung" der proletarischen Bewegung und auf die Steigerung ihrer Werbekraft von nennenswertem Einfluss sein können." Wir wollen abwarten!

[2]) Ob Pfarrer D e h n auch nach der Lektüre dieses Buches den Studenten der Theologie und jungen Pfarrern wie vor einiger Zeit im „Neuwerk" raten wird, zur Bewältigung dieser Probleme — sich in die Theologie von der Kirche zu vertiefen? Arnold Brémond ist jedenfalls anderer Meinung!

Strome. Wie wohltätig für die Wiese selbst, möge der Strom und dessen Wert gross oder klein sein."

Wenn Carlyle recht hat, wie gross muss dann das Elend des Proletariates sein! Denn diesen Segen gerade geniesst es nicht. Seine Arbeit ist nicht dieser Kanal, der durch den „sauren Sumpf" seines Lebens gezogen wurde, sondern vielmehr selbst ein giftiger Strom, der sein Leben in einen Sumpf verwandelt. Paradoxer Weise hat gerade das Arbeitervolk keine Arbeit. In einem doppelten Sinne: Es hängt über ihm der Fluch der Arbeitslosigkeit, und die Arbeit, die es hat, ist keine Arbeit im tieferen Sinne des Wortes. Darum ist die Arbeiterfrage in erster und letzter Instanz eine Arbeitsfrage.

Die Frage nach der Arbeit des Proletariates hängt mit der nach seinem Glauben aufs engste zusammen. Schon rein prinzipiell: denn nur wer einen Glauben hat, kann eine wirkliche Arbeit, aber auch umgekehrt: nur wer eine wirkliche Arbeit hat, kann einen Glauben haben. Denn wirkliche Arbeit darf nur ein Tun genannt werden, das aus einem Sinn des Lebens fliesst. Mit diesem Sinn des Lebens aber kann man in eine wirkliche Beziehung dauernd nur treten, wenn man eine rechte Arbeit hat. Hier liegt eine der wichtigsten Erklärungen der Tatsache, warum das Proletariat vom Glauben an Gott, an einen letzten Sinn des Lebens abgekommen ist. Es stiess in seiner Arbeit bloss auf Maschine und Masse, auf Ausbeutung und Knechtschaft; wie hätte es auf die Länge an einen lebendigen, persönlichen Gott, der ein Herz hat, ein Herz für jeden persönlich, glauben können? Die Zeugnisse aus dem Buche von Piechowsky machen auch diesen Zusammenhang klar: das alte ‚Ora et labora" [1]) der Mönche wie der Protestanten mit seinem einfach-heiligen Zusammenhang ist aus dem Leben des Proletariates verschwunden — wie könnte es anders als freudlos und seelenlos sein?

Von dieser Arbeit des Proletariates haben wir, die wir sie nicht selbst tun, viel gehört. Der Sozialismus hat uns gesagt, sie sei Lohnsklaverei und Maschinenknechtschaft und wir haben es — voll Mitleid und Grauen — geglaubt. Und wir haben auf die Erlösung der Arbeit durch den Sozialismus gewartet. Aber dabei ist es sozusagen geblieben. Auch dieses Land der Arbeit des Proletariates blieb ein dunkler Erdteil, ein Land voll Elend und Sklaverei, aber ein sehr fernes Land. Nur scheuen Fusses betrat etwa einer jener Reisenden dieses Land, um es bald wieder zu verlassen und uns nachher eine Beschreibung davon zu geben. Nun aber beginnt seine Eroberung. Nun fängt man an, auch in dieses Land vorzustossen, es genauer zu erforschen, seine Karte aufzunehmen und seine Urbarmachung vorzubereiten.

[1]) Bete und arbeite.

Einen solchen Vorstoss bedeutet das neue Buch von Hendrik de Man: „Der Kampf um die Arbeitsfreude“.[1]) Es ist eine weitere Station auf seinem Wege, dessen Sinn ist, durch die fiktive Welt, womit die marxistische Ideologie die Wirklichkeit der Arbeiterbewegung und des sozialen Problems verhüllt, zu den Tatsachen selbst zu gelangen. Es ist ein Pionierbuch, fast mehr noch als sein erstes grosses Werk.[2])

De Man möchte wissen, wie es denn mit der Arbeit des Proletariates (wobei er in erster Linie an das industrielle denkt) in Wirklichkeit bestellt ist, genauer: wie das Proletariat selbst diese Wirklichkeit empfindet und beurteilt. Er stellt darum an Arbeiter und Angestellte aller Kategorien, die er als Lehrer an der „Akademie der Arbeit“ in Frankfurt kennen gelernt, eine Reihe von Fragen über dieses Thema (das Schema gleicht, natürlich ohne dass die Beiden voneinander wussten, in der Form merkwürdig dem von Piechowsky für seine Untersuchung angewandten) und bekommt 78, zum Teil sehr ausführliche Antworten, die zum grossen Teil wiedergegeben werden und die eine Hälfte des Buches ausmachen. Sie bilden eine vielleicht weniger aufregende, aber doch auch sehr spannende und bewegende Lektüre. Vor den Piechowskyschen Zeugnissen haben sie den Vorzug, dass sie nicht auf ein sachliches Schema verteilt, sondern im persönlichen Zusammenhang gegeben werden und, bei ihrer geringeren Anzahl, gegeben werden konnten. Man liest sie wie lauter kleine Biographien, fast hätte ich gesagt, alle zusammen wie einen grossen Roman, wenn das nicht für eine solche Sache eine zu sehr bloss ästhetische Kategorie wäre. Jedenfalls zieht konkretes Menschenleben hier an uns vorüber, spüren wir den Herzschlag von Menschenschicksalen und blicken hinein in die mühselige, staubige, lärmende, schmutzige, oft auch moralisch schmutzige Werkstätte der Menschenarbeit von heute — in die doch auch etwa Gottes Sonne freundlich durch helle Scheiben bricht!

Denn welches ist die Antwort, die wir erhalten?

Sie ist überraschend, ist umgekehrt wie die Piechowskys. Wo wir eine grosse Leere erwarteten, „Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande“, sehen wir ein „geheimes Baun“, sehen wir ein zwar nicht üppiges, aber doch reiches Leben. Es gibt auch heute noch, es gibt heute wieder eine Arbeitsfreude auch für das Proletariat Denn so gewaltig ist der Drang des Menschen, Freude zu haben an seiner Arbeit, dass er auch die schwersten Hindernisse überwindet, dass er auch in Wüsten noch grünes Leben schafft.

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

[2]) „Zur Psychologie des Sozialismus“. Vgl. „Neue Wege“, Aprilheft.

Die drei Faktoren, welche die Arbeitsfreude (das ist ja das Problem!) für das Proletariat unmöglich zu machen scheinen, sind: schlechter Lohn und Lohnarbeit überhaupt, Maschinenarbeit, eintönige Arbeit. Machen sie sie wirklich unmöglich?

Am stärksten wirkt die Hemmung des ungenügenden oder falsch berechneten Lohnes und der daraus folgenden Belastung durch Sorge oder Verbitterung. Ganz und gar freilich kann auch dieser Faktor nicht den Segen der Arbeit zerstören. Auch die Lohnarbeit kann es nicht. Am wenigsten die Maschinenarbeit. Diese kann im Gegenteil eher ein Faktor neuer Arbeitsfreude werden, freilich nur unter bestimmten Bedingungen. Auch eintönige Arbeit, blosse Repetitionsarbeit, braucht nicht unbedingt als Unglück empfunden zu werden.

Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, dass aus diesen 78 Zeugnissen ein einziges Loblied auf die Arbeit emporsteige. Von ferne nicht. Dieses Loblied klingt eher nur wie ein leiser, schüchterner Ton aus Lärm und Not, Aechzen und Dröhnen der modernen Arbeitswerkstatt. Daneben ertönt bittere Klage. Aber diese ist ja selbstverständlich; das Wunder dagegen besteht darin, dass noch so viel Freude, Arbeitsfreude möglich ist, dass diese auch unter diesen Umständen sein k a n n.

Doch hören wir — ein wenig bloss — die Zeugnisse selbst:

„Für mich ist meine Arbeit nur ein notwendiges Uebel, ein Mittel zum Zweck." „Nach der Arbeit ist gut ruhn, das war mein Grundsatz. Bei der Arbeit hatte ich wenige Gedanken für die Aussenwelt, sondern war darauf eingestellt, wie ich am leichtesten und vorteilhaftesten mein Geld verdiene." (Also Stumpfheit.)

Das A k k o r d s y s t e m wird durchwegs als ein Uebel empfunden. Es ist ein „Ausbeutungssystem", führt zu „fortgesetztem Drücken der Preise, ewigen Schikanen und dadurch bestimmter egoistischer Einstellung der Kollegen."

Weitaus die grösste Rolle aber spielt (wie schon die letzten Worte des letzten Zitates andeuten) in dem Problem der Arbeitsfreude nicht „die Beziehung der Barzahlung" (Carlyle), sondern das V e r h ä l t n i s v o n M e n s c h z u M e n s c h, zum Vorgesetzten und zum Mitarbeiter. Hier tritt vor allem e i n Moment hervor: der Arbeiter möchte auch in der Arbeit etwas s e i n; er möchte als etwas g e l t e n, möchte etwas zu tun und zu sagen haben, selbständig etwas schaffen, ein Mensch sein. Die Klage über die „Hierarchie" in den Betrieben kehrt unaufhörlich wieder. Die Vorgesetzten werden durchwegs als Last, als Gegner, ja Feinde empfunden. Die Arbeitsfreude geht sofort wie eine geschlossene Blütenknospe auf, sobald ein Hauch von Freiheit und Selbständigkeit sie anweht.

„Als Herabsetzung wurde von uns die Bezeichnung unserer Person durch Nummern empfunden." „Meine Gefühle waren . . . nur dann freie,

wenn ich aus eigener Verantwortung schaffen konnte. Ich habe dann in der Regel mehr gearbeitet, als zum eigenen Pensum gehörte. In den Fällen jedoch, wo ich unter Aufsicht arbeitete, habe ich grundsätzlich nie mehr geschafft, als unbedingt notwendig . . ." „Mit meinen Vorgesetzten habe ich stets auf sehr gespanntem Fusse gestanden."

(Typische Aussage!)

„Anlass zu gegenseitiger Nichtachtung bestand in der unüberwindlichen Abneigung gegen das bürokratische System meinerseits und meiner daraus entspringenden Tätigkeiten politischer und gewerkschaftlicher Natur." „Das Verhältnis zwischen Arbeitern und Meistern lässt jede Kollegialität vermissen. Die Meister sind von mir bemitleidete Menschen, unter denen es leider wenige gibt, die überhaupt eine Befähigung zum Meister besitzen. Wäre der Meister ein ‚Meister' im wahren Sinne!" „Die Vorgesetzten werden meistens als Antreiber und Gegner angesehen." „Nur durfte kein Vorgesetzter kommen und etwas fordern, was mir unnötig schien, denn sonst war es mit der Arbeitsfreude für diesen Tag vorbei. Konnte ich aber allein, ungehindert die Arbeitsmethode nach meinem Geschmack einrichten, dann war mir auch nichts zu viel, um in das Arbeitsstück etwas Persönliches hineinlegen zu können." „Fast von selbst geht die Arbeit dort, wo diese eine grössere geistige Anspannung erfordert, wo immer eine gewisse Aufregung herrscht." „Während des Urlaubs eines Beamten hatte ich selbständig eine Zweigstelle im Nebenort zu leiten . . . Ein gewisser innerer Stolz und Selbstgefühl, damit Arbeitslust, kamen. Man war keine schnell zu ersetzende „Nummer", sondern ein ganzer Mensch, der in seinem Gebiet „Herr" ist." „Bei verantwortlicher Tätigkeit habe ich noch nie Eintönigkeit oder Langeweile empfunden. Eine Unzufriedenheit in der Ausübung meines Berufes empfand ich nie, im Gegenteil, je komplizierter eine Arbeit war, umsomehr konnte ich mich in sie vertiefen, sodass ich ausserhalb der Arbeitszeit mich immer mit der praktischen Lösung meiner Arbeitsaufgabe beschäftigte."

Diese Tatsache wird durch die andere erläutert, dass die Arbeitsfreude sofort steigt, wenn man für einen Zweck arbeitet, den man als gut anerkennt. Zwei Möglichkeiten gibt es dafür: Arbeit in einem mehr oder weniger sozialistischen Betrieb oder direkt für den Sozialismus und die Arbeiterbewegung, sei's als „Funktionär", sei's in freierer Form. Durch alle Zeugnisse zieht sich dieses Grundmotiv: Der Lohnsklave kommt zu sich selbst, wo er für seine Sache arbeiten kann. Da tut er es freudig. Und unlustige Arbeit macht er sich dadurch erträglich, dass er an diese Sache denkt, überhaupt mit seiner Seele in eine andere Welt flüchtet:

„Ich habe nur an den eigenen Tätigkeiten ausserhalb der Berufsarbeit Freude, ganz gleich, ob es Tätigkeiten für mich selbst sind oder für die Bewegung. Das ist für mich erst „die eigentliche Arbeit". „In der letzten Tätigkeit wird die Arbeitsfreude erhöht durch das Bewusstsein der Gemeinnützigkeit des Betriebes. Der Sonntagsspaziergang mit der Familie führt oft an den [Garten-] Anlagen vorbei, die dann mit Stolz gezeigt werden." „Zuletzt Schriftsetzer in sozialistischer Zeitungsdruckerei. Grössere Arbeitsfreude auf Grund des Gefühls, dass für die Allgemeinheit gearbeitet wird." „Ich weiss, dass es Männer gibt, die nach Jahren noch die von ihnen hergestellten Bauten mit lebhaftem Interesse — bei Spaziergängen — aufsuchen und besichtigen und sich erneut ihrer Arbeit freuen."

Freilich dann auch:

„Wir haben hier Postpakete zu sechs Mann in Ketten gepackt, eine der stumpfsinnigsten Arbeiten, die es gibt, da man immer nur einen bestimmten

Handgriff zu machen hat. Erträglich machten ein anderer Kollege und ich uns die Arbeit dadurch, dass wir den Kopf oben gewissermassen nicht wissen liessen, was unten die Hände taten, dass wir, wie wir es oft kennzeichneten, in Tischhöhe Kulis, in Schulterhöhe Philosophen waren."
(Welch bezeichnender Ausdruck!)

Was die Maschine betrifft, so erscheint sie als Gegnerin nur da, wo sie die Arbeit erschwert, wie gelegentlich bei Bergwerksarbeitern. (S. 55 f.) Im allgemeinen liebt der Arbeiter „seine" Maschine, wie überhaupt sein Werkzeug. Er zieht Fabrikarbeit der Heimarbeit, Maschinenarbeit der Handarbeit im allgemeinen vor. Nur muss die Maschinerie gut und die Arbeit nicht allzu mechanisch sein. Er gewöhnt sich auch an den „Rhythmus" der grossen Werkstätte. Man empfindet Stolz, wenn man an grössere und kompliziertere Maschinen vorrücken darf, fühlt sich ihr gegenüber wohl von einem „freudigen Herrschaftswillen" beseelt und betrachtet sie als lebendiges Wesen.

Diese Liebe kann freilich leicht auch in Hass umschlagen. Und es dürfte wohl die Meinung der Mehrheit sein, wenn einer schreibt:

„Bei der zunehmenden Mechanisierung glaube ich nicht an einen ausreichenden seelischen Kontakt mit der Arbeit. Auch das Bewusstsein, zum Herrscher über die Maschine sich aufzuschwingen, sie zu dirigieren, wird kein Ausgleich dieser Konflikte im Menschen sein."

Jedenfalls gibt es eintönige Maschinenarbeit und dazu Handlangerarbeit, die schwer zu ertragen ist. Dann helfen Gesang und Spiel, dass man nicht einschläft (!) oder ganz verblödet:

„Sehr oft und fast immer nach der Mittagspause verlangten die Kolleginnen [in einer Tabakfabrik] Gesang im Raum, um nicht einschlafen zu müssen." „Eine gewisse Arbeitsunlust konnte ich wahrnehmen bei Massenarbeiten, die tagelang, oft wochenlang stets dieselben Bewegungen und Handgriffe erforderten." „Man empfand die Eintönigkeit dieser Massenarbeit nicht so sehr, wenn man geistig abgelenkt wurde (das geschah durch Singen, Flöten). Sehr oft wurde der Vorschlag gemacht, Musik in der Werkstatt spielen zu lassen."

Eine grosse Rolle spielt das Verhältnis der Arbeiter untereinander. Ist es gut, dann wird auch die ungute Arbeit freudig; ist es schlecht, dann wird auch die an sich erträgliche Arbeit eine Qual. Und es sind viele böse Geister die es zerstören. Da ist der Neid, der besonders durch die Akkordarbeit geweckt wird; die Eifersucht, die aus dem Verhältnis zu den Vorgesetzten entspringt; der Hochmut der qualifizierten Arbeiter gegen die ungelernten; Charakterlosigkeit, Strebertum, geistige Trägheit der einen, unter denen die Charaktervollen und geistig Lebendigeren leiden; rücksichtsloses, gänzlich unsoziales Verhalten der Arbeiter zueinander; schlechtes Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Arbeitern. Die letzteren betrachten die Arbeit mehr unter dem Gesichtspunkt vorübergehenden Erwerbs, von dem sie bald

durch Heirat erlöst zu werden hoffen. Ganz gross und ganz schlimm ist die Rolle des sexuellen Schmutzes in der Werkstatt. Zwei Zeugnisse schildern ausführlich und drastisch je eine Werkstätte, eine die in der Nähe des „Lumpenproletariates" und eine, die mehr in die „bürgerliche" Welt hinüberleitet. Man kann beide nicht lesen, ohne von einem Grauen geschüttelt zu werden. Die zweite aber ist noch bei weitem die schlimmere.

Was bleibt das Ergebnis?

Die heutige proletarische Arbeit ist trotz allen düsteren Seiten, die selbstverständlich nicht zu leugnen sind, nicht hoffnungslos, nicht bloss eine Dantesche Hölle. Der Segen der Arbeit ist darin noch nicht völlig erstorben. Und er kann wieder belebt werden, und zwar — das ist das Spezifische an de Mans These — nicht erst in einer künftigen sozialistischen Gesellschaft, sondern schon jetzt und hier. Auch die Maschinenarbeit, von der es vielleicht auch in jener sozialistischen Gesellschaft keine direkte Erlösung gäbe, ist nicht bloss Fluch, kann sehr wohl Segen sein. Auch einförmige Arbeit ist nicht für jeden Last und ist nicht immer Last — sie mag Vielen dauernd am liebsten sein und mag als Abwechslung Jedem wohl tun.

Es ist neue Arbeitsfreude möglich. Dafür müssen allerdings die Bedingungen erfüllt werden, die aus den Zeugnissen der Arbeiter klar hervortreten. Die Arbeit muss so bezahlt werden, dass der Arbeiter den Lohn nicht als ungerecht empfindet und dass seine Seele nicht mit materieller Not allzusehr belastet ist. Sie muss zweckvoll geordnet sein. Betriebsdemokratie muss eine grosse Losung werden. Man erkennt aus den 78 Berichten, welch eine grosse und heilsame Rolle die deutschen Betriebsräte auch in ihrer verstümmelten Form spielen. Auf dieser Linie muss es weitergehen. Es gilt, dem Arbeiter im Betrieb mehr Vertrauen zu schenken, ihm so viel Selbständigkeit als möglich einzuräumen. Vieles ginge dann von selbst besser.

„Gelingt es, das zu erreichen, dass die Arbeiter sagen: ‚Unser Alter weiss, dass wir arbeiten, da lassen wir uns nicht reinkommen,' und der Vorgesetzte: ‚Auf meine Leute kann ich mich verlassen' — dann ist das Fundament vorhanden, auf dem aufgebaut werden kann." „In verschiedenen Betrieben habe ich an meinen Kollegen, wie auch an mir selbst beobachten können, dass, je schärfer die Aufsicht und Kontrolle ist, desto unwilliger die Arbeit getan wird und auch die Leistung eine geringere ist. War aber die Aufsicht möglichst gering, konnte man also möglichst ungebunden, freizügig, auch mal ein Wort sprechen dürfend, arbeiten . . . so wurde entschieden lustiger gearbeitet und noch mehr geschafft. Auch einmal vorkommende Kollegen, die eine solche Freiheit nicht vertragen konnten und sie in Faulheit und Laxheit der Arbeit missbrauchten, wurden stets von den übrigen Kollegen zur Ordnung gerufen und oftmals streng zurechtgewiesen — oder durch entsprechende Nichtachtung „gewürdigt". Es geschah dies stets unter Berufung auf eine gewisse innere Verantwortung vor der Anständigkeit und Zuverlässigkeit der Arbeiterschaft selbst, vor der Zukunft, dabei

ausblickend auf eine zukünftige Uebernahme der Wirtschaft durch die Arbeiterschaft, und auch vor dem Betrieb — also seiner Wirtschaftlichkeit."

Noch höher hinauf reicht natürlich ein Ausbau des Betriebsrätesystemes, eine gewisse Beteiligung der Arbeiter an der Geschäftsführung und endlich eine Ordnung der Gesellschaft, die dem Arbeiter die Möglichkeit gibt, zu sagen: „Das ist meine Arbeit."

„Aussichten auf Besserstellung der Arbeiterschaft innerhalb der Gesellschaft durch weitestgehende Mitbestimmung und Beachtung der Arbeiter würde ihnen allgemein eine freudigere Lebenszuversicht geben und damit ohne Zweifel auch ihr Verhältnis zur Arbeit beeinflussen."

So erschliesst sich aus diesen Aussagen von Arbeitern über ihre Arbeit eine getroste Aussicht für die Hoffnung, dass in einer wirklich sozialistischen, also wirtschaftsdemokratischen und genossenschaftlichen Ordnung auch die Arbeit ihre Erlösung fände und dass sozialistische Arbeit freudigere und ertragsreiche Arbeit wäre.

Allerdings warnt De Man vor übertriebenen Hoffnungen in dieser Hinsicht. Soziale Ideale spielen nach seiner Meinung in solchen Dingen eine viel kleinere Rolle, als alte Gewohnheiten und tiefwurzelnde ethische Stimmungen. Noch wichtiger als das, was „von oben" her in die Arbeit als Ideal hineinleuchtet, ist, dass Arbeiter und Arbeiter sich im Arbeitsprozess auf bessere Art zusammenfinden. Die Arbeitsdemokratie der Zukunft muss von unten heraufgebaut werden. „Die Sozialisierung von unten — also auf der psychologischen Grundlage der Arbeitssolidarität und des Werkgeistes im Einzelbetriebe — ist . . . viel wichtiger als die Sozialisierung von oben."

Die Arbeiterschaft beginnt dies selbst einzusehen. Ein Jugendlicher schreibt:

„An den Arbeitsprozess kettet den heutigen Industriearbeiter ein rein sachliches, technisches Interesse. Seelische Beziehungen bestehen nicht. Als psychisches Wesen wird er darum so lange die Arbeitsstätte hassen, als sie als solche ihn entwürdigt. Auf irgend eine Weise wird er darum entweder den Versuch der Beseelung der Arbeit unternehmen, sich also gewissermassen die Arbeitsstätte als seine zu erobern suchen, oder aber eine grösstmöglichste Beschränkung der Arbeitszeit und Gestaltung des Lebensraumes ausserhalb des Betriebes erstreben."

„Wir müssen versuchen, den Kollegen die Opfer und Kompromisse einer Uebergangszeit vom Kapitalismus zum Sozialismus klar zu machen. Wir müssen versuchen, den Glauben an das Ethos der Arbeit als lebendigste Grundlage der neuen Gesellschaft in ihnen zu entflammen. Wir müssen ihnen sagen, dass der Betrieb die Seele der Zukunft ist und dass es dazu nötig ist, sich schon jetzt mit ihm vertraut zu machen."

So taucht in dem Buche von De Man aus dem Unbekannten Neuland auf — das Neuland der Arbeit.

Freilich, wie ich bei Piechowsky ein Fragezeichen zu dem, wie mir schien, allzu Pessimistischen seines Bildes machen musste, so bei De Man zum allzu Optimistischen. Denn es ist eine Gefahr des Buches, dass es ein zu günstiges Bild der Lage gibt. Han-

delt es sich doch bei den vorhin befragten Arbeitern um eine obere Elite. Das Gros der Arbeiterschaft sieht wohl anders aus, sowohl in bezug auf seine Empfindungen als in bezug auf seine Lage. De Man ist sich dieses Umstandes klar bewusst und hebt ihn selber mit Nachdruck hervor. Doch meint er, an dieser Elite zeige sich, wenn nicht, was schon allgemein sei, so doch, was allgemein möglich sei. Darin hat er wohl recht. Nur muss man dafür sorgen, dass dieser Gesichtspunkt bei der Verwertung des Buches gewahrt bleibt, damit nicht Illusionen erzeugt werden.

Ein anderer Einwand greift tiefer. Man hat gegen den Schluss des Buches etwa den Eindruck, dass es zu wenig radikal, im guten Sinne des Wortes, sei, zu wenig auf die Notwendigkeit einer völligen Umwälzung der vorhandenen Zustände hinweise, in theologischer Sprache ausgedrückt: zu wenig eschatalogisch orientiert sei. Ein Punkt besonders wird diesem oder jenem zu schaffen machen: Ist der Maschinismus nicht zu günstig beurteilt? Ist er nicht eine viel furchtbarere Gefahr als De Man anzunehmen scheint? Brémond jedenfalls sieht ihn anders:

„Der Maschinismus bewirkt eine allgemeine Ueberanspannung, die uns Heimweh nach den alten Zeiten empfinden lässt, wo die römische Sklaverei und die mittelalterliche Hörigkeit, so schlimm sie waren, doch für das innere Leben einen Spielraum liessen, der dem modernen Arbeiter versagt ist."

Und wenn die Arbeiter selbst sich mit der Maschine ausgesöhnt haben, so wäre wohl die Frage berechtigt, ob diese Aussöhnung nicht eine der allerschlimmsten Folgen des Maschinismus sei. Gegen diesen als Ganzes sind vielleicht, wenn er uns nicht als Dämon zerstören soll, viel tiefergreifendere, revolutionärere Umwälzungen innerer und äusserer Art nötig.

Vielleicht würde De Man selbst dies zugeben; aber ähnlich, wie er dies in bezug auf den Weg zum Sozialismus überhaupt tut, hinzufügen: „Wir müssen auf dem Weg zum Sozialismus auch dieses Stadium, diese Form der Verbürgerlichung durchmachen." Dann hätte ich dagegen in diesem Spezialpunkte die gleichen Bedenken wie im allgemeinen.

Aber auch wenn diese Bedenken richtig sein sollten und es sich nicht bloss um Missverständnisse handelt, so täte dies dem Wert des Buches keinen nennenswerten Eintrag. Er besteht darin, dass dieses gewaltige und fundamentale Problem auf eine Weise aufgerollt ist, wie meines Wissens bisher noch nie. Damit wird es im Grunde radikaler und revolutionärer als irgend eine Auffrischung sozialistischer Ideologie. Es ist ein mit äusserster methodischer Genauigkeit gearbeitetes Buch, ein Buch von grossem und gediegenem Reichtum, ähnlich wie das „Zur Psychologie des Sozialismus". Es liegt durchaus auf der Linie des Weges, den dieses aufreisst, und es ist seiner würdig. Man wird sich viel damit abgeben müssen.

Für mich hebt sich aus diesem Buche hervor: das Land der neuen Arbeit, der erlösten Arbeit.

Glauben und Arbeit, beide erlöst und wiedergeboren — das ist's, was wir brauchen. Darum muss gerungen werden.

L. Ragaz.

Aussprache

1. Vegetarismus.

Nachdem ich sowieso schon an der Aussprache über dieses Thema hatte teilnehmen wollen, hat R. Müller's Bemerkung im Oktoberheft, dass ich in meiner Siedlungs-Schrift[1]) die sich aufdrängende Konsequenz der Forderung fleischloser Ernährung nicht zog, meine Feder vollends mobilisiert. Es ist richtig, dass ich diese Konsequenz in jener Schrift nicht zog — persönlich hatte ich sie schon fast zehn Jahre vorher gezogen. Ich unterliess es, wenn auch ungern, um diese Schrift nicht auch noch mit diesem Problem zu belasten. Wenn ich hier nun ein paar Gedanken dazu äussern möchte, so können es nicht mehr als los aneinandergereihte Bemerkungen mit ziemlich persönlicher Färbung werden.

Der Vegetarismus erscheint mir in gewissem Sinne noch nicht zeitgemäss, wenigstens für die Allgemeinheit. Seine Stunde, die Stunde seines Kampfes kommt vielleicht erst nach der Ueberwindung des Alkohols. Vielleicht müssen wir auch erst lernen, keine Menschen mehr zu töten, bevor wir dazu fortschreiten, auch keine Tiermörder zu Ernährungszwecken mehr zu sein. Allerdings ist umgekehrt auch sicher, dass die Einsicht in das Unrecht dieses Tiermordes die, welche sich ihr jetzt schon erschliessen, zu Antimilitaristen macht. Der Vegetarismus ist naturgemäss Bundesgenosse des Antimilitarismus.

Die Abscheulichkeit des Tiertötens — es gibt eine eindringliche kleine Schrift von Magnus Schwantje darüber — ist vielleicht der entscheidendste Grund für den Verzicht auf Fleischnahrung. Diese Abscheulichkeit ist gross, auch in den modernsten Schlachthäusern. Schon der Transport der Tiere zu den Schlachthäusern, dann ihr Eintritt in die mit Blutgeruch erfüllte Luft derselben ist für sie qualvoll.

Wenn alle die, welche für sich selbst oder ihre Söhne den Metzgerberuf weit von sich weisen würden, auch keinen andern Menschen zumuteten, dieses Handwerk für sie auszuüben, dann wäre, jedenfalls wenigstens in den sogenannten gebildeten Kreisen, die Zahl der Fleischesser minim. Auch Tierfreunde, wie der Verfasser der wundervollen Tiergeschichten „Unter Tieren", kommen von ihrer Tierliebe ohne weiteres zum Fleischverzicht. Man lese im II. Band die Franziskanergeschichte: „Der Weg in die Wildnis."

Eine unerlässliche Bedingung des Vegetarismus ist für mich, dass er das Leben vereinfacht und verbilligt, die Hausfrau und den Haushalt entlastet, nicht belastet. Dem steht einzig die falsche Meinung im Wege, die Fleischesser oft haben, dass man bei Verzicht auf Fleisch für diese „Kraftnahrung" Ersatz durch besondere andere Kochkünste brauche.

[1]) Die Schrift von Bietenholz: „Die Siedelung" (erschienen als eine der „Flugschriften der Quelle" im Rotapfel-Verlag) sei bei diesem Anlass wieder in Erinnerung gebracht und warm empfohlen. Sie ist keineswegs veraltet, im Gegenteil, sie weist vorwärts in kommende Zeiten und ist von grossem Reichtum.

Insbesondere glaube ich auch keineswegs, dass für den sogenannten „Kopfarbeiter" fleischlose Nahrung verkehrt sei; hingegen bin ich allerdings überzeugt, dass ausschliessliche Kopfarbeit in 99 von 100 Fällen verkehrt ist, dass auch der Kopfarbeiter ein rechtes Quantum Handarbeit, vorzugsweise Gartenarbeit, für Leib, Geist und Seele nötig hat.

Ist der Verzicht auf Fleisch überhaupt ein Verzicht, ein Opfer? Mir persönlich ging es so, dass ich 1913, als ich einmal probeweise vier Wochen kein Fleisch ass, nach dieser Zeit fand, dass Fleisch für mich jeden Wohlgeschmack verloren hatte, und so ist es bis heute geblieben. Wenn ich jetzt an einem fremden Tisch Fleisch esse. aus Angst, dass die Hausfrau sonst meint, ein halbes Dutzend Eier, einen Käseauflauf und verschiedene andere Herrlichkeiten zum Ersatz der paar Gramm Fleisch auftischen zu müssen, so geschieht es ohne Genuss, fast stets sogar mit Ueberwindung. Hingegen ist diese Erfahrung nach meinen Beobachtungen nicht die Regel, sondern es ist wohl im Gegenteil bei mehr Menschen so, dass die Enthaltung von Fleisch, dieses zu einem vermehrten Genuss macht, wenn sie wieder einmal Fleisch essen.

In Bezug auf die Ergebnisse fleischloser Ernährung müssen m. E. Freunde wie Gegner Geduld haben. Ich glaube, dass ein verhältnismässig grosser Teil der Vegetarier, wie ich selbst auch, bewusst oder unterbewusst durch schon vorhandene Funktionsstörungen ihres Körpers, insbesondere der Verdauungsorgane, zur fleischlosen Ernährung getrieben werden. Dann sind vielleicht unter den Vegetariern heute Menschen mit irgendeinem Bresten, vorerst nicht seltener sondern sogar häufiger als unter den Fleischessern. Es ist nicht zu erwarten, dass jahrzehnte — ja generationenlange Ernährungstorheiten in vier Wochen durch Fleischentsagung ungeschehen gemacht werden können. Der individuelle Körper braucht wahrscheinlich ebenfalls Jahrzehnte, bis er sich von allen Giftstoffen wieder befreit hat, wenn es ihm überhaupt ganz gelingt, und ein Volk wird Generationen brauchen, bis sich eine vegetarische Lebensweise im allgemeinen Gesundheitszustand sichtbar auswirkt.

Schwierig ist die Abgrenzung des Vegetarismus. Von welchem Punkt an ist das Töten eines Tieres erlaubt? Vielleicht darf man antworten: unerlaubt ist das Töten zum Zweck unserer Ernährung. Das Töten einer Stechmücke, einer Giftschlange u. s. w. steht auf der gleichen Stufe des natürlichen Geschehens wie die Tötung von Krankheitskeimen in uns durch fiebrige Erhöhung unserer Körpertemperatur. Aber es wird s t e t s gut sein, sich aus dem bewussten Töten eines Tieres ein Gewissen zu machen. Ist das Verbrauchen tierischer Produkte, wie Milch, Eier, Wolle, nicht genau so bedenklich, wie das Essen ihres Fleisches? Ich glaube, dass man hier eine Grenze an dem Punkt ziehen muss, wo die Tötung eines lebenden Wesens nötig ist, um das Produkt zu gewinnen.

Ist dann aber nicht auch das Tragen von Lederschuhen, die Benützung von Elfenbein-Klaviertasten u. a. unerlaubt? Deren Gewinnung setzt doch den Tod des Trägers voraus. Wenn es kein Schlachtvieh mehr gäbe, würde das Leder, das aus den Fellen der eines natürlichen Todes sterbenden Haustiere gewonnen werden kann, den Bedarf sicher nicht decken. Vielleicht zeigt sich hier die Noch-nicht-Zeitgemässheit des Problems für die Allgemeinheit darin, dass geeigneter Ersatz für tierische Produkte, wie z. B. Leder, noch nicht oder nicht in genügender Qualität gefunden ist, was geschehen mag, wenn die Stunde dafür da ist. Das Gefühl dieser Noch-nicht-Zeitgemässheit verbietet mir auch die Enthaltung von Fleischnahrung gleich kategorisch zu fordern, wie heute wohl die Alkoholabstinenz von Menschen mit sozialem Mitverantwortlichkeitsgefühl verlangt werden darf. Ich habe das Gefühl, dass wir Vegetarier heute zwar unsere Ueberzeugung bekennen und namentlich durch unsere eigene Fleischenthaltung unsern Mitmenschen

das Problem des Tiertötens vor das Gewissen stellen dürfen und sollen. Aber ich könnte heute, auch z. B. meinen eigenen Kindern, die Fleischenthaltung noch nicht als unbedingte und moralische Pflicht auferlegen. Auch sie sollen am Beispiel das Problem vor Augen gestellt erhalten und selbst ihr Urteil bilden.

Dieses zeitliche „Noch-nicht" ändert allerdings nichts an der Absolutheit der Ueberzeugung von der letzt-endlichen Richtigkeit des Vegetarismus, am Glauben an die letzt-endliche Erlösung und Versöhnung aller Kreatur.

A. Bietenholz-Gerhard.

2. Lebensreform.

Lebensreform? Nein, was wir wollen ist viel mehr, ist Lebensrevolutionierung, Umbildung, ja, Erneuerung des ganzen Lebens von Grund aus. Hier sind wir Maximalisten, welche für das Absolute und Unbedingte einzustehen gewillt sind. Das ist kein blosses Spiel mit Worten. Ich glaube überhaupt nicht, dass man mit Worten spielen kann; womit man spielen kann, sogar immer spielt, das ist die Phrase, das Zerrbild und der täuschende Doppelgänger des Wortes, welches im Anfange bei Gott war. Es ist darum kein Zufall, wenn von Lebensreform gesprochen wird. Zwischen Reform und Revolution ist kein gradueller, sondern ein grundsätzlicher Unterschied. Die Reform lässt die Substanz unverändert; sie ändert lediglich die Erscheinungsform. Die Revolution greift gerade an die Substanz. Und weiter: diesem Unterschiede entspricht es, dass die Reform mehr von der Peripherie ausgeht, die Revolution hingegen vom Zentrum, jene sich von aussen nach innen bewegt, diese umgekehrt von innen nach aussen gerichtet ist.

Lebensreform: Entgiftung der Menschheit, Antialkoholismus, Antinikotinismus, Vegetarismus, Naturheilverfahren. Ich bin überzeugt, dass all dies seine Richtigkeit hat, jedenfalls seine relative Richtigkeit; ich möchte in keinem Punkte widersprechen. Gifte, besonders in grösseren Mengen genossen, trüben das Bewusstsein, sie stumpfen ab und verunreinigen das Werkzeug des Geistes. Auch habe ich das sichere Empfinden, dass Schlachthäuser und Metzger kaum mehr zum Reiche Gottes gehören als Kriegsleute oder gar Henker und Henkersknechte. Aber es ist nicht alles im gleichen Sinne wahr; es gibt eine Rangordnung der Wahrheiten, oder vielleicht sagen wir besser: der Richtigkeiten. Und gegen diese Rangordnung dürfen wir nicht verstossen. Die Teilwahrheit, die sich den Rang des Ganzen anmasst, wird zum Irrtum und zur Lüge.

Denn das Ganze begreift den Teil in sich, nicht aber der Teil das Ganze. Es ist ohne Zweifel ein Erfolg, wenn wir einem Trinker den Alkohol, einem Raucher den Tabak abgewöhnt haben. Aber wir dürfen uns nicht einbilden, ihn damit schon zu einem wesentlich besseren Menschen zu machen. Und der Vegetarismus? Seine Anhänger betonen selbst, dass nur der kleinere Teil des Menschengeschlechtes der Fleischkost huldigt. Sie werden sich aber wohl nicht zu der Behauptung versteigen, dass die von Pflanzennahrung lebende Majorität schon einen höheren oder gar den höchsten Menschentypus verkörpere.

Man darf es den Lebensreformern allerdings nicht schon zum Vorwurf machen, dass sie von Symptomen ausgehen, denn dazu sind wir eigentlich immer genötigt; immer sind wir genötigt, das Uebel an einem Punkte anzufassen, der vielleicht niemals der wirkliche Mittelpunkt ist. Und immer noch besser, wir fassen es ganz von aussen als gar nicht an. Allein es soll dann jedenfalls im Bewusstsein geschehen, dass wir es lediglich mit Symptomen zu tun haben. Und ferner sollen wir bestrebt sein, auch in der Reihenfolge und Ordnung der Symptome möglichst tief nach innen vorzudringen, möglichst von der Schale zum Kern zu gelangen. Was nun an den

meisten Lebensreformern unangenehm auffällt, ist ihr Fanatismus und ihre unduldsame Ausschliesslichkeit. Vegetarismus zum Beispiel oder Rohkost werden als das allein selig machende Mittel, als das Heil schlechthin gepriesen. Daraus resultiert eine bedenkliche Werkheiligkeit mit all ihren Begleit- und Folgeerscheinungen der Selbstgerechtigkeit, Veräusserlichung und Verflachung. So viele Vegetarier werden dann nicht einmal dem tieferen Sinn ihrer eigenen Impulse gerecht, sie sehen nicht mehr, was „dahinter" ist, sie verkennen den wurzelhaften Zusammenhang zwischen der Wesenheit der Menschen und den Formen seiner physischen Selbsterhaltung. In Umkehrung des bekannten materialistischen Merkwortes müssen wir nämlich sagen: Der Mensch isst, was — oder besser — wie er ist. Der lichte Mensch bevorzugt Leichtes und Lichtes als seine Nahrung, der sinnlich-leidenschaftliche Scharfes und Gewürztes, der dumpfe und stumpfe Dunkles und Schweres. Schon die Inder haben hier in meisterhafter Weise diese drei Temperamente, Sattvam, Rajas, Tamas (sie entsprechen etwa dem, was auch als der Christusgeist, als das Satanisch-Ahrimanische, als das Luziferische unterschieden wird) den drei verschiedenen Ernährungsarten zugeordnet und damit einen tieferen Blick in das Geister- und Dämonenreich getan als die meisten unserer Lebensreformer. Darauf aber kommt es an. Nicht mit dem, was wir essen, sondern mit dem, was wir sind, muss der Anfang gemacht werden. Wenn wir einem Menschen zur Selbstbesinnung, zur Wiedergeburt, zum Durchbruche der Christus-Wirklichkeit in ihm verhelfen, dann wird er von selbst — vielleicht auch noch mit einigen Anregungen von aussen — Schritt für Schritt den Weg der Ueberwindung und Verwandlung des Dämonischen gehen. Er wird die Wunderkräfte der Sonne, der Luft, des Wassers erkennen; er wird die Gifte scheuen, weil sie die geistige und göttliche Klarheit in ihm verdunkeln. Er wird sich wohl auch des Fleischgenusses entwöhnen, weil seine tiefe Verbindung mit dem Tierreiche, der unterbewussten Elementarsphäre des Lebens, ihn hellfühlend macht für die Not und Qual dieser Geschöpfe, die er nicht vermehren will.

Also wohlgemerkt: wir sind nicht gegen Lebensreform; vielmehr wollen wir sie lehren, sich besser zu verstehen, als sie es bisher getan hat. Die Lebensrevolution begreift die Lebensreform in sich, nicht aber umgekehrt. Im Kampfe um die Wahrheit müssen wir uns aber immer für die Wahrheit entscheiden, die die umfassendere und grössere, ja, die grösste ist; andernfalls wir uns gegen die Wahrheit entscheiden. O. Ewald.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Weltlage

Die Welt am Jahresschluss.

Wie stellt sich uns am Schluss des Jahres die Welt dar? Oder besser (da dies eine zu grosse, zu anspruchsvolle Frage ist), welche sichtbaren Veränderungen hat uns darin das ablaufende Jahr gebracht? Hat es solche überhaupt gebracht? Wir wollen versuchen, uns dies klar zu machen.

1. Bewegungen der Weltpolitik.

An der weltpolitischen Lage scheint mir ein Zug uns besonders deutlich entgegenzutreten: das Einrücken des Ostens

in die allgemeine Weltgeschichte. Ich erinnere bloss an die Ereignisse in China, die in diesem Jahre ihre Kulmination erreicht haben und auf deren Bedeutung der Aufsatz über China im Februarheft ein Licht zu werfen versucht hat. Seitdem ist jene Bewegung für einen Augenblick zum Stillstand gekommen, aber wie wir schon mehrfach betont haben, besteht gewiss kein Zweifel, dass sie nach kürzerer oder längerer, doch gewiss nicht allzulanger Zeit wieder neu anheben wird. Dies gilt im übrigen von der ganzen Emanzipation Chinas und Afrikas. Dieses ganze umfassende, ungeheure Problem ist uns auch im ablaufenden Jahre unaufhörlich näher gerückt. Der Kongress der unterdrückten Völker in Brüssel hat es besonders eindringlich illustriert. — Als einen weitern bedeutsamen Zug betrachte ich das neue Einrücken Russlands in die europäische Völkergemeinschaft. Merkwürdig: vorausgegangen ist eine tiefere Entzweiung Russlands mit Europa, markiert durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen England und Russland und durch eine gewisse Konzentration der Weltpolitik um den Gegensatz zwischen England und Russland, der bis zu einem gewissen Grade sich mit dem zwischen Kapitalismus und Sozialismus deckt. Und nun sind ausgerechnet am Ende dieses Jahres die Russen nach Genf gekommen. Ich halte dies für ein Ereignis von grosser Bedeutsamkeit. Ueber die russische Friedensaktion werde ich noch an anderer Stelle reden. Auch sie scheint mir ein höchst vielsagendes Symptom der grossen Weltgärung zu sein.

Wir hätten also jetzt die etwas verwickelte Situation vor uns, dass auf der einen Seite eine antirussische Front sich durch die ganze Weltpolitik zieht, auf der andern Seite, wahrscheinlich gerade auch durch diese Tatsache getrieben, die Russen nach Genf kommen. Eine des Nachdenkens werte Lage, fürwahr, und wie mir scheint, eine, worin nicht allzuschwer etwas vom Walten einer Macht über der Geschichte zu gewahren ist.

Wenn auf diese Weise der fernere Osten dieses Jahr immer stärker in unsern Gesichtskreis getreten ist, so gilt dies vielleicht doch auch vom fernen Westen, von Amerika. Trotz allem, zum Teil sehr selbstgerechten und hochmütigem Sichsträuben wird es immer mehr in die Völkergemeinschaft gezogen. Vorläufig freilich noch stark durch schlimme oder doch sehr problematische Dinge: den Fall Sacco-Vanzetti, die europäische Schuldsklaverei, den Dawesplan, aber bessere wirken noch nach und werden neu dazukommen. Wir haben, wie mit China, so mit Amerika begonnen, gemeinsam Geschichte zu machen.

Der Universalismus der politischen Beziehungen hat also dieses Jahr zugenommen. Dies zeigt sich auch in der wachsenden Universalität des Völkerbundes. Eigentlich sind nun alle

Völker der Erde dabei. Denn wenn Amerikaner und Russen auch noch nicht formell Mitglieder sind, so machen sie doch in wesentlichen Dingen mit, und das ist die Hauptsache. Es ist alle Aussicht, dass es auf dieser Linie weitergehe. So entfaltet sich auf dieser Linie langsam die einheitliche Menschheit, bildet sich die Oekumene der Weltpolitik.

Als einen weitern Zug der Weltpolitik, der sich gerade dieses Jahr deutlicher herausgestellt hat, möchte ich noch die Probleme des nahen europäischen Ostens nennen. Ich brauche nur an die Ereignisse der jüngsten Zeit zu erinnern: Albanien — Jugoslavien — Italien; die Bestrebungen Ungarns; seinen Konflikt mit Rumänien; dazu den zwischen Polen und Litauen. Es ist klar, dass die Arbeit der Befriedung Europas sich ganz besonders auf diesen Punkt werfen muss, und es ist bezeichnend, dass diese Fragen den im Dezember versammelten Völkerbundsrat besonders beschäftigen. Und es ist doch auch sehr bedeutsam, dass es ein internationales Forum gibt, wo man diese Dinge behandelt und die aus ihnen aufflackernden Kriegsflammen löscht. Es ist doch schon etwas da von einem einigen Europa und einer einigen Welt, über der heiliges Recht waltet. Man muss nur Augen haben für das, was geschieht und nicht bloss Brillen.

2. Bolschewismus und Faschismus.

Freilich sind die Dämonen auch am Werke und ist zu einem geruhsamen Optimismus kein Grund. Diese Dämonen gruppieren sich auf dem Gebiete des politischen und sozialen Lebens ganz besonders an den beiden Fronten, die Bolschewismus (Kommunismus) und Faschismus heissen. Dieser weltumspannende Gegensatz hat im Laufe des Jahres noch an Ausdehnung gewonnen. Aber es fehlt nicht an Verfallserscheinungen. Beim Bolschewismus sind sie deutlich sichtbar. Hier eröffnet das tragische Los der Opposition eine Perspektive, an deren Ende wir wohl eine neue russische Umwälzung sehen können, die durch irgend eine antibolschewistische Diktatur zu einer russischen Demokratie führen mag — wobei im Hintergrund hoffentlich noch grössere Dinge stehen, die freilich nur der Glaube und die Hoffnung erblicken können.[1])

Der Faschismus, der jüngere Stiefbruder des Bolschewismus, steht scheinbar noch fester da, wächst noch, aber die Züge der Gesundheit trägt auch er nicht. Vielleicht darf er noch ein wenig leben, um zu zeigen, was er bedeutet, vielleicht bringt uns schon das

[1]) Trotzkys besonderes Schicksal wird dadurch tragisch, dass er — wenigstens ist das mein Urteil — von Anfang an nicht mit ganzem Herzen und völliger Ueberzeugung mit Lenin, der ihn vorher verhöhnte, gehen konnte, aber eben doch mitmachte und seinen Anteil an der zu gewinnenden Macht haben wollte. Es ist eine Warnung für Viele, Grosse und Kleine!

kommende Jahr seinen Sturz; was haben einige Jahre mehr oder weniger zu sagen? Sicher ist für jeden, der an den Geist und an die sittliche Weltordnung, sagen wir vielleicht lieber: an die Naturgesetze in der Geisteswelt glaubt, sein baldiger Sturz.

Durch das Spiel von Bolschewismus und Faschismus wird das Problem der Gewalt und der Demokratie stets lebendig erhalten. Es ist auch in diesem Jahre im Mittelpunkt des Kampfes gestanden. Dass die Freiheit, der Sinn für die Freiheit, die Leidenschaft der Freiheit in der Welt so sehr abgenommen hat, ist eines der traurigsten Züge am Antlitz dieser Zeit. Vielleicht kann man aber auch in diesen auf den ersten Blick so niederdrückenden Entwicklungen etwas von der Wegspur Gottes sehen. Im Spiel von Bolschewismus und Faschismus offenbart und zerreibt sich der Geist der Gewalt, für immer. Und die Freiheit — nun, sie muss sich aus der Tiefe erneuern. Sie hat es nötig! Sie wird es!

3. Der Kampf gegen den Krieg.

Der Kampf gegen den Krieg schien während dieses Jahres vielfach zu stocken. Oft war der Ausblick trübe, ja finster. Die chinesische Expedition der Grossmächte, besonders Englands, dessen Bruch mit Russland, die Vorgänge im nahen europäischen Osten, die zwei halb oder ganz gescheiterten Abrüstungskonferenzen, die Tannenberg- und Hindenburgfeier in Deutschland, die Enthüllungen der „Menschheit" und das Vorgehen gegen sie, Mussolinis albanischer Streich und Frankreichs Gegenstreich — dies und vieles andere, in der Schweiz z. B. das neue Militärstrafrecht und die übrigen Lex Häberlin-Kuckuckseier oder die Spielhöllen-Initiative, wirkte bedrückend. Und doch ist das Bild heute, scheint mir, verhältnismässig verheissungsvoll. Da war ja die prachtvolle Zwickauer Aktion, die fortschreitende Ponsonby-Aktion in England, da war auf der Völkerbundsversammlung der „Aufstand der Kleinen" und auch andere Zeichen, dass der Abrüstungsgedanke doch immer stärker wird. Da ist sodann jene zunehmende Universalität der Weltpolitik und des Völkerbundes, die Arbeit an der Befriedung des Ostens, das Walten des neuen Friedensrechtes, das, so unvollkommen es noch ist, doch gesehen werden kann. Kurz: es ist zwar, wie gesagt, nicht Anlass zu geruhsamem Optimismus, aber Grund zu gestrostem Hoffen.

Der Kampf gegen den Krieg ist allerdings gerade in diesem Jahr deutlicher als bisher vor einige neue Probleme gestellt worden. Dazu gehört besonders der sogenannte technische Krieg, d. h. die Tatsache, dass die Vorbereitung auf den Krieg immer mehr die moderne Industrie und Technik als Kampfmittel benützen wird. Giftgas und Kriegsmaschinen wie Tanks, Flugzeuge und

andere, noch verborgene Teufeleien sollen es machen, das Heer selbst aber kleiner werden und mehr aus geschulten Spezialisten bestehen. Dadurch wird scheinbar die Dienstverweigerung als Waffe gegen den Krieg etwas entwertet. Das ist aber im Grunde nur Schein. Auch wir werden gegen diese neue Form des Krieges neue Waffen schmieden, „Waffen ohne Fährde", und im übrigen kann man in dieser Verwandlung des Krieges zu seiner letzten satanischen Form auch seine endgültige Selbstzersetzung erblicken.

Auch in der Schweiz zeigt sich ganz deutlich, wie die Welle des Antimilitarismus steigt. Eines der Zeichen dafür sind die sich vermehrenden Dienstverweigerungen. Ich könnte auch von allerlei Erfahrung reden, die ich in dieser Beziehung gerade auch während der letzten Monate gemacht habe. Wir müssen nur mit dem Volke reden können, dann finden wir in dieser Sache ein über Erwarten grosses Echo. Nur noch ein wenig Geduld, Geduld des Glaubens, die Tage der grossen, vielleicht stürmischen Bewegung auf der Linie unseres Hoffens und Glaubens kommen, nahen.

4. Sozialismus und soziale Bewegung.

Diese neue Bewegung kündet sich auch im Kampfe zwischen Kapitalismus und Sozialismus an. Hier ist an jene Schlag auf Schlag erfolgenden Siege der sozialistischen und Arbeiterparteien fast überall zu erinnern. Möchten sie nur nicht gewisse „Marxisten" zu dem Wahn verleiten, ihre Methoden seien an solchen Erfolgen schuld. Nein, sie kommen vielmehr trotz diesen Methoden zustande und wären ohne sie noch sehr viel grösser.

Ein zweiter, freilich noch nicht allen sichtbarer Zug dieser Entwicklungen ist übrigens der Zerfall des eigentlichen Marxismus und das rasche Aufkommen einer andern Form des Sozialismus. Dafür ist der Erfolg des Auftretens von Hendrik de Man markant. Dieser Zug wird ohne Zweifel in den nächsten Jahren rasch noch sehr viel deutlicher werden.

Freilich fehlt es auch bei diesem Teil des Zeitbildes nicht an Zügen anderer Art. Der 15. Juli in Wien und der Fall Sacco und Vanzetti in Amerika sind Warnungszeichen, auf deren Bedeutung wir eindringlich (Einigen zu eindringlich, aber die Zukunft wird richten!) hingewiesen haben. Fast noch unheimlicher erscheint mir jene ebenfalls im Laufe des Jahres stärker hervorgetretene Bewegung, die man die Rationalisierung der Industrie nennt und von der wir sowohl in kleineren Artikeln, als in ausführlichen Aufsätzen zu handeln gedenken. Sie scheint zunächst auf eine noch völligere Maschinisierung, Ausbeutung und Versklavung des Arbeiters hinauszulaufen. Diese Bewegung wird ohne Zweifel weitergehen und uns viel zu schaffen machen. Interessant

aber und wenn möglich noch gefährlicher sind jene Tendenzen des Kapitalismus, dem Angriff des Sozialismus dadurch die Spitze abzubrechen, dass er sich humanisiert (ähnlich wie etwa der Krieg aus dem gleichen Grunde ein humanes Gewand anzieht), dass er erklärt, sein Ziel sei, der Gemeinschaft zu dienen u. s. f. Man spürt hier wieder den Einfluss von Ford, wie man in der „Rationalisierung" Taylor (kurz gesagt) und in der Kombination der beiden Gesichtspunkte erst recht den Amerikanismus spürt. Aus dieser humanen Maske grinst für meine Augen ein viel schlimmerer Feind, als der brutale frühere Kapitalismus. Die Frage wird sein, ob die Arbeiterschaft und unsere jetzige Welt überhaupt noch genug sittliche Kraft aufbringen, um dieser ideal maskierten Gefahr schlimmster Versklavung zu entgehen.[1])

Jedenfalls wird auch durch diese Entwicklungen der soziale Kampf auf ein neues Geleise geschoben. Wieder können wir darin etwas von einem Sinn, der darüber waltet, einem diesmal schon apokalyptischen Sinn, ahnen. Vielleicht muss es zu gewissen Zuspitzungen eines Prinzips kommen, bis die Revolution dagegen die Gemüter allgemein ergreift.

Vielleicht muss insbesondere auch die Herrschaft des Mammons noch eine Kulmination erreichen, bis Gott dagegen aufsteht im Gericht — auch Gott im Menschen. Diese Herrschaft des Mammons über die Welt hat auch in diesem Jahre sich weiter entwickelt. Aber es ist überhaupt der in dieser Zuspitzung der Gegensätze sich darstellende apokalyptische Zug, der am Antlitz der Zeit sich immer stärker entwickelt. Das Böse wird offenbar — damit auch das Gute offenbar werden könne; die Herrschaft der

[1]) Nietzsche sagt in der „Götzendämmerung" einmal unter der Rubrik „die Arbeiterfrage": „Die Dummheit, im Grunde die Instinkt-Entartung, welche heute die Ursache aller Dummheiten ist, liegt darin, dass es eine Arbeiter-Frage gibt. Ueber gewisse Dinge fragt man nicht: erster Imperativ des Instinkts. — Ich sehe durchaus nicht ab, was man mit dem europäischen Arbeiter machen will, nachdem man erst eine Frage aus ihm gemacht hat. Er befindet sich viel zu gut, um nicht Schritt für Schritt mehr zu fragen. Er hat zuletzt die grosse Zahl für sich. Die Hoffnung ist vollkommen vorüber, dass hier sich eine bescheidene und selbstgenügsame Art Mensch, ein Typus Chinese zum Stande herausbilde: und dies hätte Vernunft gehabt, dies wäre geradezu eine Notwendigkeit gewesen. Was hat man getan? — Alles, um auch die Voraussetzung dazu im Keime zu vernichten. Man hat die Instinkte, vermöge deren ein Arbeiter als Stand möglich, sich selber möglich wird, durch die unverantwortlichste Gedankenlosigkeit in Grund und Boden zerstört. Man hat den Arbeiter militärtüchtig gemacht; man hat ihm das Koalitions-Recht, das politische Stimmrecht gegeben: was Wunder, wenn der Arbeiter seine Existenz heute bereits als Notstand (moralisch ausgedrückt als Unrecht —) empfindet? Aber was will man, nochmals gefragt. Will man einen Zweck, muss man auch die Mittel wollen: will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sie zu Herren erzieht."

Diese „Starrheit" soll jetzt offenbar durch Feinheit gutgemacht werden.

Dämonen entfaltet sich, damit die Gottesherrschaft kommen könne, — wieder begriffen und ersehnt werde. Das dürfte doch immer die letzte und tiefste Deutung aller Zeichen der Zeit sein.

5. Das sittliche Leben.

Die Herrschaft der Dämonen und der Götzen (die ja auch Dämonen sind) tritt uns manchmal am trostlosesten im sittlichen Leben (im engeren Sinne) des heutigen Geschlechtes entgegen. Auch hier ist im ablaufenden Jahr eine bestimmte Linie noch deutlicher geworden. Da ist noch einmal die Maschinisierung des ganzen Lebens, die Herrschaft einer brutalen oder entseelenden Technik wie über die Strasse so auch über die Gemüter, die auch dadurch, wenn auch nicht bloss dadurch, bewirkte Verflachung der Seele und Verheerung der Natur, der Kunst, alles geistigen Lebens, die Herrschaft der Hetze, des Scheins, des sichtbaren, raschen Erfolges, der Sensation, des halben und ganzen Schwindels jeder Art, nicht zuletzt des religiösen. In der Leere siedeln sich die Dämonen an: der Dämon des Sports, der Dämon des Genusses, der Dämon des Spiels [1]) und andere, immer furchtbarere Kinder des Bösen bis zur tiefsten Hölle der Verkehrung der Natur und Wahrheit hinunter. Ganz besonders drängt sich die sexuelle Entartung auf. Sie zeigt sich nicht nur in der zunehmenden ungescheuten Zügellosigkeit, sondern fast schlimmer noch in all den Versuchen eines ehrfurchtslos gewordenen, von Lebensnot, Lebensgier, Lebensangst geknechteten, des Sinnes für die heiligen Lebensmächte beraubten Geschlechtes, die Entstehung des Lebens nach seinem Behagen oder seiner Willkür zu regulieren, es unter Umständen zu vernichten. Dass auf diesem Wege der Tod auf uns lauert, geistiges und zuletzt auch physisches Sterben der davon ergriffenen und beherrschten Völker, ist die feste Ueberzeugung einer kleinen Zahl von „Unzeitgemässen". Auf diesem Gebiete wirken die soziale und die geistige Not verbunden den Untergang.

Gibt es auch hier bessere Zeichen? Oder kann man vielleicht auch hier apokalyptisch denken, d. h. aus dieser Offenbarung des Schlimmen Trost und Hoffnung schöpfen?

Direkte Zeichen einer Besserung kann der Schreibende nicht sehen, wenigstens nicht in grösserem Masstab. Oder soll man eine da und dort hervorbrechende Erweckungs- und Bussbewegung als Vorzeichen einer kommenden Wende betrachten? Dass eine solche im grossen Stil komme, wird mir immer wieder zum tröstenden Glauben. Und wer weiss, vielleicht muss diese Offenbarung des Schlimmen auch vieles von unserer „Tugend" und „Sittlichkeit" ver-

[1]) Ich rede nicht von Sport, Genuss, Spiel an sich, sondern von ihren Entartungen, ihrem „Dämon"!

zehren, die doch keine waren und jener ganzen und grossen Wendung, die doch überall unsere Hoffnung ist, den Weg bereiten. Auch hier gilt es zu glauben wider Glauben, zu hoffen wider Hoffnung, auch hier ist das Wunder der Gnade möglich; auch hier wird, wer am meisten glaubt (und hofft), am meisten schauen.

6. Das religiöse Leben.

Es ist wie im sittlichen, so im religiösen Leben besonders schwierig, etwas wie eine Jahreschronik zu schreiben, denn es tritt viel weniger als das Politische und Soziale in „Ereignissen" hervor. Einige Züge schienen mir indes für die Periode, die wir ins Auge fassen, bezeichnend gewesen zu sein.

Die ökumenische, d. h. auf Einigung der Christenheit abzielende Bewegung geht weiter. Die Lausanner Konferenz war wohl das „Ereignis" des Jahres auf dem Gebiete des religiös-kirchlichen Lebens. Dass dieser Weg nicht weiter führen werde, haben wir zu zeigen versucht, dass aber die ökumenische Bewegung selbst weitergehe, ist gewiss nicht zu bezweifeln. Auf dieser Linie, die in eine ferne Perspektive verläuft, kündigen sich gewaltige Entwicklungen an.

Eine zweite Tatsache, die vielleicht gerade für uns besonders sichtbar und wichtig ist, scheint mir die Neubelebung der religiös-sozialen Bewegung zu sein. Für die Schweiz darf man wohl die Lauterbacher Konferenz unter dieses Zeichen stellen. Was man im engern und engsten Sinne die religiös-soziale Bewegung nennt, hat sich in der Schweiz in aller Stille, z. B. auch durch eine mehr vertrauliche Konferenz im Frühjahr konsolidiert. Es weist ebenfalls die Zeichen gesunden Wachstums und neuer Jugend auf. In Deutschland ist der „religiöse Sozialismus" (der Name tut nichts zur Sache!) eine ganz offenbar im Aufstieg begriffene Macht. Das Buch von Piechowsky, das anderwärts in diesem Hefte behandelt wird, ist auch in diesem Sinne ein Zeichen, das auf die Stelle weist, wo die zentrale Entwicklung weitergehen wird.

Es gibt freilich auch Gegenbewegungen. Eine gewisse religiöse, theologische, kirchliche Reaktion (im neutralen Sinne des Wortes), die sich zum Teil auch gegen das Religiös-Soziale kehrt, brütet in allerlei Formen über der Zeit und hat auch das ablaufende Jahr stark geprägt, ohne gerade in besondern „Ereignissen" hervorzutreten. Wie ich jene Bewegungen beurteile, hat mein Lauterbacher Vortrag gezeigt. Sie haben ihren Sinn, haben ihr Recht, haben ihren Nutzen, aber sie werden auf die Dauer nicht hindern, dass alle Strömungen der Zeit doch mit wachsender Kraft und Bestimmtheit zusammenfliessen in der einen grossen Frage nach Gott und seinem Reiche — dass diejenigen, die nach Gott rufen, zu seinem Reiche kommen, und die nach seinem Reiche rufen,

zu Gott kommen, und dass beide so auf den einen Punkt gelangen, wo die grosse Wendung einsetzt, auf die alle Zeichen der Zeit letztlich deuten.

Advent 1927. L. Ragaz.

Advent.

Still graue Tage, nebelverhangen;
Kaum merklich ein Flimmern, ein Lichtempfangen,
Als harrte die Sonne über dem Grau,
Dass Einer glaubend ihr Wesen erschau'!
Entlaubt die Bäume; ihr Lebenssaft
Zurückgedrängt in der Wurzeln Haft.
Die Erde wartend in stiller Ruh',
Als träumte sie einem Erwachen zu.
Und die Menschen hastend im Tagesgetriebe,
Lärmend und fremde; wer weiss noch von Liebe?
Auch sie in die letzten Kammern gedrängt,
Auch sie von Nebel und Wolken verhängt! —
Doch lebt sie und wartet, — Gott Lob und Preis; —
Und sie schafft den Frühling im Wurzelreis.
Und einmal durchströmt sie den Menschheitsbaum,
Und einmal erfüllt sich der selige Traum,
Und einmal werden von allen Zweigen
Die Wunderkerzen der Liebe steigen! —

Carolina Lutz.

Berichte

Vom Weltkongress für Erneuerung der Erziehung in Locarno. Ein Weltkongress, von über 1000 Teilnehmern aus über 40 Ländern besucht, an welchem in etwa 10 Tagen gegen 100 verschiedene Vorträge, Zusammenkünfte, Studiengruppen oder wie man's nennen will, abgehalten werden — es mag begreiflich sein, dass einem beim Gedanken daran etwas schwül wird. Aber es war ja nicht so gemeint, dass ein Einzelner an allem hätte teilnehmen sollen oder können. Die gemeinsamen Abendvorträge, in einer der drei Kongresssprachen gehalten, sollten alle um sich versammeln, im übrigen konnte sich jeder nach Belieben einer der verschiedenen Studiengruppen anschliessen. Die Trennung durch die Sprache sollte dabei womöglich keine Rolle spielen, indem durch schriftliche oder mündliche Uebersetzung der Darbietungen (Englisch, Deutsch, Französisch waren die Kongresssprachen) nötigenfalls nachgeholfen werden sollte.

Das grosse Thema, das die ganze Konferenz beschäftigte, war: Die Freiheit in der Erziehung. Ich vermag natürlich nur einiges aus dem Vielen herauszugreifen und nenne zuerst die beiden programmatischen Eingangsvorträge von Pierre Bovet und Elisabeth Rotten.

Pierre Bovets Vortrag über die Freiheit als Ziel und Mittel der

Erziehung stellte sich stark unter das Wort Vinets: „Je veux l'homme maître de lui-même, afin qu'il soit mieux le serviteur de tous." — Elisabeth Rottens Referat „Freiheit und Bedingtheit" ging darauf aus, zu zeigen, dass nicht der Erzieher die Schranken künstlich zu setzen hätte, die Natur tue das ja von selber. Wir haben genug zu tun mit den wirklichen Schranken! Die Ueberwindung dieser natürlichen Schranken, einer nach der andern, ist unsere Aufgabe. Interessieren mag die These, dass das Konfessionelle uns bei unserm Unternehmen der Erneuerung der Erziehung nicht trennen und auch nicht beschäftigen könne, dass aber die wahre Freiheitsgewinnung ein im tiefsten Grund religiöser Akt sei und dass auch in jeder Kulturreligion die Ansätze und Handhaben dafür zu finden seien. Warm berührte das Bekenntnis der Vortragenden zu der neuen Welt der Freiheit und des Friedens, die wir zu bauen hätten. Wir dürfen jedenfalls in Frau Rotten, was die Hauptsache anlangt, eine Gesinnungsgenossin von uns begrüssen.

Als aufrechter und erprobter Vorkämpfer für die Freiheit machte Gustav Wyneken besonderen Eindruck. Er hat, wie wenige sonst, den Begriff der Freiheit zu Ende gedacht und erlebt und sieht deshalb auch das Tragische daran. „Die Entscheidung für die Freiheit ist schon eine Einschränkung; in ihr liegt nämlich die Ausscheidung der Unfreiheit, die für gewöhnlich den Menschen selbstverständlich ist. Alles schon Gewordene, schon Gestaltete ist für uns als Autorität einstweilen ausgeschieden. Die Freiheit ist das Reich der unendlichen Möglichkeiten, aber auch der unendlichen Unsicherheiten." Ein sehr ernstes, eigentlich gar nicht mehr so lockendes Bild der Freiheit entsteht auf diese Weise, und das fällt umsomehr ins Gewicht, als derjenige, der es entwirft, ein Mann ist, der sein Leben eingesetzt hat für die Freiheit. Als Leiter der freien Schulgemeinde Wickersdorf (von der er uns höchst Interessantes erzählte) ist er zeitweilig im reaktionären Deutschland einer der Bestgehassten gewesen. Ein Diskussionsredner hielt ihm die verhängnisvollen Konflikte mit dem Elternhaus bei der Befolgung dieses Freiheitsweges vor; man sollte eher die Harmonie als Ideal erwählen, statt so einseitig die Freiheit zu betonen. Wyneken erwiderte mit Recht, dass, wenn unsere Vorväter danach gehandelt hätten, wir alle noch katholisch wären oder noch nicht einmal katholisch. So verkörpert dieser greise Schulreformer die ewige Empörung der Jugend gegen alles Althergebrachte: das kann uns freilich kein Ziel sein, aber notwendige Mahnung für uns liegt darin doch.

Indem ich noch bei den grossen Haupteindrücken des Kongresses verweile, nenne ich weiter Professor Alfred Adler von Wien, den grossen Psychiater, mit seinem Referat „Erziehung zum Mut". Unter Mut ist verstanden Mut, Vertrauen zum Leben, also Befreiung von der Lebensangst. Einen wie tiefen Blick verrät schon diese Themastellung! Nicht nur aus ihr, sondern aus den ganzen Ausführungen redete ein grosses Erbarmen mit den Menschen, den armen Kindern der Angst, die dringliche Mahnung: Sorget dafür, dass dem Heranwachsenden sein Lebensmut nicht verloren gehe! Dazu ist aber nötig, dass man selber Mut und Vertrauen habe. Das Vertrauen, zu dem Adler aufforderte, war erstaunlich weitgehend: Sagt euch los von der fatalen Herrschaft der Vererbungslehre! Lasset den Wahn fahren, dass die Menschen an Begabung so weit voneinander verschieden seien. Die Erziehung macht da viel mehr aus! (Wie manche junge Leute sind daran zugrunde gegangen, dass man sie für talentlos gehalten, dass man sie ‚dumm" gescholten hat!) Vor allem hört auf, mit irgend welchen äusserlichen Methoden die Begabung des Einzelnen feststellen und prüfen zu wollen!

Wie eine praktische Bestätigung dessen, was der Gelehrte dargelegt, erschien das Auftreten des Bakule-Chors, d. h. der Kinder, die Direk-

tor Baku'e in Prag aufgenommen und zu Menschen erzogen hat, die in aller Einfalt grosse Künstler sind. Vorstadtrangen sind sie einst gewesen, sogenannte geistig minderwertige, zum Teil noch körperlich verkrüppelte Kinder. Nach allen gegebenen Voraussetzungen konnte man ihnen prophezeien, dass sie dem Leben nicht gewachsen seien und zugrunde gehen müssten. Und nun hat verständnisvoll führende hingebende Liebe dieses so ganz andere Ergebnis erzielt! Aus Spaziergängen in die Umgebung Prags, wo sie dem Landvolk zur Freude die alten Lieder und Weisen des Volkes, die sie gelernt hatten, vortrugen, sind in letzter Zeit periodische Ferienreisen ins Ausland geworden, wo nun in den Gesangsdarbietungen der wunderbar reinen Kinderstimmen die liederreiche, wehmütig klagende und ausgelassen jauchzende Seele des böhmischen Volkes lebensvoll anschaulich wird. Ob diese Kinder wirklich, entsprechend der pazifistischen Tendenz ihres Leiters, zur gegenseitigen Annäherung und Verständigung der Völker beitragen können? Viele mögen lächeln über die Möglichkeit, dass diese Stimmen aus einer reineren und unschuldigeren Welt als der unsrigen die Stimmen unserer Welt — die Stimmen des Wahnwitzes — zu übertönen vermöchten. Aber sollten wir wirklich diesen Weg, durch das gesungene Lied auf weite Volkskreise wirken zu können, nicht ernstlicher ins Auge fassen? Soll das Lied nicht der Ideenverbreitung dienen? Freilich müsste dann die Kunst noch bewusster in den Dienst der Idee gestellt werden. Genug, mir ist wieder eine grosse Hoffnung aufgestiegen angesichts dieser Kinder, die übrigens in ihrer zwanglosen Gemeinschaft mit ihrem Lehrer, Freund und Vater eine lebendige Darstellung der am Kongress so viel beredeten und verkündeten Freiheit bildeten. Bleibe so, du liebe Kinderschar, und möge keinen Einfluss auf dich haben der Unfug einer marktschreierischen Reklame! Die Parallele von Bakule auf Pestalozzi und auf Dr. Barnardo, den Vater der Niemandskinder in London, ist verschiedentlich gezogen worden, und von den Eindrücken des Kongresses wird wohl dieser dem Gedächtnis am nachhaltigsten bleiben.

Kehren wir zum theoretischen Teil zurück. — Besonderes Interesse erregte die österreichische Delegation, da unter ihr Nationalrat Glöckel, Minister des Erziehungswesens für Oesterreich, sich befand. Hauptsächlich er erzählte uns von den grosszügigen Schulreformen Oesterreichs, die im Rahmen grosszügiger sozialer Reformen vorgenommen worden sind (das Eine kann ja nicht ohne das Andere sein!) und immer noch weitergehen. Man erhielt einen tiefen Eindruck davon, was auch ein kleiner Staat leisten, ja, was gerade ein solcher andern voraus leisten kann, wenn er tatkräftig und zielbewusst vorgeht und sein Interesse ausschliesslich auf die lebensnützlichen Gebiete verlegt. Die Art, wie dort die Schulreform vom Staat und vom Volk getragen wird, könnte Neid bei uns erregen. Die ganze Bewegung, von der Regierung geführt (!), ist durchdrungen von einem Geist rückhaltloser Menschen- und Kinderfreundlichkeit. (Ich erinnere nur an den Ersatz des Zeugnisses, welches das Kind nur negativ kritisierend taxiert, durch sogenannte Schülerbeschreibungsbogen, die erfahrungsgemäss eine gute Grundlage für die Berufsberatung bilden.)

Auch Redner aus Nordamerika berichteten von den dortigen grossartigen Verwirklichungen der „Neuen Erziehung" mit allen ausgesuchten, raffinierten technischen Hilfsmitteln. Mag sein, dass man auch dort uns, wie überhaupt der alten Welt, darin weit überlegen ist! Aber man musste dabei die Gefahr aller bloss äusserlichen Wege, die Freiheit zu finden, erkennen. Und auch irgendwie berührte uns jener Geist, der sagt: „Niemand anders kann uns, uns Amerikaner, etwas lehren! Wir sind ganz aus uns selber und ganz uns selbst genug!" Jener Geist, von dem wir uns nichts Gutes versprechen, mag er bei irgend einem Volke auftreten, und

wäre es das grösste, tüchtigste und gescheiteste. Die Folgen, was Amerika betrifft, kennen wir ja schon.

Deutschland zeigte sich in seiner gewohnten Vielseitigkeit, mit strengster exakter Wissenschaftlichkeit und mit spekulativster Philosophie. Durch das erste imponierte am meisten Petersen, Leiter eines pädagogischen Versuchsinstitutes in Jena. Er betonte besonders den ungeheuren Unterschied des Kindes vom Erwachsenen. („Seit acht Jahren gehe ich um das Kind herum, um hinter sein Geheimnis zu kommen, und verstehe es noch immer nicht.") Und nun stellt er die Forderung auf, mit wissenschaftlichen Methoden jeweilen den Zustand der Kinder zu erforschen und das Verhalten zu ihnen danach einzurichten: Körperliche Messungen, Ausdruckspsychologie, Graphologie, Chirologie u. s. w. marschieren auf — alles, um das Kind richtig beurteilen zu können. Es wird einem bei all dieser Wissenschaft ein wenig unheimlich zumute, aber der tiefe Ernst der Verantwortung und das starke Bewusstsein von der eigenen Art des Kindes flössen unbedingt Achtung ein. Jedenfalls aber besteht (wie oben schon angedeutet) die Gefahr, dass man aufgeht in blossen äusseren Reformen, wo nur die eine die andere an wissenschaftlicher Präzision der Wirkung noch überbieten will. (Ausdrücklich wurde auch von deutscher Seite auf diese Gefahr hingewiesen.) — Dann das andere Extrem: Die Neigung zur kühnsten philosophischen Spekulation, dass man sich in immer radikaleren und noch radikaleren Theorien ergeht, wobei jeder folgende Denker über den vorhergehenden nur verächtlich lächelt, weil er eine noch radikalere Formel als dieser gefunden hat. Aber nur keine Angst! Dieser ganze Radikalismus ist äusserst harmlos: man bewegt sich ja mit ihm nur im freien Reich der Gedanken, und es dauert dann noch lange, sehr lange, bis aus dem Wort die entsprechende Tat geboren ist!

Dass diese Ausstellungen gegenüber einzelnen deutschen Rednern nicht zu verallgemeinern sind, ist schon aus dem Vorstehenden klar. Nein, es geht viel vor gegenwärtig auf pädagogischem Gebiet in Deutschland, viel mehr verhältnismässig als z. B. bei uns in der Schweiz. Die kühnsten und verheissungsvollsten Versuche werden gemacht. An jenen denke ich z. B., durch den gezeigt wurde, dass wir viel zu viel Schulunterricht erteilen: etwa 50 % der heute bestehenden Schulstunden täten es auch, wenn man's recht anfasste und immer für die genügende Erholung der Kinder sorgte; so haben Kinder in kürzester Zeit, wenn die Stunde für sie gekommen war, jahrelang Versäumtes nachgeholt. Aber immer noch wird in allem Ernste drauf los gepaukt, und immer noch sitzen wir in unsern unhygienischen Schulbänken. (Und doch ist wissenschaftlich, also von ärztlicher Seite, bewiesen, dass sie verkehrt sind; hört, ihr Männer der Wissenschaft!) Und noch stellt man Bücher zwischen den jungen Menschen und das Leben der Gegenwart, statt ihn direkt mit diesem in Berührung zu bringen. Wie lange noch? Was tut der schweizerische Lehrerverein, dessen Präsident bei der Begrüssung des Kongresses sagte, alle Schweizer Lehrer seien auch für die neuen Erziehungsziele?

Soll ich noch von den fernsten Ländern reden, die vertreten waren? Wir hatten einmal eine sehr interessante russische Diskussion, geleitet von Russen und von solchen, die in Russland erzieherisch tätig sind. Diese wussten zu berichten davon, dass es jetzt mit der allgemein geistigen und besonders der religiös kirchlichen Freiheit bei ihnen viel besser stehe als anfangs bei der Revolution. Aber natürlich der Staat könnte keinen Lehrer, der nicht der kommunistischen Weltanschauung angehöre (was man so „kommunistisch" nennt!), in einer geistig verantwortungsvollen Stellung dulden; damit beginge der Staat ja Selbstmord. (Also gerade so wie in der Schweiz ein Ceresole nicht Geschichtslehrer sein kann; dort wie hier dasselbe Misstrauen in geistige Kräfte und damit der Appell an die Gewalt.)

Im übrigen aber müssen viele freiheitliche und moderne Einrichtungen in Russland stellenweise verwirklicht sein, vielleicht mehr als anderswo. Es ist eben das Land der Revolution, aber dennoch nicht das Land der neuen Freiheit, die wir suchen.

Auch Indien ist erschienen und hat geredet an unserer Völkerversammlung, indem es (durch J. C. Bose, Calcutta) seine Idee von der Einheit des Lebens in der ganzen Schöpfung vertrat, und indem von der Schule seines Tagore, mitten in der freien indischen Natur gelegen, erzählt wurde.

Und die Schweizer, die aus lokalen Gründen ziemlich zahlreich beim Kongress erschienen waren? Abgesehen von jener angeführten Aeusserung des Präsidenten ihrer Lehrerschaft konnte man vor allem die vielberühmte schweizerische „Nüchternheit" bewundern. Sie kann sich auf gute und auf schlimme Weise zeigen: auf gute in einer im Vergleich mit den Ausländern etwas trockenen, aber um so zuverlässigeren Darlegung der pädagogischen Forderung der Stunde, oder in einer ernsten kritischen Prüfung der Berichte von den Errungenschaften des Auslands. Auf schlimme Weise in einem hochmütigen Bekritteln von allem und jedem, in einer Denkweise, die schon im voraus mit der ganzen Welt fertig ist, beziehungsweise meint, was die ganze Welt suche, das habe der Schweizer schon.

Einige Einzelheiten möchte ich noch erwähnen. Den zum Nachdenken veranlassenden Hinweis des Belgiers Decroly, dass die Kinder der niedern Volksklassen viel grössere, erzieherisch wertvolle Freiheit genössen als die Kinder der obern Stände, ebenso die Kinder auf dem Lande gegenüber denen in der Stadt. Sagt uns das nicht auch, dass wir mit raffinierter Technik allein unser Ziel nicht erreichen werden?

Noch etwas speziell für Eltern: Dr. Katz aus Rostock erzählte von sehr schönen Gesprächen mit seinen Kindern und empfahl den Eltern, abendliche „Beichtgespräche" mit den Kindern abzuhalten, um darin die Tageserlebnisse geistig zu verwerten (ähnlich wie Pestalozzis „Gertrud" dies tut). Dazu braucht es freilich Sammlung und Hingabe, nicht allein ein bloss momentanes Sichbefassen mit den Kindern, wenn sie einem gerade unliebsame Veranlassung dazu gegeben haben.

Das sind einige von den erhaltenen Eindrücken. Sie zeigen, dass der Kongress höchst anregend war. Dass er auch Mängel hatte, liegt auf der Hand. Es ist ja selbstverständlich, dass bei einer Veranstaltung von so gewaltigem Umfang nicht alles genau so herauskommt, wie es die Leitung vielleicht gewünscht hat. So ist z. B. der Kongress im allgemeinen wohl stark in einen englischen und einen deutschen Teil auseinandergefallen: die Sprache trennte doch! (Die verhältnismässig nur von sehr Wenigen vertretene französische Sprache, die als Vermittlung zwischen Deutsch und Englisch dienen konnte, wurde selten dazu gebraucht.) Das liess sich wohl nicht ändern. Wie schwierig ist es heute noch, die Völker zusammenzubringen! Wie viel mehr müssen wir noch, auch im physischen Sinn, lernen, einer des andern Sprache zu verstehen! (Auch dieser Bericht ist infolge davon einseitig.) Das Internationale ist fast allen von uns noch ziemlich ungewohnt, was ja begreiflich ist.

Ein weiterer Mangel, der mit dem genannten zusammenhängt, ist, dass das Politische ein Noli me tangere bleiben musste. Was alles liegt noch zwischen den Völkern! Besonders fühlen wir Andern den Abstand von Deutschland. Es ist da immer ein Gebiet, von dem die Rede scheu zurückweicht, weil man Furcht hat, unsere deutschen Freunde zu verletzen. Darf das so bleiben? Ist nicht rückhaltlose Wahrhaftigkeit ein Grunderfordernis aller Erziehung? Und müssen diejenigen, die für eine neue Erziehung sind, nicht auch restlos für eine neue Politik sein und damit für ein gründ-

liches und wuchtiges Sichlossagen von der alten, und müssen sie sich darin nicht gegenseitig finden von Land zu Land und von Volk zu Volk? Doch es ist kein Grund, zu verzagen; wir stehen erst am Anfang und hoffen, auch über die jetzt umgangenen Probleme der Politik, der äussern und der innern, in ihrer wurzelhaften Verflechtung mit den pädagogischen Fragen uns noch aussprechen zu können. Inzwischen aber sind wir dankbar für das Viele und Grosse, das der Kongress von Locarno uns gegeben hat.

C. Holzer.

Rundschau

Zur Chronik. Da diesmal die Rubrik: „Zur Weltlage" etwas mehr Chronikcharakter hat, so darf die eigentliche Chronik wieder kurz sein.

Weitaus im Vordergrunde steht diesmal

die Friedensaktion der Russen in Genf.

Der Schreibende war gerade selbst in Genf, als sie einsetzte und Zeuge der Aufregung, die sie in den Kreisen verursachte, wo man die Sache des Friedens ernst nimmt. Ich selbst halte diese Aktion für eine Sache von ausserordentlicher Bedeutung. So gut als irgend Einer, weiss ich, was man alles dagegen einwenden kann. Gewiss kommt sie nicht aus einem echten Friedenswillen des Herzens und Gewissens. Freilich, meine ich, sie sei deswegen doch ernst gemeint, denn Sowiet-Russland weiss einerseits, dass die Aussichten auf eine Weltrevolution, bei der seine Miliärmacht eine Rolle spielen könnte, sowohl in Europa und Amerika, als auch in Asien und Afrika gering sind und fürchtet anderseits mehr einen konzentrierten Angriff der Weltreaktion gegen es selbst, hat dazu nach meiner Ueberzeugung auch einigen Grund. Auf alle Fälle ist es, scheint mir, unsere Aufgabe, sein Angebot ernst zu nehmen, gerade so, wie ich im Jahre 1916 alles getan habe, was ich konnte (und ich konnte damals etwas), um eine Annahme des Friedensangebotes der deutschen Machthaber zu erwirken, trotzdem ich auch Ursache hatte, an der Lauterkeit seines Ursprungs zu zweifeln. Es kommt in solchen Dingen nicht so sehr auf die Gedanken an, die die Menschen selbst haben, sondern auf die Gedanken, die über ihnen sind, denen sie dienen müssen — mit ihrem Willen oder gegen ihn — und es ist dabei ein wenig auch in unserer Hand, daraus zu machen, was recht ist.

Wenn ich „wir" sage, so denke ich dabei an alle die, welchen es mit der Abrüstung ernst ist. Dazu gehören natürlich die Leute, denen die Russen in Genf ihren Vorschlag zunächst machten, in der grossen Mehrzahl nicht. Von denen wird berichtet, sie hätten darob heimlich gelacht. Dann hiess es in den Zeitungen, dieser Vorschlag sei kindisch. Kindisch und lächerlich ist es für diese Herrschaften, wenn jemand das wirklich will oder doch sehr entschieden vorschlägt, was sie zu wollen vorgeben.[1]) Aber nun kommt es glücklicherweise nicht auf sie an, auch nicht auf gewisse „Sozialisten" unter ihnen, von denen einer, Paul Boncour, den verdutzten militaristisch gesinnten „Abrüstungsfreunden" den Dienst leistete, ihnen über die Verlegenheit wegzuhelfen. Sie werden nun daran gehen, jene „Sicherheit" zu suchen, welche die Abrüstung erst ermöglichen solle und können suchen bis zum jüngsten

[1]) Dass gerade in jenen Tagen in den Genfer Zeitungen ein Aufruf einer Union patriotique gegen die Sowiet-Delegierten erschien, der von Lügen und Dummheiten förmlich strotzte und der zwischen den Zeilen direkt zu Gewalttaten gegen sie aufforderte, gehört in das sehr böse Kapitel: „Völkerbund und helvetische Hirtenknaben".

Tag nachmittags; denn für Gewaltgläubige gibt es eine solche Sicherheit nicht. Wir andern aber müssen dieses Angebot ernst nehmen und es von uns aus vertreten. Die Abrüstungsforderung muss in den kommenden Monaten, während die Genfer Sicherheits- und Abrüstungskommissionen tagen, mit dreimal verstärkter Wucht durch die Völker gehen.

Inzwischen bleibt die russische Aktion für mich ein bedeutsames Ereignis. Es sind damit doch die fein gemischten Karten der Genfer Diplomaten wüst durcheinander geworfen worden. Das Konzept ist den Militaristen arg verdorben. Bisher konnten sie immer mit Moskau schrecken: „Moskau rüstet, die roten Kosaken wollen ihre Pferde im Bodensee tränken", und nun? Nun bleibt ihnen bloss noch Mussolini. Aber auch abgesehen davon, heisst es einfach etwas, und das auf alle Fälle, wenn ein Reich von 140 Millionen Einwohnern, eines der drei grossen Weltreiche der Gegenwart, erklärt: „Wir schlagen vor, dass sofort alle Heere und Flotten abgeschafft, alle Waffen zu Land, auf dem Wasser und in der Luft zerstört, jede militärische Erziehung beseitigt, die dafür aufgewendeten Summen für Werke des Friedens verwendet werden." (Vgl. Jesaja c. 2!) So etwas kommt nicht umsonst und so etwas bleibt nicht ohne Folgen. Es ist ein gewaltiges Zeichen — auf alle Fälle!

Vom Kampf gegen den Krieg

ist auch sonst Einiges zu sagen. Dem englischen Unterhaus sind 127,000 von der Ponsonby-Aktion gesammelte Unterschriften eingereicht worden. Die Unterzeichner fordern die völlige Abrüstung und erklären, sie würden im Kriegsfall den Dienst verweigern. 127,000 in England zu den 100,000 in Deutschland. Zeichen!

Dass es auch in der Schweiz vorwärts geht, zeigen mancherlei Tatsachen. Rasch folgen sich bedeutsame Dienstverweigerungen, wovon anderwärts die Rede ist. Der Schreibende hat bei wiederholten Vorträgen über die Abrüstung der Schweiz bis tief in die „bürgerlichen" Kreise hinein ganz überraschend viel Verständnis und Zustimmung gefunden. Es muss nur mit dem eigentlichen Volke geredet werden, über den Zeitungs-, Politiker- und Militärklüngel hinweg, dann wird man allerlei erleben. Professor Ludwig Köhler hat wie früher an einer thurgauischen, so nun wieder an einer aargauischen kantonalen Lehrerversammlung mit einem Vortrag über die Erziehung zum Frieden grossen Beifall gefunden. Allerdings verhärten sich unsere Militaristen. Sie wollen nun mit Tankabwehrkanonen, mit Vermehrung der Militärfliegerei kommen, damit den technischen und Giftgaskrieg endlich anerkennend — aber sie werden ihrer Sache damit erst recht das Grab schaufeln.

Inzwischen hat Nationalrat Sigg das getan, was ich immer gefordert habe: er hat den Bundesrat ersucht, einmal den Völkerbund anzufragen, ob er gegen eine völlige Abrüstung der Schweiz etwas einzuwenden hätte. (Bekanntlich haben sich ja in den letzten Jahren unsere Militaristen mit Vorliebe auf jene Londoner Erklärung gestützt, nach der wir unsere Neutralität allein, ohne Hilfe des Völkerbundes verteidigen wollten.) Sigg hat auch die Antwort erhalten, die ich immer erwartet habe: der Bundesrat hat es abgelehnt, jene Anfrage zu stellen, wohl wissend, wie die Antwort lauten würde. Damit ist diese Schanze unseres Militarismus in das Nichts gesunken, zu dem sie stets gehörte.

Ein Landesverräter.

Der grösste Mann, den Deutschland (so viel man wissen kann) gegenwärtig hat, und einer der grössten unserer Zeit überhaupt, Friedrich Wilhelm Förster, ist mit seinen Gehilfen nun richtig wegen Landesverrat offiziell angeklagt, Fritz Röttcher, der als solcher vielleicht nicht immer glückliche, aber (was mehr bedeutet, denn gescheite Feiginge gibt es ge-

nug!) immer furchtlos tapfere Redaktor der „Menschheit“ auf sehr illoyale Art und Weise gefangen gesetzt worden. So musste es kommen. Das hat Stil. Förster rückt auch damit an die Seite eines Jeremia. Dass unter der Führung des Ministeriums des Auswärtigen durch einen Träger des Nobelpreises einer der allergrössten Vorkämpfer einer neuen Friedenswelt wegen Landesverrat ins Gefängnis kommt, ist auch des Bedenkens wert. Für Förster und seine Sache bedeutet das alles lauter Gewinn. Es ist ein schönes Zusammentreffen, dass ihm gerade jetzt aus Deutschland heraus jenes Buch als Gruss geboten wird, von dem anderwärts geredet wird.

Der Kampf für und gegen die Spielhöllen

geht weiter. Wir Gegner haben in dem plötzlichen Hingang eines unserer tapfersten Kämpfers, Nationalrat de Dardel, einen starken Schlag erlitten. Dass doch immer wieder Achilles fällt und Thersites bleibt! Die Anhänger haben von Interlaken, ihrem Hauptquartier aus, auf Automobilen einige Hundert ihrer Gesinnungsgenossen in eine Delegiertenversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft zu Bern geworfen, um sie zu vergewaltigen, haben aber nicht verhindern können, dass sie mit vierfünftel Mehrheit die Ablehnung der Initiative empfahl. Von allen Seiten kommen die Proteste gegen diese, besonders aus den kirchlichen Kreisen. In der Zürcher Kirchensynode muss besonders Direktor Grob mit dem Bundesrat auf eine Weise ins Gericht gegangen sein, die in diesen Kreisen nicht alltäglich ist. Sonst mit Grob sehr wenig einverstanden, sind wir ihm dafür dankbar. Unsere geschwollenen Bundesherren freilich lassen sich durch die Appelle von Frauen und Pfarrern (die ja auf die Wahlen nicht grossen Einfluss haben) nicht imponieren. Sie haben mit 110 gegen 53 Stimmen für die Initiative votiert unter Führung des Bundesrates. Es ist schlechterdings eine Schmach für die Schweiz. Aus der Verhandlung seien nur zwei oder drei Züge hervorgehoben. Dafür gestimmt haben besonders eifrig die Bauernvertreter, nach der von ihnen eifrig verbreiteten Legende die Träger von nationaler Ehre und Ehrbarkeit, von Frömmigkeit und guter Sitte. Vom Bundesrat aus hat für die Sache plädiert Häberlin. Das ist nun besonders interessant. Dieser Mann, der durch seine Lex Häberlin der guten Freiheit unseres Landes einen Schlag versetzen wollte, und der nun diese Lex Häberlin stückweise anderwärts unterbringen konnte (weil der heutige Schweizer sich nur noch über Geld, Sport und Persönliches aufregt!), der ist nun auf einmal für diese Freiheit, die schlechte Freiheit. Aber ist das eigentlich zum verwundern? Das passt gut zusammen. Auch Bundesrat Scheurer wahrt offenbar so die ‚Ehre und Unabhängigkeit des Landes!“ Aber unter den Befürwortern, ja den Rufern im Streit dafür, waren auch ein paar Sozialisten. Deren Namen gehörten an einen sozialistischen Pranger. Interessant ist, dass unter den dafür Stimmenden auch Grimm war, der oberste Wächter über unsere sozialistische Reinheit, nebst seinen Getreuesten. Und dabei weiss er ja, welch eine Rolle der „rollende Rubel“ in der ganzen Kampagne der Initianten spielt. Gottlob darf man berichten, dass einige der besten Führer die wertvollsten Reden gegen die Initiative gehalten haben und dass die Sozialdemokratie mit 22 Nein wenigstens prozentual am stärksten an der ablehnenden Minderheit beteiligt war. Unter der Arbeiterschaft selbst ist das Verhältnis noch ganz ungleich günstiger [1]), und in bezug auf das Ergebnis der Volksabstimmung bin ich ganz ruhig.

„Was wirtschaftlich gedacht ist, das ist auch patriotisch gedacht.“

Alles hat sein Gutes. Jenes Wort, von dem Hauptvorkämpfer der Initian-

[1]) Die jurassische Sozialistenkonferenz z. B. hat fast einstimmig gegen die Initiative Stellung genommen.

ten, einem unserer Oberreaktionäre, an jener Berner Versammlung gesprochen, ist eine wahre Perle. Es ist, anders gesagt, ein Fenster, durch das nun jedermann in das patriotische Herz dieser Stützen des Vaterlandes blicken kann. Als Studenten sangen wir: Ubi bene, ibi patria — und es war uns Spass; diesen Patrioten aber ists ernst damit. Wo der Geldsack steht, da ist ihr Vaterland. Und dann das Maschinengewehr daneben!

So zeigt der Patriotismus, wie ein gewisser Sozialismus, Freisinn (Neue Zürcher Zeitung), Konservatismus (Brügger, de Muralt), Katholizismus (Walter, Baumberger) sein wahres Gesicht. Man muss sich das merken.

Kirchliches.

Der Vatikan verhandelt mit dem Faschismus über die ganze oder teilweise Wiedergewinnung des Kirchenstaates. Diese Ausnützung des Faschismus („merkantilistisches Verfahren" hat ein echter Priester sie genannt) wird die katholische Kirche noch teuer bezahlen müssen.

Die anglikanische Kirche wird durch einen Streit um die Revision ihres Prayer-Books (ihre alte Kirchen- und Hausliturgien) und durch einen über die Entwicklungslehre, den ein Kanon Barnes heraufbeschworen, stark bewegt. Ob es nicht Wichtigeres gäbe?

Die ganze kirchlich-theologische Welt der Schweiz wurde lange durch die Berufung von Karl Barth nach Bern bewegt, die zuletzt durch Barths Ablehnung dahinfiel. Ich bin, weil ich die Angelegenheit nicht nach allen Seiten kenne und auch aus andern Gründen nicht berufen, mich darüber auszusprechen. Nur das eine will ich hervorheben: dass in dem Kampf um Barth die Frage, ob er dem Staat gefährlich sei oder nicht, deutlich eine Hauptrolle, wenn nicht gar die Hauptrolle spielte. Namentlich empfahl sich, wie es scheint, der „Freisinn" als zuverlässige Stütze des Staates. In einem „freisinnigen" Organ der Ostschweiz sah sich einer (Ehre sei dem Edlen!) veranlasst, zur Ehrenrettung „Barths" zu versichern, dass er nicht wie Ragaz die soziale Seite des Evangeliums betone. Ja, es ist schon eine grosse Schande, wenn einer, wie ich, betont hat und betont, dass zu Gott und der Seele auch der Bruder gehöre. Ihr armseligen Nutzniesser der kurzen dunklen Weltstunde der Reaktion, es wird eine Zeit kommen, die solche „Ehrenrettungen" nicht hoch honoriert. Vielleicht wäre gut gewesen, wenn Barth in die Schweiz gekommen und diese Luft geatmet hätte, er hätte dann vielleicht überlegt, ob er eigentlich seine Waffen gegen die rechte Seite gewendet habe.

9. Dezember.

Zwei neue Dienstverweigerer. 1. Mittwoch, 30. November, stand Hans Meier, Zürich, vor Militärgericht. Er war anfangs November nicht in den Wiederholungskurs der Fest. Batterie 12 eingerückt und hatte sich nun für diese Dienstverweigerung zu verantworten.

Klar und einfach setzte der „Angeklagte" seine Gründe auseinander; er hatte darauf verzichtet, einen Gesinnungsfreund mit der Verteidigung zu betrauen und begnügte sich damit, in den Antworten auf die Fragen des Grossrichters seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, dass Krieg und Kriegsrüstung verwerflich seien, dass die Kriegsvorbereitungen Gefahr und nicht Schutz für unser Land bedeuten, und dass ein Christ und Sozialist sich an solchen Vorbereitungen nicht mehr beteiligen könne. Sehr stark betonte er auch seine Bereitwilligkeit, dem Lande seine Kräfte in einer andern Weise zur Verfügung zu stellen. Er wies darauf hin, dass er an den freiwilligen Zivildiensten von Almens und Feldis teilgenommen habe und sich gern auch dem Staat selbst für irgend eine aufbauende Arbeit zur Verfügung stellen würde. Im übrigen bat er nicht um Straferlass oder besondere Milde des Urteils, sondern war stillschweigend bereit, sich nicht nur den allgemeinen Gesetzen des Landes, sondern auch der besondern Auslegung dieser Gesetze durch sein Richterkollegium zu unterziehen. Das hinderte aber den Gross-

richter nicht, mit Entrüstung darauf anzuspielen, dass diese Leute zwar gerne das Brot des Staates ässen (Hans Meier hat eine Assistentenstelle an der technischen Hochschule inne, die ihm die glänzende Besoldung von 310 Franken monatlich einträgt), dass sie sich aber deswegen nicht verpflichtet fühlten, auch den Gesetzen des Landes Folge zu leisten.

Festzustellen ist bei diesem Anlasse auch noch, dass der Auditor den Angeklagten ausdrücklich darauf aufmerksam machte, es stünden dem Schweizerbürger ja legale Mittel zur Verfügung, durch die er die ihm nicht passenden Verfassungsartikel und Gesetze abändern könne. Freilich, wie der Herr Auditor sich die Vorbereitung auf eine solche Verfassungsänderung oder Gesetzesinitiative vorstellt, war nicht ganz klar, da er zu gleicher Zeit mit sichtlichem Abscheu von den Volksverführern redete, die sogar sich nicht scheuten, in öffentlichen Versammlungen für ihre Abrüstungsideen zu werben. Ob man Verfassungsänderungen und Gesetzesinitiativen zustande bringen solle, ohne über die ihnen zu Grunde liegende Idee zu reden und zu schreiben, oder ob nach der Meinung des Herrn Auditors im Staatsleben Ideen überhaupt unstatthaft seien, darüber wurde man nicht aufgeklärt.

Sicher ist, dass an Hans Meier ein „Exempel statuiert" und er zu drei Monaten Gefängnis und einem Jahr Einstellung in den bürgerlichen Ehren verurteilt wurde. Seine akademische Bildung wurde ihm als erschwerender Umstand angerechnet; sie hätte ihn offenbar vor solchen Irrwegen bewahren sollen. Wir andern wollen es ihm anrechnen, dass er trotz seiner akademischen Bildung den Mut gefunden hat, diesen Irrweg" zu beschreiten, der sich ganz sicher als ein „Zukunftsweg" erweisen wird. Clara Ragaz.

2. Zum zweitenmal innert wenig mehr denn Jahresfrist stand am 7. Dezember in Chur Sanitätssoldat Andreas Martig vor dem Divisionsgericht und zum zweitenmal wurde er zu drei Monaten Gefängnis und einjähriger Einstellung in den bürgerlichen Ehren und Rechten verurteilt.

Der Fall lag, wie Richter und Ankläger betonten, äusserst einfach, da der Angeklagte ohne weiteres zugab, vorsätzlich nicht in den Dienst eingerückt zu sein und in einer schriftlichen Eingabe auseinandergesetzt hatte, warum es ihm, nach den erschütternden Erfahrungen des Weltkrieges, unmöglich sei, je wieder Militärdienst in irgend einer Form zu leisten. Sein Verteidiger, Herr Pfarrer Gerber, war sich denn auch von vornherein vollkommen bewusst, dass die Richter von ihrem Standpunkt aus zu einem Freispruch nicht kommen können. Er plädierte deshalb nur für Anwendung eines gelinden Strafmasses, während der Auditor im Gegenteil eine Strafverschärfung wegen Rückfälligkeit beantragte. In massvollen, aber streng logischen Worten wies Pfarrer Gerber nach, dass von einem Rückfall nicht die Rede sein könne, wo der Angeklagte einfach auf seinem ihm durch das Gewissen gebotenen Standpunkt verharre. Gerade die Wiederholung des „Deliktes" nach dreimonatiger Einkerkerung mit gemeinen Verbrechern ist ihm ein Beweis dafür, dass es sich um keine vorübergehende Verirrung und keine Flausen handelt, sondern um eine aus tiefer Gewissensnot herausgewachsene fest verwurzelte Ueberzeugung.

Unterstützt durch eine Eingabe massgebender Persönlichkeiten aus Basel, tritt der Verteidiger warm dafür ein, dass diesmal von einer Einstellung in den bürgerlichen Ehren und Rechten abgesehen werde. Liegt doch die diese Strafverschärfung allein rechtfertigende ehrlose Gesinnung auch nach der Auffassung der Richter nicht vor. Und dass Martig bereit ist, der Allgemeinheit in anderer, ihm nicht durch sein Gewissen verbotenen Weise, zu dienen, hat er durch zweimaligen, strengen Zivildienst (in Someo und Feldis) bewiesen. Ist es nicht ein Widersinn, einen Mann, der sich aus den edelsten Motiven weigert, auf Staatsgebot zu töten und zu zerstören, an der Erfüllung seiner friedlichen Bürgerpflichten zu hindern und ihm die Ausübung seines Berufes als Lehrer zu erschweren, während Steuerdefrau-

danten, die aus schnöder Habgier dem Staate vorenthalten, was des Staates ist, selbst wenn sie ertappt werden, nur eine Geldbusse zu gewärtigen haben, aber im vollen Besitz ihrer bürgerlichen Ehren und Rechte bleiben?

An konkreten Beispielen wies Pfarrer Gerber nach, dass Gesetz und Praxis den Richtern gestatten, ein viel milderes Urteil zu fällen, als das erste Mal. Auch dürfen und wollen wir uns nicht der Illusion hingeben, als ob unsere Staatsverfassung gleich einem ehernen Blocke daliege, an dem kein Mensch je ungestraft zu rütteln gewagt habe. Ist doch z. B. die Verschleppung der Abstimmung über die Branntwein-Initiative eine offensichtliche und ungeahndete Verfassungs-Verletzung.

Eine Strafe hält der Verteidiger selber für angezeigt: die sofortige Ausstossung aus der Armee, die bei Offizieren ohne weiteres erfolgt und dem grausamen Spiel der immer wiederholten Aufgebote, Verweigerungen und Verurteilungen mit einem Male ein Ende macht.

Wie aus dem Urteil hervorgeht, hatte die stellenweise wahrhaft ergreifende Verteidigungsrede keinen andern sichtbaren Erfolg, als dass wenigstens von einer Strafverschärfung abgesehen wurde. Obschon der Auditor sich ausdrücklich dagegen verwahrte, als ob nur die Pazifisten den Frieden und die Militaristen den Krieg wollten, hatte man doch den Eindruck, dass sich da zwei Welten gegenüberstehen, zwischen denen eine innere Verbindung herzustellen schwer, wenn nicht unmöglich sei.

Mir persönlich ist es noch selten so klar zum Bewusstsein gekommen, wie bei der Gerichtsverhandlung vom 7. Dezember, dass man im Unterliegen Sieger bleiben und den Endsieg der guten Sache vorbereiten könne, und ich bedaure nur, die starken Eindrücke, die ich empfangen, nicht besser und kraftvoller wiedergeben zu können. Möchten wir alle, die wir nicht berufen sind, in gleicher Weise wie der Angeklagte und sein Verteidiger öffentlich Zeugnis abzulegen, den Glauben, dass das letzte Wort nicht Gewalt und Krieg, sondern Liebe und Frieden sei, doch auch irgendwie in unserem Leben zum Ausdruck bringen dürfen! E. N.

Erwerbsbetriebe der Stiftung Albisbrunn. Metallwerkstatt. „Die Erwerbsbetriebe haben den Zweck, durch handwerklichen oder industriellen Erwerb das Landerziehungsheim Albisbrunn zu unterstützen." Das Heim nimmt schwererziehbare Knaben, welche körperlich oder seelisch irgendwelche Entwicklungsstörungen zu tragen haben, bei sich auf, versucht sie zu erziehen, prüft sie auf ihre Berufseignungen und trachtet, mit ihnen eine Berufslehre zu beginnen.

Die Erwerbsschlosserei stellt handwerklich und maschinell Erzeugnisse her, die im Haushalte und bei Bauten gebraucht werden. Sie ist bestrebt, einfache und schöne Geschenksachen ins Volk zu bringen. Die im Katalog erwähnten Gegenstände sind ein Teil unserer Erzeugnisse. Auch sind wir gerne bereit, nach fremden und eigenen Entwürfen, alle vorkommenden Kunst- und Bauschlosserarbeiten auszuführen."

Diese Worte stehen auf der ersten Seite von unserem Katalog der Metallwerkstatt, den wir in den letzten Tagen an den Abenden machten, um ihn den Freunden im Lande herum vor Weihnachten noch zusenden zu können. Nun las ich in der letzten Woche im „Zürcher Volksrecht" einen Protest-Aufruf, indem sich der schweizerische Schriftstellerverein beschwert, dass in den Textteilen unserer Zeitungen mehr und mehr Reklameartikel von Geschäftshäusern den Lesern vorgesetzt werden. Und nun wage ich es doch, in den „Neuen Wegen" von unserem „Geschäft" zu reden.

Wir wissen, dass wir Handwerks- und Geistesarbeit, und zwar jede Stunde unseres Schaffens in den Dienst der helfenden Liebe stellen müssen, wenn wir gegen so viel Seelenlosigkeit unserer jetzigen Zeit ankämpfen wollen. Darum verstehen wir Dr. Hanselmann, den Leiter des Landerziehungsheim Albisbrunn, wenn er für den Albisbrunn Erwerbsbetriebe errichten will,

in denen auch einfachen Arbeitern die Möglichkeit gegeben ist, mitzuhelfen, das Erziehungsheim wirtschaftlich zu stützen. Wir sehen darin einen Weg, auch andern sozialen Werken wirtschaftlich zu helfen. Im Mittelalter gab es eine Zeit, in der einfache Handwerksleute herrliche Gotteshäuser und öffentliche Bauten geschaffen haben, ohne dadurch reich werden zu wollen. Sie arbeiteten für die Gemeinschaft in ihrem Glauben an Gott. Auch unserer Zeit tut solcher Geist not, wenn die Liebe wieder Raum haben soll überall dort, wo Menschen beieinander sind.

Noch eine zweite Erwägung führte uns zum Gedanken der Erwerbsbetriebe. In jeder rechten Familie helfen Mutter und Vater die Kinder zu erziehen. Die Mutter mehr als Erziehende daheim, der Vater als Erwerbender die Möglichkeit hiezu schaffend. Auf dieser Grundlage muss auch ein Erziehungsheim stehen, wenn es einigermassen die rechte Familie ersetzen will, d. h. Erziehende und Erwerbende müssen in enger Beziehung zu einander sein. Die restlose Hingabe der Erzieher muss sich getragen wissen vom Bewusstsein, dass der Erwerbende in seiner Alltagsarbeit die Grundsätze der Erziehung anerkennt. Dieses fordert, dass er überall, wo er mit Menschen in seiner Erwerbsarbeit zusammenlebt kämpft um die Menschlichkeit, die wir in der Erziehung als selbstverständlich verlangen. Wir sind uns der Grösse dieser Forderung bewusst, aber wir glauben an die Möglichkeit ihrer Erfüllung. Wir leiden unter den Gegensätzen, in die die Menschen verstrickt sind und wir glauben, dass wir sittliche Forderungen und Alltag in Einklang bringen müssen.

Aus diesen Erwägungen haben wir unsern Betrieb begonnen. Schon der Anfang hat uns gezeigt, dass Bereitschaft für unser Werk in den Menschen liegt. Jetzt suchen wir diese Bereitschaft zu einer Konsumtionsgemeinschaft zusammenzufassen, die imstande ist, eine Werkgemeinde aufzubauen. Wir gedenken mit unserm Erwerbsbetrieb im kommenden Jahr nach Zürich zu übersiedeln, um unsere Ideen mitten ins werktätige Leben zu stellen.

Hans Anderfuhren.

Von Büchern

Friede auf Erden.

1. Der Helfer.

Schon lange hätten wir davon reden sollen. Denn er ist ein Ereignis: „Der Helfer" von Adrian von Arx.[1]) Als ich seinerzeit das Manuskript dieses „Spiels", das mir im Einverständnis mit dem Verfasser von befreundeter Hand anvertraut worden war, gelesen hatte, da war ich zuletzt völlig überwältigt: ein Erlebnis für mich, ein Ereignis für uns alle, besonders für uns Schweizer. Endlich kommt es endlich reden die Dichter von dem, was jetzt gesagt werden muss, reden auf der Bühne, reden auf dem Markte von den grossen Dingen unserer Zeit, von ihrem grossen Kampf, reden von Krieg und Frieden, reden eines Tages wohl auch von dem andern, was uns bewegt. Sie reden immer deutlicher, immer zahlreicher, Romain Rolland hat geredet, Bernhard Shaw hat geredet, Ernst Toller hat geredet, und viele andere mit ihnen. Bei uns in der Schweiz hat Felix Möschlin geredet, in seiner „Revolution des Herzens" — ich habe jetzt nur die Dramatiker im Auge, sonst wären ja noch viele zu nennen, bei uns vor

[1]) Adrian von Arx: „Der Helfer". Ein Spiel von Krieg und Frieden in vier Akten, Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien.

allem Adolf Maurer mit seinen Gedichten und seiner „Stillen Revolution".[1]) Aber ohne den andern etwas abziehen zu wollen, muss ich gestehen, dass mir das „Spiel" von Adrian von Arx das mächtigste Wort von Krieg und Frieden zu sein scheint, das bei uns in der Schweiz ein Dichter der neuesten Zeit gesprochen hat.

Merkwürdig! Vor ein paar Jahren mussten wir von dem Aarauer Festspiel des Cäsar von Arx reden, das von der Verherrlichung von Blut und Gewalt erfüllt war — „Die Schweizer" hiess es, „Auge um Auge, Zahn um Zahn" war seine Losung — und heute geht aus der gleichen Familie ein Werk hervor, das hier mit dem Ton seiner gewaltigen Glocke Christus als den Friedensfürsten preist und die Bergpredigt zum Gesetz der Völker macht. Das Wunder ist immer möglich. Und es erscheint umso grösser, als der Verfasser ein schweizerischer Nationalrat ist. Da dürfen wir nicht verzagen. Sie kommt doch, sie kommt mit Macht und Wucht; sie naht, die Zeit der grossen Wende, des grossen Aufbruchs.

Das Spiel vom „Helfer" ist nicht realistisch im älteren Sinne, sondern symbolistisch, wenn man will expressionistisch gestaltet. Die Personen sind, wie die Handlungen, Symbole, typische Verkörperungen von Mächten und Tatsachen. Sie leiten über Krieg und Frieden zu dem Einen hin, der als der „Helfer" zuletzt gewaltig auf den Plan tritt. Am Eingang steht, sehr wirksam, der Totengräber, Meister Thomas mit seinem blinden Gehilfen Tobias und schaufelt Gräber. Er hat ja vieles zu begraben: nicht nur die Menschen, sondern auch eine ganze „Kultur" und das „Christentum" dazu. Er ist Diener des T o d e s. Meister Thomas ist, seinem Namen getreu, der Zweifler — und zwar ist er Zweifler an d e r Religion, wie sie durch den Krieg beleuchtet wird, den Krieg stützt und verherrlicht. Tobias, der Blinde, stellt seinerseits diese Religion dar, und zwar in jener pietistisch-eschatalogischen Form, die den Krieg durch die Berufung auf Matthäus 24 und die Offenbarung Johannis erklärt und damit Gott „rechtfertigt". Zu ihnen gesellen sich der Amtmann und der Schreiber, die bedenkliche Lage des Landes besprechend, aber auf den „glorreichen Herrscher" vertrauend, die wuchernden Handelsmänner, von ihrem und ihrer Sippe Treiben zeugend, die Stadtdiener, die das Gleiche auf ihre Weise tun; als Gegenbild dazu die Frauen, die um ihre Söhne und Gatten jammern, ein Ausreisser, von Soldaten gepackt und von Frau und Kindern umjammert, der in einem der ausgeschaufelten Gräber Schutz suchen möchte, der Invalide Konrad mit Stelzfuss und Orgelkasten, der „Held", der nun betteln muss und dazu singt:

Herr Vater, Frau Mutter, nun heisst es Ade,
In das Feld, in das Feld muss die ganze Armee,
Grenadier', Kanoniere sind alle dabei;
Dazu noch die stolze Reiterei.
Kamraden, Kamraden, seid munter und lacht:
Mit Kanonen und Kartätschen in die Schlacht, Schlacht, Schlacht!

In sein Horn, in sein Horn der Trompeter bläst,
Auf die Feinde zu stürmen, das ist das Best'.
Wenn die Trommel erschallt, gibt es keine Ruh',
Und die Kugel, die pfeift, die pfeift dazu.
Kamraden, Kamraden, seid munter und lacht:
Mit Kanonen und Kartätschen in die Schlacht, Schlacht, Schlacht!

[1]) Erwähnenswert ist auch das Spiel „D i e B r ü d e r" von H e i n r i c h W a l d v o g e l, das diesen Sommer und Herbst in Eglisau im Freien aufgeführt wurde und stark kriegsgegnerisch ist. Doch auch ein Zeichen.

Im Felde, im Feld Mancher liegen kann,
Wohl tausend, wohl hunderttausend Mann.
Wen des Feindes. des Feindes Kugel traf,
Der liegt und träumet den ewigen Schlaf.
Kamraden, Kamraden, seid munter und lacht:
Mit Kanonen und Kartätschen in die Schlacht, Schlacht, Schlacht!

Weine nicht, weine nicht, schönes Mägdelein,
Zieht ins Feld, zieht ins Feld der Liebste dein,
Nach dem Krieg, wenn er heimkehrt ins Vaterland,
Reicht er dir, reicht er dir als Sieger die Hand.
Kamraden, Kamraden, seid munter und lacht:
Mit Kanonen und Kartätschen in die Schlacht, Schlacht, Schlacht!

Aber schon taucht aus all der Not die Verheissung auf, der Hinweis auf den Helfer. Simon — so muss ja der Träger der Hoffnung heissen — tritt auf mit Maria, seiner Enkelin. Simon, zugleich der Vertreter des Alters, Maria die Vertreterin der Jugend, Maria, die Jungfrau, in deren Namen schon eine andere Welt aufleuchtet, als die des Krieges das ist ja die Güte, die Christus empfängt, Christus gebiert. Die Zwei sind Pfleger; sie weisen auf den „Helfer" hin, der draussen im Felde umgeht, zunächst auch als der barmherzige Pfleger. Inzwischen kommen die Arbeiter der Geschützgiesserei und holen die Glocken vom Turme, dass sie Kanonen werden. „Sie würden, wenn sie könnten, auch den lieben Gott vom Himmel holen und ihm eine Sturmhaube aufsetzen" sagt Meister Thomas. Der blinde Tobias aber hat nun genug er will mit Simon und Maria ziehen, dorthin, wo mitten in Mord und Grauen der „Helfer" waltet.

Und nun erweitert sich die Szene. Wir sind in der „grossen Stadt", im Hof der Geschützwerkstätte. Wieder treten Frauen auf, reden von ihrer grossen Not, reden auch von den grossen Geschützen, die helfen werden, den Krieg bald siegreich zu beendigen. Das soziale Problem, von der Kriegsflamme blutig beleuchtet, entfaltet sich in allerlei Bildern. Aus ihnen erhebt sich die, neben dem „Helfer" selbst, eigenartigste symbolische Gestalt des „Spiels". Exzellenz Hein, der Tod — wie schon der Name sagt — er, der die grossen Geschütze giesst und auch die Giftgasbombe mit dem Kreuz darauf findet, er, der alles Raffinement der Wissenschaft und Technik, alle eiserne Willenskraft und Glut der Leidenschaft an den einen Zweck setzt: Sieg und damit Ruhm, Gold und Weltmacht zu gewinnen — durch Ozeane von Blut hindurch — und der eben doch der Tod ist. Gegen ihn erheben sich die Arbeiter. Sie treten auf mit dem „Lied der Armen".

Wir sind die Armen, müd und beschwert
Wir haben nicht Heimat, wir haben nicht Herd.
Wir schreiten gedrängt im Dunkel einher.
Kein Flecken Erde, der unser wär'.

Wir sind die Armen, verschlissen das Kleid.
Auf unserem Rücken wir tragen das Leid.
Wir erben den Mangel an Weib und Kind
Und unsere Namen verweht der Wind.

Wir sind die Armen, die Stirnen verhärmt.
Wir haben kein Feuer, das uns wärmt.
Wir haben nicht Herd, wir haben nicht Haus.
Wir sind die Armen. Man schloss uns aus.

Wir sind die Armen. Es kommt ein Tag,
Da richten wir knirschend uns auf zum Schlag.
Wir sind die Armen. Ihr höret uns nicht.
Im Brechen der Ketten wir halten Gericht.

Aus ihrer Verzweiflung erhebt sich aufs neue der „Helfer", erhebt sich ein Glaube, der auf ihn hinweist. „Ich stand im Felde," sagt einer von ihnen, „und bin euer Arbeitsgenosse. Aber ich bin nicht euer Genosse in der Verzagtheit. Was suchet ihr das Licht, wo die Finsternis ist? Aus der Finsternis kam der Krieg. Und aus der Finsternis stammt jegliche Gewalt. Niemals wird, wer der Gewalt anhängt, das Licht der Freiheit schauen. Schwört darum zuerst ab aller Gewalt." Aber noch ist der Zweifel an eine durch die „Pfaffen" entweihte Religion zu stark. Vorüberziehende Deportierte aus Feindesland erwecken doch auch in diesen Zweiflern das Bewusstsein, dass schliesslich Freund und Feind Menschen und Brüder sind. Darum wirken schon stärker die Worte: „Der Krieg ist das Böse. Wie anders aber könnt ihr das Böse überwinden, denn mit dem Guten? . . . Das Gute aber, das ist der Wille Gottes, den wir erkennen, aus dem Evangelium Jesu Christi." Und nun erhebt sich die Gestalt des Schmiedemeisters Sahli, des „Muckers", der einst zum Schlag der Schmiedehämmer Psalmen singen liess und gegen die Arbeiter war. Der hat nun im Krieg sich geändert. Er weiss jetzt, wo Christus zu suchen ist. Zu den Arbeitern spricht er: „Aus euren Händen kommen die Gewehre und die Geschütze, die Kugeln und die Granaten. Aus ist der Krieg und abgetan, wenn eure Hände aufhören Gewehre und Geschütze, Kugeln und Granaten herzustellen." „Wider Gottes Gesetz ist der Mord, wider Gottes Gesetz ist der Krieg. Wider Gottes Gesetz ist die Rüstung zum Kriege . . . Wenn wir nicht mehr tun, was wider das Gesetz Gottes geht, dann wird die Wahrheit uns frei machen." Er führt die Arbeiter vor Erzellenz Hein und fällt durch die Kugeln der von diesem aufgebotenen „Polizeiwache". Um ihn aber brandet der Aufruhr empor.

Er brandet an die Grossen hinauf die über Krieg und Frieden entscheiden. Der Fürstkanzler hält Rat. Seine Gattin, die ihren Sohn verloren, ist als Wiederholung der Maria im Alter der Jungfrau, auf der Stufe der Lebensreife und als Gattin und Mutter; sie ist die Verreterin aller Mütter und ihres Mutterschmerzes. Sie fleht (später) zu dem Bild der höchsten Mutter, der Mutter der Mütter.

„Von der Grausamkeit der Menschen flüchte ich mich zu dir, Maria, heilige Mutter, der sie auch den Sohn getötet haben. Du kannst das Leid ermessen, das über meine Seele gekommen ist. Denn du hast die Schmerzen durchgelitten, die nun mein Mutterherz erleidet . . . Einer Mutter den einzigen Sohn töten, den geliebten Körper mit Schwertern durchbohren, mit Kugeln durchschlagen, das brennt, das wühlt . . . Sieben Wunden hatte dein Sohn, sieben Wunden von rohen Kriegsknechten ihm zugefügt. Mit sieben Wunden hatten sie auch dich getroffen, und das Blut, das am Kreuzesstamme niederrann, floss auch aus deinem Herzen. — Maria, heilige Mutter, hast du Linderung für den Schmerz, der mein Mutterherz durchwühlt?

Einer Mutter den einzigen Sohn töten! Mir haben sie den Sohn im Krieg gemordet, und ich weiss nicht, mit wie viel Wunden ihm der zarte Leib zerrissen wurde. Ich konnte nicht dabei sein, als die Pein des Sterbens durch seinen Leib ging . . . Ueber jeden kleinen Schmerz, den er einst litt, hatte ich mich geneigt, von Kindstagen auf. Aber ich konnte ihm nicht beistehen, als er sich in der Not des Todes wand. Ich konnte nicht den Schweiss von seiner Stirn wischen. Keine Antwort ward ihm zuteil, als er in der schwersten Qual nach seiner Mutter rief. Ich konnte nicht seiner brechenden Augen aufnehmen. Ich konnte nicht hören, dass von seinen Lippen kam: Es ist vollbracht. — Ich konnte den toten Leib nicht in weiche Linnen hüllen. Ich konnte ihn nicht zu Grabe legen. O Grauen, ich weiss nicht, ob er ein Grab gefunden hat! Maria, heilige Mutter, wie bitter ist das Leid, das die Mütter heute tragen!

Maria, heilige Mutter! Als dein Sohn den Kreuzestod erlitt, da wusstest du, dass es für die Erlösung der Menschheit geschah. Um die Menschheit zu erlösen, ist er gestorben. Mein Sohn aber wurde getötet, als er die

Waffe in der Hand trug. Von seinem Sterben konnte kein Heil ausgehen. Sein Blut ist umsonst geflossen. Sein Todesschrei verhallte in einer Nacht, durch die kein Lichtstrahl dringt . . . Maria, heilige Mutter, bitte für mich! Nie kann ich aufhören, an den Todeswunden meines Sohnes zu leiden."

Zum Rat erscheint auch der „Oberste Kirchenrat", der Vertreter der Kriegstheologie, die im Christentum nicht anders ist, als sie in allen alten Heidentümern und Molochsdiensten war. Er ist der sichere Verbündete von Exzellenz Hein, der ihn dafür — verachtet! Ihm gegenüber ist der Generalfeldzeugmeister für den Frieden. Für den Frieden ist auch der Fürstkanzler, ist die Vertretung des Landes, aber Greyf von der Walstatt, der „Vertreter der alten Geschlechter", der Oberste Kirchenrat und Exzellenz Hein sind gegen ihn. Und nun dringt der Aufruhr in die Sitzung herein. Die Soldaten eines ganzen Regimentes meutern und einer überbringt ihren Beschluss.

„In dieser Zeit, da kein Ding zusammenhält, haben wir Soldaten eines ganzen Regimentes zu eignem Rat uns versammelt, und was wir als wahr befunden, in drei Artikeln aufgesetzt.

Zum ersten sind wir, da alle menschliche Weisheit sich als schwach erwiesen, übereingekommen, fürderhin unser Tun und Lassen allein zu richten nach dem Evangelium Christi. Denn die Weisheit der Welt ist Torheit bei Gott, und es gibt keinen anderen Grund, als der gelegt wurde durch Jesum Christum.

Zum andern ist uns durch die Gnade Christi kund, was er gelehrt hat, als er auf dem Berge stand. Wir haben nicht zu handeln nach dem Gesetze, das da lautet: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Sondern wir haben zu handeln nach den Worten Jesu Christi: Ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben. Ihr sollt die Feinde lieben. Ihr sollt das Böse mit dem Guten vergelten. Dieses hat Christus gelehrt. Wer will die Lehre Christi tadeln?

Zum dritten haben wir Soldaten eines ganzen Regiments, einig geworden in der Treue zu Jesu Christo, auf dem Platze, da wir den Eid auf die Fahne tun sollten, unsere Gewehre zusammengestellt. Wir sind unwissend über Ursprung und Ziel dieses Krieges. Aber das wissen wir, dass man uns auf die Fahne will schwören lassen, gegen Christi Gebot zu handeln. Wir sollen das Blut von Menschen vergiessen, die mit uns Kinder eines Vaters sind. Wer aber könnte das Blut von unseren Händen tilgen, wenn wir vor den Stuhl des Allerhöchsten zu treten haben?

Solches ist unsere Meinung und unser Beschluss. Wenn einer dieser Sätze aber als dem Worte Christi nicht gemäss und ziemlich nachgewiesen würde, so wollen wir zur Stunde davon abstehen, sobald man es uns auf Grund der Schrift erklärt."

Jetzt kommen Exzellenz Hein und der Oberste Kirchenrat, verbündet mit Greyf von der Walstatt, obenauf. Es gilt, gegen die Gefahr der Revolution „durchzuhalten". Ein neues, sieghaftes Giftgas wird es tun.

Am Schlusse langen wir auf dem Schlachtfelde an. Ein Verbandsplatz an den Mauern eines zertrümmerten Kirchleins. Auf einer Höhe ragt ein Kreuz aus Holz mit Christus; ein Kreuzesarm ist weggerissen. Es ist erster Frühling. Das Leben will siegen, aber noch herrscht der Tod. Mit dem Dröhnen der Kanonen mischt sich das Jammern der Sterbenden. Aber mitten im Grauen geht der „Helfer" um, nicht zu fassen und zu fangen, die Gemüter aufwiegelnd gegen das Reich der Gewalt: „Auf die Herrschaft der Gewalt folgt das Gottesreich der Friedfertigen. So sagt es uns auch der Helfer. Schon hören wir die Axtschläge des Unsichtbaren, der am Sarge der Gewalt zimmert." Tobias ist durch ihn endlich sehend geworden.

Und dann taucht zuletzt der „Herrscher" auf; man möchte an Kaiser Wilhelm denken, doch ist er für diesen zu gross gedacht. Vor ihn führt man, gefangen und gebunden, den „Helfer". So stehen Cäsar und Christus sich gegenüber. Noch einmal erhebt sich in Cäsar, der mit Exzellenz Hein das

letzte Gespräch geführt hat, der Krieg und preist seine blutige Männlichkeit, seinen Ruhm, sein Heldentum, ohne das die Welt verfaulte; da breitet Christus seine Arme aus und zeigt seine Wundmale. Cäsar taumelt zurück. Draussen aber ereignet sich das grosse Wunder: die „Feinde", übermächtig herandrängend, tragen Friedenspalmen in den Händen und rufen: „Frieden, Frieden auf Erden." Die Osterglocken heben an zu läuten über der erlösten Erde.

Wacht auf, der Ostermorgen kommt,
Streift ab des Grabes Linnen!
Es will dem ganzen Menschenkreis
Ein neuer Tag beginnen.
Der Schmach und Dornen trug,
Der an dem Kreuz gehangen,
Er ist aus Grabesnacht
Zum Vater eingegangen.

Für uns litt er des Todes Not,
Vom Uebel uns zu scheiden.
O dunkles Grab bei Golgatha,
Geheimnis aller Leiden!
Den Tod er überwand
Mit seines Blutes Siegel.
Die Liebe Christi sprengt
Auch unseres Grabes Riegel.

Aus Christi Wunden ist das Heil
Den Sterblichen ersprossen.
Das Blut, das von dem Kreuze rann,
Es ist für uns geflossen.
Dein sind wir, Jesus Christ.
Nimm unsern Lieb zu eigen
Und lass durch deine Kraft
In Gottes Licht uns steigen!

Das ist das „Spiel von Krieg und Frieden". Ich zögere nicht, es grossartig zu nennen. Gewiss, es ist noch nicht die Genialität Bernhard Shaws, der mächtige Flügelschlag Schillers oder gar Shakespeares Schöpfergewalt. Vielleicht wird der Dichter in seinem Schaffen noch wachsen, ja gewiss wird er es. Ein Literaturkritiker hätte wohl allerlei auszusetzen. Aber es ist etwas Grosses, Ernstes, Mächtiges darin. Der Symbolismus hat nichts Verzerrtes, das Absurde Suchendes, die Gestalten sind einfach und edel, die Sprache ebenso. Wenn das, was darin liegt, durch eine überlegene Aufführung so recht hervorgehoben würde, müsste es gewaltig die Herzen ergreifen. Tut es das doch schon beim Lesen. Vor allem aber: es ist ein mächtiges Zeugnis von Christus, dem Helfer unserer armen Welt, dem Auferstandenen und Kommenden, aus dem Munde eines „Laien" und Politikers — auch ein Zeichen!

2. Abrüstung als Christenpflicht.

Auf den Dichter folgt der Theologe. Widerlegt jener Krieg und Kriegstheologie poetisch, so dieser biblisch und dogmatisch. Schon lange wäre gut gewesen, wenn wir eine Schrift gehabt hätten, die in deutscher Sprache und mit besonderer Beziehung auf unsere schweizerischen Verhältnisse einmal den Drahtverhau all jener Verteidigungen des Krieges im Namen der Bibel und des Christentums zerstörte, den eine sehr eifrige Theologie geschaffen und zu einem der festesten Bollwerke des Krieges gemacht. Wenn wir andern es unterlassen haben, eine solche Schrift zu schaffen, so war daran nicht nur der Mangel an Zeit schuld, sondern auch eine gewisse Scheu davor, das Problem

auf die unendliche Bank der gelehrten Weitläufigkeit zu schieben. Aber dieses Bedenken, mag es einst auch berechtigt gewesen sein, ist es doch jetzt nicht mehr. Jetzt ist das Problem so lebendig geworden, dass es auch diese Form der Erörterung nicht nur erträgt, sondern sogar dringend fordert. So kommt denn die Schrift von Liechtenhahn[1]) gerade zur rechten Zeit. Und wir dürfen in Dankbarkeit sagen, dass sie ihrem Zwecke auf ausgezeichnete Weise gerecht wird. Der Verfasser ist Theologe von seltener Geschultheit, Fachmann im engeren Sinne in bezug auf die Fragen des Neuen Testamentes, aber auch auf den andern theologischen Gebieten gründlich daheim. Und er ist nicht nur Theologe, sondern steht auch mitten im praktischen Kampf um die Sache, die in dieser Schrift theoretisch behandelt wird.[2]) So verbindet diese mit ausserordentlicher Gediegenheit eine wohltuende Wärme des Herzens, wie sie mit der Ruhe und Mässigung des Urteils die notwendige Schärfe und Entschiedenheit vereinigt. Die biblische und dogmatische Beweisführung hält sich nicht bei einzelnen Stellen oder aus dem Zusammenhang gelösten Problemen auf, sondern geht auf das Ganze und den Kern, sie zeigt die Grundwahrheit der ganzen Bibel, durch welche das Verhältnis von Christentum und Krieg in der Bibel vollkommen klar wird: die Botschaft vom gekommenen und kommenden Reiche Gottes, und widerlegt mit Tiefe und Kraft all die alten und neuen theologischen Verhüllungen und Verbiegungen dieser Grundwahrheit dessen, was man Christentum nennt. Es ist dabei eine richtige Methode, dass der Verfasser sich nicht ausschliesslich auf dem rein theologischen Gebiete bewegt, sondern auch die mehr weltlichen Formen der Abrüstungsfrage behandelt. Denn man kann schliesslich gerade auf dem Boden, auf dem wir stehen, Weltliches und Geistliches nicht trennen. Gerade auch hier ist die Beweisführung ausgezeichnet. Ich weise bloss beispielsweise auf die Erörterung des Problems der „Notwehr" hin. Es entsteht auf diese Weise ein Ganzes: die Abrüstungsfrage wird nach allen Seiten hin (die unwesentliche technische ausgenommen) behandelt, zunächst mit Bezug auf die Schweiz, aber doch so, dass das Gesagte im allgemeinen auf alle Völker zutrifft. Dabei ist bei aller Gründlichkeit und wissenschaftlichen Solidität die Sprache und Gedankenführung ganz einfach, dazu klar und übersichtlich, jedermann durchaus zugänglich.

Wir müssen diese Schrift verbreiten, so gut wir nur können. Eine billigere Ausgabe wird hoffentlich noch kommen. Sie muss besonders in die Hände der kirchlichen und „frommen" Leute. Ganz sicher wird sie der Sache einen grossen Dienst tun. Wie ein militaristisches Christentum das grösste Hindernis für die Ueberwindung des Krieges ist, so ist die Ueberwindung dieses Christentums die wichtigste Vorbedingung des Sieges über den Krieg — wie auch über einiges andere! Es ist Weihnachtswerk.

3. Ein Vorkämpfer.

Zu den Männern, die auf besonders bahnbrechende Weise der Welt Cäsars die Welt Christi entgegenhalten, gehört ohne Zweifel Friedrich Wilhelm Förster. Von ihm sagt etwas paradox Rudolf Schlunk: „Die Anziehungskraft Fr. W. Försters besteht entschieden nicht in seinem Pazifismus, sondern in der Pracht einer christlichen Kriegserscheinung. Als ein christlicher homo bellicosissimus erregt er die Aufmerksamkeit der kirchlichen und politischen Welt. Der kirchlichen, indem er bezeugt, dass die Kirche noch Schwerter schmieden kann, wenn auch keine eisernen; der politischen,

[1]) Rudolf Liechtenhan: Ist Abrüstung Christenpflicht? Buchhandlung Herbert Lang & Co., Bern 1927.

[2]) Er ist auch Präsident des schweizerischen Vereins antimilitaristischer Pfarrer.

indem er bezeugt, dass das geistige Schwert die unbedingte Vorherrschaft vor dem eisernen behauptet — zwei Wahrheiten, die sehr ungewohnt geworden waren."

Dieser Satz steht in einem sehr bedeutsamen Buche. Unser Freund und einstiger Schüler Alfred Dedo Müller hat den Gedanken gehabt, dieses Buch herauszugeben, gleichsam als ein wuchtiges Zeugnis für Förster, den Vielangefochtenen, Vielverleumdeten.[1])

Eine Reihe von hervorragenden deutschen Männern, dazu eine deutsche Frau (ich nenne ausser dem Herausgeber und dem schon erwähnten Rudolf Schlunk bloss noch Eberhard Arnold, Adam Röder und Nikolaus Ehlen) setzen sich in diesem Buche mit Förster, dem Pädagogen, dem Sexualethiker, dem Protestanten und Katholiken (diese paradoxe Formulierung entspricht der Sache!), dem Politiker, dem Soziologen, dem deutschen Bussprediger, auseinander. Sie tun es nicht mit einseitiger Verherrlichung Försters, sparen auch Kritik nicht und ehren ihn so am meisten.[2]) Auch entwickeln sie dabei sehr wertvolle eigene Gedanken über das jeweilen in Betracht kommende Thema, sodass das Ganze eine sehr lebendige und sehr fördernde Illustration und auch selbst ein Stück des Kampfes Christi mit der heutigen Welt wird. Damit reicht das Buch über seinen Anlass und nächsten Zweck weit hinaus und verdient schon dadurch weite Verbreitung.

Einen weiteren Vorzug des Buches dürfen wir darin erblicken, dass es ein deutsches Dokument bildet, ein Dokument des „andern Deutschland", wie es gleichartige wohl nicht viele gibt. Auch dadurch wird es für das Ausland nicht weniger wichtig, als für Deutschland selbst. Das Buch zeigt uns, teilweise auf ergreifende Art, dass es dieses Deutschland gibt und wie es beschaffen ist. Jedenfalls stärkt es uns den Glauben an das deutsche Volk und damit an die bessere Zukunft überhaupt.

Aber mich bewegt dabei doch am meisten der Edelsinn, aus dem das Buch entstanden ist. In dem Mut, sich diesem Manne, der zu den ganz wenigen wahrhaft, nicht nur scheinbar Grossen dieser Zeit gehört, gerade in dem Augenblick an die Seite zu stellen, wo sein Kampf am schwersten und seine Bedrängnis am grössten ist, offenbart sich auf schöne Weise jene deutsche Treue, die vielberufene, oft falsch berufene, die doch keine Fabel ist, die viel missbrauchte, die doch etwas Herrliches ist; es offenbart sich darin eine Tapferkeit und Ritterlichkeit, wie sie leider auf schweizerischem Boden seltene Pflanzen sind. Förster aber, dem Helden, ist diese Huldigung bester deutscher Menschen gerade in dem Augenblick, wo das offizielle Deutschland ihn wegen Landesverrat anklagt, von Herzen zu gönnen. Er ist ein

---

[1]) A. D. Müller: Fr. W. Förster und die Wirklichkeit. Rotapfelverlag, Zürich und Leipzig.

Es sei bei diesem Anlass auch Müllers eigenes Buch: „Religion und Alltag" (Furche-Verlag, Berlin) als bedeutsam wenigstens erwähnt. Eine Besprechung kann leider erst im neuen Jahrgang erfolgen. Es gehört in die ganze Neuerwägung des religiös-sozialen Problems hinein. Für Leser, die gern etwas Tiefgründiges verarbeiten, ist es ein ganz feines Weihnachtsgeschenk.

[2]) Zur Kritik gibt Förster oft Anlass. So muss ich gestehen, dass mir die Art, wie er in der neuesten Nummer der „Menschheit" im Zusammenhang mit der Aktion der Russen in Genf von der Abrüstung überhaupt spricht, sehr leid tut. Wie will Förster die „moralische Abrüstung", von der er spricht, mit der materiellen Aufrüstung verbinden? Und wie will er den Deutschen wegen ihrer Aufrüstung Vorwürfe machen, wenn er eine völlige Abrüstung für unmöglich hält? Es ist sehr schade, dass Förster durch solche falschen Stellungnahmen seine sonst so gute Sache verdirbt.

Kämpfer Christi, und zwar einer für den Frieden, nicht für den Frieden eines utilitarischen und weichlichen Pazifismus, aber für den Frieden im Reiche Christi — pro pace Christi in Regno Christi! L. R.

4. Neue Flugschriften.

Es sind als Separatabdrucke aus den „Neuen Wegen" erschienen: Paul Trautvetter: Unser Glaube an das kommende Reich Gottes, und Leonhard Ragaz: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.

Die beiden Hefte sind vorläufig bei „Arbeit und Bildung", Gartenhofstrasse 7, Zürich, zu beziehen, das erste für 50, das zweite für 80 Rappen. Möchten die Freunde sich ihre weite Verbreitung angelegen sein lassen!

Zum Schluss des Jahrganges.

Ich habe diesmal zum Abschluss des Jahrgangs nicht viel zu sagen, was die Leser sich nicht selbst sagen könnten. Zweierlei wird man wohl von diesem Jahrgang sagen dürfen: einmal, dass eine grosse und ernsthafte Arbeit darin liegt, sodann, dass es uns gelungen ist, auf unserm Wege ein Stück vorwärts zu kommen. Wie die Leser ja wissen, ist es unser Bestreben, nachdem wir früher mehr die Probleme der Verwirklichung (um diesen Ausdruck wieder aufzunehmen) stark in den Vordergrund gerückt und manchmal mit einer gewissen Einseitigkeit die politischen, wirtschaftlichen, kulturellen Aufgaben in das Licht unseres Glaubens und Hoffens gestellt haben — ohne übrigens je das Zentrum aus dem Auge zu verlieren — nun uns immer mehr den „letzten Dingen", d. h. der Welt des Glaubens und Hoffens, auf der ja all unser Tun ruht, zuzuwenden. Dass wir darin im vergangenen Jahre vorwärts gekommen sind, wird man wohl nicht leugnen können. Vier grosse, unter sich eng verbundene Themen haben den Jahrgang beherrscht: Das Reich Gottes, die Nachfolge, das religiös-soziale Problem (hier kommt besonders die Auseinandersetzung mit der „Barthschen Theologie" in Betracht), die Erlösung des Einzelnen. Daneben ist immer wieder der Versuch gemacht worden, die Lage und Bewegung der Welt im Grossen und im Kleinen zu verstehen, wenn möglich darin etwas von den Wegen und Ratschlüssen Gottes zu erkennen, auf das geistige Schaffen der Gegenwart und Vergangenheit ein Licht zu werfen, die Götzen der Zeit zu entlarven und auf den wirklichen Gott hinzuweisen, die Arbeit der Freunde und der bedeutsamen Bewegungen zu verfolgen, während die „Aussprache" über gewisse, viele Menschen besonders bewegende Dinge rüstig weiter gegangen ist. In alledem, meine ich, steckt ein ernstes und arbeitsreiches Bemühen.

Auf diesem Wege gedenken wir fortzufahren. Wir wollen besonders jene Linie, die von der Peripherie ins Zentrum führt, weiter-

führen. Dafür wollen wir nicht ein genaues Programm machen, aber wir sind sicher, dass wir weiter geführt werden. Freilich, so wie wir Menschen halt sind, hören wir nun Klagen, dass wir die sozialen Probleme zu wenig behandelten, nachdem uns früher die entgegengesetzten, wir behandelten die religiösen zu wenig, beständig in den Ohren tönten. Wir können eben nicht alles gleichzeitig tun. Ich meine aber, nachdem wir jenen grossen Vorstoss in die Welt der Politik und Wirtschaft, der sozialen und kulturellen Probleme überhaupt gemacht und sie mit dem Licht unseres Glaubens und Hoffens durchleuchtet haben, — und dies nicht nur durch die „Neuen Wege", sondern auf allerlei Art — sei es jetzt gegeben, uns sozusagen wieder mehr der Innenseite all dieser Aufgaben und Fragen zuzuwenden. Im übrigen wird man auch in diesem Jahrgang Behandlung grundlegender sozialer Probleme nicht vermissen. Ich verrate gern, dass eine Reihe von Arbeiten, die gerade soziale Probleme behandeln, und zwar von einer neuen Seite her, längst der Veröffentlichung harren. Es müssen, sobald als möglich, auch die ethischen und sozial-ethischen wieder mehr dran kommen, besonders auch das furchtbar dringende sexuelle. Ich will auch hinzufügen, dass, soweit der Raum reicht, eine Reihe von grossen Gestalten, die mit dem, was wir wollen, in engem Zusammenhang stehen, vor uns aufleben sollen. Es warten, nachdem Hilty schon drangewesen ist, Aufsätze über Emerson, Kingsley, Rauschenbusch, Blumhardt längst des Druckes.

Nun bin ich doch ins Plaudern gekommen. Es wäre mir eben lieb, wenn ich die Leser immer mehr in eine Arbeitsgemeinschaft ziehen könnte. Davon habe ich schon so oft geredet, dass ich dessen müde bin. Doch bleibt der Wunsch lebendig, und ich darf gestehen, dass er in den letzten Jahren doch manche Erfüllung gefunden hat.

Dass ich mir all der Mängel des getanen Werkes stets schmerzlich bewusst bin, darf man mir glauben. Ich wünschte nicht nur fast jeden Beitrag von mir selber anders, besser, sondern auch die „Neuen Wege" im Ganzen. Sie sind selbstverständlich weit davon entfernt, das zu sein, was mir vorschwebt. Wenige Leser haben wohl eine Ahnung, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Arbeit zu kämpfen hat, wie viel Not und hartes Ringen im Hintergrund steht. Hochwillkommen ist uns jede wirklich helfende Kritik. Leider ist sie sehr selten; viel häufiger ist sie eine kleinliche, unverständliche, lieblose, die nichts fruchtet, bloss Mut und Freude lähmt. Daneben gibt es aber doch auch viel Herzstärkung durch Zeichen, dass die Arbeit nicht umsonst getan wird. Dafür auch an dieser Stelle meinen besondern Dank!

Auch Dank allen Getreuen, aller Nachsicht, aller Hilfe, allem Einstehen. Davon erfahren die „Neuen Wege" doch auch viel, und

in den letzten Jahren wieder mehr als auch schon. Sie haben es auch immerfort nötig. Wenn es auch in der Welt im allgemeinen, und sogar in der Schweiz wieder etwas mehr im Sinne unseres Glaubens und Hoffens vorwärts zu gehen scheint, so bleibt doch unser Kampf schwer. Die Zeit ist auf Macht, Partei, Reklame, Sensation, Schein, Augenblick, ja auch auf den Schwindel eingestellt. Es ist unglaublich, was für Humbug sogar auf dem Gebiete der „religiösen Journalistik" grossen Erfolg haben kann. Eine Zeitschrift, die in alledem ganz „unzeitgemäss" ist, die rücksichtslos nur der Wahrheit dienen will, die von keiner Partei getragen ist und allen leichten Erfolg verschmäht, eine Zeitschrift, die dazu hauptsächlich auf das winzige Gebiet der protestantischen deutschen Schweiz angewiesen ist, wenn sie auch Leser und Leserkreise in aller Welt hat — sie hat natürlich einen harten Stand. Gerade darum, meine ich, sollte sie durch Menschen, die auch, in jenem Sinne, gegen die Zeit sind, die aus Schwindel, Schmutz und Erbärmlichkeit heraus wollen, unterstützt werden. Darauf verlassen wir uns auch künftig. Wir vermeiden alle Reklame. Die „Neuen Wege" müssen durch ihre Freunde und Leser verbreitet werden, unermüdlich, das ganze Jahr. Jede Jahreswende bringt Abfall, der ersetzt und wenn möglich überboten werden muss. Dieser Abfall ist meistens dadurch bedingt, dass diese oder jene Stellungnahme nicht gefallen hat. Da kann ich nur das Eine sagen: Mit äusserster Gewissenhaftigkeit wollen wir immer mehr trachten, in allem nur den Dienst an der Wahrheit zu üben, ohne unlautere Leidenschaft, ohne Voreingenommenheit, in Gerechtigkeit, Herzensweite, Liebe — freilich einer Liebe in Kraft und Wahrheit —, aber auch ohne Menschenfurcht und falsche Rücksicht auf Menschen, im Sinne des Wortes, das ein Grosser, Tapferer und Einsamer gesprochen: „Handle immer so, als ob du mit Gott und deinem Gewissen allein wärest."

Zürich, den 7. Dezember 1927. L. Ragaz.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir bitten unsere Leser recht sehr, dieses Heft eifrig zur Werbung von neuen Abonnenten benutzen zu wollen. Probehefte stehen zur Verfügung. Es ist Zufall, dass diesmal unter den Beiträgen der Redaktor wieder so stark vertreten ist. Das wird im neuen Jahrgang dauernd anders werden; die schon gedruckten, wie die des Druckes harrenden Aufsätze anderer Autoren leisten dafür Bürgschaft.

Und nun alle Segenswünsche für Weihnachten und Neujahr.

GTU Library
3 2400 00334 8947
V.21
1927

Neue Wege

V.21
1927